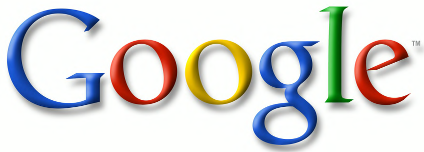




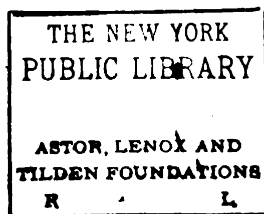
Stanley: Im dunkelsten Afrika.

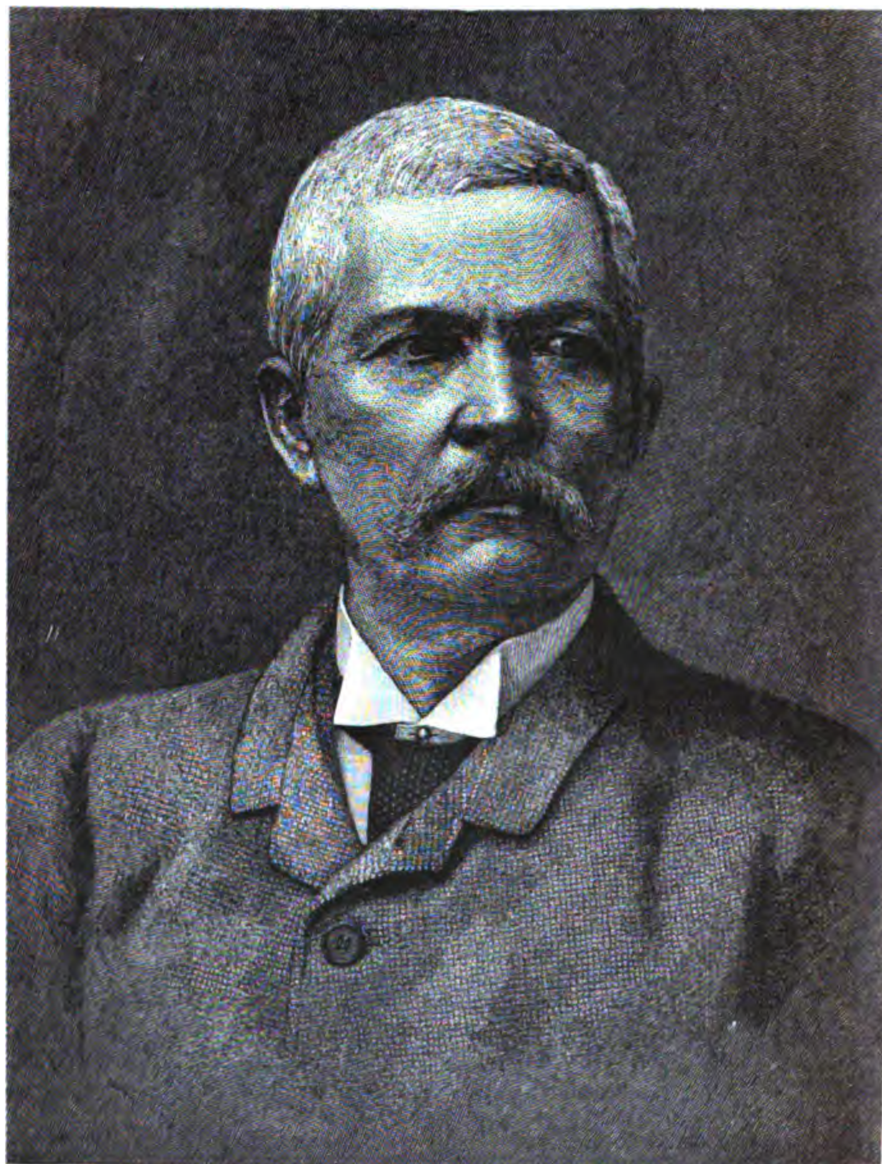
Leipzig: F. A. Brockhaus.





Im dunkelsten Afrika.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L



Henry M. Stanley.

Im dunkelsten Afrika.

Aufsuchung, Rettung und Rückzug

Emin Pascha's,

Gouverneurs der Aequatorialprovinz.

Von

Henry M. Stanley.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Englischen von H. von Wobeser.

Mit 150 Abbildungen und 3 Karten.

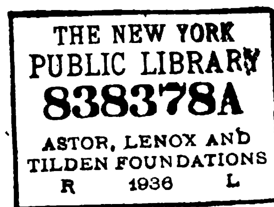
Zweiter Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1890.



Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Seite

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Anhang.

Abbildungen im Text.

Separatbilder.

Karten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Aufbruch zur dritten Reise nach dem Njansa.

Herr Bonny und die Sansibariten. — Klagen der Sansibariten. — Im Maniok enthaltenes Gift. — Unterhaltung mit Feradji und Selim. — Wir erzählen der Nachhut von dem reichen Ueberfluß am Njansa. — Warten auf der Insel Bungangeta auf Tippu-Tib. — Musterung zur dritten Reise nach dem Albert-Njansa. — Jameson's Brief vom 12. August von den Stanley-Fällen. — Aufbruch der Kanoeflotille. — Die Mariri-Schnellen. — Besuch Ugarrowwa's und Selim ben Mohammed's. — Tippu-Tib, Major Barttelot und die Träger. — Selim ben Mohammed. — Meine Antwort an Tippu-Tib. — Selim und die Manjema. — Die Ansiedlung der Batundu. — Pocken unter den Madi-Trägern und den Manjema. — Zwei wahnsinnige Frauen. — Zwei weitere sansibaritische Plünderer erschlagen. — Bruch von Versprechungen bei der Expedition. — Der A-Babua-Stamm. Die Wespen-Schnellen. — Zehn unserer Leute von Eingeborenen getödtet und aufgefressen. — Kanoeunfall bei Manginni. — Lakki's Plünderungsabtheilung in Mambanga. — Ferusi und die Buschantilope. — Unser Koch Djabu durch einen vergifteten Pfeil getödtet. — Die Panga-Fälle. — Weitere Todesfälle durch die Eingeborenen. — Die Nebjambi-Schnellen. — Vergiftete Pfeile. — Die Mabengu-Schnellen. — Geburt eines Kindes unterwegs. — Unsere Krankenliste. — Liebe der Eingeborenen. — Ein Wirbelsturm bei den Kleinen Schnellen. — Herr Bonny entdeckt das Dorf Bavikai. — Bemerkungen über das Fieber. — Emin Pascha über Moskitonetze. — Zusammenstoß mit Bavikai-Eingeborenen. — Eine Wolke von Motten bei der Flußpferd-Weitung. — Tod des Dieners Saudi. — Ein Vorfall in Avejabu. — Folgen der Impfung bei den Sansibariten. — Ein Sansibar-Mann von Wespen gestochen. — Unfälle an den Amiri-Schnellen. — Todesfälle. — Sammeln von Lebensmitteln vor dem Antritt des Marsches nach Avatiko.

Das unglückliche Zusammentreffen der im vorigen Kapitel beschriebenen Umstände wurde mir am Morgen nach der Ankunft der Vorhut in Banalja wieder ins Gedächtniß zurückgerufen.

Aus dem Tagebuche des Herrn Bonny ersieht man, daß die Sudanesen und Sansibariten aus eigenem Antriebe sich versammelten, um mir ihre Beschwerden vorzutragen. Herr Bonny hatte in seinem officiellen Berichte gesagt, er habe die Absicht, „mit Gottes Hülfe die Expedition zu einer erfolgreichern zu machen, als sie bisjetzt gewesen

war". Nach seinem schriftlichen Bericht und seinen mündlichen Mittheilungen, infolge der wackern Ueberlegung, die er während der schrecklichen Stunden des 19. Juli gezeigt hatte, einer gewissen großartigen Unempfindlichkeit und ruhigen Gleichgültigkeit gegen ein ihm vielleicht bevorstehendes dunkles Geschick, nach den schrecklichen Gefahren, von denen er unzweifelhaft umgeben war, und seinem rührenden Pflichtgefühl, als ob jeder Umstand seines Lebens genau so sei wie er sein sollte, war Herr Bonny mit einem Sprunge in meiner Achtung bis zu ungemein hoher Bewunderung gestiegen. Ich war überzeugt, daß auch Major Barttelot die Elemente bemerkenswerther Kraft in ihm entdeckt haben mußte, die ich zu meinem Schaden leider nicht gesehen hatte. Allein kaum hatte ich den Leuten die Erlaubniß zum Sprechen ertheilt, als ich zu meiner Ueberraschung das Geständniß hören mußte, daß der erste Tagemarsch nach Osten unter dem Befehl des Herrn Bonny für die Sansibariten das Signal sein werde, ihn sämmtlich zu verlassen.

Ich hörte die Leute geduldig an.

Bei nur 60 von den noch übriggebliebenen 101 oder 102 Mann war es irgendwie wahrscheinlich, daß sie die Prüfungen überleben würden. Sie sahen sämmtlich unaussprechlich elend aus, vielen schien das Herz gebrochen zu sein, doch waren auch einige darunter, deren Blicke bestimmten Haß, Uebelwollen und Trotz ausdrückten.

„Nun Kinder, setzt euch nieder", sagte ich, „und laßt uns ruhig über die Sache sprechen." Und als sie sich dann in einem Halbkreise vor mir niedergelassen und unsere eigenen kräftigen Leute vom Njansa sich hinter ihnen gruppirt hatten, redete ich sie folgendermaßen an:

„O meine armen Leute, die Tage des Weinens und Jammerns sind vorüber. Trocknet euere Thränen und seid froh. Seht diese kräftigen Burschen hinter euch an. Sie haben den weißen Pascha gesehen, seinen Ueberfluß an Fleisch, Milch und Hirse getheilt und sein Lob über ihre Mannhaftigkeit vernommen. Sie sind diejenigen, welche weinen sollten, aber weinen vor Freude, denn jeder Schritt von hier bringt sie um so viel näher nach Sansibar. Wir sind vom Njansa zurückgekommen, um euch, die ihr so lange für uns verloren waret, aufzusuchen. Gott sei Dank, wir haben euch gefunden. Nun laßt Vergangenes vergangen sein. Ich vermag die Todten nicht wieder zum Leben zu erwecken, kann aber die Herzen der Lebenden erfreuen. Denkt nicht mehr an euere Leiden, sondern lebt in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Es war nothwendig, daß wir vor euch gingen, um den Weg zu bahnen und dem

weißen Manne zu helfen, bevor er umkäme. Wir haben euch alles dies gesagt, ehe wir uns von euch trennten. Ihr hättet euch an unser Versprechen erinnern sollen, daß wir mit der guten Botschaft zu euch zurückkommen würden, sobald wir ihn, den wir suchten, gefunden hatten. Wir haben unser Wort gehalten — habt ihr das euere gehalten?

„Nein, ihr habt den Glauben an uns verloren. Als die von unserer Colonne Davongelaufenen zu euch zurückkamen und, um das Verbrechen ihrer Desertion zu verbergen, euch lügenden Mundes erzählten, was falsch war, da horchtet ihr mit weitgeöffneten Ohren und nahmt ihre Erzählungen als Wahrheit hin. Haben sie einen Brief von irgendeinem der unserigen mitgebracht? Nein, aber ihr fandet silberne Uhren und goldgestickte arabische Burnusse in ihrem Gepäck. Finden gewöhnliche Träger solche Dinge im Walde? Wenn das der Fall ist, dann hättet ihr zu ihnen sagen sollen: «Kommt, kehrt mit uns um und zeigt uns die Stelle, wo wir auch solchen Reichthum finden können.» Die Träger hatten uns die Sachen gestohlen und waren mit ihrem Raube davongelaufen. Ihr habt diese Dinge gesehen und doch glaubtet ihr, wir seien alle vernichtet, ich sei an 17 Stellen verwundet, alle Weißen seien getödtet, mit Ausnahme eines einzigen, und dieser sei nach Udjidji gegangen. O, über euern geringen Verstand!

„Was, fast 400 Sansibariten und 6 weiße Männer sollten alle verloren sein bis auf einige wenige und diese wenigen sollten nach Udjidji gegangen sein, anstatt zu euch, ihren Brüdern und Freunden, zu kommen? Das ist zu viel, um es zu glauben. Ich dachte, die Sansibariten wären klügere Leute, denn wahrlich ich habe zu meiner Zeit klügere gesehen.

„Und wie kamt ihr, wenn ich nicht todt war, zu dem Glauben, daß ich euch und meine weißen Söhne, die ich bei euch ließ, vergessen würde? Wohin konnte ich gehen, außer zu meinen eigenen Kindern, wenn ich in Noth war und nicht weiter konnte? War nicht die Thatsache unserer langen Abwesenheit ein Beweis, daß wir unser Werk noch fortsetzten, da sogar Deserteure und Diebe keinen andern Zufluchtsort hatten, wohin sie fliehen konnten, als euch?

„O, ich sehe ganz gut, wie das bei euch gekommen ist. Ihr lagt im Lager auf dem Rücken und verkamt und grübeltet und brütetet, bis die „Jigger" auch ins Gehirn drangen. Schaitan hat euch von Schlimmem und Tod träumen lassen. Euer Gemüth verhärtete sich und ihr wurdet grausam gegen euern eigenen Körper. Anstatt zu den kleinen Herren zu gehen und ihnen eure Sorgen und Befürchtungen mitzutheilen, sagtet

ihr Mambu Kwa Mungu — es ist Gottes Sache. Unsere Herren bekümmern sich nicht um uns, und wir bekümmern uns nicht um sie.

„Nun, Feradji, du bist ein Anführer, welche Ursache zur Beschwerde hast du im besondern? Haben die weißen Männer dich schlecht behandelt?"

„Nein, sie sind gut gegen mich gewesen, waren aber hart gegen einige Leute."

„Wie hart, und gegen wen?"

„Gegen die Sansibarleute, wenn sie nicht fleißig waren."

„Aber weshalb sollten sie fleißig sein? Hattet ihr eine wichtige Arbeit zu thun?"

„Nein, denn als der Dampfer fortging, war wenig zu thun, nur der Erdwall zu machen, das Lager auszufegen, Brennholz zu hacken und nachts Posten zu stehen. Aber die Goi-gois (Faulen oder Unbrauchbaren) wollten nicht kommen, wenn sie gerufen wurden. Darauf wurden die weißen Männer ungeduldig und riefen dann nochmals lauter. Dann kamen die Goi-gois langsam, träge, ganz allmählich herbei und sagten, sie hätten Schmerzen im Kopf, im Körper, im Rücken, in der Brust oder in den Füßen. Nun wurden die Herren ärgerlich und behaupteten, es sei Verstellung. Das wiederholte sich jeden Tag."

„Aber wie konnte Lagerfegen, Brennholzholen und Postenstehen schwere Arbeit für 250 Leute sein?"

„Es war gar keine Arbeit."

„Wurde noch sonst jemand bestraft außer den Goi-gois?"

„Niemand außer den Dieben."

„Hattet ihr viele Diebe?"

„Ich glaube, alle Diebe von Sansibar haben sich diesmal den «Reisemachern» angeschlossen."

„Das kann nicht sein, Feradji, denn wir hatten bei uns ebenfalls Diebe und einige mußten auch an der Küste zurückbleiben."

Die Zuhörer lachten. Feradji erwiderte: „Das ist in der That wahr, doch hatten wir sehr viele. Täglich verschwanden Messingstangen, Kauris und Kleidungsstücke. Die Sansibarleute beschuldigten die Sudanesen, die Sudanesen die Somali, die Somali die Sansibarleute, und so ging es im Kreise herum. Nichts war sicher. Legte man es unter das Kissen, rollte man es unter die Schlafmatte, band man es fest oder machte man ein Kopfpfühl daraus, bah, es war doch am Morgen fort. In der That, ich fürchtete, daß man mir bald meine Zähne stehlen würde."

„Aber deine weißen Zähne sind doch nicht gekauft, oder doch, Feradji?"

„Nein, Allah sei Dank, sie sind mit mir geboren, aber man kann die, welche auf Diebstahl sinnen, mit Recht fürchten."

„Das ist wahr, Feradji, aber weshalb können sie während der ganzen Zeit gestohlen haben?".

„Der Hunger ließ sie stehlen. Der Hunger tödtete in der Fabel den starken Löwen und wird den besten Menschen tödten."

„Hunger! Was sprichst du von Hunger bei all diesen Maniokfeldern in der Nähe?"

„Maniok, Herr! Maniok ist eine Zeit lang ganz gut, aber Maniok mit Sauce ist besser."

„Sauce? Ich verstehe dich nicht, Feradji."

„Nun, trockener Maniok — d. h. Maniok mit nichts dabei als Maniok, Maniok am Morgen, am Mittag und zum Abendessen, nichts als ewig Maniok ohne Salz, Fisch, Fleisch, Oel, Butter oder Fett irgendeiner Art, um das Hinabgleiten durch den Schlund zu befördern — führt leicht zur Uebersättigung. Gebt dem Appetit hin und wieder mit dem Maniok etwas zu riechen oder zu sehen, und der Sansibarmann ist zufrieden. Sonst schließt der Magen aber seine Thür und will nichts mehr annehmen, und die Leute sterben."

„Das ist wahr, aber ich habe Salz im Magazin gelassen. Und die Messingstangen, Kauris und Perlen waren dazu da, daß ihr Fische, Bananen und Palmöl dafür kauftet."

„Ah, nun kommt Ihr der Hauptsache etwas näher, Herr. Zuweilen — nein, schon lange haben wir von allen diesen Dingen nichts gehabt."

„Aber wenn sie in dem Magazin waren, muß doch ein Grund vorhanden gewesen sein, weshalb ihr sie nicht erhieltet?"

„Da kommen wir wieder auf die Diebe, die eine solche Thätigkeit entwickelten, daß sie unsere Aexte und Haumesser stahlen und den Eingeborenen gegen Fische verkauften. Diejenigen, welche die Fische mitverzehrten, wollten die Diebe nicht nennen, und infolge dessen wurden unsere Rationen an Kauris und Messingstangen nicht ausgegeben."

„Trotz alledem, Feradji, ist Maniok, wenn auch eine sehr trockene Speise, doch sehr gute Nahrung. Denke nur daran, daß alle Schwarzen von Banana bis zu den Stanley-Fällen davon leben; weshalb sollten die Sansibariten dieser Expedition nicht davon bestehen können, wie sie es sechs Jahre bei mir am Kongo gethan haben. Ich sehe keinen

Grund, weshalb Maniok 100 Leute innerhalb 11 Monaten tödten sollte. Sage mir, wann die Leute zu kränkeln anfingen."

„Als Ihr abmarschirtet, waren etwa ein Dutzend Kranke da, die an Geschwüren, am Unterleib und an der Brust litten. Einige wurden wiederhergestellt, dann aber wurden, nach etwa vier Wochen, viele sehr schwach, fielen immer mehr ab und wurden dünner, bis sie starben und wir sie begruben. Als unsere Freunde von Bolobo heraufkamen, meinten wir, daß sie ganz anders aussähen als wir in Jambuja. Sie waren dick und kräftig — wir mager und sterbend. Dann, nach einem weitern Monat begannen auch die Leute von Bolobo zu kränkeln und zu sterben und jeden Tag begruben wir einen, zwei oder gar drei auf einmal. Nach einer Weile war kein Unterschied mehr zwischen den Leuten von Jambuja und denen von Bolobo."

„Hattet ihr Cholera, Pocken, Fieber oder Ruhr unter euern Leuten?"

„Nein, die Leute sind an keiner dieser Krankheiten gestorben. Vielleicht haben die Somali und Sudanesen sich nicht gut an das Klima gewöhnen können, doch war es nicht das Klima, das die Sansibarleute getödtet hat. O —"

„Und du sagst, sie sind nicht durch den Stock, schwere Arbeit, Cholera, Pocken, Fieber, Ruhr oder Klima getödtet?"

„Nichts davon hat die Sansibarleute getödtet."

„Wurden sie erschossen, gehängt, vergiftet oder ertränkt?"

„Alles das ist ihnen nicht geschehen. Ein ordentlicher und guter Mann wurde nie bestraft, und wir hatten von den sieben Tagen der Woche einen für uns."

„Nun, im Namen des Propheten Mohammed — wirf deinen Blick auf diese 40 Leute, die hier vor mir sitzen. Betrachte dir die großen Augen, die hohlen Wangen, die dünnen Nacken und die hervorstehenden Rippen. Du siehst sie? Was hat diese Leute so gemacht?"

„Das weiß Gott."

„Und dennoch schwinden sie dahin, Mann, und werden sterben."

„Das ist wahr."

„Nun, dann gib mir eine Idee, was sie tödtet."

„Das vermag ich Euch nicht zu sagen, Herr; vielleicht ist es ihr Schicksal, daß es so sein muß."

„Ach was! Gott hat sein Bestes für euch gethan. Er hat euch Augen zum Sehen, Hände zum Fühlen, Füße zum Gehen, einen guten Magen zum Verdauen der Speisen und Verstand gegeben, um

euch auf euerm Lebenswege zu führen. Sage nicht, daß Gott kräftige Menschen geschaffen hat, damit sie in dieser Weise dahinschwinden. Ich muß und will den Grund davon ausfindig machen.

„Nun du, Selim, Sohn des Raschid, sprich du zu mir. Der Sohn eines weisen Vaters müßte einige weise Dinge zu sagen wissen. Der Tod ist unter euch und ich will wissen weshalb. Sage du mir, wie du und deine Gefährten, die ihr ein Jahr lang im Lager gelebt habt, mehr Leben verlieren konntet, als wir während unserer ganzen Reise durch diesen großen Wald trotz all des Hungers und der schweren Arbeit, der wir begegneten?"

Selim, auf diese Weise gedrängt, erwiderte bescheiden: „Ich bin nicht weise, und die ganze Welt weiß das. Ich bin nur ein Jüngling und ein Träger, der gegen geringen Lohn hierher gekommen ist, um sich mit dem Tragen von Lasten durch das Land der Heiden etwas Geld zu verdienen. Was ich an Kraft besitze, gebe ich gern dem Eigenthümer der Karavane hin. Es sind uns bittere Dinge geschehen, während Ihr fort waret. Ich habe einen Bruder verloren, seitdem ich hierher kam. Ihr müßt wissen, daß trockener Maniok und Wasser für einen Sohn Adam's nicht gut ist. Wenn unsere Freunde und Verwandten krank geworden und gestorben sind, so muß sicherlich der Maniok etwas damit zu thun haben. Ich bin, Gott sei Dank, wohl und kräftig, ich habe aber Tage erlebt, von denen ich gern meine Freiheit gegen eine volle Mahlzeit verkauft hätte. Was mir zur Füllung des Magens dienen konnte, habe ich gesucht und habe Tag für Tag davon gelebt, bis — Gott und dem Propheten sei Preis — Ihr zu uns zurückgekommen seid. Aber Herr, alle Menschen sind nicht gleich, und der Verstand ist nicht bei allen derselbe, vielleicht unterscheiden die weißen Männer sich ebenso sehr voneinander wie wir Schwarzen, denn ich sehe, daß einige reich und andere arm sind, einige die Maschinen im Bauch des Schiffes bedienen und andere auf dem Quarterdeck umherwandeln und befehlen."

„Ah, Selim hat die Gabe zu sprechen", murmelte die Menge.

Dadurch ermuthigt, fuhr Selim nach kurzem Räuspern fort: „Es ist kein Zweifel, daß die Hauptschuld an dem Maniok liegt. Derselbe ist von der bittersten Sorte und wir alle kennen die Folgen des Essens davon. Wir kennen die Krankheit, das Würgen, das Zittern der Beine, das Schlaffwerden der Muskeln, den Schmerz im Kopfe, als ob dieser mit Eisen gefesselt sei und die Erde sich um die Stelle, wo wir stehen, herumdrehe, und die todesähnlichen Ohnmachtsanfälle. Ich

sage, wir haben alles das selbst gefühlt und bei andern gesehen. Einige von uns haben sich Mühe gegeben, die Knollen eßbar zu machen, andere waren aber schon zu schwach oder zu träge, um dies zu versuchen oder noch nach dem Leben zu fragen. Eine Zeit lang haben wir geglaubt, daß in jedem unserer Lager nichts als Gräber seien, nur Sterben und Begraben. Wir hatten kein Fleisch, kein Salz, kein Fett und keine Sauce. Aber wenn der Schlund trocken ist, was soll dann die Speise durch denselben hinabtreiben? Wenn der Magen mit Ekel gefüllt ist, braucht man ein klein wenig Sauce oder Fett, um die Speise genießbar zu machen.

„Wir wußten, daß wir in wenigen Wochen von hier nach den Stanley-Fällen oder flußaufwärts aufbrechen sollten, und hatten beschlossen, daß wir, alle Mann, den Dienst der weißen Männer verlassen wollten. Der Tod ist unter uns gewesen und ist es noch, und niemand weiß, was die Ursache davon ist. Ich selbst glaube nicht, daß es davon kommt, daß wir für die weißen Männer arbeiten, aber einige von uns meinen dies. Aber wir waren, bis Ihr kamt, alle derselben Ansicht, daß wir genug davon erlebt hätten. Ich möchte noch etwas anderes sagen, und dies ist Folgendes: wir haben uns gewundert, weshalb wir, die diesem Lande angehören, sterben müssen und die weißen Männer, die hier Fremde sind, am Leben bleiben. Als wir uns am Kongo befanden und auf andern Reisen waren es die Weißen, welche starben und nicht wir. Jetzt sterben wir, und zwar hundert Schwarze gegen einen Weißen. Nein, Herr, die Ursache des Todes liegt in der Nahrung. Die Weißen hatten Ziegenfleisch, Hühner und Fische, und wir hatten nichts als Maniok und starben deshalb. Ich habe meine Worte gesprochen."

„Nun, jetzt ist an mir die Reihe zu sprechen. Ich habe zugehört und nachgedacht, und es scheint mir alles klar zu sein. Ihr sagt, in Jambuja sei Maniok euere Nahrung gewesen, er habe euch krank gemacht und euere Leute seien daran gestorben?"

„Ja."

„Und ihr sagt, daß die Leute von Bolobo bei der Ankunft in Jambuja in guter Körperbeschaffenheit waren?"

„Ja."

„Sie seien aber später krank geworden und ebenfalls gestorben?"

„Ja."

„Was aßen die Leute von Bolobo, als sie dort waren?"

„Tschikuanga."

„Nun, was ist Tschikuanga anderes, als aus Maniok hergestelltes Brot?"

„Das ist wahr."

„Habt ihr Brot aus dem Maniok gemacht?"

„Einige von uns."

„Und einige von euch sind am Leben geblieben. Nun, die Wahrheit der Sache ist die: Ihr gingt auf die Felder und sammeltet die Maniokknollen, die damals am schönsten und besten waren; auch habt ihr einige Maniokblätter abgeschnitten und mitgebracht, um sie zu zerquetschen und als Gemüse zu essen. Dieser Maniok gehört der bittern Sorte an. Der bittere Geschmack desselben ist das Gift, das nicht einige hundert, sondern eine ganze Rasse tödten würde.

„Wenn ihr die Knollen geschält hattet, schnittet ihr einige rohe Scheiben ab und aßet sie; ihr stampftet die Blätter und aßet sie als «Kitoweo» ebenfalls. Das sind zwei Fälle, in denen ihr Gift genommen habt.

„Nun haben die Leute von Bolobo von den Weibern der Eingeborenen Maniokbrot gekauft. Letztere haben die Knollen 5 oder 6 Tage im Flusse weichen lassen, bis das Gift vollständig herausgezogen war, dann die Fasern entfernt, den übrigbleibenden Brei getrocknet und wenn derselbe trocken war, gutes Brot daraus gemacht. Das war, was die Bolobo-Leute ernährt und fett gemacht hat. Die Leute in Jambuja haben aber den Maniok abgeschabt, die Wurzeln in Stücke geschnitten, um sie in der Sonne zu trocknen, und bei dieser Beschäftigung manches Stück roh gegessen; sie haben auch einige der Schnitten verzehrt, ehe sie vollständig getrocknet waren, weil sie keinen Reservevorrath von Nahrung hatten und der Hunger sie zwang. Selbst diejenigen von euch, welche ihre Knollen zum Weichen ins Wasser legten, haben manches gut aussehende Stück gegessen, und ihr habt die Blätter zerquetscht und gekocht, um sie mit einem schlecht zubereiteten Brot zu verspeisen. Wer das that, wurde natürlich krank und starb. Und die Leute von Bolobo haben es, als sie heraufkamen, ebenso gemacht wie die von Jambuja, und sind nach einer Weile krank geworden und gleichfalls gestorben. Das ist der Grund, weshalb sich in Jambuja 100 Gräber befinden und weshalb so viele hier krank sind. Von den weißen Männern ist nicht einer gestorben, weil sie Reis, Bohnen, Hartbrot und Fleisch von Hühnern und Ziegen hatten. Wäre es das Klima, was euere Freunde getödtet hat, so würden die Weißen, die noch weniger an dasselbe gewöhnt sind, zuerst gestorben

sein, wie es am Kongo der Fall war; aber weder das Klima noch das Lager hat mit euerer tödlichen Krankheit etwas zu thun, sondern das Würgen, das Zittern der Beine, der Schwindel und Schmerz im Kopfe, die Schwäche in den Knien, das Schlaffwerden der Muskeln, der schließlich entstehende Ekel und die Gleichgültigkeit gegen das Leben sind nichts als die Folge des Giftes des bittern Maniok.

„Was ihr hättet thun sollen, war, täglich 2 oder 3 Mann von jeder Tischgemeinschaft auszuschicken, um den Maniok in genügenden Mengen zu sammeln und im Flusse zu weichen, damit ihr stets einen Vorrath von zubereitetem Mehl fertig hattet, um Brei oder Klöße herzustellen, wenn ihr hungerig waret. Hättet ihr das gethan, dann würde ich jetzt etwa 200 geschmeidige, kräftige und für den Marsch nach Sansibar bereite Burschen haben.

„Nun achtet darauf, was ich euch jetzt sage. Verzehrt so wenig wie möglich von diesem Maniok. Geht hin und sammelt eine Menge davon, legt ihn in den Fluß zum Weichen und eßt euch, solange dies geschieht, an Bananen und Paradiesfeigen satt. In einem oder zwei Tagen will ich den Marsch von hier fortsetzen; die Kranken sollen nach einer wenige Stunden von hier entfernten großen Insel gebracht werden, wo ihr Mehl für 20tägige Rationen vorbereiten müßt. Diejenigen, welche nicht genügend Bananen sammeln können, sollen Roste über den Feuern herstellen, die Bananen in dünne Scheiben schneiden und bis zum Morgen trocknen lassen; dann zerstoßt sie zu Mehl und eßt, was ebenso gut für den weißen wie für den schwarzen Mann ist. Kommt morgen alle wieder zu mir; ihr sollt euere schmutzigen Kleiderfetzen in den Fluß werfen und ich will euch neue Kleider geben. Inzwischen seid froh und dankt Gott, daß wir gekommen sind, um euch vor dem Grabe zu bewahren."

Wir hatten eine rettende Salbe für alle Verzweiflung und Unzufriedenheit mitgebracht, welche die Geistesverworrenheit der im Pestloch von Banalja Eingepferchten hervorgebracht hatte. Der Einfluß der Schönheit des Graslandes, seines Reichthums an Getreide und Gemüsen, seiner Vorräthe an Lebensmitteln hatte sich dem Geiste unserer Leute von der Vorhut dermaßen eingeprägt, daß der Gegenstand ihrer Schilderungen selbst das trägste Gemüth zu der lebhaften Hoffnung anregte, daß wieder gute Zeiten in Aussicht ständen. Die Männer, welche das herrliche Land mit den Augen geschaut und ihren Appetit mit seinen Schätzen gestillt hatten, wurden nicht müde im Erzählen von Einzelheiten, die einen so großen Reiz für Leute haben,

welche aus bitterer Erfahrung wissen, was Hungern heißt. Ebenso lebhaft, wie Worte die Schilderung der glücklichen Region ausmalten, war auch die freudige Aufmerksamkeit der armen ausgemergelten Geschöpfe, deren Züge ein ungesundes anämisches Aussehen zeigten. Ihnen schien das Land ein Eden zu sein, gefüllt mit allerlei angenehmen Dingen, Ueberfluß an Lebensmitteln, Getreide und Fleisch zur Stärkung, Milch und Hirse zur Nahrung. Die Erzähler schenkten den elenden Monaten, welche man auszuhalten hatte, ehe man das Eden erreichen konnte, nur geringe Beachtung, und ebenso wenig lag den eifrigen Zuhörern daran, die Beschreibungen zu sichten. Ihre Phantasie war von den glänzenden Scenen so angeregt, daß die düstere Wirklichkeit, welche ertragen werden mußte, um jene zu erreichen, vollständig verdunkelt wurde. Ich hörte dem ungekünstelten Schwatzen dieser großen Kinder zu, nahm theil an ihrem Enthusiasmus und bedauerte sie von ganzem Herzen. „Inschallah", sagten die Burschen vom Njansa in feuriger Erregung, „wir werden wieder Fleisch speisen und ihr werdet dann über die Zeit lachen, als ihr euch von Maniokwurzeln und Gemüse nährtet."

Konnte man einen Zweifel hegen, daß diese verführerischen Gebilde die Kranken von Banalja von den irreleitenden Gedanken an Desertion ablenken würden? Milch und Honig, Fleisch und Hirse, Gehalt und Belohnungen hatten eine größere Anziehungskraft, als die getrockneten Fische der Stanley-Fälle, der Stock eines arabischen Herrn und eine zweifelhafte Zukunft.

Die Wolke, welche den Geist der Leute von der Nachhut niedergedrückt hatte, stand jetzt im Begriff zu verschwinden. Vorher war es aber nothwendig, alle aus der unmittelbaren Nachbarschaft von Banalja, dem Schauplatz der Tragödie und der Pflegstätte bösartiger Störungen und des Unheils, zu entfernen. Die am 17. August mit der Nachricht von unserer Ankunft an Tippu-Tib gesandten Boten. mußten ihn am 24. August erreicht haben. Ich hatte Tippu-Tib mitgetheilt, daß ich zehn Tage auf ihn warten würde, und sogar diese Zeit wurde von den ungeduldigen Njansa-Leuten, die zornig von seinem berechnenden Zaudern gehört hatten, mit Unwillen aufgenommen. Allein diese Zögerung war nothwendig, nicht nur um Tippu-Tib nochmals eine Gelegenheit zu bieten, sondern auch um Herrn Jameson, der an den Stanley-Fällen sein sollte, in den Stand zu setzen, sich uns anzuschließen. Ferner brauchten wir auch Zeit, um die Expedition zu reorganisiren und die Waaren neu zu verpacken, die durch das Ver-

langen Tippu-Tib's, die Lasten so zu verringern, daß sie sich nur für jugendliche Träger eigneten, fürchterlich in Unordnung gebracht worden waren.

Nach dreitägigem Halt im Lager schifften wir alle Kranken und Waaren in den Kanoes ein und fuhren nach der Insel Bungangeta, die wir in drei Stunden erreichten. Sämmtliche Manjema-Träger marschirten über Land nach einem der Insel gegenüberliegenden Lager. Während unsers Aufenthalts in Banalja war Ugarrowwa von den Wespen-Schnellen herabgekommen und hatte die größere Insel besetzt, sodaß wir nach einer etwas weiter hinauf liegenden Insel rudern mußten, die sich in mehrfacher Hinsicht noch besser für uns eignete. Die Landcolonne kam ganz zerstreut an drei aufeinanderfolgenden Tagen im Lager gegenüber von uns an, und der Nachtrab derselben, welcher die Nachzügler antrieb, traf erst am Abend des 24. ein, obwol die Entfernung nur $9^1/_2$ km betrug. Herr Bonny langte am 22. an. Die Vorhut hatte diese Distanz im Jahre 1887 in vier Stunden zurückgelegt, doch waren die großen Niederlassungen inzwischen von den Arabern zerstört worden und das wunderbar wuchernde Dickicht hatte die Trümmer, Felder und Baumgruppen unter Schichten von blattreichen Schmarotzern vergraben. Dieser kurze Marsch, der sich über drei Tage in die Länge zog, zeigte, wie dringend nothwendig eine vollständige Reorganisation und gründliche Untersuchung war. Wir hatten auch durch desertirte Manjema vier halbe Lasten und zwei Gewehre verloren. Im großen und ganzen war es ein vorzüglicher Prüfungsmarsch, der, wenn außer dem Tagebuch überhaupt noch ein weiterer Beweis nothwendig war, die vollständige Unbotmäßigkeit dieser Sklavenheerde erkennen ließ, welche die Offiziere der Nachhut fast zum Wahnsinn getrieben hatte. Ohne Tippu-Tib oder einen seiner Neffen war es unmöglich, eine solche Colonne durch die vor uns liegenden breiten Strecken der Wildniß zu führen, denn bei solcher Geschwindigkeit hätten wir 450 Tage gebraucht, um den Albert-Njansa zu erreichen. Die Herren Jameson und Bonny waren 43 Tage unterwegs gewesen, um 145 km zurückzulegen. Die Schwierigkeiten, welche unsere Offiziere auf dem Marsche getroffen haben, sind in dem Tagebuch nur leicht gestreift worden, jedoch trat die Geduld, mit welcher sie dieselben bewältigt haben, nirgends mehr zu Tage als hier. Wir blieben bis zum 31. August auf unserer vom Winde gekühlten Insel, wo wir Stoffe, Perlen, Kauris und Messingstangen unter die Leute vertheilten, und zwar erhielt jeder Mann von der Njansa-Truppe 5 Doti

oder beinahe 20 m Stoffe, 3 Pfd. Kauris, 1 Pfd. Perlen und 15 Messingstangen und die zur Nachhut Gehörenden je die Hälfte, insgesammt im Werthe von 760 Pfd. St. für die Njansa-Männer und 283 Pfd. St. für die Banalja-Leute. Sie hatten alle dasselbe verdient, jedoch war den letztern bereits eine ziemlich gute Ausrüstung zutheil geworden, während die Njansa-Leute noch in Ziegenfelle und Zeugstreifen aus Baumrinde gekleidet waren. Dieses „Taschengeld“, das ein jeder bekam, setzte die Leute in den Stand, vollständig der Ruhe zu pflegen, während die 600 Köpfe starke Truppe Ugarrowwa's mit Vergnügen für eine billige Vergütung an Stoffen und sonstigen Artikeln Mehl herstellte und Maniokkuchen und Brot bereitete als Reserveproviant.

Neben der Arbeit der Wiederherstellung der Ordnung unter dem Gepäck, die meine persönliche Beaufsichtigung erforderlich machte, mußte ich Berichte an das Entsatz-Comité, sowie an die königl. Geographischen Gesellschaften in London und Edinburg, welche zum Entsatzfonds mit beigetragen hatten, schreiben und Palaver mit den Manjema-Anführern abhalten, welche an dem einen Tag die strengste Treue gelobten und am nächsten meine Ohren mit Beschwerden ihrer tollen Leute, über Verluste durch Krankheiten, Desertionen, über Waarendiebstähle, Drohungen u. s. w. erfüllten. Meine Antwort auf alle diese Klagen lautete aber stets ähnlich, wie ich mich in meinem Schreiben vom 17. an Tippu-Tib geäußert hatte: „Wenn Sie den Marsch nicht antreten wollen, ist es gut; wenn Sie mit mir gehen, ist es auch gut. Handeln Sie nach Ihrem eigenen freien Willen. Ich brauche Sie nicht, aber wenn Sie mir folgen wollen, kann ich Nutzen von Ihnen haben und werde Sie nach der Zahl der Lasten, welche Sie befördern, bezahlen.“ Einige verstanden dies so, als ob darin die Erlaubniß läge, daß sie ihren eigenen Geschäften, dem Plündern und Marodiren, nachgehen könnten; drei der Anführer erklärten sich aber freiwillig bereit, mich zu begleiten. Ich engagirte sie dann auf die Bedingung hin, daß wenn sie mir aus freiem Willen 30 Tage hülfen, ich ihnen dann Lasten anvertrauen würde.

Bei der Musterung der Expedition am 29. August zeigte die Rolle folgende Ziffern:

	Mann	Träger
Sansibariten, zum Tragen von Lasten fähig .	165	283
Madi-Träger	57	
Manjema-Träger	61	
Sudanesen und Offiziere	21	
	304	283

		Mann	Träger
	Transport:	304	283
Krank u. s. w. (Sansibariten)		45	
Somali		1	
Soldaten Emin Pascha's		4	
Manjema-Häuptlinge, Weiber und Begleiter		108	
Offiziere und Diener		3	
		465	283

Liste der auf dem zweiten Marsche nach dem Albert-See zu befördernden Lasten:

Schießpulver	37	Kisten
Remington-Munition	83	„
Winchester- „	11	„
Maxim- „	9	„
Perlen in Säcken	19	„
Kauris	6	„
Messingdraht, aufgewickelt	4	„
Stoffe in Ballen	17	„
Zündhütchen	4	„
Diverses	40	„

Zusammen 230 Lasten für 283 Träger.

Außerdem waren noch mehrere Extralasten an diversen Gegenständen vorhanden, die, solange alles mit Kanoes befördert wurde, nützlich und nothwendig waren, wie besondere Munition, Proviant für die Eingeborenen, Tauwerk u. s. w., doch bildeten die oben erwähnten Gegenstände das unentbehrliche Gepäck beim Antritt des Ueberlandmarsches. Obwol wir 53 Träger mehr als Lasten hatten, war doch zu erwarten, daß Krankheiten, Wunden und Todesfälle infolge der Beschaffenheit des Landes und des augenblicklichen physischen Zustandes der Nachhut die Zahl der Träger erheblich verringern und ohne Zweifel die Zeit kommen würde, wo die Zahl derselben derjenigen der Lasten gleich war und die Anführer die kranken Träger abzulösen hatten. Inzwischen bot sich aber den Kranken sehr gute Gelegenheit zum Leben. Sie wurden etwa 60 Tage in Kanoes befördert und mit Bananenmehl und Gartengemüsen genährt. Ziegen und Hühner waren dagegen sehr spärlich vorhanden, da Ugarrowwa beide Ufer verheert hatte. Auch die Kraft der Träger wurde anfänglich nicht von dem Transport der Lasten in Anspruch genommen. Es blieb den einzelnen nur übrig, sich des wilden, unvorsichtigen Umherstreifens nach Beute zu enthalten und nicht ein unzeitiges Ende durch Uebereifer und Unklugheit heraufzubeschwören, um uns zu versichern, daß wir auf diesem Schlußmarsche

nach dem Albert-Njansa von Verlusten an Menschenleben freier bleiben würden, als auf der ersten Reise.

Während unseres Aufenthalts auf der Insel Bungangeta traf das Schreiben des Herrn Jameson vom 12. August ein. Obwol er in dem Briefe erklärte, er beabsichtige nach Bangala hinabzufahren, theilte der Bote uns mit, er werde wahrscheinlich bis nach Banana-Point gehen, doch kam es wenig darauf an, ob er nach Banana-Point oder Bangala fuhr. Wenn er von den Stanley-Fällen sich flußabwärts begab, trennte er sich freiwillig von der Expedition, und es konnte mich nichts veranlassen, noch länger in der Nachbarschaft von Banalja zu bleiben. Ich hatte den Offizieren in Fort Bodo, Emin Pascha und den Aegyptern mein Wort gegeben, daß ich am 22. December oder um diesen Tag herum in der Nachbarschaft des Fort und gegen den 16. Januar wieder am Njansa sein würde. Natürlich beklagten und bedauerten wir den Verlust des Herrn Jameson für die Expedition, weil die Eintragungen in die Tagebücher mächtig zu seinen Gunsten sprachen, allein die Sterblichkeit, welche sich an die Nachhut gehaftet hatte, sollte nicht auch unsere Zahl verringern, und ebenso wenig durfte die Garnison in Fort Bodo über unsere lange Abwesenheit sich wundern und klagen und infolge unsers gebrochenen Versprechens den Kopf verlieren. Ich schrieb daher Herrn Jameson einen Brief, in welchem ich ihm sagte, daß wenn es möglich sei, 60 Mann anzuwerben und uns sofort auf unserm markirten Wege zu folgen, der wegen seiner Breite nicht zu verfehlen sei, er unsere Colonne leicht wieder einholen könnte, die im Gänsemarsch auf einem von Hindernissen, Sümpfen, Morästen, Bächen und Flüssen starrenden Pfade durch den Wald zöge. Allein wie der Leser schon weiß, was uns damals aber noch unbekannt war, war Herr Jameson schon zwölf Tage vorher, ehe ich diesen Brief geschrieben hatte, gestorben.

Am 30. August sandte ich meine ganze aus 29 Kanoes bestehende Flotille nebst 12 Ugarrowwa gehörenden Fahrzeugen ab, um Herrn Bonny, 239 Mann und deren persönliche Ausrüstung, Lebensmittel und Kochtöpfe 8 km flußaufwärts nach dem Landungsplatze oberhalb des Rendi-Flusses zu befördern, während die Landcolonne den Auftrag erhielt, den Marsch auf unserer alten Route bis zum nächsten Dorfe fortzusetzen. Nachdem die Passagiere die Kanoes verlassen hatten, kehrten diese nach der Insel zurück.

Als wir am nächsten Morgen — es waren 13 Tage verflossen, seitdem ich an Tippu-Tib geschrieben hatte — noch keine Antwort er-

halten hatten, traten wir die letzte Reise von der Insel Bungangeta durch den Wald nach Osten an. Wir schifften 225 Mann, die Kanoe-mannschaften, Schwachen und Kranken mitgerechnet, und 275 volle Lasten im Gewicht von 60—65 Pfund an Gegenständen der Expedition, Mehlvorräthen, Privatausrüstung der Leute u. s. w. ein und ruderten ungeachtet der glühenden Sonne, welche provisorische Sonnensegel erforderlich machte, 6 Stunden lang den Fluß hinauf, bis wir bei unserm alten Lager unterhalb Unter-Mariri eintrafen. Am 1. September erreichten wir das untere Ende der Mariri-Schnellen, wo wir fanden, daß Bonny mit seiner Colonne nach Süd-Mupe weiter marschirt war. Da die unwissenden Sansibariten und Manjema ganz übersehen hatten, daß wir die Lasten um die Stromschnellen herumzutragen hatten, mußten wir durch Eilboten Leute von Süd-Mupe holen lassen, um uns beim Transport der Waaren über Land behülflich zu sein.

Am 2. September waren wir damit beschäftigt, die Kanoes auf der gefährlichen Flußstrecke weiterzuschieben, bei welcher Operation zwei derselben kenterten; am nächsten Tage schoben wir die Fahrzeuge durch die obern Mariri-Schnellen und um Mittag waren wir alle bei den Mariri-Schnellen vereinigt.

Ugarrowwa war uns mit seiner Flotille stromaufwärts gefolgt, um noch etwas mehr Elfenbein zu sammeln, und hatte sich im Dorfe Ober-Mariri gelagert. Ich war mit meinen eilig geschriebenen Briefen an die englische und die schottische Geographische Gesellschaft fertig und hatte die Gelegenheit seines Besuches bei mir benutzt, um ihn zu bitten, daß er die Weiterbeförderung des Schreibens nach England übernehmen möge; während unsers Aufenthalts in Süd-Mupe am 4. September stattete er mir aber nochmals einen Besuch ab in Gesellschaft des Neffen Tippu-Tib's, des in Verbindung mit Major Barttelot und Herrn Jameson schon wiederholt genannten Selim ben Mohammed. Derselbe war ein Mann von mittlerer Größe, lebhaft, von schlanker Figur, mit guten, regelmäßigen Zügen von arabischem Typus, aber sehr entstellt durch Pockennarben, und mit einem Gesicht, aus dem Muth und Kühnheit hervorleuchteten.

Die Schilderung des Herrn Bonny von ihm und das Uebelwollen, welches er Major Barttelot persönlich bewiesen hatte, ließen mich glauben, daß ich seinen Charakter falsch beurtheilt hätte, indessen wurde der Eindruck, den ich früher von ihm und von Tippu-Tib gewonnen hatte, bei dieser Unterredung bestätigt. Derselbe ging einfach dahin, daß beide Araber vollständig fähig waren, das Blut der Heiden zu vergießen,

ohne sich Scrupel über das Verbrechen zu machen, daß sie aber eine kaltblütige Verschwörung gegen Araber oder Weiße aus einer geringern Ursache als Rache nicht planen würden. Da nun keiner von ihnen Ursache hatte, auf die Ermordung Barttelot's zu sinnen oder sich zur Vernichtung der Nachhut zu verschwören, so konnte auch absolut kein Grund zu der Annahme sein, daß sie derartige Ereignisse je erwartet haben. Ich möchte nicht bezweifeln, daß Tippu-Tib ein Contingent Träger von den Stanley-Fällen nach dem Aruwimi geschickt oder persönlich geführt hat, aber seine Entschuldigung wegen seiner raschen Umkehr, daß er das Lager nicht habe finden können, mögen andere glauben. Seine Umkehr beweist, daß er lau, die versprochene Belohnung ihm nicht genügend war, und daß er gar nicht mehr hätte berücksichtigt werden sollen. Als aber die jungen Offiziere baten und flehten und drängten, sahen Onkel und Neffe deutlich ein, daß der so eifrig und ernstlich von ihnen verlangte Dienst Geld werth sei, und Tippu-Tib steigerte infolge dessen seinen Preis, nicht aus bösem Willen, sondern aus dem unbezwingbaren Wunsche, mehr zu verdienen. Die Verpflichtungen, welche er contractlich eingegangen war, und die Dankbarkeit, welche er mir schuldete, waren in dem regen, geschärften Appetit nach Geld vergessen. Der Major besaß nicht die Mittel, um ihre Forderungen zu erfüllen, während der würdige Onkel und sein Neffe der Meinung waren, daß Barttelot und Jameson reich seien und die Expedition unter der Gönnerschaft wohlhabender Leute unternommen werde. „Nun denn", sagten beide in eitler Selbstgefälligkeit, „wenn sie uns so dringend brauchen, dann mögen sie dafür auch bezahlen. Stanley ist allerdings gut gegen uns gewesen (siehe den Bericht des Majors); aber der Mensch kann nicht umsonst für einen Freund arbeiten, das ist ein zu theurer Preis für die Freundschaft", und so drehten sie die Schraube noch etwas fester. Das ist, wie ich zugebe, wirksam geschehen. Wenn Tippu-Tib ein wenig gleichgültig zu sein schien, so wußte er, daß er eine solche Miene annehmen mußte, damit man ihn mit Geschenken wieder in gute Laune bringe; wenn Selim ben Mohammed etwas ärgerlich und verdrießlich zu sein schien und von verletzten Gefühlen sprach, so öffnete der Major seine Kisten und wählte eine bunte Uniform für ihn aus oder schickte ihm ein Gewehr im Werthe von 45 Guineen, einen Ballen Stoffe oder ein Paar Revolver mit Elfenbeinschäften; und wenn sein Schwager Selim ben Massud hochmüthig zu dem Major sprach, wurde seine herablassende Freundlichkeit durch ein reiches Geschenk erhalten und angeregt.

Selim war, wie er sagte, persönlich gekommen, um mir auf mein Schreiben vom 17. August eine mündliche Antwort zu bringen, und hatte von seinem Oheim den Befehl, sofort Boten mit meinen Aeußerungen zu ihm zurückzuschicken.

Die Unfähigkeit der Araber, den Sinn eines auf gesetzlichem Wege abgeschlossenen Contracts zu erfassen, ihr streitsüchtiges und wankelmüthiges Temperament, ihre außerordentliche Vergeßlichkeit in Bezug auf gesprochene Worte, die Leichtigkeit, mit welcher sie Versprechen brachen und Vereinbarungen verletzten, ihre allgemeine Unglaubwürdigkeit, Unaufrichtigkeit und Heuchelei, sowie die ihnen verliehene Gabe, unter einem Regen von Maschallahs und Inschallahs einen Strom von Complimenten herauszustoßen, zeigten sich noch nie besser als bei dieser Unterredung. Selim sagte, Tippu-Tib habe ihn geschickt, um uns zu fragen, was wir thun würden. Und das nach sechs Briefen, einen in englischer und fünf in arabischer und Suaheli-Sprache, am 17. August!

„Nun achten Sie wohl auf, Selim", sagte ich. „Wenn ich dächte, daß Sie oder Tippu-Tib in irgendeiner Weise an dem Morde meines Freundes betheiligt wären, Sie würden dieses Lager nie lebend verlassen. Sie haben mich bisjetzt nur von einer Seite kennen gelernt. Aber ich weiß und glaube von ganzem Herzen, daß weder Sie noch Tippu-Tib den Tod des Majors verursacht haben. Wir können daher wie früher ohne Unwillen miteinander sprechen. Tippu-Tib hat mich nicht weiter geschädigt, als was der Consul und der Seyid von Sansibar leicht allein abmachen können. Ihren Händen werde ich den Fall übergeben. Sagen Sie Ihrem Onkel, daß die Ueberfahrt von Sansibar nach den Stanley-Fällen für ihn und seine 96 Begleiter bezahlt und der Verlust an Waaren, Gewehr, Pulver und Munition, sowie an Zeit für die ganze Expedition wieder gut gemacht werden muß. Sagen Sie ihm, er könne thun, was ihm beliebe, schließlich würde ich aber doch gewinnen. Er kann mir keinen Schaden zufügen, wol aber ich ihm. Sagen Sie ihm, er möge sich die Sache überlegen und dann zu der Ueberzeugung gelangen, daß es doch besser sei, im letzten Augenblick den Beweis zu liefern, daß die Geschichte ihm leid thue und er in Zukunft versuchen werde, sich zu bessern. Wenn er dies versuchen, seine Leute sammeln und mich einholen wollte, ehe ich in etwa 50 Tagen von heute mit der Expedition über den Ituri setzte, würde er die Aussicht haben, meine gute Meinung wieder zu gewinnen und jedem gerichtlichen Verfahren aus dem Wege zu gehen."

„Sehr gut, ich höre alles, was Sie sagen. Ich werde heute Abend nach Banalja zurückkehren, Ugarrowwa wird mir Kanoes leihen. In acht Tagen werde ich bei Tippu-Tib und am 17. Tage hier zurück und auf Ihrer Fährte sein. Ich werde Sie vor Ablauf von 40 Tagen einholen."

„Gut denn", erwiderte ich, „es ist am besten, wir sagen uns hier das letzte Lebewohl, denn wir werden uns nicht eher wiedersehen, als bis wir uns in ungefähr achtzehn Monaten von heute in Sansibar treffen."

„Weshalb?"

„Weil weder Sie noch Tippu-Tib die leiseste Absicht haben, Ihr Wort zu halten. Ihr Auftrag hier war, die bei mir befindlichen Manjema nach den Stanley-Fällen zurück zu beordern. Aber das ist vollständig unwesentlich. Nehmen Sie sie zurück, denn ich wiederhole Ihnen nochmals, es steht nicht in Ihrer Macht, mich zu schädigen."

„Inschallah, Inschallah, lassen Sie Ihr Herz in Frieden ruhen; wir werden uns in weniger als 40 Tagen wiedersehen, ich schwöre es Ihnen."

Der arme Selim! Von mir begab er sich direct nach den Quartieren der Manjema-Anführer und suchte sie zu veranlassen, mit ihm zurückzukehren, was diese aber seltsamerweise hartnäckig ablehnten. Selim wurde deshalb ärgerlich und stieß Drohungen aus, worauf die Anführer zu mir kamen und Schutz von mir verlangten.

Lächelnd sagte ich zu Selim: „Was Sie mir soeben versprochen haben, ist wahr geworden, denn Sie haben mich in weniger als 40 Tagen wiedergesehen! Was hat das aber zu bedeuten? Dies sind unabhängige Manjema-Häuptlinge, welche Tippu-Tib gesandt hat, damit sie uns begleiten. Sie befolgen also nur Tippu-Tib's Befehle. Lassen Sie sie zufrieden, Selim, Sie werden unterwegs auf weniger Leute zu achten haben, wissen Sie, weil Sie uns ja auch folgen wollen. Meinen Sie nicht? So, das genügt. Kommen Sie jetzt und besteigen Sie Ihr Kanoe, sonst werden wir zwei Märsche gemacht haben, ehe Sie überhaupt von hier fortkommen, und Sie haben, wie Sie wissen, versprochen, mich in 40 Tagen einzuholen."

Am 5. September ging unser Marsch bis zu der großen Niederlassung der Batundu, welche blühende Maisfelder und eine bisjetzt noch von keiner Karavane berührte wundervolle Bananenpflanzung besaßen. Die Leute von der Nachhut bedurften, um wieder zu Kräften zu gelangen, einer guten Ernährung, und wenn sich auch kein

Fleisch beschaffen ließ, so waren doch Bananen und Mais nicht zu verachten. Wir blieben hier zwei Tage, während welcher wir gewisse ernstliche Nachtheile kennen lernten, die aus der Berührung mit den Manjema herstammten. Letztere waren nämlich an den Pocken erkrankt und hatten dieselben auf die Madi-Träger übertragen. Unsere Sansibariten waren gegen diese fürchterliche Krankheit gefeit, da wir die Vorsicht getroffen hatten, an Bord des „Madura" im März 1887 jedes Mitglied der Expedition impfen zu lassen, aber unter den Madi begann dieselbe sich mit besorgnißerregender Geschwindigkeit zu entwickeln. Ferner befanden sich bei den Manjema zwei Weiber, die toll geworden waren oder eigentlich, um ganz genau zu sein, an hysterischen Krämpfen litten; sie waren, wie die Anführer sagten, vom Teufel besessen und verhinderten durch ihr beständiges Singen zur Nachtzeit das Schlafen. Vermuthlich ist eine solche Manie des Singens zu ungehöriger Zeit auch die Ursache vom Tode des Majors gewesen. Wenn der arme Barttelot irgendwelches musikalisches Gehör hatte, dann kann der unharmonische, fürchterliche Tollhauslärm ihn allerdings zur Verzweiflung gebracht haben.

Die mit ihren kranken Gefährtinnen sympathisirenden Weiber stimmten oft zugleich mit jenen einen seltsamen Chorgesang an, in dem Glauben, daß diese Methode einen beruhigenden Einfluß ausübe, während jegliche Zwangsmaßregeln, statt die Unglücklichen zum Schweigen zu bringen, die seltsame Krankheit nur noch steigerten. Welchen Einfluß der Ton aber auch auf die Nerven der Leidenden gehabt hat, für uns, die wir ruhiger waren, war das Singen eine große Plage.

In dieser Ansiedelung verließen zwei Sansibariten, äußerst nützliche Leute, die zu den Auserwählten der Truppe zählten, im geheimen das Lager, um einen Raubzug gegen die Batundu zu unternehmen, fielen in einen Hinterhalt und wurden erschlagen. Auf diese Weise gingen uns die unternehmendsten Leute verloren. Einer derselben war der Führer des Vortrabs und hatte in dieser Eigenschaft schon seit unserm Abmarsche von Jambuja im Juni 1887 fungirt. Das traurige Ereigniß gab mir Gelegenheit, die verblendeten Leute zum hundertsten mal auf die abgeschmackte Thorheit hinzuweisen, die sie damit begingen, daß sie ihr Leben für eine Ziege opferten, Monate lang sich edler Arbeit widmeten, um durch Treue und Mannhaftigkeit Lohn und Ehre zu gewinnen und dann alles in den Eingeweiden der Kannibalen zu begraben. Ich hätte ihnen Rinder,

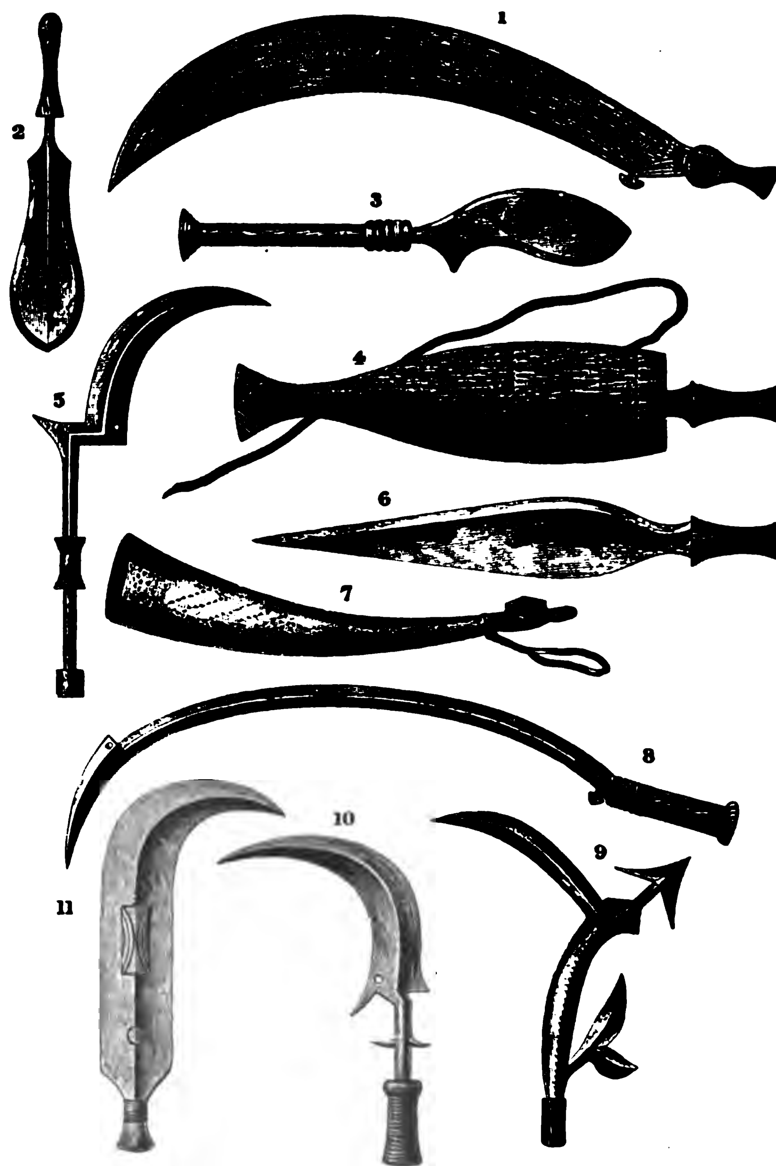
Schafe, Ziegen, Hühner, ganze Hände voll Silber und Stoffe im Werthe von 1000 Pfd. St. geschenkt, allein noch keiner, nein kein einziger hätte mir seinen Hals zum Abschneiden angeboten. Dagegen ließen sie sich um einer Ziege willen jeder Zeit, Tag und Nacht tödten und auffressen. Welche fürchterliche Undankbarkeit. Sie bereuten sofort, versprachen mir wiederum bei Allah, sie würden so etwas nicht wieder thun, und haben natürlich nach ein oder zwei Tagen ihr Versprechen wieder vergessen. Das ist ihre Weise.

Jeder, der den Verfasser bis hierher auf der Reise begleitet hat, wird aber bemerkt haben, daß alle zum Tode führenden Unfälle fast immer die Folge eines gebrochenen Versprechens gewesen sind. Es scheint mir daher das Halten eines Versprechens bei 999999 von einer Million Menschen die schwierigste Aufgabe zu sein, die es gibt.

Ich bekenne, daß diese Schwarzen, welche so leichtsinnig ihr Versprechen brachen, der Fluch meines Lebens und die Ursache meiner beständigen seelischen Unruhe gewesen sind, und daß ich sie in ihrer eigenen Gegenwart als die höchsten Idioten verdammt habe. In der That habe ich 300—500 Stück Rindvieh 800 km weit mit weniger Mühe und Sorge treiben können, als ebenso viele Schwarze. Hätten wir sie Hals an Hals an einer langen Sklavenkette gefesselt, so würden sie gewiß einige Unbequemlichkeit davon gehabt haben und die ersten gewesen sein, welche uns der Grausamkeit beschuldigten. Aber da wir keine Ketten und nicht einmal Taue genug hatten, mußten wir uns auf ihre Versprechungen verlassen, daß sie nicht einzeln aus dem Lager ins Dickicht brechen und auf tolle Unternehmungen ausgehen wollten, die unabänderlich mit dem Tode endigten; allein die Versprechungen wurden niemals länger als zwei Tage gehalten.

Unser nächster Halteplatz war das Lager am „Elefantentummelplatz“, und von dort marschirten wir nach den Wespen-Schnellen.

Von einigen Leuten Ugarrowwa's erfuhr ich, daß jenseit Buamburi landeinwärts der Stamm der A-Babua lebt, bei denen ein anderer Baustil vorherrscht, da die Hütten geräumiger, behaglicher und abgeputzt, die Wohnstätten auch mit breiten Veranden versehen sind. Ferner erzählte man mir, daß diese Eingeborenen in der Schmiedekunst eine hohe Fertigkeit erreicht haben und alle Speerspitzen, Schwerter, Messer und Pfeile reich mit Verzierungen versehen seien. Man zeigte mir einige der Messer mit zwei und drei Klingen, und ich erkannte an ihnen die charakteristischen Merkmale der Monbuttu und Niamniam, wie Schweinfurth sie in seinen „Artes Africanae“ beschrieben hat.



Schwerter und Messer. (Nach einer Photographie.)

Bei Fortsetzung der Reise von den Wespen-Schnellen am 12. September beförderten die Kanoes 198 Mann, während die Landcolonne unter Führung von Herrn Bonny 262 Mann zählte. Die geübtern Fußgänger trafen, weil sie unbeladen waren, vor den ersten Kanoes am Lagerplatze ein. Der Weg war jetzt deutlich zu erkennen und wie die gewöhnlichen afrikanischen Fußpfade betreten.

Bei der Ankunft im Lager entzogen die Leute unter dem Vorwande, Phryniumblätter zum Bedecken der Hütten holen zu wollen, sich der Aufsicht der Posten, verschwanden in den Wald und verfolgten einen ins Innere führenden Pfad. Einigen von ihnen gelang es, ein paar Hühner, ein oder zwei Bündel Zuckerrohr und eine reiche Menge reifer Paradiesfeigen zu bekommen, während andern nur Unglück zustieß. Drei Manjema wurden getödtet, ein Soldat von den Irregulären Emin Pascha's aus Ladó erhielt einen breiten, scharfen Speer durch den Leib, der das Rückgrat streifte und eine schreckliche Wunde verursachte, aber glücklicherweise keine edeln Theile verletzte. Die Wunden wurden wieder zugenäht und dann verbunden. Ferner berichtete die Nachhut, daß 5 Manjema, 3 Sansibariten und 1 Sudanese auf dem Wege von den wilden Kannibalen getödtet und aufgefressen worden seien. Diese hatten sich, während die Colonne passirte, versteckt gehalten und die zur Banalja-Truppe gehörenden Leute, welche sich in der Nähe des Schlupfwinkels der Eingeborenen zum Ausruhen niedergelassen hatten, plötzlich überfallen und getödtet. Erst fünf Tage vorher hatte ich die Leute öffentlich vor der Gefahr gewarnt, in welche sie sich auf diesen nutzlosen und vollständig unnöthigen Streifereien begaben. Waren Lebensmittel wirklich von nöthen, was vielleicht alle fünf Tage einmal der Fall war, dann wurde eine Fouragirabtheilung ausgeschickt, um die Paradiesfeigen in solcher Menge mitzubringen, daß sie für mehrere Tage ausreichten, und wenn die Früchte 12 Stunden lang über dem Feuer getrocknet waren, dann hielten sie sich lange. Die absolute Unfähigkeit unserer Leute, ihr Versprechen zu halten, und die vollständige Unmöglichkeit, sie hierzu zu zwingen, war die Ursache von 12 Todesfällen gewesen, während der dreizehnte Mann so schwer verwundet worden war, daß er in größter Lebensgefahr schwebte. Außerdem wütheten die Pocken unter den Manjema und Madi und richteten täglich große Verheerungen unter ihnen an, und dabei herrschte dieser unglückliche Mangel an Disciplin bei uns, dem in der Waldregion ganz unmöglich abzuhelfen ist. Je mehr ich mich abmühte, die Unordnung unter der Menge zu beseitigen,

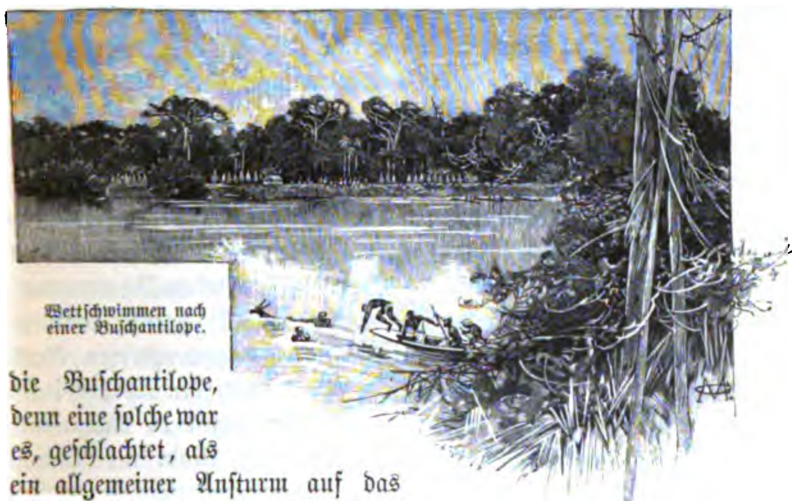
desto mehr sah ich ein, daß nur die Todesstrafe den Beutezügler bessern würde. Wenn also die Eingeborenen selbst unabänderlich das Urtheil vollstreckten, lag für mich keine Nothwendigkeit dazu vor.

Gerade oberhalb Manginni kenterte ein Kanoe infolge reiner Nachlässigkeit, doch begaben wir uns sofort mit unsern besten Trägern zur Stelle und es gelang uns, sämmtliche Gegenstände wiederzubekommen, mit Ausnahme einer Kiste Schießpulver und einer Kiste Perlen. Das Kanoe war zerbrochen.

Nachdem wir Mugwje passirt hatten, erreichten wir Mambanga, wo wir zwei Tage halt machten, um Lebensmittel für die von dort bis nach Engwedde sich ausdehnende Wildniß vorzubereiten. In diesem Lager zog Lakki oder „Hunderttausend“, ein lauter, lärmender, großsprecherischer Mann — der Bote, welcher in dem mitternächtlichen Gefechte bei Bandeja seinen Kameraden zugerufen hatte: „Die Burschen kommen wegen des Fleisches, laßt uns ihnen Fleisch geben, aber ihr eigenes!“ — an der Spitze eines aus seinen besten Freunden bestehenden Trupps insgeheim auf einen Beutezug aus und kehrte 24 Stunden später mit einer durch einen vergifteten Pfeil veranlaßten höchst eigenthümlichen Wunde zurück. Wir spritzten kohlensaures Ammonium in die Wunde und retteten den Mann, doch war Lakki der festen Ueberzeugung, daß er sein Leben nur den grünen Tabackblättern verdankte, die er auf die Wunde gelegt hatte.

Wenn wir im Walde unser Lager aufschlugen, wurden wir sehr oft durch plötzliches Aufspringen eines kleinen Thieres erschreckt, das Aehnlichkeit mit einer wilden Ziege hatte und oft in seinem Versteck so lange liegen blieb, bis wir fast darauf traten, um dann rasch davonzustürzen, verfolgt von Hunderten von aufgeregten, hungerigen Leuten, die es mit Gesten, Rufen und Laufen zu fangen versuchten. Diesmal sprang das Thier mit einem großen Satze über mehrere nebeneinander liegende Kanoes hinweg in den Fluß und tauchte unter. In demselben Augenblicke wurde eine verzweifelte Verfolgung aufgenommen, und einer nach dem andern stürzte kopfüber in den Fluß, bis die ganze Oberfläche mit den schwarzen Köpfen der eifrigen Schwimmer besäet war. Diese Manie nach Fleisch grenzte an Wahnsinn; der vergiftete Pfeil, der messerscharfe Speer und der Kochtopf der Kannibalen hielt sie nicht von solchen Beutezügen zurück; sie wagten alles, und in diesem Falle war eine ganze Compagnie in den Fluß gesprungen, kämpfte und rang mit dem Wasser und ertrank vielleicht, nur um möglicherweise ein kleines Thier zu fangen, das für zwei von ihnen eine unvollständige

Mahlzeit abgegeben hätte und welches nur einer von 50 bekommen konnte. Ich ließ daher fünf Kanoes hinfahren, welche die Wahnsinnigen unterstützen sollten. Etwa 3/4 km weiter abwärts gelang es einem jungen Burschen Namens Ferusi ungeachtet aller Manöver des Thieres, das mit der Verschlagenheit eines Wilden tauchte und schwamm, dasselbe am Halse zu ergreifen; allein in demselben Augenblicke wurde er von einem halben Dutzend seiner Gefährten erfaßt und alle würden ertrunken sein, wenn die Kanoes nicht rechtzeitig gekommen und die erschöpften Schwimmer aufgenommen hätten. Aber der arme Ferusi! Kaum war



Wettschwimmen nach einer Buschantilope.

die Buschantilope, denn eine solche war es, geschlachtet, als ein allgemeiner Ansturm auf das Fleisch erfolgte, sodaß er nur einen ganz kleinen Bissen behielt, den er zur Sicherheit in den Mund steckte.

Während unsers nächsten Marsches war es die Flußabtheilung, welche zu leiden hatte. Wir befanden uns in der Nähe unsers alten Lagers an der Vereinigung des Ngula mit dem Ituri. Hier erhielt ein Mann in dem ersten Kanoe einen Pfeil in den Rücken. Wir behandelten die Wunde sofort mit einer Injection von kohlensauerm Ammonium und auch in diesem Falle stellten sich keine schlimmen Folgen ein.

Am nächsten Tage war die Flußabtheilung wieder die leidende, und zwar erwies der Fall sich diesmal als ein sehr unglücklicher, da der Tod beinahe sofort eintrat, als ob der Getroffene von einer Kugel durchbohrt worden sei. Es war unser Koch Djabu, der sich nicht ganz wohl fühlte und im Hintertheil eines Kanoe saß, während die Mann=

schaft sich am Lande befand und das Fahrzeug über eine kleine Stromschnelle zog, als ein schlauer, kühner Eingeborener mit gespanntem Bogen leise heranschlich und auf jenen einen vergifteten Holzpfeil abschoß, der den Arm in der Nähe der Schulter zersplitterte und am untern Ende der Gurgel eindrang. Die Wunde war nur wie ein Nadelstich, doch hatte Djabu kaum Zeit „Mohammed“ zu rufen, als er bereits todt umfiel.

Der nächste Marsch brachte uns zu den Panga-Fällen, wo wir am folgenden Tage, 20. September, eine Straße längs der Katarakte herstellten, unsere 27 Kanoes nach dem Landungsplatze oberhalb der letztern holten und dann alle Waaren und das Gepäck nach dem in Sicht der Fort-Insel liegenden Lager brachten.

Auf unserm ersten Marsche hatten wir in dieser Gegend durch die Waffen der Eingeborenen keinen einzigen Mann verloren, doch wurden die Wilden seitdem zu Angriffen angereizt durch die Leichtigkeit, mit welcher unsere unklugen, unvorsichtigen Schwarzen, wenn sie nicht von einem Weißen controlirt wurden, umgebracht werden konnten. Die Deserteure von der Vorhut hatten den Elenden mehrere Mahlzeiten geliefert, und die dummen, schwarzköpfigen Bakusu Ugarrowwa's ihnen Opfer besorgt, bis die Kannibalen entdeckt hatten, daß sie infolge ihrer Vertrautheit mit dem Walde die ahnungslosen Leute überfallen und ihnen ebenso leicht den Speer durch den Körper jagen konnten wie den Ziegen. Wir hatten in 30 Tagen 14 Mann verloren. Am 20. September war ein einfältiger Madi ins Dickicht gegangen, um Brennholz zu holen, ein Eingeborener hatte ihn getroffen und ihm den Speer durch den Körper getrieben. Am 21. wurde ein Manjema-Weib kaum 50 Schritte vom Lager von einem vergifteten Pfeil durchbohrt und starb, noch ehe wir die Stelle erreichen konnten. Um die Liste vollständig zu machen, erlag ein Sansibarite von der Banalja-Colonne dem Maniokgift.

Unser nächstes Lager war bei den Nedjambi-Stromschnellen. Sobald wir hier eingetroffen und die Waaren aufgestapelt waren, stürmten etwa 100 Mann, vom Hunger getrieben, zusammen fort, um nach Paradiesfeigen zu fourragiren. Die im Lager Zurückgebliebenen hatten alle Hände voll zu thun, da die Kanoes am nächsten Tage an den Schnellen vorbeigezogen und zu diesem Zwecke eine Straße ausgerodet und aus Rotang Taue zum Ziehen der Fahrzeuge hergestellt werden mußten.

Gegen Sonnenuntergang waren mehrere der Fourragirer mit

reicher Beute von ihrem Unternehmen zurückgekehrt, viele verspäteten sich aber und noch lange nach Mitternacht wurden Signalschüsse abgegeben und auf den großen Elfenbeinhörnern geblasen, deren laute Töne mit rollendem Echo sich durch die Bogengänge des Waldes fortpflanzten. Gegen 9 Uhr traf die Nachricht ein, daß zwei Sansibariten durch vergiftete Pfeile getödtet worden seien, und eine Stunde später wurde die Leiche Feradji's, des humorreichen Anführers, den ich in Banalja einem Kreuzverhör unterzogen hatte, ins Lager getragen. Bei der Untersuchung des Körpers fand ich, daß derselbe mit Schweißperlen bedeckt war. Die Pfeilwunde war nur ein Nadelstich am linken Oberarm, hatte sich aber doch als genügend erwiesen. Wie es hieß, war er, nachdem er getroffen war, noch etwa eine Stunde in der Richtung nach dem Lager gegangen, hatte dann aber um etwas Ruhe gebeten, da er ohnmächtig zu werden fürchte. Während der Rast von zehn Minuten war er gestorben.

Bald nachher trug man auch den jungen Hussein ben Djüma, einen Sohn achtungswerther Aeltern in Sansibar, herein und brachte ihn zu mir, da er noch nicht todt war, wie die erste Meldung gelautet hatte; er befand sich aber in sehr schwachem Zustande. Wie ich sah, hatte der Pfeil das äußere Fleisch des rechten Armes durchbohrt und war über der dritten Rippe $2^1/_2$ cm tief eingedrungen. Der Pfeil war rasch herausgezogen und wurde mir gezeigt; er war mit einer dunkeln, dickem Kohlentheer ähnlichen Substanz beschmiert und entwickelte einen ganz eigenthümlichen Geruch. Der Arm war nicht angeschwollen, doch zeigte der Körper eine beträchtliche, sich weich anfühlende Geschwulst. Der Verwundete sagte, er habe sich einmal außerordentlich schwach gefühlt, habe stark transspirirt, aber große Erleichterung gefühlt, nachdem er sich erbrochen habe. Gegenwärtig fühlte er sich sehr schlaff und litt an Durst. Nachdem beide Wunden gut ausgewaschen waren, spritzte ich 32 cgr kohlensaures Ammonium in jede derselben und gab ihm eine starke Dosis Medicinalbranntwein.

Nach zehn Tagen war der junge Hussein vollständig wiederhergestellt, sodaß er seine gewohnten Dienstleistungen wieder aufnehmen konnte.

Lange nach Mitternacht kehrte ein Trupp Leute mit Hühnern und Bananen zurück, glücklicherweise ohne Unfall. Früh am nächsten Morgen stürzte sich aber Tam, ein Eingeborener von Johanna (Komoren), in einem Fieberanfall infolge der Pocken, in die Stromschnellen und ertrank. Der Mann hatte sich nicht impfen lassen wollen.

Nachdem wir die Kanoes 1 km über Land geschleppt hatten, machten wir einen Tag halt, um Proviant für fünf Tage vorzubereiten. Bei dem Ziehen der morschen Fahrzeuge waren infolge der dabei aufgewendeten Kraft mehrere zerbrochen, sodaß unsere Flotille auf 22 Kanoes reducirt war.

Die lange Reihe von Stromschnellen bei Engwedde wurde ohne Unfall passirt; dann setzten wir die Reise nach Avisibba fort, von wo ein tüchtiger Marsch uns nach dem Lager unterhalb der Mabengu-Schnellen brachte, in welchem wir so lange auf die von Jephson befehligte, verloren gegangene Colonne gewartet hatten.

Am nächsten Tage war Rast und ich sandte eine starke Fourragirabtheilung über den Fluß nach Itiri, um Lebensmittel zu sammeln. Nachmittags kehrte dieselbe mit einem für mehrere Tage ausreichenden Vorrath von Bananen, sowie einigen Ziegen und Hühnern zurück, sodaß wir zum ersten mal in der Lage waren, für die Kranken aus Banalja Suppe zu bereiten und Fleisch an sie auszutheilen. Wie man mir meldete, hatten die Manjema eine Frau nach Schlächterart zerschnitten, um ihren starken Heißhunger nach Fleisch zu befriedigen, doch versicherten die Anführer mir, daß die Meldung vollständig falsch sei, und ich bin geneigt ihnen zu glauben, da die Sansibariten, wenn sie wirklich eine solch ungeheuerliche Gewohnheit bei Leuten entdeckt hätten, die zu jeder Zeit ihre Kochtöpfe besudeln konnten, jedenfalls darauf bestanden haben würden, daß ein strenges Exempel statuirt würde.

Am letzten Tage des September verlegten wir das Lager nach oberhalb der Avugadu-Schnellen, wo wir wilde Orangen entdeckten. Ebenso befanden sich dort, nach den Blüten und Blättern zu urtheilen, wilde Mangobäume, und rothe Feigen von süßlichem Geschmack kamen sehr viel vor, doch waren sie nicht eßbar, da die eingeschrumpften Stempelträger keine zuckerhaltigen Ausscheidungen besaßen.

Unterwegs gebar ein Eingeborenenweib ein Kind. Die Frau stand über dem kleinen Wesen, und als die Sansibariten herbeikamen und den ungewöhnlichen Anblick sahen, drängten sie sich in die Nähe und einer sagte: „Werft das Ding aus dem Wege in den Fluß.“ „Aber weshalb denn, wenn das Kind am Leben ist?“ fragte ein anderer. „Nun, seht doch, es ist weiß, das muß wahrlich eine schreckliche Krankheit sein.“ — „O Unwissenheit, wie viel Schlimmes kommt aus deinem dunkeln Schoße.“ „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun“, dachte ich, als ich verwundert auf den Sprecher blickte, der

ohne alle Ahnung, daß er einen Mord beginge, den schwachen Lebensfunken auf der Stelle ausgelöscht haben würde.

Die meiste Sorge bereiteten uns zu dieser Zeit die Berichte von den an Geschwüren Leidenden. Außerdem hatten wir einen klugen kleinen Burschen von etwa 13 Jahren, Saudi genannt, der früher den Major bedient und sich eine Verletzung zugezogen hatte, welche den Beinknochen ungefähr 10 cm lang bloßgelegt hatte. Ferner hatten wir 15 Pockenkranke, die sich in der denkbar freiesten Weise unter unsere Sansibariten mischten, von denen bisjetzt jedoch nur der Selbstmörder Tam von der Krankheit befallen worden war.

Bei der Ankunft in Avedjeli, gegenüber dem Népoko, begab sich die Frau des Manjema-Tambours, ein sehr hübsches Mädchen, in die nahen Gärten, um Gemüse zu sammeln. Dort hatte sich eine Horde Eingeborener versteckt, welche sie mit Pfeilen beschossen, von denen sieben in ihren Körper drangen. Auf ihr Geschrei wurden wir aufmerksam und brachten sie schleunigst herein, doch fiel sie, als wir gerade im Begriffe standen, Einspritzungen von kohlensauerm Ammonium zu machen, auf die Seite, hob die Arme, umarmte in der rührendsten Weise ihren jungen Gatten, holte noch einmal tief Athem und starb. „O, ihr Reisenden, die ihr zu jener Clique gehört, welche behaupten, die Afrikaner kennten weder Liebe, Zuneigung noch Eifersucht! Was würdet ihr zu dieser mitleiderregenden Sterbescene gesagt haben?" Wir hatten auch eine Manjemafrau, die ein abscheuerregendes Aeußere, eine Masse ekelhafter Beulen hatte, welche einen fast unerträglichen Gestank entwickelten, allein ihr Gatte pflegte und bediente sie mit unübertrefflicher liebender Zärtlichkeit. Tod, Tod überall, jeden Tag und in jeder Gestalt, aber die Liebe, die höchste Liebe stand wie ein Schutzengel bereit, um den Tod schön zu machen! Arme unwissende, demüthige Geschöpfe, die niedrigsten des Menschengeschlechts, die hier ungesehen und ungehört von denen, welche die edle Opferwilligkeit, Beständigkeit und Ergebenheit besingen, ihre Zusammengehörigkeit mit uns unter der düstersten Wirklichkeit beweisen, indem sie ihre geliebten Kleinen mit den schönsten Blüten der Zärtlichkeit in den Schlummer wiegen!

Am 2. October gelangten wir bis zu den Kleinen Stromschnellen unterhalb der Mündung des Ngaiju in den Ituri, wo wir von einem Wirbelsturme heimgesucht wurden, der den im allgemeinen wellenlosen Fluß zu von einem Ufer bis zum andern reichenden sich überschlagenden Wogen von solcher Gewalt und Kraft aufpeitschte, daß sogar das Bett

aufgewühlt und das Wasser schlammig wurde, bis der Strom einem Streifen wild erregter, sturmbewegter See glich, die ihre Brandung über Alluvialboden rollt. Unsere Kanoes wurden gegeneinander geworfen, sodaß sie in kleine Stücke zu zerbersten drohten, während der große Wald in der Agonie des Kampfes ächzte und brüllte; doch hatte der Fluß schon nach einer halben Stunde seine ruhige, glatte Oberfläche wieder gewonnen und der Wald stand wieder so still, als ob er versteinert wäre.

Während eines Halts am 3. October ließ ich die Kiste des Herrn Jameson, die verschiedene von dem Fleiß des Naturforschers zeugende Kleinigkeiten enthielt, öffnen. Die Bücher, Tagebücher und was sonst des Aufhebens werth war, wurde versiegelt und für den Transport quer über den Continent verpackt; die übrigen Sachen, die für Leute im Bereiche der Civilisation ohne Werth waren, wurden weggeworfen.

Ich sandte Herrn Bonny mit 28 Mann bei dem Ngaiju vorbei, um festzustellen, ob meine Hoffnung sich verwirkliche, daß ein Landungsplatz, den ich beim Hin- und Rückmarsch bemerkt hatte, zur Entdeckung eines Weges führen würde, auf welchem ich die verheerte Wildniß vermeiden konnte, welche sich über 300 km weit am südlichen Ufer entlang von den Basopo-Schnellen bis nach Ibwiri erstreckt. Bei der Rückkehr war Herr Bonny sehr erfreut und erstaunt über die wunderbare Behendigkeit und Beweglichkeit der Kundschafter, die mit der Leichtigkeit der springenden Buschantilope über jede Art von Hinderniß hinweg kletterten und bei jeden tausend Schritten ihm fünfhundert voraus kamen. $2^1/_2$ km von dem Landungsplatze am nördlichen Ufer hatte er ein von reichen Bananenpflanzungen umgebenes schönes Dorf gefunden. Wir beeilten uns, das Lager nach diesem Dorf, welches den Namen Bavikai führte, zu verlegen, in der Hoffnung, daß wir von dort einen nach Nordosten führenden Pfad verfolgen könnten, um dann nach etwa 95 km den directen Curs nach dem Albert-See einzuschlagen.

Als die Leute am 4. October über den Fluß nach dem Landungsplatze von Bavikai befördert wurden, sah ich ein Dutzend Madi, welche sich infolge der Verheerungen durch die Pocken in einem fürchterlichen Zustande befanden, von etwa doppelt so vielen noch nicht von der Krankheit befallenen Stammesangehörigen umgeben, die sich in bewunderungswürdiger Gleichgültigkeit um die Kranken drängten. Diese kleine Thatsache brachte mich auf eine Reihe von Gedanken, welche, falls ein Stenograph zur Hand gewesen wäre, vielleicht für

andere unbesonnene Leute von Werth gewesen sein könnten. Noch nie schien die Unwissenheit mir so thöricht gewesen zu sein; ihre vollständige Ahnungslosigkeit war bedauernswerth. Ueber diesen Thieren in Menschengestalt sah ich den Schatten des Todes, der im Begriff stand, seinen Schlag zu führen. Aber ich sagte mir, ich sehe den fürchterlichen Schatten über ihnen, bereit, sie mit der Krankheit zu treffen, welche sie zu einem abscheuerregenden Gegenstand machen und schließlich tödten wird. Wenn ich auch befallen werde, wird dies wahrscheinlich die Folge einer momentanen Gedankenlosigkeit sein, während ich entweder zu sehr beschäftigt oder zu zuversichtlich war, um den über mir schwebenden dunkeln Schatten zu bemerken. Indessen Mambu Kwa Mungu, weder sie noch ich können unserm Schicksal entgehen.

Unter meinen Aufzeichnungen vom 5. October finde ich auch einige Bemerkungen über das Sumpffieber.

Während wir durch die Waldregion marschirten, haben wir von den afrikanischen Fiebern weniger gelitten, als im offenen Lande zwischen Matadi und dem Stanley-Pool.

Ein langer Aufenthalt in den Waldlichtungen erinnert uns bald daran, daß wir uns noch nicht so an das Klima gewöhnt haben, daß wir den Wirkungen des Sumpffiebers vollständig entgehen. Wenn wir aber vom Walde eingeschlossen sind, treten die Fieber in milderer Form auf und lassen sich mit einer rechtzeitigen Dosis Chinin bald beseitigen.

Auf dem Plateau von Kavalli und Undussuma wurden die Herren Jephson, Parke und ich nacheinander vom Fieber hingestreckt, obwol die durchschnittliche Höhe des Landes über dem Meeresspiegel mehr als 1370 m betrug.

Nach dem Abstieg nach der Ebene am See, die 760 m niedriger liegt, wurden wir wiederum durch wüthende Anfälle aufs Lager geworfen.

In Banana-Point, in gleicher Höhe mit dem Meere, ist das Fieber nur zu allgemein.

In Boma, 24 m höher, kommt dasselbe noch häufiger vor.

In Vivi waren weit mehr Krankheitsfälle als irgendwo sonst; die Station lag 76 m höher als Boma und in der Umgegend befand sich nicht ein einziger Sumpf.

Am Stanley-Pool, etwa 335 m über dem Meere, herrschte ein Fieber von höchst gefährlichem Charakter.

Als wir den Kongo hinauffuhren, mit dem Wind von rückwärts, waren wir meist vom Fieber frei.

Dagegen wurden wir auf der Thalfahrt auf dem Oberkongo mit dem Wind von vorn von den stärksten Anfällen betroffen.

Während des Marsches am Aruwimi aufwärts dachten wir selten an afrikanische Fieber, während wir auf der Thalfahrt in Kanoes, als wir widrige Windströmungen hatten und durch die Strömung des Wassers und das Rudern denselben entgegengeführt wurden, sehr rasch daran erinnert wurden, daß man sich nur langsam acclimatisirt.

Daraus geht hervor, daß man in der Höhe von 0—1500 m von Fieber und Schmerzen nicht frei bleibt und eine 65 km breite Wasserfläche zwischen dem Lager und dem gegenüberliegenden Ufer des Sees keinen positiven Schutz gewährt; daß ein 1600 km langer Flußlauf als ein Kanal fungiren kann, welcher das Sumpffieber in concentrirter Form weiter befördert; daß, wenn eine dichte Schutzwand von Urwald sich zwischen der Wohnstätte und einer großen Lichtung oder dem offenen Lande befindet, nur die Gefahr einer localen Malaria um die Wohngebäude herum vorhanden ist, die aber durch die geringste Aufmerksamkeit in Bezug auf die Körperconstitution harmlos gemacht werden kann; daß aber auf dem offenen Lande weder Haus noch Zelt genügenden Schutz bietet, da die Luft durch die Thüren, unter den Schwellen hindurch und durch die Luftlöcher dringt und die Bewohner vergiftet.

Daraus ist zu entnehmen, daß Bäume, großes Gebüsch, hohe Mauern oder dichte Schutzwände zwischen den Wohnstätten und den Luftströmungen deren fieberbringenden Einfluß abschwächen, sodaß der Bewohner nur den Wirkungen der localen Ausdünstungen unterworfen ist.

Emin Pascha erzählte mir, er nähme immer ein Moskitonetz mit, weil er glaube, daß dasselbe ein ausgezeichnetes Schutzmittel gegen die nächtlichen miasmatischen Ausdünstungen sei.

Frage: Könnte nicht, wenn der Reisende sich in offenen Gegenden befindet, ein Respirator, welcher an einem Musselinschleier angebracht wird, dazu beitragen, die Wirkungen des Fiebers abzuschwächen?

Ich sandte drei Compagnien von je 40 Mann in drei verschiedenen Richtungen aus, um die von Bavikai fortführenden Pfade zu untersuchen. Die erste verwickelte sich bald in dem an den Ngaiju grenzenden Dickicht und hatte ein Scharmützel mit den Eingeborenen von Bavikai, welche zeitweilig in den dunkeln Schlupfwinkeln Zuflucht

gesucht hatten. Die zweite Compagnie hielt sich auf einem nach Ost zu Nord führenden Pfade und stieß bald auf eine große Schar von Eingeborenen, welche aus drei verschiedenen Dörfern gekommen waren und einen unserer Leute mit einem vergifteten Pfeile am Kopfe verwundeten. Die dritte Abtheilung gerieth in ein verworrenes Netz von Pfaden und folgte mehrern derselben, die aber alle in Paradiesfeigenpflanzungen oder in lichtem jungen Gebüsch endeten. Auch diese Compagnie traf bei ihren Nachforschungen auf wohlbewaffnete und mit vergifteten Pfeilen zum Kampfe bereite Wilde. Wir waren daher gezwungen, wieder über den Fluß nach dem südlichen Ufer zurückzukehren und weiter aufwärts einen nochmaligen Versuch zu machen, um die aufreibende Arbeit der Herstellung eines Tunnels durch das Dickicht zu vermeiden.

Am 10. October erreichte die Expedition die Flußpferdweitung. An diesem Tage sahen wir eine Wolke von Motten den Fluß hinaufschweben, welche von der Oberfläche des Wassers bis zu den höchsten Wipfeln des Waldes, etwa 55 m, reichte und so dicht war, daß wir sie anfänglich, ehe sie uns einholte, für Nebel oder lavendelfarbigen Schnee, der hier allerdings kaum möglich war, hielten. Die Fluggeschwindigkeit betrug etwa 3 Seemeilen in der Stunde. Bei der Todtenstille setzten die Motten ihren Flug in der ruhigen Morgenluft gleichmäßig fort, der leichteste Zug von den Ufern wirbelte sie aber wie kleine leichte Schneeflocken an einem stürmischen Tage wild umher. Hin und wieder begegneten die zahllosen Myriaden Motten auch einer von oben herabkommenden wandernden Wolke und die auf den durchsichtigen Flügeln glitzernden, blitzenden Sonnenstrahlen ließen die Thiere wie Funken erscheinen.

In der Nähe dieser Stelle zeichnen die Ufer sich aus durch kleine Strecken grünen Rasens, der von den Flußpferden, deren Lieblingsaufenthalt dieser Theil des Flusses ist, kurz abgegrast war. Zahlreiche Oel- und einige Raphiapalmen, Rotang, Phrynium, Amomum, Pf講effersträuche u. s. w. ließen eine sehr alte Stätte früherer Menschenwohnungen erkennen. Mein Zelt war unter einem kleinen breitästigen Feigenbaume aufgeschlagen, welcher vor der glühenden Aequatorsonne Schutz gewährte, doch wurde die Hitze von der Oberfläche des Wassers zurückgeworfen und stieg bis auf $24\frac{1}{2}°$ R. im Schatten. Die ungewöhnliche Hitze war der Vorläufer eines Gewitters mit Blitzen, knatterndem Donner und sündflutlichem Regen.

Am Bafaido-Katarakt theilte ein uns in die Hände gefallenes Weib

uns mit, daß auf der andern Seite des Ngaiju-Flusses der Stamm der Medse und am linken Ufer die Babandi lebten.

In der Nähe von Avejabu trat ein hinterlistiger Eingeborener, welcher sich hinter einer aus Laubwerk von Schmarotzerpflanzen bestehenden und von den Aesten eines großen Baumes herabhängenden Schutzwand versteckt gehalten hatte, auf unsern Pfad, ergriff ein den Manjema gehörendes kleines Mädchen und durchbohrte es mit seinem zweischneidigen Dolch von der Brust bis zum Rücken, worauf er die Waffe über dem Kopfe schwenkte und einen wilden Schrei ausstieß, der wol soviel bedeuten sollte, wie: „Tod den Eindringlingen!"

Beim nächsten Lager am Landungsplatze von Avamburi starb der frühere Diener des Majors, der kleine kluge Bursche Saudi, und zwar auf den Schultern der Träger, als er bei den Stromschnellen vorbei nach den oberhalb derselben wartenden Kanoes gebracht werden sollte. Der Gipsverband, welcher den verletzten Knochen des Beins bedeckte, war durch ein bösartiges Geschwür vollständig zerstört worden. Saudi war, seitdem wir die Insel Bungangeta verlassen hatten, getragen und sorgsam gepflegt worden, allein der Mangel an Bewegung, der Aufenthalt im Kanoe in der glühenden Sonnenhitze und der beständige Regen hatten seine Verdauung gestört, obwol seine Constitution anfänglich kräftig und gesund gewesen war. Der kleine Bursche hatte seine Leiden tapfer ertragen, aber die Reservearzneien waren nach Bangala gesandt worden und wir konnten daher nichts für ihn thun.

Am 18. October befanden wir uns bei den Amiri-Stromschnellen, wo ein zweiter Sansibarite die Symptome der Pockenkrankheit zeigte. Bisjetzt waren wir merkwürdigerweise noch frei von derselben geblieben, ungeachtet der Thatsache, daß wir seit der Ankunft bei der Niederlassung der Batundu stets 10—20 Kranke im Lager hatten. Vielleicht waren unter den 620 Sansibariten, welche wir hatten impfen lassen, einige, deren Constitution den Schutzpocken Widerstand leistete, indeß gab es keinen bessern Beweis von der Wohlthat der Jenner'schen Entdeckung für das Menschengeschlecht, als den Verlauf dieser einen Expedition. Die Epidemie hatte sich unter den Manjema, Madi und eingeborenen Begleitern außerordentlich eingenistet, und es waren schon viele Opfer mit Steinen beschwert in den Fluß geworfen worden. Das war ebenfalls eine seltsame Arbeit, zu der wir durch die Nothwendigkeit gezwungen wurden, zu verhüten, daß die Eingeborenen, welche, wie wir entdeckt hatten, unsern Spuren folgten, um die Todten zu verzehren, die Leichen wieder ausgrüben.

Einer von den Anführern der Sansibariten wurde in der Nähe des Lagers beim Steuern eines Kanoe dermaßen von Wespen zerstochen, daß er an seinem Leben verzweifelte und darauf bestand, daß ich seinen letzten Willen niederschriebe, in welchem er seinen ebenfalls bei uns befindlichen Bruder zum alleinigen Erben einsetzte. Ich kam seinem Wunsche in schreibermäßiger Weise nach, was ihn sehr befriedigte, gab ihm aber auch eine Injection von 70 cgr kohlensaurem Ammonium und sagte ihm, er werde trotz der nichtswürdigen Wespen, die ihn so gepeinigt hätten, Sansibar wiedersehen. Am nächsten Tage war er ein neuer Mensch und rühmte gegen jedermann, daß die Arzneien des weißen Mannes alles heilen könnten bis auf den Tod.

Nachdem wir den Marsch bis oberhalb der Amiri-Schnellen fortgesetzt hatten, wurden wir von einer Reihe von Unglücksfällen betroffen. Einige der leichtsinnigen, undisciplinirten Leute der Nachhut waren ohne Anführer und Befehl in die Bananenpflanzungen gestürzt und hatten sich dort wie Kinder benommen; zur Strafe wurden sie von den Eingeborenen umzingelt und drei Mann verwundet. Zwei andere, von denen der eine an Herzklopfen litt und der andere ein schwächlicher Jüngling war, hatten sich von dem Pfade entfernt, um sich vor der Nachhut zu verstecken.

Vom 1. September bis zu diesem Tage hatten wir von den Sansibariten 9 Mann verloren, die getödtet worden waren, und außerdem 1 durch Selbstmord, 1 infolge von Geschwüren und 2, die vermißt wurden. Von dem Manjema-Contingent waren 15 getödtet und 1 an den Pocken gestorben, und von den Madi 18 entweder getödtet oder infolge der Pocken umgekommen. Der Gesammtverlust betrug also 44 Todte in 49 Tagen.

Von den Amiri-Fällen nach Avatiko führte ein siebentägiger Marsch durch eine entvölkerte Gegend und ein vollständig von Lebensmitteln entblößtes Land, und jenseit Avatiko hatten wir auf einer neuen Route, die ich einzuschlagen beabsichtigte, wahrscheinlich noch zwei Tage zuzubringen, bevor neue Lebensmittelvorräthe erhältlich waren. Das war meine Schätzung der Zeit, in welcher wir mit den jetzt an das Leben im Walde gewöhnten Sansibariten der Vorhut die Märsche zurücklegen konnten. Vermochten wir in Avatiko keine Lebensmittel zu erhalten, dann war unsere Lage in der That schwierig. Bis einen Tagemarsch vor Avatiko konnten wir die Kanoes benutzen, um einen Extravorrath von Lebensmitteln zu befördern.

Auch war es nicht unmöglich, 20tägige Rationen Mehl pro Kopf mitzunehmen, indeß muß dem Führer von Leuten, die ein solches Werk ausführen sollen, Gehorsam geleistet werden. Er erfüllt seine Pflicht, wenn er allen seinen Begleitern dringend empfiehlt, seine Worte im Gedächtniß zu behalten, seinen Rath zu beachten und sich aufs strengste nach seinen Anweisungen zu richten.

Am 20. October sandte ich bei Tagesanbruch 160 Gewehrträger nach den von den Amiri-Fällen 8 km landeinwärts liegenden Pflanzungen. Ich sagte den Leuten, wie viele Tagemärsche Avatiko entfernt sei und daß sie einen Tag dazu verwenden sollten, Lebensmittel zu sammeln und die Bananen in der Pflanzung zu schälen, zu schneiden und zu trocknen, sodaß sie je 60—70 Pfund mitbringen könnten und bei der Vertheilung jeder Mann mehr als 20 Pfund oder Rationen für zehn Tage erhalten würde. Die Erfahrung hatte mir bezüglich dieser Leute gezeigt, daß die bessern von ihnen so viel Lebensmittel mitnehmen, daß sie 15 Tage unbeschränkt zu essen hatten, während andere ungeachtet der ihnen ins Ohr klingenden Warnung vor dem Tode nicht mehr trugen, als ihnen für vier Tage genügte.

Am Nachmittage des 21. October sah ich zu meiner Befriedigung, daß die Leute sehr erfolgreich gewesen waren. Wie viele meinen Rath befolgt hatten, ließ sich unmöglich feststellen. Alle Abtheilungen hatten die Hälfte ihrer Mannschaft zum Sammeln der Lebensmittel ausgesandt, und jeder Mann mußte zwei Hände voll für die Offiziere und Kranken abgeben. Es kam jetzt nur darauf an, daß die Leute mit den Lebensmitteln sparsam umgingen, dann konnten wir völlig sicher durch die gefürchtete Wildniß hindurchkommen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Fort Bodo.

Wieder in der alten Station Ugarrowwa's. — Marsch nach Bunda. — Uebergang über den Ituri. — Gegenüber von der Mündung des Lenda-Flusses vorgenommene Eintragungen ins Journal. — Ankunft bei den Pflanzungen von Avatiko. — Herr Bonny mißt einen Zwerg. — Geschichte und Kleidung der Zwerge. — Eine Unterhaltung mittelst Zeichen. — Die Zwergenfrau. — Affen und andere Thiere des Waldes. — Die Lichtung von Andaki. — Unsere zerfetzten Kleider. — Der Ihuru-Fluß. — Mangel an Lebensmitteln, Amani's Mahlzeiten. — Uledi sucht nach Lebensmitteln. — Vermißter Proviant. — Wieder im Dorfe Kilonga-Longa's. — Weitere Todesfälle. — Der Wald bessert sich für den Marsch. — Scharmützel in der Nähe von Andikumu. — Geschichte der Zwerge. — Die Zwerge und die Munitionskiste. — Wir passiren den Kakua-Hügel. — Niederlage einer Karavane. — Der letzte Somali. — Ein heftiger Regenschauer. — Willkommene Entdeckung von Lebensmitteln in Indemau. — Ueberbrückung des Dui-Flusses. — Oberflächliche Musterung der Leute. — Eine Ziege verirrt sich in unser Lager bei Ngwetsa. — Gefangennahme weiterer Zwerge. — Zurücksendung von Leuten nach Ngwetsa, um Bananen zu holen. — Verlust meines Knaben Saburi im Walde. — Das Hungerlager. — Aufsuchung der Abwesenden und Begegnung mit denselben im Walde. — Der Ihuru-Fluß. — Ankunft in Fort Bodo.

Am 23. October erreichte die Expedition die alte Station Ugarrowwa's, wo sie in den verlassenen Hütten übernachtete. In dem Hofe um das große Gebäude des Häuptlings war ein Reisfeld gewachsen, doch hatten die Vögel jedes Korn ausgepickt. In den geräumigen Gängen fanden mehr als 100 Leute bequemes Unterkommen, und wenn hier nur in größerer Nähe Lebensmittel zu bekommen gewesen wären, dann hätte es uns gar nicht so schlecht gepaßt, eine Woche hier zu verweilen; indeß war es zu gefährlich, blos wegen des behaglichen Quartiers unsere Rationen zu verzehren. Der Platz bildete den Mittelpunkt eines großen verheerten Gebietes, das wir aus Furcht vor Hungersnoth mit der größten Schnelligkeit durcheilen mußten.

Am nächsten Tage marschirten wir nach Bunda. Die Flußabtheilung erregte dort die Aufmerksamkeit der alten Unterthanen Ugar-

rowwa's und die Manjema stürzten sich über Bord, um den Pfeilen zu entgehen, während die Sansibariten aus dem nächsten Kanoe ans Land sprangen und durch einen Flankenangriff uns Beistand leisteten, um die verwirrten Manjema zu retten, die in ihren sorglosen selbstgefälligen Stellungen im Kanoe den Eingeborenen so verführerische Zielpunkte geboten hatten.

Der Ituri war jetzt in seiner Hochflut, da der Regen täglich in reichen tropischen Schauern fiel. Die Nebenflüsse und Bäche, welche am rechten Ufer dem Ituri zuströmten, waren tief und verursachten der Landabtheilung ganz außerordentliche Mühe und Strapazen. Kaum hatte sie, bis zum Leib im Wasser, einen Bach überschritten, so mußte sie wenige Augenblicke später schon wieder einen andern von gleicher oder noch größerer Tiefe durchwaten. Die Leute mußten beständig ihre Kleider ausringen und schalten über die ärgerlichen Unterbrechungen des Weges. An den Mündungen der tiefern Nebenflüsse wurden die Kanoes in eine Reihe gelegt, um als schwimmende Brücken für den Uebergang der Karavane zu dienen, deren Mitglieder wegen ihres beschmutzten Aussehens vielfach zur Zielscheibe eines Scherzes gemacht wurden. Einige von den Leuten hatten sicherlich nassen Schlamm oder seifenartigen Lehm an den Bärten haften, andern trieften die Kleider von Wasser, und gleich darauf stürzte infolge der außerordentlichen Schlüpfrigkeit der Brücke einer nach dem andern ins Wasser, was jedesmal mit lärmendem Spott und allgemeinem Vergnügen aufgenommen wurde. Die Landabtheilung mußte an diesem Tage 32 Wasserläufe überschreiten.

Am 25. October marschirten wir bis zu einem Lager gegenüber der Mündung des Lenda-Flusses. Wir kamen gut vorwärts, und ich finde daher in meinem Tagebuche die folgende Bemerkung, die ich am Abend jenes Tages niedergeschrieben habe. Man wird später sehen, daß solche Beglückwünschung nur der Ausfluß einer zeitweiligen Freude darüber sein konnte, daß der Tag nicht mehr sehr fern sei, wo wir das Ende unserer beschwerlichen Arbeit erreicht haben würden.

„Ich möchte meinen innigsten Dank dafür aussprechen, daß unser beschwerlicher Marsch durch den Wald sich seinem Ende zuneigt. Wir befinden uns heute Abend ungefähr 260 km von dem Grasland und diese Entfernung wird sich hoffentlich rasch genug weiter verringern. Inzwischen leben wir in der Vorfreude. Wir ertragen die Regenzeit ohne Murren, denn nach dem Regen wird die Ernte im Grasland für uns bereit sein. Wir verfluchen den Schlamm und Sumpf dieses feuchten Landes

jetzt nicht mehr, obwol wir gestern 32 Wasserläufe überschritten und die schlüpfrigen Ufer und Moräste die Geduld stark auf die Probe stellten. Mancherlei Genugthuung steht uns noch bevor. Es wird uns eine große Erleichterung sein, wenn wir von den Angriffen der rothen Ameisen befreit und Tag und Nacht vor ihren Bissen sicher sind; wenn wir die Sohlen unserer Stiefel zum letzten mal getrocknet und den Staub der Wälder von den Schuhen gewischt haben, werden unsere Träume von diesem Feinde wenigstens nicht mehr gestört werden. Während wir unter den Stichen der wüthenden kleinen Bienen leiden, bei dem Biß der winzigen Ameisen aufspringen, uns unter dem Gift der Hornissen winden, bei den Angriffen der teuflischen Wespen ächzen, die zudringlichen Schmetterlinge fortscheuchen, die schädlichen Tigerschnecken fortschleudern, in nervöser Hast den herankommenden grünlichen Tausendfuß zertreten, erinnern wir uns daran, daß alles dieses Elend nicht mehr viele Tage dauern wird. Noch ein klein wenig Geduld, dann kommen frohere Zeiten. Seit dem 17. August schlachteten wir vier Ziegen, um uns mit Fleisch zu versorgen; wir haben uns hauptsächlich von gerösteten Bananen genährt, die eben ausreichen, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Aber wir waren auch dafür dankbar, obwol wir uns unserer Kraft jetzt nicht gerade rühmen können. Mit Wohlgefallen denken wir an die vor uns liegende abwechselungsvolle Kost von Rind- und Hammelfleisch, von Wild, garnirt mit süßen Kartoffeln und Bohnen, sowie an das Hirsemehl zu Milchbrei und das Sesamöl zum Kochen. Auch die Befreiung von der durch den thierischen Instinct hervorgerufenen Besorgniß, daß ein Wilder mit Speer und vergifteten Pfeilen wenige Schritte von uns umherschleicht, wird uns sehr angenehm sein. Die unaufhörliche Sorge, die angespannte Aufmerksamkeit, um den Leuten Lebensmittel zu verschaffen und sie vor den beim Umherstreifen ihnen drohenden Gefahren zu schützen, wird nachlassen und ich werde mich freuen, wenn ich wieder besser von der Welt und ihren Bewohnern denken kann als in dem Gefühl der zweifelhaften Liebe, welche ich zu dem Menschengeschlecht des Waldes hege."

Am 26. October fanden wir einen Lagerplatz bei Umeni, doch waren dort nur zwei ganz kleine Büschel winziger Feigen zu entdecken. Im Walde tobte ein wüthender Wirbelsturm, der die Waldriesen bis zu den Wurzeln erschütterte und über den Ituri hinfegte, dessen dunkle Gewässer unter der Gewalt der pfeifenden, heulenden Windstöße jeden Glanz verloren hatten.

Am nächsten Tage ruderten wir bis zum Fuße des Großen Kataraktes, wo wir die Waaren ausluden, die Kanoes im Gebüsch ließen, die Lasten schulterten und nach einer halben Stunde den Marsch 8 km weit ins Innere hinein antraten. Zum letzten mal gaben wir hier auf dem Ituri die Schiffahrt auf.



Gefangener Zwerg aus Avatiko.

Nach dreistündigem Marsche erreichten wir am 28. October die Pflanzungen von Avatiko, gerade als die Mehrzahl der Leute dem Hungertode schon gefährlich nahe war. Wie ausgehungerte Wölfe auf ihre Beute stürzten sie sich auf die Pflanzungen. Wir blieben zwei Tage hier, um zu fourragiren und einen neuen Vorrath von Lebensmitteln zu sammeln.

Wir waren noch nicht lange in Avatiko, als man mir ein Zwergenpaar brachte, doch weiß ich nicht, in welchem Verhältniß die beiden zueinander standen. Der Mann war jung und vermuthlich

ungefähr 21 Jahre alt. Herr Bonny hat ihn gewissenhaft gemessen und ich habe mir die Maße aufgeschrieben:

Größe 1,219 m; Umfang des Kopfes 51,4 cm; Länge vom Kinn bis zur höchsten Stelle des Hinterkopfes 61,6 cm; Umfang der Brust 64,7 cm, des Leibes 70,5 cm, der Hüften 57,1 cm, des Handgelenkes 10,8 cm, der Muskeln des linken Armes 19,0 cm, des Fußgelenkes 17,8 cm, der Wade 19,7 cm, Länge des Zeigefingers 5,0 cm, der rechten Hand 10,2 cm, des Fußes 15,8 cm, des Beines 55,9 cm, des Rückens 47,0 cm, des Armes bis zu den Fingerspitzen 50,1 cm.

Dies war der erste ausgewachsene Zwerg, den wir gesehen hatten. Die Haut war von kupferiger Farbe und fühlte sich auf dem Körper beinahe pelzartig an mit Haaren von fast 1,3 cm Länge. Der Kopfschmuck bestand aus einer Art Kappe, ähnlich wie sie die Priester tragen, und war mit einem Büschel Papagaienfedern geschmückt; entweder war er ein Geschenk oder gestohlen. Ein breiter Streifen von Baumrindenstoff verhüllte die Nacktheit des Mannes. Die Hände waren sehr zart und erregten durch ihr ungewaschenes Aussehen Aufmerksamkeit. Er war offenbar mit dem Schälen von Bananen beschäftigt gewesen.

Niemand könnte sich das Gefühl vorstellen, mit welchem ich diese Leutchen aus den Einöden des ungeheuern Waldes in Centralafrika betrachtete. Mir war der Mann noch weit ehrwürdiger als die Memnonssäule in Theben. Sein kleiner Körper repräsentirte die ältesten Typen des ursprünglichen Menschengeschlechts, die Abkömmlinge der ältesten Zeitalter, die Ismaels der primitiven Rasse, die auf ewig die Wohnstätten der Arbeiter fliehen und der Freuden und Annehmlichkeiten des häuslichen Herdes beraubt sind, um, durch ihre Laster auf ewig ausgestoßen, in den Morästen, Sümpfen und Dickichten der Wildniß ein Leben von Thieren in Menschengestalt zu führen. Man denke nur! Vor 26 Jahrhunderten nahmen seine Vorfahren die fünf jungen nassamonischen Erforscher gefangen und vergnügten sich mit ihnen in ihren Dörfern an den Ufern des Niger. Und sogar schon vor 40 Jahrhunderten waren sie als Zwerge bekannt und wurde die berühmte Schlacht zwischen ihnen und den Störchen in Gesänge gebracht. Seit den Zeiten des Hekatäus, 500 Jahre v. Chr., sind ihre Wohnsitze auf jeder Karte in die Gegend des Mondgebirges verlegt worden. Als Moses die Kinder Jakob's aus dem Lande Gosen führte, herrschten sie als unbestrittene Herren über das dunkelste Afrika, und noch jetzt sind sie dort, während unzählige Dynastien der Aegypter, Assyrer, Perser, Griechen und Römer

verhältnißmäßig nur kurze Zeit geblüht haben und dann erloschen sind. Und diese kleinen Leute sind während der verflossenen Jahrhunderte nah und fern umhergestreift. Von den Ufern des Niger sind sie in aufeinanderfolgenden größern Wanderzügen hierhergekommen, um ihre aus Laubwerk bestehenden Hütten in den unbekannten Schlupfwinkeln des Waldes zu erbauen. Ihre Verwandten sind in der Capcolonie als Buschmänner, im Becken des Lulongo als Watua, in Monbuttu als Akka, bei den Mabode als Balia, im Thale des Ihuru als Wambutti und unter den Schatten des Mondgebirges als Batua bekannt.

Als die riesenhaften Madi, die breitschulterigen Sudanesen und die größten der Sansibariten sich um den kleinen Mann scharten, war es ergötzlich zu beobachten, wie die Gedanken sich mit Blitzesschnelle in seinen Zügen malten: die Verwunderung, welche ihn erfüllte, die rasch wechselnde und starrmachende Furcht wegen seines Schicksals, die ihn erfassenden ängstlichen Zweifel, die entstehende Hoffnung, als er in unsern Zügen gute Laune entdeckte, die momentanen Schatten der Sorge, die Neugier, zu erfahren, woher diese menschlichen Ungethüme gekommen seien und was sie etwa mit ihm machen, ob und wie sie ihn tödten würden, ob sie ihn lebendig braten oder ihn trotz seines Schreiens in fässergroße Kochtöpfe werfen würden. Ach Gott! Hoffentlich nicht. Dann zeigten ein leichtes Kopfschütteln, eine noch bleichere Färbung der Lippen und ein nervöses Zwinkern mit den Augen, in welcher Noth er sich befand. Er würde alles thun, um die Gunst dieser großen Leute zu gewinnen, ebenso wie die jungen Nassamonier dies vor 2600 Jahren hatten thun wollen, als seine zwerghaften Vorväter in dem alten Dorfe am Niger mit Fingern auf sie wiesen und auf sie einschwatzten. Wir forderten ihn auf, sich zu uns zu setzen, strichen ihm über den Rücken und gaben ihm einige geröstete Bananen, um seinen aufgeblasenen Bürgermeisterbauch zu füllen, worauf der Zwerg dankbar lächelte. Was für ein verschlagener Spitzbube er war! und wie rasch er begriff! Er sprach mit seinen Gesten so beredt, daß selbst der Dümmste von uns ihn verstand.

„Wie weit ist es bis zum nächsten Dorfe, wo wir Lebensmittel erhalten können?"

Er legte seine rechte Hand mit der Fläche über das linke Handgelenk. (Mehr als zwei Tagemärsche.)

„In welcher Richtung?"

Er wies nach Osten.

„Wie weit ist es bis zum Ihuru?"

„O!“ Er hob seine rechte Hand bis zum Ellenbogen. Das ist die doppelte Entfernung, vier Tage.

„Sind nach Norden hin Lebensmittel?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nach Westen oder Nordwesten?“

Er schüttelte wieder den Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er einen Haufen Sand fortwischen.

„Weshalb?“

Er streckte seine beiden Hände aus, als ob er ein Gewehr festhielte, und sagte „Duuu!“

Sicherlich haben die Manjema alles vernichtet.

„Sind jetzt «Duuu» in der Nachbarschaft?“

Er blickte auf und lächelte so arglos wie eine londoner Kokette, gerade als ob er sagen wollte: „Das wißt ihr selbst am besten. O, unartiger Mann, wie kannst du mich so zum besten haben?“

„Willst du uns den Weg nach dem Dorfe zeigen, wo wir Lebensmittel erhalten können?“

Er nickte rasch mit dem Kopfe und strich seinen Vollmondsbauch, was bedeutete: „Ja, denn dort werde ich eine volle Mahlzeit erhalten, hier“ — nun lächelte er verächtlich und drückte den Daumennagel auf das erste Glied des linken Zeigefingers — „sind die Paradiesfeigen nur so groß, während sie dort“ — seine Wade mit beiden Händen erfassend — „so groß sind.“

„Oh, das Paradies!“ schrien die Leute, „Bananen so groß wie ein Menschenbein!“ Dem Zwerg war es gelungen, unser aller Zuneigung zu gewinnen, und meine Autorität war zu Ende, bis sich die Geschichte von den Unthieren von Bananen als unwahr herausstellte. Einige von den Leuten schienen ihn umarmen zu wollen, während seine Züge arglose Unschuld ausdrückten, obwol er sehr gut wußte, daß er in ihrer Meinung nicht viel unter den Engeln stand.

Und während dieser ganzen Zeit spielte das kupferfarbige Gesicht der nußbraunen kleinen Dame in beredter Weise die Gefühlsregungen des männlichen Zwerges wieder. Ihre Augen strahlten vor Freude und mit blitzartiger Geschwindigkeit glitt ein listiger Zug über ihr Gesicht. Es war dasselbe Mienenspiel; ihre der Leidenschaft zugängliche Seele fühlte dieselben Zweifel, Hoffnungen, dieselbe Neugier und starr machende Furcht, als sie errieth, welche Stimmung ihr Gefährte erregte. Sie war so rundlich wie ein Puter oder eine Gans am Weihnachtstage; ihre Brust glänzte in der Farbe alten

Elfenbeins und als sie mit herabhängenden gefalteten Händen dastand, war sie, obwol ihr Körper nackt war, ganz das Bild jungfräulicher Bescheidenheit.

Das Paar war ohne Zweifel Mann und Frau. In ihm steckte die nachgeahmte Würde eines Adam, in ihr die Weiblichkeit einer Miniatur-Eva. Obwol ihre Seelen unter den ungewöhnlich dichten Falten des Animalismus verborgen und die bessern Gefühle auch durch den Nichtgebrauch verhüllt und erstarrt waren, so waren sie nichtsdestoweniger doch vorhanden. Für das wilde Eden von Avatiko paßten aber die kleinen Leute ganz gut.

Mit frischen Vorräthen von getrockneten Paradiesfeigen beladen setzten wir unter der Führung der Zwerge den Marsch von der verlassenen Lichtung von Avatiko nach Ostnordost fort, überschritten um Mittag den klaren Ngoki-Fluß und lagerten uns um 3 Uhr nachmittags am Bache Epeni. In der von uns passirten Wildniß bemerkten wir zahlreiche Spuren von Zwergen in den verlassenen Lagern, in den hochrothen Schalen des Amomum, die sie fortgeworfen, nachdem sie die herbe Frucht verzehrt hatten, in den geknackten Nüssen, den abgerissenen Zweigen, welche den mit den Geheimnissen des Waldlebens Vertrauten als Führer dienen, den Bügelfallen am Wege und den hier und dort an den Kreuzungspunkten der Wildpfade angelegten Fanggruben. Das Land hatte ein romantischeres Aussehen, als wir bisher gefunden hatten. Wir wanden uns um wilde amphitheatralische Becken herum, mit terrassenförmig aufsteigendem Blätterwerk, das in verschiedenen Färbungen des Grüns erglänzte und mannichfaltige Abwechselung erhielt durch die Massen von hochrothen und glänzendrothbraunen Blumen, die schneeflockenartigen Blüten des wilden Mangobaumes und die hellgelbe seidenartige Samenwolle des Wollbaumes, und als wir unter einer schwer auf uns lastenden Schicht Blätterwerk auf das eingesunkene Becken vor uns hinabsahen, erblickten wir eine undurchdringliche Masse Grün, das Krone an Krone, wie aufgethürmte Haufen weicher Seidenkissen gruppirt war und zu üppiger Ruhe einzuladen schien. Hin und wieder sprangen ganze Scharen von Affen in fröhlichen Sätzen durch das Geäst, während andere sich 30 m über unsern Köpfen an den langen Schwänzen umherschwangen, mit wunderbarer Gelenkigkeit die zierlichen Körper über gähnende Abgründe durch die Luft schleuderten und auf der andern Seite einen Zweig ergriffen, um noch einen kurzen letzten Blick auf unsere Linie zu werfen und dann in dem Blätterdickicht unsern Augen zu

entschwinden. Die Ibisse kreischten ihren Gefährten zu, schleunigst herbeizukommen, um sich die Colonne der Fremden anzuschauen, Turakos stritten mit den rauhen gutturalen Stimmen einer Gruppe ägyptischer Fellahs miteinander und Bananenfresser, Sonnenvögel, graue und kleine grüne Papagaien, sowie einige weißkragige Adler flogen entweder auf und segelten über die blattreiche Schlucht hin oder hockten schläfrig auf den von leichtem Nebel verhüllten emporsteigenden Aesten. Es lag eine Spur von Moschus, ein Wohlgeruch von Blumen in der Luft, ein Liliendust vermischt mit dem scharfen Geruch des mit Fangzähnen bewaffneten Ebers; am Wege lagen Kothhaufen von Elefanten und Buschantilopen, der durchdringend riechende Dünger von Zibethkatzen und Affen; dabei befanden wir uns niemals weit vom Geräusch rasch fließender Bäche und fallender Cascaden, während die Sonne mit ihren Strahlen mannichfaltige silberne Linien zeichnete und das Unterholz, sowie das aus Phrynium, Arum und Amomum bestehende dichte Gebüsch beschien, sodaß die feuchten Blätter erglänzten und die Thautropfen so hell wie Brillanten funkelten.

Am nächsten Tage führte uns der Weg unter den ewigen Schatten wieder durch ein solches Land und am Morgen des 1. November traten wir auf die Lichtung von Andaki hinaus, um unsere Herzen an den versprochenen Früchten seiner Pflanzungen zu erlaben. Die Paradiesfeigen waren nicht ganz so groß, wie uns gesagt worden war, aber reif und voll, und noch ehe eine Stunde vergangen war, hatten wir die Roste aufgerichtet und lagen die Früchte in Scheiben geschnitten in Haufen auf den Holzstäben über dem Feuer. Ich ließ den Befehl geben, daß wir den ersten und zweiten Tag dieses Monats dazu verwenden wollten, um so viel Lebensmittel zurecht zu machen, wie jeder tragen konnte. Wir befanden uns jetzt auf $1^\circ\ 16^1/_2{}'$ nördl. Br. Die Station Kilonga-Longa's lag auf $1^\circ\ 6'$, Fort Bodo auf $1^\circ\ 20'$ nördl. Br., sodaß unser Curs also ganz gut war.

Am zweiten Tage trafen einige Kundschafter, welche die verschiedenen nach Osten führenden Pfade untersuchten, zwei Frauen, von denen die eine behauptete, sie wisse nach Norden ein großes Dorf, wo Lebensmittel seien. Die andere sagte, Andari liege vier Tagemärsche nach Ostnordost und habe einen solchen Vorrath von Lebensmitteln, daß diejenigen in Andaki im Vergleich dazu nur eine Handvoll seien.

Bald nachdem wir Andaki verlassen und einen breiten Bergesrücken überschritten hatten, gelangten wir an eine ungeheuere verlassene Lichtung. Es war vielleicht ein Jahr verflossen, seitdem die Bevölkerung

geflohen und die Niederlassung durch Feuer zerstört worden war, da die Bananenbäume durch das wuchernde Unterholz erstickt waren und die Elefanten alles gründlich zerstampft, seit Monaten sich zwischen den verwüsteten Hainen amusirt, die Musa-Stämme zertreten hatten und durch das wol $3^1/_2$ m hoch emporgeschossene Phryniumgesträuch gebrochen waren; die Baumstümpfe hatten wieder gesproßt und waren gewachsen, bis ihre buschigen Köpfe sich zu einem einzigen großen Teppich aus Laubwerk vereinigt hatten. Durch dieses Dickicht mußten wir uns mit geschwungenen Haumessern und Säbeln einen Weg hauen; die eingeborenen Frauen hatten die Spur verloren und waren verwirrt von dem wilden, üppigen Buschwerk, unter welchem wir wie in einem feuchten Treibhause schwitzten und uns einen Weg durch das dichte grüne Meer bahnten, bis wir nach zehn Stunden an einen murmelnden Bach kamen, wo wir in vollständiger Erschöpfung uns lagern mußten, obwol wir nicht mehr als 6 km zurückgelegt hatten.

Am Morgen des 4. November gingen wir wieder an die Aufgabe, uns Bahn zu schaffen und zu hauen, durchzukriechen, durchzugleiten und uns durchzubohren, hinein und hinaus, über Stämme zu klimmen, vorsichtig über offene Spalten und den stinkenden Morast zu treten, hier uns unter den Bäumen durchzuwinden, dort über andere wegzuklettern und mit aller Macht und Mühe einen Tunnel herzustellen. Immer vorwärts, mit einer Colonne hungeriger Leute hinter und der Wildniß vor uns, immer vorwärts durch dieses Pflanzengewirr, bald nach links, bald nach rechts. Achtet nicht auf die rothen Ameisen, nur immer vorwärts, weiter — die Leute stehen still. Schärft euere Waffen dort an den Steinen im Bach, nehmt schnell einen Schluck Wasser, um den Durst zu stillen, und dann wieder an die Arbeit. Haut lustig darauf los, Jungens, trennt jene Ranken durch, schneidet diese jungen Bäume ab. Kein Weg jetzt? Dann erweitert die Wildspur dort in dem Dickichthaufen. Kommt, haut darauf los mit Haumesser und Säbel, mit Axt und Messer. Wir dürfen nicht wie Narren in dieser dämonischen Welt sterben. Hierher und dorthin, durch, immer durch, bis wir nach 16 Stunden uns endlich einen gekrümmten Kanal durch diese schreckliche Wüste gebahnt haben und wieder unter den erhabenen Wipfeln des Urwaldes stehen.

Die traditionelle geflickte Kleidung des Irländers war ein Gesellschaftsanzug gegen den meinigen, als ich wehmüthig die Risse, sowie die Fetzen und Lappen betrachtete, die wie Trodbeln an meinem Hemd und Beinkleid herabhingen; die Leute lachten und einer von ihnen sagte,

wir sähen aus wie Ratten, die durch die Stäbe einer Falle gezogen sind, meiner Ansicht nach kein übler Vergleich. Allein wir hatten keine Zeit zum Schwatzen, sondern aßen nur ein paar geröstete Bananen zum Frühstück und setzten dann den Marsch fort, bis wir um 3 Uhr eine halbe Stunde vom Ihuru waren.

Der nächste Morgen sah uns, bevor es noch heller Tag war, im Gänsemarsche auf einer Elefantenspur hinmarschiren, die parallel mit dem Ihuru lief, welcher auf dieser ganzen Strecke eine ununterbrochene Reihe von rauschenden Stromschnellen war, deren unaufhörliches Getöse uns vor den Ohren erklang. Wir mußten durch unzählige tiefe Nebenflüsse waten, behielten aber wegen der Breite des Elefantenpfades ein rasches Tempo bei und hatten bis Nachmittag zur gewöhnlichen Stunde etwa $14\frac{1}{2}$ km zurückgelegt.

Während der letzten wenigen Tage waren 13 Sansibariten von der Nachhut und einer von Emin Pascha's Danagla-Soldaten ihren Leiden erlegen; wie viele Madi und Manjema weiß ich nicht.

Am Abend des 6. November, nach einem Marsche von 13 km, gewann ich die Ueberzeugung, daß es dringend nothwendig sei, sehr bald Lebensmittel zu finden, wenn wir nicht eine Sterblichkeit im großen erleben wollten. Der Hunger ist schwer zu ertragen, aber wenn man mit leerem Magen Lasten schleppen soll und die Märsche lang sind, dann hat die geringste Unterbrechung in der Zuführung von Nahrung Krankheiten im Gefolge, welche rasch die Reihen lichten. Unsere Njansa-Leute waren sehr fürsorglich und zogen ihren Vorrath von Lebensmitteln durch Vermehrung mit Schwämmen und wilden Früchten in die Länge, aber die schwachen, durch Maniok vergifteten Burschen von der Nachhut, sowie die Madi und Manjema beachteten keinerlei Rath und Beispiel.

Einen jungen Menschen, Namens Amani, der ziemlich schwach aussah, forderte ich auf, mir in voller Wahrheit zu sagen, was er in den letzten zwei Tagen gegessen habe.

„Das will ich", sagte er. „Meine Abtheilung hatte einen ziemlich großen Vorrath von Bananenmehl, der uns leicht noch zwei Tage hätte erhalten können, allein Sulimani, der das Mehl trug, legte es am Wege nieder, während er Schwämme sammelte, und als er wiederkam, war es fort. Er sagt, die Manjema haben es gestohlen. Wir alle machten uns deshalb gestern Abend, nachdem wir das Lager erreicht hatten, auf, um Schwämme zu suchen, aus denen wir uns Suppe gekocht haben. Das ist alles, was wir gestern zum Abendessen hatten.

Heute Morgen haben wir gefastet, doch werden wir uns wieder Schwämme suchen."

„Und was wollt ihr morgen essen?"

„Das Morgen ist in Gottes Hand. Ich will in der Hoffnung leben, daß ich etwas finde."

Dieser junge Mann war erst 19 Jahre alt, hatte inzwischen 60 Pfund Patronen getragen und schleppte sie morgen wieder, bis er niedersank und so lang er war auf dem Boden lag, die Augen zum dunkeln Blätterdom über ihm gerichtet, um dann zurückgelassen zu werden, zu vermodern und zu verwesen, denn aus nichts läßt sich nichts herausziehen, um einen Hungerigen zu speisen. Er ist nur ein Beispiel von mehr als 400.

Als wir ein Manjema-Lager erreichten, erkannte Uledi es als den Ort wieder, wo er im November 1887 auf einer Fourragirtour nach dem westlichen Ufer des Ihuru halt gemacht hatte, während er auf die Herren Jephson und Nelson in Ipoto wartete und die Vorhut den Marsch nach Ibwiri fortsetzte.

Am 7. November ließ ich halt machen, um durch eine Abtheilung unter Führung von Uledi die nur $9^1/_2$ km nordnordwestlich vom Lager liegende Lichtung von Andari untersuchen zu lassen, doch waren über 100 Mann so schwach, daß sie nicht mehr im Stande waren zu gehen, weshalb ich die Köche aufforderte, ihre Kochgeschirre herbeizubringen und je drei Hände voll Mehl in Empfang zu nehmen. Hieraus wurde eine Suppe hergestellt, damit die Leute so viel Kraft bekämen, daß sie die Pflanzung erreichen könnten.

Am 8. November warteten etwa 200 Mann schweigend im Lager auf die Ankunft der Fourragirer. Da ich einsah, daß das Fasten und Warten gar zu lange dauere, theilten wir ihnen nachmittags noch eine Hand voll Paradiesfeigenmehl aus.

Auch am 9. waren die Fourragirer noch nicht zurückgekehrt. Zwei Mann waren im Lager gestorben; einer taumelte infolge des Genusses eines giftigen Pilzes, als die Leute kamen, um sich eine weitere Ration Mehl zu ihrer Suppe zu holen; ihr Gang war schwankend, die Brustknochen traten erschreckend weit hervor. Nach drei Tagen mußten wir sämmtlich umgekommen sein, doch hofften wir jede Minute den Lärm der zurückkehrenden Colonne zu hören.

Am Morgen des 10. November ließ ich, besorgt wegen des für die Offiziere im Fort Bodo bestimmten Proviants, denselben untersuchen und entdeckte zu meinem Schrecken, daß 57 Büchsen mit Fleisch,

Thee, Kaffee und Milch fehlten und von den Manjema aufgegessen worden waren. Wenn ein Blick mächtig genug gewesen wäre, um sie in die Luft zu sprengen, sie würden rasch in Asche verwandelt worden sein. „Gütiger Gott, wie mögen die Büchsen verschwunden sein?“ fragte ich den Häuptling Sadi. Ja, wie? Infolge dessen nahm ich seinen Leuten die Proviantkisten fort und ließ ihnen Lasten mit Winchester- und Maxim-Munition zutheilen.

Um 2 Uhr nachmittags kehrte die Fourragircolonne zurück und brachte für 3—6 Tage Lebensmittel mit, die sie auf einer verlassenen Pflanzung gesammelt hatte. Die Träger hatten sich erst gestärkt, ehe sie sich an das Sammeln gemacht hatten. Nunmehr mußte jedes Mitglied für die Suppe, die ich ihnen gegeben hatte, ein Pfund Mehl für den Reservevorrath zurückerstatten und außerdem ein Pfund für die Kranken abliefern, die nicht genügend Kraft zum Fourragiren hatten und von den Tischgemeinschaften zurückgewiesen wurden; die Schwachen erhielten auf diese Weise je etwa 8 Pfund Mehl oder getrocknete Paradiesfeigen, während ich für zukünftige Fälle einen Reservevorrath von 200 Pfund besaß.

Nach $1^1/_2$ stündigem Marsche hatten wir am 11. November die Fähre Kilonga-Longa's erreicht, wo die Eingeborenen in der Befürchtung, daß letzterer seine Beutezüge westlich vom Ihuru wiederholen könnte, sämmtliche Kanoes zerstört hatten und mich auf diese Weise verhinderten, Kilonga-Longa nochmals einen Besuch abzustatten und einiges mit ihm abzurechnen. Auch der Ihuru hatte den höchsten Wasserstand und nach allen Seiten von uns dehnte sich die magere, hungerige Wildniß aus. Es blieb uns also weiter nichts übrig, als dem Ihuru aufwärts zu folgen, bis wir Mittel fanden, um nach dem östlichen oder linken Ufer überzusetzen. Unser Curs war jetzt Nordost zu Ost.

Am 12. November verfolgten wir einen Pfad, der vor uns von einem Stamm der Zwerge begangen sein mußte. Der ganze Weg war mit den Fruchtschalen des Amomum, geknackten Nüssen und der hochrothen Haut der Phryniumbeeren bedeckt. In dieser Gegend findet man nicht wie am südlichen Ufer des Ituri Waldbohnen, Fenessi oder Mabengu. Als wir eine Lagerstelle erreichten, fanden wir, daß an der Fähre in der Nähe des Eingeborenenlagers, wo wir vier Tage gehungert hatten, sechs Leute ihren Leiden erlegen waren — ein Madi nach dem Genusse giftiger Pilze, der Soldat aus Ladó, welcher oberhalb der Wespen-Schnellen einen Speerstich erhalten hatte,

zwei Sudanesen von der Nachhut, ein Manjema-Knabe im Dienste des Herrn Bonny und ein hübscher junger Sansibarite Namens Ibrahim, der sich einen vergifteten Holzsplitter in den Fuß getreten hatte.

Im Laufe des 13. November hatte sich der Wald für den Marsch merkbar gebessert. Unsere Elefanten- und Wildspur hatte uns auf einen andern Pfad gebracht, der von Andari ostwärts führte und sich hier mit dem unserigen vereinigte, welcher sich nunmehr zu einer von den Zwergstämmen viel benutzten Straße entwickelte. Wir folgten derselben zwei Stunden lang. Man konnte erkennen, wo die Zwerge angehalten hatten, um ihre Pfeifen anzuzünden, Nüsse zu knacken, Wildfallen zu stellen und der Unterhaltung zu pflegen. Die Zweige waren etwa 90 cm über dem Erdboden abgebrochen, ein Zeichen, daß Zwerge das gethan hatten. Wo der Boden etwas schlammig war, zeigte der Pfad sehr zarte Eindrücke, ein Beweis ihrer alten Abkunft und aristokratischen Abstammung, und kleine Fußspuren, nicht größer als englische Fräulein von acht Jahren sie machen würden. Der Pfad besserte sich in demselben Maße wie wir weiter kamen und wurde zu einer vielversprechenden guten Straße. Lager der Zwerge sahen wir oft. Der Boden war ockerfarbig, die Bäume wurden größer und stiegen zu mächtiger Höhe auf.

Als wir ins Lager marschirten, bemerkte ich, daß es Zeit sei, weitere Vorräthe von Lebensmitteln zu beschaffen und irgendwo Rast zu machen, da die Haltung der Leute Mangel an Zuversichtlichkeit erkennen ließ und ihre Gestalten unter der fürchterlichen täglichen Aufgabe, der beständigen schweren Arbeit, den langen Märschen und Hunger zusammensanken. Ich hätte weinen mögen über das außerordentliche Maß von Unglück, welches uns täglich mehr herunter und dem Grabe näher brachte, allein wir waren schon so lange an das Ertragen von starken Wechselfällen gewöhnt und so oft durch den Anblick des Kummers und der Leiden betrübt worden, daß wir die Schilderung des jeden Tag vorkommenden Unglücks nur noch mit bangem Schweigen anhörten. Die Verluste, welche wir bereits zu tragen gehabt hatten, ließen sich durch keine Klagen und Thränen wieder gut machen. Morgen steht uns wieder Jammer in Aussicht, so gewiß wie die Sonne scheinen wird, und uns mit der traurigen Vergangenheit länger zu beschäftigen, diente nur dazu, uns für das unfähig zu machen, was uns noch in Aussicht stand.

Es war eine sehr beschwerliche Arbeit, 230 Lasten der täglich



Ankunft in Andikumu.

sich verringernden Zahl der Träger anzupassen. Unter 20 Leuten war kaum einer, der nicht zu klagen gehabt hätte über heftige Geschwüre, Kopfschmerzen, hervortretenden Bruch, unendliche Schmerzen im ganzen Körper, Nagelgeschwüre, einen in den Fuß getretenen Dorn, Rheumatismus, Fieber u. s. w. Die Zahl der Lasten blieb unvermindert, aber die Träger starben.

Am 14. November näherte die Expedition sich nach sechsstündigem Marsche Anduta und Andikumu. Während der Vortrab über die Baumstämme und Trümmer der zu Boden gestürzten Waldriesen vordrang, flogen einige Pfeile umher, welche zwei Mann verwundeten, worauf sofort Kisten und Ballen hingeworfen wurden und sich ein ziemlich lebhaftes Scharmützel mit den hohe Hüte tragenden Eingeborenen entspann. Nach einer halben Stunde traf aber auch die Haupttruppe der Expedition an der Lichtung ein, wo wir einen solchen Vorrath von abnorm großen Bananen fanden, daß die halbverhungerten Leute geradezu in Entzücken geriethen.

An Ausdehnung war diese Lichtung ungefähr der berühmten Ansiedlung von Ibwiri gleich. Sie lag im Schoße von Hügeln, die sich im Osten, Westen und Süden erhoben. Einen der Pfade entlang sahen wir die Merkzeichen der Manjema an den Bäumen, auch lag eins der Dörfer in Trümmern, allein die Größe der Lichtung hatte die Bemühungen der verheerenden Horde, die prachtvollen Haine von Bananenbäumen zu zerstören, vereitelt.

Beim Untersuchen der Munitionskisten vor dem Aufstapeln derselben für die Nacht stellte sich heraus, daß der Corporal Dain Mohammed seine Last nicht ins Lager gebracht, sondern wie ich auf Befragen erfuhr, am Fuße eines großen Baumes in der Nähe des Weges niedergelegt hatte. Ich befahl sofort vier Anführern, mit dem sudanesischen Corporal zurückzukehren und die Kiste zu holen.

Bei ihrer Ankunft in der Nähe der Stelle sahen sie einen ganzen Stamm von Zwergen, Männer, Frauen und Kinder, um zwei ihrer Krieger versammelt, welche den Versuch machten, das Gewicht der Kiste an den an den Enden befindlichen beiden Griffen zu probiren. Neugierig, was die Zwerge mit der Kiste machen würden, hielten unsere Anführer sich versteckt, da die kleinen Leute außerordentlich scharfe Augen haben. Jedes Mitglied des Stammes schien einen Vorschlag zu machen, während die kleinen Kinder auf einem Bein umherhüpften und vor unwiderstehlichem Vergnügen über den Fund sich auf die Schenkel klappten und die zierlichen Frauen mit ihren noch zierlichern

Säuglingen auf dem Rücken in der traditionellen Weise kluger Weiber ihren Rath dazwischenschrien. Dann nahm ein beherzter Mann eine leichte Stange und schob sie durch die Handgriffe an den Enden, worauf die sämmtlichen kleinen Leute vor Freude darüber, daß sie eine so geistreiche Erfindung gemacht hatten, um eine schwere Kiste mit Remingtonmunition davonzuschleppen, laut schrien und kreischten. Der Hercules und der Milo des Stammes wandten ihre äußerste Kraft an, um die Kiste bis zu ihrer Schulterhöhe zu heben, und schwankten dann damit fort in das Dickicht, als plötzlich ein harmloser Schuß fiel, unsere großen Leute hervorstürzten und die Kleinen verfolgten. Es gelang ihnen auch, einen überfetten jungen Burschen von vielleicht 17 Jahren gefangen zu nehmen und als Beute ins Lager zu bringen. Wir sahen den kleinen Kerl; die Geschichte selbst rührt aber von unsern Anführern her, welche sie mit unendlichem Humor erzählten.

Am 17. November sandte ich Herrn Bonny nach dem Ihuru, um eine alte Fähre aufzusuchen, die sich dort befinden sollte, doch kehrte er ohne Erfolg zurück, da es ihm nicht gelungen war, ein Kanoe zu finden, indeß brachte er die Meldung mit, daß der Fluß anscheinend von Ostnordost herkomme, etwa 55 m breit sei und nur geringe Strömung habe, aber ziemlich tief sei.

Den Nachmittag des 14., sowie den 15. und 16. November verwendeten unsere Leute dazu, sich für die Enthaltsamkeit der letzten Tage zu entschädigen. Was sie an gekochten, gerösteten und in Breiform zubereiteten Bananen verzehrt haben, muß ganz ungeheuerlich gewesen sein. Wahrscheinlich hat jeder von ihnen während der drei Tage 140 Stück verzehrt.

Kurze Zeit nachdem wir am 19. November Andikumu verlassen hatten, kamen wir durch Anduta, und dann marschirte die Colonne an einem malerischen Hügel, Kakua genannt, vorbei, durch ein rauhes Land, das von ungeheuern Felsblöcken und Trümmern starrte, welche mit dichten Farrn bewachsen und umgeben waren. Zwischen den Felsen fanden wir in der Nähe unsers Lagers an diesem Tage einen Vorrath von Mais und Bananen, der ohne Zweifel den Zwergen gehörte. Hätten wir den Fund einige Tage früher gemacht, so würde sich wahrscheinlich ein lärmender Streit um denselben entsponnen haben, allein jetzt war ein jeder mit seinen eigenen Vorräthen so sehr belastet, daß alle den Fund mit höchster Gleichgültigkeit betrachteten, zumal da die Leute auch infolge ihres Schwelgens in Andikumu an Verdauungsbeschwerden litten, sodaß sie für den Marsch untauglich waren.



Die Kundschafter überraschen die Zwerge beim Fortschleppen einer Munitionskiste.

Am 20. November machten wir einen Weg von 8 km. Seitdem wir die Hochstraße der Zwerge getroffen hatten, war der Boden nicht mehr aufgeweicht, wie in der Nähe des Ituri, wo er den beständigen Regen aufgenommen hatte, sondern der Pfad führte jetzt durch ein Gebiet von festem rothen Thon, wo das Regenwasser in Tümpeln stehen blieb und den Weg glatt und schlüpfrig machte.

Bei der Mittagsrast stieß der Führer des Vortrabs, der der Colonne einige hundert Meter auf unserm Pfade vorausgeschritten war, auf eine Eingeborenenkaravane aus Anditoke im Norden. Die Eingeborenen erhoben beim Anblick des Mannes vor Ueberraschung ein Geheul, drangen dann aber, als sie sahen, daß er keine Waffen hatte, mit erhobenen Speeren auf ihn ein. Ihr Schreien war indeß von allen auf dem Lagerplatze gehört worden, sodaß wir den Wilden rasch genug gegenübertreten konnten, um unsern Sansibarführer zu retten. Es entwickelte sich dann ein Scharmützel, bei welchem zwei der Eingeborenen verwundet, einer getödtet und das Besitzthum der Karavane erobert wurde. Dasselbe bestand aus eisernen Ringen, Knöpfen, Halsbändern, Armspangen, Beinringen aus Rotangfasern, einigen Schmiedegeräthschaften und seltsamerweise aus mehrern nicht verfeuerten Remingtonpatronen.

Mein erster Gedanke war, daß Fort Bodo entweder geräumt oder erobert oder daß Patrouillen überfallen worden seien; bei weiterer Ueberlegung kam ich aber zu der Ueberzeugung, daß die Patronen auf Beutezüge ausgegangenen Manjema gehört haben, aber ursprünglich doch unser Eigenthum gewesen sein müßten.

Am 21. November war die Marschfähigkeit der Leute eine außerordentlich geringe, da sie noch immer an den Folgen ihrer jüngsten Unmäßigkeit litten. Um Mittag dieses Tages befanden wir uns auf 1° 43′ nördl. Br., ein Beweis, daß wir ungeachtet aller Bemühungen, einen nach Osten führenden Pfad zu finden, immer weiter nach Norden kamen.

An diesem Tage wurde mir der Tod Tschama Issa's, des letzten unserer Somali, gemeldet, jedoch sah ich ihn um Mittag noch an unserm Rastplatze, was mir großes Vergnügen bereitete, da er, als der letzte Somali, ein besonderes Interesse für mich hatte. Er erhielt täglich einen Theil von dem Essen meines Tisches und zwei Sudanesen waren beauftragt, ihn für einen Extralohn zu bedienen, zu speisen und zu tragen. Bis zum Abend dieses Tages waren 32 Mann von der Nachhut aus Banalja umgekommen. Dort war ich der Meinung gewesen, daß nur die Hälfte dieser Zahl nicht am Leben bleiben

würde. Solange sie in den Kanoes befördert wurden, hatten sie keine Anstrengungen zu machen, aber der Marsch über Land erwies sich für die Unglücklichen als zu viel.

Am 22. November trat, bald nachdem der Vortrab den Lagerplatz erreicht hatte, ein kalter, heftiger Regenschauer ein, der viele Mitglieder der Colonne demoralisirte, da ihre schwindende Energie und traurige Körperconstitution der Kälte nicht Stand zu halten vermochten. Madi und Sansibariten warfen die Lasten am Wege fort und stürzten Hals über Kopf nach dem Lager. Einem Madi gelang es, bis in die Nähe meines Zeltes zu kriechen, in welchem Licht brannte, da es bei einem Regenschauer im Walde selbst bei Tage so dunkel war, wie in einer gewöhnlichen Nacht im Graslande. Als ich ihn ächzen hörte, ging ich mit dem Lichte hinaus und fand den armen nackten Burschen ganz starr im Schlamm liegen, vollständig unfähig sich zu bewegen; beim Anblick des Lichtes dicht vor seinen Augen öffneten diese sich weit und er suchte die Kerze mit den Händen zu ergreifen. Ich ließ ihn sofort nach einem Feuer tragen und ganz dicht an demselben niederlegen, worauf es mir mit Hülfe einiger Schlucke heißer Brühe aus Liebig's Fleischextract gelang, ihn wieder zu sich zu bringen. Unterwegs waren dicht vor dem Nachtrabe zwei Madi gestorben, während ein Sansibarite von der Nachhut infolge des intensiv kalten Regens auf der Stelle todt zu Boden gestürzt war.

Am nächsten Tage machten wir einen zweistündigen Marsch und sandten dann 45 ausgesuchte Leute voraus, um den Versuch zu machen, ob sie nicht Mehl zur Rettung der Banalja-Leute und der Madi bekommen könnten, deren Kräfte für weitere Anstrengungen gar zu schwach geworden waren. Nach 24 Stunden kehrten die Kundschafter mit einer Ziege zurück, die sofort geschlachtet wurde und etwa 130 Liter Suppe lieferte, welche, mit zwei Pfund Weizenmehl verdickt, ein höchst willkommenes Mahl für ungefähr 60 Leute abgab. Am 25. November 10 Uhr vormittags erreichten wir Indemau. Das Dorf lag in einer Vertiefung am Fuße einer Anhöhe und war ungefähr $9^1/_2$ km von dem Dui, einem Nebenfluß des Ihuru, entfernt.

In Indemau erhielten die schon so lange leidenden Mitglieder der Expedition einen weiteren Aufschub vor vollständiger Vernichtung. Das Dorf besaß ausgedehnte Paradiesfeigenpflanzungen, deren Bäume mit Früchten, besonders reifen, milden Paradiesfeigen bedeckt waren, welche einen köstlichen Geruch hatten. Wie es aber unmöglich war, diese großen Kinder zu lehren, daß sie sparsam mit ihren Rationen

umgingen, so war es auch ebenso unmöglich, ihnen Mäßigkeit beizubringen, sobald sie sich von Ueberfluß umgeben fanden. In Andikumu hätte eine ganze Armee sich mit gesunden, guten Lebensmitteln versorgen können, während die außerordentliche Gefräßigkeit der halbverhungerten Leute schwere Verdauungsstörungen zur Folge hatte, und in Indemau stopften sie sich in ihrem unmäßigen Appetit in so ekelhafter Weise voll, daß wir jeden Morgen genug zu thun hatten, um ihre Klagen anzuhören und ihnen Erleichterungsmittel gegen ihre Verstopfung zu geben.

Von Indemau aus entdeckten wir einen Pfad, der über den Dui-Fluß führte, während ein anderer nach Indeperri, einer großen Ansiedelung etwa 24 km Nordost von Fort Bodo, ging. Ursprünglich war es meine Absicht gewesen, eine Richtung durch den Wald einzuschlagen, welche uns direct nach dem Grasland führte, auf einer mehr nördlichen Route als die Linie Ipoto und Fort Bodo, nachdem ich ein Detachement zu Kilonga-Longa geschickt hätte, um mit diesem abzurechnen; allein bei unsern Bemühungen, eine Furt durch oder eine Fähre über den Ihuru zu finden, waren wir durch den hohen Wasserstand gezwungen worden, den Weg bisjetzt parallel mit dem Flusse fortzusetzen. Die Beobachtungen ergaben, daß wir uns auf 1° 47′ n. Br. und 29° 7′ 45″ östl. L. befanden. Obwol der Verstand mir sagte, daß Fort Bodo uneinnehmbar sei und die Garnison sich jetzt in Sicherheit bei Emin Pascha am Njansa befinde, hatte doch die Entdeckung von Remingtonpatronen unter den Vorräthen einer Eingeborenenkaravane in diesen unbekannten Gegenden innerhalb einer nicht zu weiten Entfernung vom Fort Zweifel in mir aufsteigen lassen, welche ich meiner Meinung nach am besten lösen konnte, wenn ich von meinem Curse nach Süden abwiche und, bei dem alten Fort vorbeipassirend, mich mit eigenen Augen davon überzeugte, was eigentlich geschehen sei. Ich sandte daher Herrn Bonny mit dem Anführer Raschid und 60 Mann ab, um eine Brücke über den Dui zu schlagen.

Nach fünftägigem Aufenthalt in Indemau marschirte die Colonne am 1. December nach dem Dui, wo Herr Bonny und Raschid mit ihren Begleitern gerade die letzte Hand an die Brücke legten, ein Werk, das allen an der Herstellung Betheiligten, besonders aber Herrn Bonny, große Ehre machte. Ohne auch nur einen Augenblick anzuhalten, marschirte die Colonne über die fünf Arme des Flusses auf einem langen rohen Holzbau von insgesammt etwa 75 m Länge, ohne auch nur einen einzigen Unfall zu erleiden.

Am andern Ufer nahmen wir eine oberflächliche Musterung der Leute vor und fanden, daß 34 Mann von der Nachhut gestorben und von 16 auf der Krankenliste befindlichen Sansibariten 14 Jambuja-Leute sämmtlich in solchem Zustande waren, daß einige wenige Tage über ihr Schicksal entscheiden mußten. Jede Ziege und jedes Huhn, deren wir habhaft werden konnten, wurden unter diese armen Leute vertheilt, in der Hoffnung, sie zu retten. Wir kochten auch für sie. Herr Bonny war angewiesen, ihnen täglich Arznei zu geben; wir nahmen ihnen alles ab, mit Ausnahme ihrer eigenen Rationen, allein ihre Körperbeschaffenheit war durch das, was sie in Jam-



Ueberbrückung des Dui-Flusses.

buja und Banalja erlitten hatten, eine so elende geworden, daß jede leichte Abschürfung an Pflanzen zu einem bösartigen Geschwür wurde, das in drei bis vier Tagen einen Radius von mehrern Centimetern erreicht hatte. Nichts als die Pflege und Ruhe in einem großstädtischen Hospital hätte das rasche Dahinsiechen aufhalten können.

In dem kleinen Dorfe Andiuba machten wir einen kurzen Halt, worauf wir nach dreistündigem Marsche die große Ansiedelung von Abdiguhha erreichten. Am 4. December trafen wir nach einer $4\frac{1}{2}$stündigen Wanderung in Ngwetsa ein, wo wir das Lager außerhalb der Bananenpflanzung aufschlugen. Wir waren durch zehn Zwergen-

dörfer gekommen, ohne auch nur einen der Bewohner gesehen zu haben. Der Wald war dicht, das Unterholz üppig. Streifen von schlammartigem Morast, durchflossen von kleinen Wasserläufen, trennten die einzelnen Dörfer voneinander. An einer solchen Stelle hatten wir uns am 4. December gelagert. Bald darauf schritt eine Ziege mit vollem Euter in Begleitung von zwei schönen, 4 Monate alten Ziegenlämmern mitten ins Lager hinein, wo wir die Familie einen Augenblick anstarrten, dann aber aufsprangen, die unzweifelhaft eine Gabe der Götter bildenden Thiere ergriffen und opferten. Eine halbe Stunde später erfuhren wir, daß einer der Utschu-Eingeborenen des Herrn Bonny einen Pfeilschuß in den Rücken bekommen und die Zwerge einen Manjemaknaben angegriffen und getödtet hatten. Ich schickte sofort ein Detachement aus, um die Leiche des Knaben in den Wald zu bringen, wo seine Freunde sie beerdigen konnten, doch war das Fleisch am nächsten Morgen verschwunden.

Die Ausrufer erhielten nunmehr Befehl, im Lager anzukündigen, daß die Leute sich fünftägige Rationen bereiten sollten. Im nächsten Augenblicke ging der Ruf von einem Ende des Lagers bis zum andern und ungeheuere Lasten Material zu den hölzernen Rosten wurden herbeigeschleppt. Den ganzen 5. December waren die Leute mit der Herstellung des Mehls beschäftigt.

Als wir am nächsten Tage südwärts marschirten, bemerkte ich, daß wir uns auf einer sich ganz allmählich nach dem Ihuru hinabsenkenden Fläche befanden. Wir kreuzten sechs Flüsse, die breit und träge waren und schlammige, infolge ihres Eisengehalts rothaussehende Ufer hatten, an denen dichte Gruppen von Rotang und Raphiapalmen üppig gediehen. Um 3 Uhr nachmittags stieß der Vortrab plötzlich auf mehrere Zwergenfamilien, von denen es gelang, ein altes Weib, ein Mädchen und einen Burschen von 18 Jahren gefangen zu nehmen, sowie gleichzeitig einen Vorrath von Bananen und einige Hühner zu erobern. Die „alte“ Dame war anscheinend so kräftig wie ein Pferd und schien an die Art und Weise des Tragens einer Last Bananen vollständig gewöhnt zu sein.

Die Familie der kleinen Leute ließ erkennen, daß sie im Wald sehr gut Bescheid wußte, jedoch hatten sie große Neigung, einen ostnordöstlichen Curs einzuschlagen, der uns von Fort Bodo entfernt haben würde. Infolge dessen schickten wir sie hinter die Colonne und wandten uns nach Süd zu Ost und zuweilen Südsüdost. In dieser Richtung überschritten wir am 7. December sechs und am 8. December ungefähr ebenso viele Flüsse.

Bald nachdem das Zelt des Hauptquartiers aufgeschlagen und das aus blattreichen Pflanzen bestehende Unterholz etwas ausgerodet war, beobachtete ich einen jungen Burschen, welcher wankte. Ich ging zu ihm und fragte ihn nach der Ursache, worauf ich zu meiner Ueberraschung erfuhr, daß Schwäche infolge von Mangel an Lebensmitteln der Grund seines schwankenden Ganges sei. Habt ihr denn eure ganzen fünftägigen Rationen schon aufgegessen? Nein, er hatte sie fortgeworfen, weil die gefangenen Zwerge gesagt hatten, daß sie in einem Tage eine Pflanzung erreichen würden, die wegen ihrer Bananen, den „größten in der Welt", berühmt sei.

Als ich meine Nachforschungen noch weiter ausdehnte, fand ich, daß mindestens 150 Leute im Lager waren, die seinem Beispiel gefolgt waren, der überflüssigen Lebensmittel sich entledigt und nun an diesem Tage, dem 8. December, nichts mehr hatten. Abends ließ ich die Anführer zu einer Berathung zusammentreten, wo ich ihnen wegen ihres unbesonnenen Benehmens Vorwürfe machte und beschlossen wurde, daß am nächsten Tage fast sämmtliche marschfähigen Leute nach Ngwetsa, das wir am Morgen des 6. verlassen hatten, zurückkehren sollten. Die Karavane hatte die Entfernung in 19½ Stunden zurückgelegt, doch war natürlich mit dem Durchbahnen eines Weges durch das dschungelartige Unterholz und hin und wieder mit dem Feststellen des Curses viel Zeit verloren gegangen, sodaß die Fourragirabtheilung in elf Stunden nach Ngwetsa würde marschiren können.

Am Morgen des 9. December brachen ungefähr 200 Mann nach den Bananenbäumen von Ngwetsa auf, nachdem sie etwa 200 Pfund Mehl als Reservevorrath für die Kranken und die Wachen des Lagers zurückgelassen hatten. Wir zählten insgesammt, Männer, Frauen und Zwerge, etwa 130 Personen, von denen die Mehrzahl sich bereits in elendem Zustande befand. Ich gab einer jeden Person eine halbe Tasse voll Mehl für diesen Tag und sandte dann Herrn Bonny mit 10 Mann aus, um den Ihuru aufzusuchen. Nach meinen Berechnungen stand das Lager auf 1° 27′ 15″ nördl. Br. und 29° 21′ 30″ östl. Länge, in der Luftlinie etwa 14½ km nördlich von Fort Bodo, doch war es nutzlos, Leuten, welche in Furcht vor dem bevorstehenden Hungertod waren, die Karte zu zeigen; alles was sie sahen, waren die ewigen Myriaden von Bäumen, das rabenschwarze Unbekannte, welches das Lager an allen Seiten umgab und jegliche Hoffnung ausschloß, und der undurchsichtige, düstere, unbarmherzige Wald mit seinem dunkeln Blätterdickicht, das den Anblick des Himmels und das Sonnenlicht ausschloß, als ob man



Im Hungerlager: Austheilung von Milch und Butter zur Suppe.

von einem ungeheuern Mantel eingehüllt sei. Sie wußten aber, daß der Ihuru nicht weit von Fort Bodo war, und würden, wenn Herr Bonny und seine Leute ihn entdeckten, daraus etwas Ermuthigung schöpfen. Es gelang Herrn Bonny, den Fluß aufzufinden, worauf er den Weg dorthin kennzeichnete. Nur um mich zu beschäftigen, machte ich mich ans Werk, alle meine Beobachtungen nochmals genau nachzurechnen und gewisse Fehler zu berichtigen, welche ich hatte entdecken können, weil wir zweimal den Marsch durch dasselbe Gebiet gemacht hatten. Beschäftigt mit meinen Notizen, den Ziffern und Karten, war mein Geist vollständig in Anspruch genommen; allein am 14. December war ich mit meiner Arbeit fertig und am nächsten Tage lebte ich in der Hoffnung, daß das Geräusch herannahender Stimmen an mein Ohr dringen würde. Die Leute sahen jämmerlich aus, waren aber voll Hoffnung. Ich hatte eine Kiste mit europäischem Proviant geöffnet, einen Topf mit Butter, sowie Milch herausgenommen, und that einen Eßlöffel voll von jedem in die irdenen Geschirre, die vorher mit kochendem Wasser gefüllt worden waren. Auf diese Weise machten wir eine dünne Brühe, welche dazu diente, den Kampf ums Dasein etwas in die Länge zu ziehen. Am nächsten Tage wurden die Töpfe wiederum im Halbkreis um mich aufgestellt und der Reihe nach trat jeder Koch mit einem Gefäß mit heißem Wasser heran, um Butter und Milch in Empfang zu nehmen, worauf er, die Brühe gut umrührend, mit seiner Gruppe abmarschirte, um alles mit einem gewissen Maße zu vertheilen. Von der warmen Flüssigkeit etwas aufgemuntert, zerstreuten die Leute sich in den Wald, um die rothen Phryniumbeeren aufzusuchen und hier und dort noch Amomumfrüchte zu entdecken, deren sauersüßes Fleisch das Knurren des Magens zu beruhigen schien. Alle paar hundert Meter hatte der Suchende vielleicht auch das Glück, einen Pilz zu finden. Aber nachdem 130 Leute umhergewandert waren und hin und her nach Eßbarem gesucht hatten, erweiterte sich der Kreis natürlich und sie mußten daher Tag für Tag tiefer in den Wald eindringen und sich mehr vom Lager entfernen. Auf diese Weise kam es, daß sie bei dem eifrigen Suchen, durch den hungerigen Magen immer weiter getrieben, sich mehrere Kilometer vom Lager entfernten und, da sie auf die verfolgte Richtung nicht Acht gegeben hatten, den Weg nicht zu finden wußten, wenn sie zum Lager zurückkehren wollten. Infolge dessen vermißten wir zwei erwachsene Männer und einen kleinen Knaben von acht Jahren, Saburi. Ich hatte das Kind, das mein Winchestergewehr und die Patronentasche tragen mußte, besonders gern.

Er war gewöhnlich ein schwarzer Cherub, so rund wie eine Walze, stark und kräftig, mit der Klugheit eines alten Mannes trotz seines Kinderkopfes; oft, wenn die Karavane gehörig im Marsch und der Pfad ziemlich gut war, schaute ich mich wiederholt nach Saburi um und freute mich darüber, wie er stetig hinter mir hertrabte. Da er mein Gewehrträger war, hatte ich ihn daran gewöhnt, bei jedem seltsamen Geräusch mir dicht auf den Fersen zu sein, und ich entzog mir manchen ausgesuchten Bissen, um Saburi damit zu nähren, sodaß sein kleiner runder Bauch jedem, der ihn anblickte, ein Lächeln entlockte. Er sah aus wie ein kleiner Knabe, der ein Fäßchen unter dem Kittel trägt. Aber ach! in den letzten Tagen war das Fäßchen zusammengefallen und er war wie alle andern in die Wildniß gegangen, um im Phryniumdickicht Beeren zu suchen. An diesem Tage ging er verloren.

In der Dunkelheit ließ ich mit den Vorderladern der Manjema Signalschüsse abgeben. Gegen 9 Uhr abends glaubten wir die Stimme des Knaben zu hören; ich ließ den Sammelruf blasen, worauf vom andern Ende des Lagers die Antwort kam. Dann erscholl der tiefe Ton eines der großen Elfenbeinhörner, worauf der Ruf von der entgegengesetzten Seite des Lagers kam. Einige von den Leuten behaupteten, es sei der Geist Saburi's, der um seinen Tod wehklage. Das Bild, welches wir uns davon ausmalten, wie der kleine Bursche die düstere Nacht mit ihrer greifbaren Dunkelheit in der schrecklichen Wildniß herankommen sah, wo bösartige Zwerge umherschlichen, bissige Eber und ungeheuere Schimpansen, Leoparden und Panther auf Beute ausgingen, ganze Trupps von Elefanten das verworrene Phryniumgebüsch zerstampften und zermalmten, große Paviane auf hohlen Bäumen trommelten und alles rund um ihn herum geeignet war, ihn in Schrecken zu versetzen, rief bei uns allen eine außerordentlich gedrückte Stimmung hervor und wir gaben ihn als verloren auf.

Es war ein fürchterlicher Tag gewesen. Nachmittags war ein Knabe gestorben und drei Personen wurden vermißt. Der Zustand der meisten Leute war ein höchst entmuthigender, einige konnten nicht mehr stehen und fielen bei dem Versuche zu Boden. Dieser Anblick begann seinen Einfluß auf meine Nerven zu üben, bis ich mich nicht nur moralisch, sondern auch physisch ebenso schlecht fühlte, als ob die körperliche Schwäche ansteckend wirkte.

Nachts auf meinem Lager beunruhigte mich der Gedanke an die Abwesenden; aber wie unangenehm die Idee, daß ein schreckliches Unglück — sie konnten sich im Walde verirrt haben und vor Hunger

zusammengebrochen sein, ehe sie die Bananenpflanzung erreicht hatten — sich ereignet habe, auch sein mochte, ich konnte nicht umhin, auch die dunkelsten Aussichten zu berücksichtigen und das Schlimmste zu erwarten, um wenn möglich die Ueberbleibsel der Expedition zu retten, damit die Nachricht an den Pascha und durch ihn eines Tages an die Civilisation gelange. Ich malte mir aus, daß die ganze Colonne in diesem Lager umgekommen sei, wie der Pascha einen Monat nach dem andern sich wunderte, was aus uns geworden sei, wie wir in diesem unbekannten Winkel des großen Waldes vermoderten und verwesten, jedes Zeichen an den Bäumen verwuchs und jede Spur von uns innerhalb eines Jahres verwischt sein würde, sodaß unser Begräbnißplatz auf ewige Zeiten unbekannt bleiben würde. In der That schien es mir, als ob wir gerade solchem Schicksal stetig entgegengetrieben würden. Da waren ungefähr 200 Mann, welche ohne Lebensmittel 55 km weit gingen, um solche zu suchen. Nicht 150 von ihnen würden den Ort erreichen, die übrigen würden sich, wie die Madi, auf den Boden werfen, um zu warten und von den andern zu betteln, falls diese etwa zurückkehren sollten. Und wenn den 50 Tapfersten ein Unglück zustieß, was dann? Einige werden einzeln von den Zwergen niedergeschossen, die übrigen im ganzen von den größern Eingeborenen angegriffen. Die Leute haben keinen Führer, sie zerstreuen sich, verlieren den Kopf, verirren sich und werden einer nach dem andern von den Speeren der Wilden niedergemacht. Während wir warten und ewig warten auf Leute, die nicht wiederkehren können, sterben die meinigen erst zu dreien, sechsen, zehnen, zwanzigen, bis alles vorüber ist, wie ein erloschenes Licht. Nein, es muß irgendetwas geschehen.

Am sechsten Tage machten wir wie gewöhnlich eine Suppe, zu der je ein Topf Butter und Milch für 130 Personen genommen wurde, und dann berief ich die Anführer und Herrn Bonny zu einer Berathung. Als ich ihnen auseinandersetzte, daß die Fourragirer ein Unglück betroffen haben könnte, das den vollständigen Verlust aller zur Folge haben dürfte, schienen sie nicht im Stande zu sein, eine solche Möglichkeit zu begreifen, obwol Thorheit über Thorheit, Tollheit über Tollheit jeden Tag meiner Bekanntschaft mit ihnen ausgezeichnet hatte. Die heimliche Entfernung der Leute, um Beute zu suchen und nie wieder zurückzukehren, der Sprung von 50 Mann in den Fluß wegen einer Buschantilope, das Fortwerfen der Rationen nach fünfzehnmonatlichen Erfahrungen im Walde, das unbesonnene Eindringen in bewachte

Pflanzungen, wo sie sich die Füße durch Holzsplitter verletzten, die Unachtsamkeit, mit welcher sie Abschürfungen zu fressenden Geschwüren sich entwickeln ließen, der Verkauf ihrer Gewehre an Leute, welche sie gern zu Sklaven gemacht haben würden: alles das waren Thorheiten, welche bei den Dummköpfen Tag für Tag und Woche für Woche vorkamen, und doch wollten sie sagen, sie könnten die Möglichkeit eines fürchterlichen Unglücks nicht begreifen! Hatten sich nicht 300 Mann mit 3 Offizieren 6 Tage lang im Walde verirrt? Waren nicht noch gestern drei Personen in der Nähe des Lagers verloren gegangen und nicht zurückgekehrt? Hatte ich den Leuten nicht gesagt, daß wir alle sterben würden, wenn sie am vierten Tage nicht zurückseien? War dies nicht der sechste Tag ihrer Abwesenheit? Waren nicht 50 Leute jetzt dem Tode nahe? Und war nicht noch viel Aehnliches geschehen?

Ganz allmählich stieg ihnen die Ueberzeugung auf, daß wenn wir infolge eines Unglücksfalls noch drei Tage unthätig im Lager bleiben mußten, wir dann zu schwach sein würden, um uns Lebensmittel zu suchen, und sie stimmten mir darin zu, daß es klug sein würde, die Lasten zu vergraben und auch unsererseits nach Ngwetsa zurückzukehren, um Nahrung für uns zu besorgen. Aber es war eine Schwierigkeit dabei. Wenn wir die Waaren vergruben und es fanden sich 50 Kranke, welche es vorzogen, im Lager zu bleiben, anstatt uns zu folgen, so würden wir bei der Rückkehr nach dem Versteck wahrscheinlich finden, daß die Kranken die Sachen wieder ausgegraben und alles lediglich zum Unfug vernichtet haben würden.

Da kam Herr Bonny uns zu Hülfe, indem er sich erbot, mit 10 Mann im Lager zu bleiben, wenn ich für ihn und die Leute Lebensmittel für zehn Tage, die Zeit, welche wir fort zu sein beabsichtigten, zurücklassen würde. Das Material, um eine dünne Brühe für eine so kleine Zahl auf zehn Tage zu bereiten, war nicht schwer zu finden. Wir maßen eine halbe Tasse voll Maismehl pro Kopf für 13 Mann und zehn Tage und zählten 4 Milchbiscuits pro Mann und Tag ab; außerdem ließen wir ihnen noch einige Büchsen mit Butter und condensirter Milch zur Verbesserung der Mehlsuppe zurück. Für diejenigen, welche nicht gewillt oder nicht im Stande waren, uns zu den Bananen zu folgen, vermochten wir nichts zu thun. Was eine kleine Besatzung von 13 Mann viele Tage unterhalten konnte, würde das Leben von 50 Leuten nicht retten, die schon so schwach waren, daß nur eine große Menge des leicht verdaulichen Bananenmehls sie möglicherweise noch erhalten konnte.

An diesem Morgen kam der kleine Saburi sorglos und frisch, als ob er von einem Spaziergange zurückkehre, ins Lager zurück. „Was, Saburi! wo bist du gewesen?" „Ich habe mich beim Beerensuchen verirrt und bin umhergewandert, bis ich gegen Abend an einen Pfad kam. Ich sah die Zeichen der Aexte und sagte zu mir: O, das ist unser Weg, und folgte demselben in der Meinung, ich würde nach unserm Lager kommen. Aber statt dessen sah ich nur einen großen Fluß. Es war der Ihuru! Dann fand ich einen dicken hohlen Baum, kroch hinein und schlief; nun bin ich auf dem Wege zurückgekommen, u. s. w., bis ich hier wieder eintraf. Das ist alles."

Am Morgen des 15. December musterten wir alles, was im Lager noch am Leben war. Der Manjema-Anführer Sadi meldete, daß von seinen Leuten 14 nicht im Stande seien, sich zu bewegen; Kibbobora berichtete, daß von seiner Abtheilung nur sein kranker Bruder nicht gehen könne, und bei Fundi war nur ein Weib und ein kleiner Knabe zu schwach für den Marsch. Die Expedition mußte 43 Personen zurücklassen, die der Auflösung nahe waren, wenn nicht innerhalb 24 Stunden Lebensmittel herbeigeschafft wurden. Einen hoffnungsvollen Ton anschlagend, obwol das Herz mir fast brach, sagte ich ihnen, sie sollten guten Muthes sein, ich würde die Abwesenden aufspüren, die sich vermuthlich vollstopften. Höchst wahrscheinlich würde ich ihnen unterwegs begegnen, in welchem Falle sie den ganzen Weg zum Lager zurück springen sollten. „Betet inzwischen für meinen Erfolg. Gott allein kann euch jetzt helfen!"

Um 1 Uhr nachmittags traten wir mit 65 Männern und Knaben, sowie 12 Frauen den Rückmarsch nach dem 56 km entfernten Ngwetsa an. Wir marschirten bis zum Abend und warfen uns dann, in Gruppen oder einzeln, auf den Erdboden, jeder unter einen Haufen Gebüsch, schweigend, traurig und mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Es war mir unmöglich, den Schlaf zu finden, der „Balsam für verwundete Seelen" ist. Es drängte sich zu viel Trauriges in meine Gedanken, in der Dunkelheit verfolgten mich zu viele sterbende Gestalten und meine lebhafte Phantasie wurde zu sehr von den Schrecknissen erregt, die sie mir in den fürchterlichsten Farben ausmalte; die entkräfteten Gestalten, welche wir am Nachmittage während unsers Marsches kettenweise dem Wege entlang hatten liegen sehen, waren zu ernste Dinge, um sie plötzlich zu vergessen. Die Sterne waren nicht zu sehen, sodaß man aus ihrem Funkeln keinen Trost schöpfen konnte, die armen Herzen um mich herum zu schwer, um mehr als das Stöhnen der Verzweif-

lung hören zu lassen, die Feuer nicht angezündet, weil wir keine Lebensmittel zu kochen hatten — mein Kummer war groß. Aus der pechschwarzen Dunkelheit traten die ungewissen Formen hervor, welche das Fieberland bevölkern, den Einsamen höhnen und äffen, im Mantel der Nacht flammende Figuren weben und traurige Gestalten zeichnen; es geht durch die schwere Luft ein Geflüster von Gräbern und Würmern und ewigem Vergessen, ein Dämon flüstert dem erregten Hirn zu, daß es besser sei, zu ruhen, als mit krankem Herzen zu denken, und der leise Windzug in den Kronen des tiefschwarzen Gebüsches scheint zu seufzen und zu ächzen: „Verloren! Verloren! Verloren! Deine Arbeit und dein Kummer sind umsonst. Ein unbehaglicher Tag nach dem andern; die tapfern Seelen stoßen ihren letzten Seufzer aus, ein Mann nach dem andern fällt dem Tode in die Arme, um zu vermodern und zu verwesen, und du wirst dann allein sein!“

„Allah ho Akbar“ erscholl plötzlich der Ruf eines Mannes, der einem brechenden Herzen Luft machte, durch das Düster. Die Worte klangen durch die Dunkelheit daher und riefen das Echo „Gott ist groß“ in mir wach. Weshalb sollte ein Moslem einen Christen daran erinnern, an seinen Gott zu denken? „Ihr Narren, wann werdet ihr weise sein? Wird Er, der euch das Ohr gegeben, nicht hören? Wird Er, der das Auge gemacht, nicht sehen?“ Und siehe da, würdigere Gedanken beschäftigen den Geist, das Starren des Auges in die Dunkelheit hört auf, der Blick richtet sich noch immer auf stumme Beispiele früherer Gnaden bei dieser oder jener Gelegenheit, die man vergessen hat, und eine Erinnerung weckt die andere, bis das halsstarrige Herz schmilzt und man seine Noth dem Großen Erlöser anheimgibt.

Gegen Morgen schlummerte ich ein, um schon nach wenigen Stunden, als die Dunkelheit gerade zu schwinden begann und das geisterhafte Licht die Gruppen meiner stillen Gefährten erkennen ließ, wieder aufzuspringen.

„Auf, Jungens, auf! Zu den Bananen! Auf! Will es Gott, werden wir heute Bananen haben.“ Ich sagte dies, um die trübgestimmten Herzen aufzumuntern. Nach wenigen Minuten hatten wir unsere Lagerstätten auf der Erde verlassen und waren im trostlosen Lichte des Morgens im Gänsemarsch wieder im Gange, wobei einige wegen ihrer Verletzungen humpelten, andere wegen ihrer Geschwüre hinkten und noch andere vor Schwäche taumelten. Wir begannen infolge der Bewegung eben wieder etwas warm zu werden, als ich, horch! vor

uns das Murmeln von Stimmen hörte. Der kleine Saburi, der auf das geringste Zeichen meiner Hand achtete, hielt das Gewehr bereit, als ich hinter den breiten Blättern eines den weitern Blick verhindernden Phryniumstrauches einen großen Haufen grüner Früchte auftauchen sah; der Wahrheit gemäß errieth jeder, daß das die uns entgegenkommende Colonne der Fourragirer sein müsse, und in derselben Secunde vergaßen die Schwachen und Lahmen, die Krüppel, die Hinkenden und Aechzenden ihren Kummer und Jammer, und schrien ihren Dankesruf, der von selbst aus vollem, empfindsamem Herzen zum Himmel aufsteigt: „Gott sei Dank!" Engländer und Afrikaner, Christen und Heiden, alle glauben in derselben Weise an Ihn; Er ist nicht hier und ist nicht dort, sondern überall, und das Herz der dankbaren Menschen glaubt an Ihn.

Es bedurfte nur eines Blickes auf die ersten Leute der herankommenden Colonne, um zu erkennen, was die unbesonnene, gedankenlose Schar gethan hatte. Jedoch war es nicht Zeit, um Vorwürfe zu machen, sondern um Feuer anzuzünden, uns niederzulassen, die grünen Früchte zu rösten und Kraft für den Rückmarsch zu gewinnen. Bereits nach einer Stunde befanden wir uns wieder auf dem Rückwege nach dem Hungerlager, wo wir um $2^1/_2$ Uhr nachmittags eintrafen und willkommen geheißen wurden, wie nur Sterbende die Hand willkommen heißen können, welche sie retten will. Den ganzen Nachmittag vergaßen Jung und Alt, Sansibariten und Manjema, Sudanesen und Madi ihren Kummer über die Vergangenheit in dem Vergnügen der Gegenwart, und jeder versprach, in Zukunft haushälterischer zu sein — bis zum nächsten mal.

Am 17. December erreichten wir den Ihuru, den wir am folgenden Tage durchwateten, worauf wir uns durch den Wald und das buschige Unterholz einen Weg hauten, bis wir am Nachmittage des 19. December aus dem weglosen Dickicht herauskamen und uns am Rande der Pflanzungen von Fort Bodo befanden, die von unsern sämmtlichen Leuten sehr bewundert wurden.

Am 20. December bahnten wir uns einen Pfad durch die verlassenen Pflanzungen, und nach einstündiger schwerer Arbeit erreichten wir unsere bekannte Straße, die wir so oft abpatrouillirt hatten. Bald entdeckten wir auch Spuren, daß sie noch kürzlich begangen war, und sahen neben dem Wege Haufen der von Fourragirern vor kurzem dort hingeworfenen Bananenschalen, doch vermochten wir noch nicht zu entdecken, von wem die Spuren herrührten. Vermuthlich hatten

die Eingeborenen sich nach ihren Niederlassungen zurückgezogen und hielten die Zwerge jetzt Festmähler von dem Fett des Landes. Erst als wir uns dem Ende unserer breiten westlichen Militärstraße näherten und um die Ecke bogen, stießen wir auf einige sansibaritische Patrouillen, die über die plötzliche Begegnung ebenso erstaunt waren wie wir. Und nun erdröhnte eine Salve nach der andern durch die stille Lichtung, im nächsten Augenblick erscholl vom Fort her die Antwort, in wilden Sprüngen und Sätzen stürzte ein Strom ungestümer Männer, wahnsinnig vor Freude, heran, und unter den ersten befand sich mein lieber Freund, der Doctor, der mir mit vor Vergnügen strahlenden Augen meldete: „In Fort Bodo ist alles wohl.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der große centralafrikanische Wald.

Professor Drummond's Behauptungen über Afrika. — Ausdehnung des großen Waldes. — Vegetation. — Insektenleben. — Beschreibung der Bäume rc. — Die Stämme und ihre Nahrung. — Der Urwald. — Der eigentliche Busch. — Die Lichtungen; Wunder des Pflanzenlebens. — Seltsames Gefühl der Einsamkeit. — Sturm im Walde. — Tropische Vegetation an den Ufern des Aruwimi. — Wespennester. — Aehnlichkeit zwischen dem Walde und dem menschlichen Leben. — Einige Geheimnisse des Waldes. — Wild im Walde. — Die Gründe, weshalb wir die Thiere nicht jagten. — Vögel. — Affen, Reptilien und Insekten. — Kleine Bienen und Käfer. — Der „Jigger“. — Störungen bei Nacht durch fallende Bäume rc. — Schimpansen. — Die regenreichste Zone der Welt. — Der Ituri oder obere Aruwimi. — Die verschiedenen Stämme und ihre Sprachen. — Ihr Aeußeres und ihre Gebräuche. — Hautfarbe. — Unterhaltung mit einigen Gefangenen in Engwedde. — Die Wambutti-Zwerge; ihre Wohnungen und Lebensweise. — Die Batua-Zwerge. — Leben in den Walddörfern. — Zwei Aegypter bei Fort Bodo von Zwergen gefangen genommen. — Die für die Pfeile benutzten Gifte. — Unsere Behandlung der Pfeilwunden. — Die wilden Früchte des Waldes. — Hausthiere. — Krankheiten der Madi und Sansibariten. — Die Kongo-Eisenbahn und die Producte des Waldes.

Ein englischer Professor, der befugt ist, die Buchstaben F.R.S.E. (Mitglied der königl. Gesellschaft zu Edinburg) und F.G.S. (Mitglied der Geologischen Gesellschaft) hinter seinem Namen zu führen, ein talentvoller Schriftsteller, mit vorzüglichem Schilderungstalent begabt, hat, obwol er zugibt, daß er nur ein „geringerer Reisender“ sei und wenig Erfahrungen habe, sich versucht gefühlt, folgende kühne Behauptungen über Afrika aufzustellen:

„Bedecke die Küstengegend mit dichtem gelben Gras, setze hier und dort eine Palme hin, vertheile zwischen denselben einige wenige verfallene Dörfer, bevölkere sie mit Leoparden, Hyänen, Krokodilen und Flußpferden, und bekleide dann die hinter der Küste liegenden gebirgigen Plateaus mit endlosen Wäldern, aber nicht mit den großartigen schattenspendenden Wäldern Südamerikas oder den mattenreichen

Dschungeln Indiens, sondern mit lichten, ziemlich schwachen Wäldern aus niedrigen Bäumen, deren halb ausgewachsene Stämme und spärliche Blätter keinen Schatten in der tropischen Sonne geben — du wirst an allen den Bäumen nichts finden, was dich daran erinnert, daß du in den Tropen bist. Du kannst Tag für Tag durch diese Wälder wandern, ohne daß dich außer dem Klima etwas daran gemahnt, wo du bist. . . . Die feenhaften Labyrinthe von Farrn und Palmen, die Gewinde der den Pfad versperrenden und den Wald mit ihren Düften erfüllenden Schlingpflanzen, die prächtigen Wolken von Insekten, die buntbefiederten Vögel, die kleinen Papagaien, die unter dem schattigen Laubdach sich in ihren Trapezen schaukelnden Affen — alles das ist in Afrika unbekannt.

„Einmal in der Woche wirst du eine Palme sehen, einmal alle drei Monate werden die Affen deinen Weg kreuzen; die Zahl der Blumen ist im ganzen gering, die Bäume sind armselig, und um ehrlich zu sein . . . .“

Doch genug; wenn das eine ehrliche Schilderung ist, dann mag der Leser mein Buch nur auf die Seite werfen, denn dieses Kapitel wird den Beweis liefern, daß ich von den Ansichten des gelehrten Professors über das tropische Afrika vollständig abweiche.

Wir sind bisjetzt 2690 km zusammen durch den großen centralafrikanischen Wald marschirt und können versichern, daß die obige Beschreibung des Professors Drummond mit dem tropischen Afrika so wenig Aehnlichkeit besitzt, wie die schroffen Felsen von Devon, die Moore von Yorkshire oder die Dünen von Dover die lächelnden Landschaften Englands, das laubreiche Warwickshire, die Gärten von Kent und die herrlichen Thäler der Insel repräsentiren. Njassa-Land ist nicht Afrika, sondern nur Njassa-Land. Ebenso wenig kann man die Wildniß des Massai-Landes, die mit Gestrüpp bedeckte Kalahariwüste, das wellenförmige Grasland von Usukuma, die dünnen Wälder von Unjamwesi, das ockerfarbige, mit Akazien bewachsene Gebiet von Ugogo anders nennen als Theile eines Continents, der sich vieler Zonen rühmt. Afrika ist an Ausdehnung ungefähr dreimal größer als Europa, aber unendlich viel mannichfaltiger. Man findet die Wüste der Wüsten in der Sahara, die Steppen des östlichen Rußland im Massai-Land und in einigen Theilen von Südafrika, die castilischen Hochlande in Unjamwesi, die besten Theile Frankreichs in Aegypten repräsentirt; man hat die Schweiz in Ukondju und Toro, die Alpen in dem Ruwenzori, Brasilien im Kongobecken, im Kongo-

flusse den Amazonenstrom, und dessen ungeheuere Wälder haben ihresgleichen in dem centralafrikanischen Walde, den ich jetzt beschreiben will.

Die größte Länge dieses Waldes, von der Nähe von Kabambarre in Süd-Manjema bis Bagbinne am Uëlle-Makua in West-Niamniam, ist 1000 km; die durchschnittliche Breite beträgt 830 km, sodaß er insgesammt ein Areal von etwa 832000 qkm bedeckt. Hierin sind nicht mit inbegriffen die Waldgebiete, welche durch felderähnliche Strecken Grasland abgetrennt oder durchschnitten werden, sowie die breiten Gürtel von Forsten, welche die niedrigen Ufer eines jeden großen Flußbeckens, wie des Lomani, des Lulongo, des Uëlle-Mobangi und des Kongo von Bolobo bis zum Loika- oder Itimbiri-Flusse bedecken.

Der Kongo und der Aruwimi haben es uns ermöglicht, eine beträchtliche Strecke in dieses ungeheuere Gebiet des Urwaldes einzudringen. Ich werde daher nur denjenigen Theil desselben behandeln, welcher sich von Jambuja auf 25° 3′ 30″ östl. L. bis nach Indesura auf 29° 59′ östl. L. auf eine Entfernung von 526 km ausdehnt.

Betrachten wir diesen großen Wald nun, nicht um eine wissenschaftliche Analyse seiner Bäume und Producte vorzunehmen, sondern um einen Begriff davon zu bekommen, wie er wirklich ist. Er bedeckt ein so großes Areal, ist so mannichfaltig und doch so gleichmäßig in seinen Charakterzügen, daß man viele Bücher schreiben müßte, um ihn vollständig zu behandeln; ja, wenn man ihn allzu genau betrachten wollte, würde man eine ganze Legion von Specialisten dazu nöthig haben. Wir haben keine Zeit, um die Knospen, Blüten und Früchte, die vielen Wunder der Vegetation zu untersuchen, die feinen Unterschiede an Rinde und Blättern der verschiedenen rund um uns her aufsteigenden Bäume zu betrachten, die Ausscheidungen in Gestalt der mannichfaltigen kleberigen oder zu Glas verhärteten Gummiarten zu vergleichen, welche als milchige Tropfen, bernsteinfarbige Kügelchen oder achatfarbige Thränen herabtropfen, die fleißigen Ameisen zu beobachten, welche an den Baumstämmen auf- und absteigen, deren Rinde in ihren Falten den Insektenarmeen Thäler und Berge bietet, oder auf den Kampf zu warten, welcher sicherlich zwischen dieser und jener Colonne rother Ameisen sich entspinnen wird. Und ebenso wenig bekümmern wir uns jetzt um eine Untersuchung jener mächtigen Masse abgestorbenen braunen Holzes, das so porös wie ein Schwamm ist, da es kaum noch das Aussehen eines zu Boden gestürzten Stammes hat. Im Innern ist es

lebendig von kleinen Thierarten, die den Entomologen entzücken würden. Lege das Ohr hinan, und du hörst ein deutliches murmelndes Gesumme; es ist die Bethätigung des Lebens der Insektenwelt in allerlei Formen, die ihresgleichen nicht hat an Größe, Pracht der Farbe, Schönheit der Bekleidung, ihrer Beschäftigung nachgeht und sich eines raschen, aber kurzen Daseins freut, um unersättlich in ihrer Art, zu plündern, auf Beute auszugehen, zu kämpfen, zu zerstören, zu bauen, überall umherzuschwärmen und alles zu untersuchen. Halte die Hand nur an einen Baum, lege dich der Länge nach auf die Erde, setze dich auf einen gefallenen Ast, und du wirst verstehen, welche giftige Wuth, Gefräßigkeit und Thätigkeit um dich herum athmet. Oeffne dein Notizbuch, und das weiße Blatt wird ein Dutzend Schmetterlinge anlocken; um deinen Kopf schwebt eine Honigbiene, vor deinen Augen fliegen andere Arten von Bienen, vor den Ohren summt eine Wespe, dein Gesicht wird von einer ungeheuern Hornisse bedroht und zu deinen Füßen marschirt eine Armee von Ameisen heran. Einige kriechen schon an dir herauf und werden gleich ihre scherenartigen Freßwerkzeuge dir in den Hals bohren. Wehe! Wehe!

Und doch ist alles das schön, nur darf man sich nicht auf den heißen Boden hinsetzen oder legen. Es ist nicht wie in den Fichtenwäldern und zierlichen Gehölzen Englands, man befindet sich in einer tropischen Welt und muß, um sie zu genießen, sich langsam weiterbewegen.

Man denke sich ganz Frankreich und die Iberische Halbinsel dicht besetzt mit Bäumen von 6—60 m Höhe, glatten Stämmen, deren Blattkronen sich so nahe befinden, daß sie sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern, und jeden Baum von wenigen Centimetern bis über einen Meter dick. Alsdann laufen von einem Baum zum andern Taue von 5—40 cm Durchmesser, welche die Form von Schlingen und Festons, eines lateinischen W und eines schlecht geschriebenen lateinischen M haben oder sich in großen dichten Kreisen, wie endlose Anakondas um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Laß sie üppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen, laß von den höchsten Zweigen die Taue zu Hunderten bis beinahe auf den Erdboden herabfallen, mit ausgefransten Enden, welche die Luftwurzeln der Schmarotzer repräsentiren, und schlanke Ranken herabhängen mit offenem Faserwerk an den Enden wie Trobbeln. Arbeite alles gehörig durcheinander, so wirr wie möglich und

von einem Zweig zum andern, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Bestandtheile, und pflanze an jeder gabelförmigen Stelle der Bäume und auf jeden horizontal stehenden Ast kohlähnliche Baumflechten von der größten Art, Pflanzen mit breiten speerförmigen Blättern, welche die Elefantenohr-Pflanze darstellen, sowie an andern Stellen Orchideen und Gruppen vegetabilischer Wunderwerke, und einen reichen Schmuck zarter Farrn. Nunmehr bedecke Baum, Ast, Zweig und Schlinggewächs mit dickem Moos wie mit einem grünen Pelz. Wo der Wald compact ist, wie ich ihn vorstehend beschrieben habe, braucht man nur noch den Boden mit dichtem Phryniumgesträuch, Amomum und zwerghaftem Gebüsch zu bepflanzen. Wenn aber, wie es häufig vorkommt, der Blitz die Krone eines stolzen Baumes abgeschlagen und das Sonnenlicht hereingelassen, wenn er einen Waldriesen bis zu den Wurzeln hinab zersplittert und der Stamm verdorrt, wenn ein Wirbelsturm einige Bäume entwurzelt hat, dann schießen eine Menge junger Stämme im Wettlauf um Luft und Licht in die Höhe, drängen sich, brechen sich, treten sich und ersticken sich gegenseitig, bis das Ganze ein undurchdringliches Dickicht bildet.

Im Durchschnitt ist der Wald aber eine Mischung solcher Scenen. Dort steht vielleicht eine Gruppe von Bäumen, grau und feierlich wie die Säulen einer Kathedrale im Zwielicht, und in der Mitte erhebt sich ein dürrer, nackter, weißgebleichter Patriarch, um den eine neue Gemeinde sich gebildet hat, in welcher jeder junge Baum emporklimmt, um der Erbe des Gebietes von Licht und Sonnenschein zu werden, welches einst der Herr eingenommen hat. Hier gilt ebenfalls das Gesetz der Erstgeburt.

Der Tod infolge von Wunden, Krankheit, Verfall, Erbübeln und Alter, sowie verschiedene Unfälle lichten den Wald und entfernen die Untauglichen und Schwachen, gerade wie bei den Menschen. Nehmen wir an, ein hoher Häuptling unter den Waldriesen sei wie ein frecher Enakssohn. Er ragt um Kopfeslänge über seine Gefährten empor und ist der Monarch dessen, was er überschaut; allein sein Stolz zieht den Blitz an, der ihn bis zu den Wurzeln zersplittert, er stürzt, sinkt und verwundet bei seinem Falle ein Dutzend anderer Bäume. Das ist der Grund, weshalb man so viele geschwulstartige Auswüchse, große kropfförmige Anschwellungen, ungestaltete Stämme sieht. Ferner haben die Bäume oft die Schmarotzerpflanzen, welche sie halberstickt hatten, überlebt, und man kann die tiefen Einschnitte des kräftigen Druckes bis zu den Aesten hinauf verfolgen.

Einige Bäume haben infolge der starken Eifersucht anderer Arten gekränkelt und sind schon in unreifem Alter abgestorben; andere sind mit einer starken Krümmung im Stamme aufgewachsen, die dadurch entstanden ist, daß ein schwerer Baum auf sie gefallen ist und sie schief gepreßt hat; noch andere sind durch vom Sturm abgerissene Aeste verletzt worden und deshalb zwerghaft geblieben. Wieder andere sind durch Nagethiere beschädigt oder von Elefanten verrenkt worden, welche sich dagegen gelehnt haben, um die juckende Haut zu reiben, und ebenso haben die Ameisen innerliche Verheerungen angerichtet. Einige Bäume sind auch von Vögeln angepickt worden und zeigen infolge dessen geschwürartige Anschwellungen, welche große Gummitropfen ausschwitzen, und vielfach haben große und kleine Nomaden ihre Aexte, Speere und Messer an den Stämmen versucht. Man sieht also, daß Verfall und Tod hier ebenso geschäftig sind wie bei uns.

Um das geistige Bild des unbarmherzigen Waldes zu vollenden, muß der Erdboden noch dick mit halbfertigem Humus aus vermoderten Blättern, Stielen und Zweigen bedeckt sein; alle paar Meter sollte ein gestürzter Riese liegen, eine dünstende Mischung von verwesenden Fibern, abgestorbenen Generationen von Insekten und lebenden Ameisencolonien, halb verborgen unter der Masse von Reben und umgeben von dem Blattwerk einer Menge junger Bäumchen, langer Epheuranken und viele Meter hohen Rotangpalmen; und jeden Kilometer müßte ein schlammiger Fluß, stagnirender Bach oder flacher Tümpel kommen, bedeckt mit Wasserlinsen, Lotos- und Lilienblättern und einem fettigen grünen Schaum, der aus Millionen von Pflanzentheilchen besteht. Bevölkere dann diese ungeheuere Waldgegend mit unzähligen Fragmenten von Völkerstämmen, die untereinander im Kriege sind, 15—80 km voneinander getrennt inmitten der zu Boden gestürzten Bäume, zwischen denen sie Paradiesfeigen, Bananen, Maniok, Bohnen, Taback, Colocasien, Kürbisse, Melonen u. s. w. gepflanzt haben, leben und, um ihre Dörfer unzugänglich zu machen, jedes Vertheidigungsmittel angewandt haben, welches die Natur und das Leben im Walde den Wilden an die Hand gegeben hat. Sie haben Holzsplitter eingegraben und schlau unter scheinbar zufällig dort liegenden Blättern verborgen, nicht nur auf ihren Pfaden, sondern auch an der Seite von Baumstämmen, sodaß der Eindringling, wenn er mit dem nackten Fuße darauf tritt, sich diesen durchbohrt und entweder an dem auf die Holzstücke geschmierten Gift stirbt oder monatelang lahm bleibt. Sie haben die Aeste aufgethürmt und aus den großen Bäumen Verhaue

hergestellt, hinter denen sie mit Köchern voll vergifteter Pfeile und mit im Feuer gehärteten und mit Gift bestrichenen hölzernen Speeren im Hinterhalte liegen.

Der Urwald, d. h. das alte, vom Menschen noch nicht berührte Wachsthum, das seit den frühesten Zeiten sich überlassen geblieben war, um von Zeitalter zu Zeitalter zu wachsen und zu sterben, ist leicht von demjenigen Theil zu unterscheiden, der früher oder später einmal dem Menschen Schutz gewährt hat. Die Bäume sind höher und gerader und haben einen kolossalern Umfang; es finden sich öfter Durchgänge, wo der Marsch weniger Schwierigkeiten bietet und das Hinderniß unabänderlich in Arum, Phrynium und Amomum besteht. Der Grund ist fester und compacter und es befinden sich an solchen Stellen die Lieblingslagerplätze der zwerghaften Nomaden. Wenn die Pflanzen und kleinen Büsche weggehauen werden, hat man einen luftigen, kühlen Waldtempel, in dem sich angenehm leben läßt.

Dann kommt der Wald, welcher während einiger wenigen Generationen jede Spur früherer Bewirthschaftung des Bodens verwischt hat. Etliche Bäume, namentlich von den weichern Holzarten, sind zur selben Höhe wie die alten Patriarchen emporgewachsen; allein sowie der Mensch die Lichtung verläßt, beeilen sich ganze Scharen von namenlosen Bäumen, Sträuchern und Pflanzen in zudringlicher Weise, seine Abwesenheit zu benutzen, und viele Jahre lang findet ein stetiger Wettkampf um Licht und Luft statt; infolge dessen hat das Unterholz mehr Sonnenschein und wird so üppig, daß man nur an wenigen Stellen ohne unendliche Arbeit sich hindurchbahnen kann. Unter den mannichfaltigen Palmen, die man dort findet, sind besonders die Oel- (Elaeïs) und die Raphiapalme (Raphia vinifera) zu erwähnen.

Und nun kommt noch der eigentliche Buschwald, das Wachsthum weniger Jahre, welches keinerlei Eindringen in seinen Schatten zuläßt. Man ist daher gezwungen, sich einen Tunnel durch die erstickende Masse der jungen Vegetation zu hauen, die so miteinander verwachsen und verwickelt ist, daß man glaubt, man könne leichter über die Spitze hinwegschreiten, wenn sie dort ebenso dicht und haltbar wäre. Zwischen den ungemein dichten Vegetationsmassen findet man kräftige junge Bäume eingebettet, welche die Schlingpflanzen, die Reben und Ranken tragen. Wenn man durch dieses Dickicht einen Pfad hindurch gebahnt hat, ist der unbeschuhte Fuß in Gefahr vor den Dornen und scharf abgeschnittenen Stengeln, welche sehr leicht den Fuß durchbohren und das Bein zerreißen.

So war der Charakter des Buschwaldes meist in der Nähe des Flusses. Beide Ufer zeigten zahllose Stellen alter Lichtungen und verlassener Dörfer, und da der Strom die einzige Verkehrsstraße war, welche die Stämme benutzten, so blieb für uns das einzige Mittel um vorwärts zu kommen: das mühsame Durchhauen.

Die Lichtungen, welche innerhalb Jahresfrist verlassen worden waren, zeigten wirkliche Wunder vegetabilischen Lebens, unvergleichlicher Fruchtbarkeit und überraschender Mannichfaltigkeit der Arten. Die verkohlten Stützen der Hütten wurden zu Trägern der Schlingpflanzen, deren lebhaft grüne Blätter bald die Häßlichkeit der Verödung verhüllten, und jede senkrechte Stange und jeder Stumpf nahmen das Aussehen einer kleinen Laube oder eines Stückes einer säulenartigen Ruine an. Da die Stümpfe oft 6 m hoch waren und zu zweien zusammen standen, hatten die Pflanzen den Raum zwischen beiden ausgefüllt, sich vereinigt und waren aneinander entlang gewachsen, sodaß auf diese Weise ein schattiger Bogen entstanden war; und sie hatten sich ferner in endloser Länge derart um die Stützen herumgewunden, daß schwer zu finden war, was eigentlich solche Massen zarter Ranken aufrecht hielt. In einigen Fällen hatten sie hohe Doppelthürme gebildet, mit einem gewölbten Bogengang dazwischen, ähnlich der Ruine eines großen alten Schlosses, die vollständig mit bunten, purpurfarbigen und weißen Blumen bedeckt war. Die silberglänzenden Baumstämme der alten Riesen des Urwaldes, die von der Axt gefällt und verdammt waren, zerfressen zu werden und zu verfallen, und deren große dürre, weit sich ausbreitende Aeste und Zweige, waren von den Schlinggewächsen hundertfach umhüllt, bis sie aussahen wie Wolken von lebhaftem Grün, welche bei plötzlichen Windstößen unzählige kleine Ranken ausstreckten, oder wie ein ungeheuerer Vorhang hin- und herschwankten.

Wenn wir mit der Colonne vorwärts marschirten oder uns für die Nacht gelagert hatten, war das Gemurmel der Stimmen nicht gerade dazu angethan, schöne Gefühle für den Wald zu wecken. Wir litten zu viel Hunger, hatten so anhaltendes Elend zu ertragen und unsere Geduld, Stimmung und Langmuth wurden zu stark in Anspruch genommen. Unsere Kleidung eignete sich gut genug für das offene Land, bot aber keinen Schutz gegen die Widrigkeiten des Buschwaldes. Wenn wir uns aber einmal vom Lager entfernten und das Geräusch der Leute erstarb, wenn wir unser Elend vergaßen und uns nicht von dem Gefühl der vielen Unbequemlichkeiten völlig erfassen ließen, dann stieg die Ehrfurcht vor dem Walde in unserer Seele auf und nahm unsern

Geist gefangen. Man wurde sich seiner großartigen Eigenthümlichkeit, des Fehlens des Sonnenscheins, des gedämpften Lichts bewußt und wunderte sich über das seltsame Gefühl der Einsamkeit, während man forschend umherblickte, um sich zu vergewissern, daß diese Einsamkeit keine Täuschung sei. Es war einem, als stünde man unter den Bewohnern einer andern Welt. Wir freuten uns des Lebens — der eine des vegetabilischen, der andere des menschlichen. Betrachtete man den massiven und kolossalen, schweigenden, stillen Wald, der mit solcher erhabenen, strengen Majestät dastand, dann schien es einem seltsam, daß die beiden Leben, obwol in vielen Beziehungen sich so ähnlich, doch so unvereinbar waren. Meiner Ansicht nach würde es den Verhältnissen nach angemessen gewesen sein, wenn ein runzeliger alter Patriarch mit der Würde und dem Ernste eines Methusalem mich angeredet oder ein starker Achilles unter den Wollbäumen, mit seinen Wurzelpfeilern fest im Boden haftend, mich verächtlich gefragt hätte, was ich in dieser stattlichen Versammlung der Könige des Waldes zu thun habe.

Und welche Gedanken wurden in uns angeregt, wenn wir aus einer Oeffnung im Dickicht herausschauten, über den dunkler werdenden, das herannahende Gewitter widerspiegelnden Fluß blickten und die mächtige Armee von Bäumen sahen, die je nach ihrer Art in verschiedener Größe starr und strenge in düsterer Aufstellung standen, um den Kampf mit dem Sturm zu erwarten. Der kommende Wind hat seine Schrecken concentrirt, um zu zerstören, und der Blitz wirft seine Speere mit gezackten weißen Flammen aus der unendlichen Schar der Wolken. Aus ihren Tiefen zuckt der Donnerkeil, und man hört den Sturm zum Angriff heraneilen. Plötzlich sieht man, wie die Bäume, welche den Anprall mit ruhiger Sicherheit erwartend so still gestanden haben, als seien sie auf Leinwand gemalt, gleichzeitig die Wipfel beugen, und es folgt ein allgemeines Schwanken und Schütteln, als ob eine wilde Panik sie ergriffen hätte. Sie biegen sich hierhin und dorthin, werden aber durch die kräftigen Stämme, die festen Wurzeln und die sie aufrecht erhaltenden starken Pfeiler an der Flucht verhindert. In gefährlicher Weise zurückgepreßt erholen sie sich wieder von dem ersten Anprall und peitschen ihre Wipfel in wüthenden Wogen vorwärts, und nun hat der Krieg zwischen dem Walde und dem Sturm seinen Höhepunkt erreicht. Legion hinter Legion ziehen die Wolken über die vom Winde aufgewühlten Gipfel hin, es ist ein Krachen und Brüllen, ein lautes Seufzen und Aechzen, man hört das schrille Pfeifen der Wind-

stöße und das Stöhnen der unzähligen Bäume. Die großen Baumkönige scheinen mit ihren gepeitschten Wipfeln mächtige Streiche auszutheilen, und in dem Blattwerk erfolgt ein weitverbreitetes Rauschen, als ob es der ungeheuern Kraft seiner Herren freudigen Beifall zollen wollte; die Blitze nehmen eine blaßgrüne Färbung an, wenn die geringern Bataillone nach dem Beispiel der tapfern Vorfahren zum Kampfe aufgeboten werden. Auch unser Muth wird durch den großartigen Kampf angeregt — die Berserkerwuth ist ansteckend. Im Herzen zollen wir der heranstürmenden zerstörenden Gewalt des Windes Beifall und sind einen Augenblick bereit, ihn als Sieger zu begrüßen; aber die herrliche Entfaltung der Kämpen des Waldes mit ihren flatternden Locken, die Festigkeit, mit der die ungeheuere Armee sich gemeinsam mit ihren Führern erhebt, das freudige Rauschen des Gebüsches in der Tiefe geben uns das Gefühl, daß sie gewinnen werden, wenn sie nur ausharren. Der Blitz zuckt hierhin und dorthin mit prachtvollem Lichte und verheerender Flamme, der Donner erdröhnt mit betäubendem Krachen und hallt mit schrecklichen Tönen zwischen der Armee des Waldes wider, die schwarzen Wolken überstürzen sich und verdunkeln die Aussicht, und während eine Wolke sich in der andern auflöst, werfen wir bei dem wechselnden fahlen Lichte einen letzten Blick auf den wilden Krieg; wir sind betäubt von der Gewalt des Sturmes und der königlichen Wuth des Waldes, bis plötzlich die Sündflut des tropischen Regens herabstürzt, welche in kurzer Zeit den bis zur Weißgluthitze gesteigerten Zorn der Elemente verlöscht und den edeln Unwillen des Waldes bis zur vollständigen Stille besänftigt.

Den Ufern des Aruwimi entlang erhält man einen bessern Begriff von der tropischen Vegetation, als in irgendeinem andern Theile von Afrika außerhalb der östlichen Hälfte des Kongobeckens. Die Ufer sind meist niedrig, obwol niemand ihre Höhe errathen könnte wegen der hohen Hecken von Schlinggewächsen, die jeden Zoll des Erdbodens vom Rande des Wassers an manchen Stellen bis zur Höhe von 15 m bedecken, während unmittelbar dahinter der schwarzgrüne Wald bis zur gewaltigen Höhe von 45—60 m über dem Flusse aufsteigt. Das Ansehen der Ufer ist jedoch ein sehr mannichfaltiges. Die verlassenen Stellen, wo menschliche Wohnstätten gestanden haben, besitzen ihr besonderes eigenthümlich wildes Aussehen, ebenso wie der jungfräuliche Wald und die sonstige Pflanzendecke, die je nach dem veränderten Boden eine andere ist.

Kürzlich verlassene Lichtungen zeigen außer einer ungeheuern Dicht-

heit der Vegetation Stellen mit prachtvollen Blumen, über welche sich vielleicht etliche Bäume mit Massen von dicken, glänzenden Blättern und einer reichen Menge blutrother Blüten erheben, deren Blätter in ganzen Wolken auf ein undurchdringliches Dickicht der hülsentragenden Ranken der Schlinggewächse und Büsche gefallen sind und einen starken Contrast gegen deren hellpurpurrothe, gelbe oder weiße Blüten bilden. Das Amomum hat schneeweiße, blaßroth eingefaßte Blütenkelche; eine wilde Rebe hat die Farbe des hellen Purpurs, ein Schlinggewächs mit gefiederten Blättern, das jedoch zur Zeit ohne Blüten war, besitzt tiefbraunes Blattwerk, der Pfefferstrauch mit seinen rothen Schoten und der wilde Mangobaum erregen durch die Myriaden der perlenartigen kleinen Blüten Aufmerksamkeit, und eine Akazie mit ihren schneeweißen Knospen und eine Mimose mit ihren süßduftenden gelben Blüten verbreiten einen überwältigenden Geruch. Die verschiedenen Schattirungen des Grüns entstehen durch die Farrn, die sperrigen Halme des Schwertgrases, eine junge Oelpalme oder die nützlichen breiten Blätter des Phrynium. Ein junger Feigenbaum mit silberglänzendem Stamm und breitem Geäst vermischt seine Blätter mit den zarten Blättchen der Sinnpflanze und der Rotangpalme, und am Boden ist eine Menge von Nesseln und Pflanzen mit nesselartigen Blättern und Stengeln, um eine Masse von Vegetation herzustellen, die ebenso seltsam wie hübsch ist. Vielleicht ist die Grundlage der ganzen verworrenen und unentwirrbaren Pflanzenmasse und des undurchdringlichen Hügels von Grün und Schönheit ein alter Baumstamm, vor langer Zeit gestürzt, rasch verfallend, schwarz von Schimmel, dünn mit Humus, dicht mit schwammartigen Parasiten bedeckt, und in jeder Ritze und Spalte und jedem Riß alle Arten unersättlicher Insekten beherbergend, von der winzig kleinen Ameise bis zum schwarzen Tausendfuß und Riesenkäfer.

Weiterhin sehen wir etwas anderes. Zahllose riesenhafte Bäume wachsen, bis dicht an den Rand des Ufers gedrängt, bis zu 15 m horizontal über den Fluß hinaus. Unter ihrem Schatten würden 100 Kanoes Schutz vor der glühenden Sonne finden. Das Holz ist gelb und so hart wie Eisen, und wollte man einen von diesen Bäumen fällen, so würde man einen ganzen Vorrath von amerikanischen Aexten gebrauchen. Sie tragen Büschel von Früchten, die in unreifem Zustande grauröthlich sind und später schönen Damascenerpflaumen gleichen. Andere Bäume derselben Gattung haben Früchte, wie unreife Datteln, doch sind beide Früchte nicht eßbar.

Diese weit sich ausbreitenden Bäume bilden den Lieblingsaufenthalt der schwarzen Wespen, die an denselben ihre Hängenester bauen. Von außen sehen die letztern wie phantastisch zugeschnittene braune Papierdüten oder wie eine Reihe von übereinander befestigten Düten aus, mit Fransen und Verzierungen, ähnlich wie der Papierschmuck, den man zur Sommerzeit in englischen Wohnzimmern zur Bedeckung der Kaminroste benutzt.

Wir gingen solchen Bäumen ehrfurchtsvoll aus dem Wege, und wenn kein solches Schreckniß, wie ein großes Wespennest, in der Nähe war, dann konnten wir behaglich ruhen und den Wald mit Muße untersuchen. Zuerst sieht man außer zahllosen grauen Säulen Tausende von herabhängenden zarten Fäden und wogenden Linien, Schlingen, Festons, gehäufte Gruppen und breite Strecken von Grau, vermischt in mehr als gesuchter Unordnung mit dem dunkelsten, tiefsten Grün und nur erhellt von den feuchten breiten Blättern, welche die vereinzelten Sonnenstrahlen und Sonnenblicke widerspiegeln, und einem magischen, beständig wechselnden und spielenden gedämpften Licht, tiefe düstere Zwischenräume, mit denen die grauen Stämme der Bäume, die silberglänzenden Reben der Parasiten und das phantastische Filigran der grauen Rankenstengel contrastiren. Wenn man das Ganze näher besichtigt, erblickt das Auge verschiedene hochrothe Flecken der Phryniumbeeren, rothe Fruchtknoten des Amomum, eine äußere Berandung von braunen Blättern, den weißen Hut eines aus dem losen Schaft der zarten Farrn hervorblickenden Pilzes, kleine schneeeige, harte Schwämme, die wie Entenmuscheln an einem runzeligen Baumstamm haften, das helle Grün der Orchideenblätter, die graugrüne Fläche der hängenden Blätter einer elefantenohrigen Pflanze, einen Ueberzug von Moos, höckerartige Auswüchse an den Bäumen, welche Gummithränen ausschwitzen und von Ameisen schwärmen, lange peitschenartige Rotangranken, sich krümmende und drehende Lianen, und große schlangenartige Winden, welche sich in den verworrenen Galerien der tiefen Schatten ein- und ausschlängeln und triumphirend hoch oben erscheinen, mit ihrem Gewicht die Zweige belasten und hier sich aufrollen, dort Schlingen bilden, und dann in unendlichen Längen aus Sicht verschwinden.

Wie schon erwähnt, ist der Wald typisch für das menschliche Leben. Man kann keinen Blick auf denselben werfen, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß Verfall, Tod und Leben dort ebenso in Thätigkeit sind wie bei uns. Ich habe ihn nie mit Muße betrachten

können, ohne mich unwillkürlich von irgendeinem Charakterzug überrascht zu finden, der mich an irgendeine Scene in der civilisirten Welt gemahnte. Er erinnerte mich an einen Morgen, an welchem ich hingegangen war, um zwischen $7\frac{1}{2}$ und $8\frac{1}{2}$ Uhr den Menschenstrom über London Bridge in die City drängen, die blassen, überarbeiteten, im Wachsthum zurückgebliebenen, von der Arbeit gekrümmten Leute auf dem Wege zu dem traurigen Kampfe ums Dasein zu sehen. Hier fand ich sie in ihrer Jugend, Kraft und Hinfälligkeit getreu wiedergegeben; der eine ist vorzeitig alt und bleich geworden, ein zweiter hat einen Kropf, ein dritter leidet an organischer Schwäche, ein vierter besitzt einen Höcker oder zeigt die Spuren mangelhafter Ernährung; viele sind blaß aus Mangel an Luft und Sonnenschein, andere werden wegen Hinfälligkeit des Körpers von den Nachbarn gestützt, und noch andere stürzen übereinander hin, als ob sie die unheilbaren Kranken eines Hospitals seien, und man wundert sich, wie sie überhaupt existiren. Einige sind bereits todt und liegen unter Blätterhaufen begraben, die Pflegstätte für ganze Familien von Sträuchern und Schmarotzerpflanzen, oder werden von Horden zerstörender Insekten bewohnt; andere sind durch den lähmenden Donnerkeil weiß gebleicht, durch den Blitz zersplittert oder gar geköpft, noch andere Jahrhunderte alte Veteranen, welche schon geboren wurden, noch ehe ein Christ bis südlich vom Aequator gedrungen ist, sind in Mark und Leben verfallen. Dagegen hat die Mehrheit die Zuversichtlichkeit kecker Jünglinge mit der ganzen Anmuth und Eleganz der Gestalt, der mächtigen Kraft in der Blüte des Lebens und dem gelassenen, ruhigen Selbstbewußtsein eisgrauer alter Aristokraten; und man sieht mit einem Blick die unbestreitbare Thatsache, daß sie sämmtlich entschlossen sind, den Kampf ums Dasein solange wie sie können fortzusetzen. Man findet alle menschlichen Charaktere hier, außer dem Märtyrer und dem Selbstmörder, denn Opfer liegen nicht in der Natur des Baumes, der vielleicht nur von zwei Geboten gehört hat: „Gehorsam ist besser als Opfer" und „Lebet und mehret euch".

Und wie mir nichts so häßlich und unangenehm ist wie die Menge am Derby-Tage, so ist mir auch in der Waldnatur nichts abscheulicher, als wenn ich durch das offen zu Tage tretende selbstsüchtige Emporstreben zum Himmel in den vor wenigen Jahren verlassenen Lichtungen an jene erinnert werde. Horch! Die Glocke läutet, der Wettlauf steht im Begriff zu beginnen. Ich glaube den Lärm der Heranstürmenden, das wüthende, herzlose Drängen und Trampeln,

das Schreien: „Selbst ist der Mann, der Teufel hole den Schwächsten“, zu hören, die weißglühende Aufregung, die lärmende Unruhe und Leidenschaft, die seltsame Ungleichheit der Kraft und schamlose Nichtachtung von Ordnung und Anstand zu sehen!

Es ist auch der Mühe werth, einen Augenblick halt zu machen, um zu fragen, weshalb kleine Vorfälle an einem so weit entlegenen Orte, wie die weglosen Tiefen eines Urwaldes es sind, auf Gedanken an Freunde und ihre Wohnstätten in England bringen. Das melancholische Geräusch des die Blattwelt über mir schüttelnden Windes und das traurige Rauschen in den Zweigen erinnerte mich lebhaft an eine Nacht, die ich in ...-House verlebt habe, wo ich die halbe Zeit mit dem Horchen auf das schreckliche Seufzen der nahen Alleen zugebracht habe, das meine Seele mit Oede und Unbehaglichkeit erfüllte. Hier wurde ich wieder, während ich in meinem Zelte lag, an Seestürme, allgemeine Kälte und jammervolles Elend erinnert, und wenn der Regen in mächtigen Schauern herabströmte und das schwere Fallen der Tropfen rund um mich herum seine tiefe Trauermelodie anstimmte, dann glaubte ich das traurige, klägliche Echo des kummervollen, unbefriedigten Sehnens zu vernehmen, und es stiegen eine Menge nicht laut gewordener Gedanken, vergangenes Streben, ungeäußerte Gefühle der Liebe und Freundschaft und unausgesprochene Sympathie mit schrecklicher Bestimmtheit vor der geschärften Phantasie auf, bis ich bereit zu sein meinte, mich in Thränen aufzulösen und schluchzend zu stöhnen: „O, meine Freunde, der gute Gott ist über uns allen und ist allwissend.“

Der Wald besitzt einige Geheimnisse, welche man mit der Zeit kennen lernt, ohne einen Mentor in der Forstwissenschaft zu haben. Daß die Oelpalme bei viel Feuchtigkeit eine Menge Sonne braucht, um zu gedeihen, die Raphiapalme in von Rohr eingefaßten Sümpfen und stinkendem, schmutzigem Schlamme wächst, die Rotangpalme eines starken Busches zur Stütze bedarf, die stachelige Dattelpalme am üppigsten am Rande des Wassers aufschießt und die Fächerpalme bei zu großer Feuchtigkeit abstirbt, ist nicht schwer zu lernen. Allein der Fremde, der an Eichen, Buchen, Pappeln und Fichten gewöhnt ist, wird in tropischen Wäldern durch das ihm unbekannte Laubwerk über ihm einigermaßen verwirrt. Nach und nach vermag er aber auf den ersten Blick zu erkennen, welche Bäume weiches und welche hartes Holz haben. Es gibt mehrere Familien von Bäumen mit weichem Holze, welche in den Tropen die Stelle der Tannen und Fichten einnehmen

und unfehlbar große Blätter haben, und es scheint die Regel zu sein, daß die Bäume mit weichem Holz große und die mit hartem Holz kleinere Blätter besitzen, obwol sie in Bezug auf den Grad ihrer Stärke und Dauerhaftigkeit sehr verschieden sind. Beispielsweise haben die Bäume aus der Familie der Rubiaceen Blätter, welche an Form und Größe denen der Ricinuspflanze fast gleich sind. Das Holz ist sehr nutzbar und gut zu verarbeiten; es eignet sich zum Bau von hölzernen Schiffen, kann auch zu hübschen Haushaltungsgegenständen, wie Speisebretern, Bänken, Stühlen, Tischen, Trögen, Milchtöpfen, Schüsseln, Bechern, Löffeln, Trommeln u. dgl. verarbeitet werden, und dient zur Bekleidung der Decke in Häusern, zu Thüren, Zäunen und Palissaden. Obwol es so spröde wie Cedernholz ist, widersteht es doch jedem Wetter, ohne zu spalten.

Es gibt mehr als eine Art Baumwollbaum, doch kennt man ihn stets an den prachtvollen Wurzelpfeilern, der unübertroffenen Höhe, der silbergrauen Rinde, den steifen Dornen am Stamme und an der weißen Samenwolle seiner Blüten und den graugrünen Blättern.

Dann gibt es dort das starke afrikanische Teakholz, das Blauholz, das afrikanische Mahagoni-, Grün- und Pockholz, das ewigdauernde Eisen- und das nicht weniger harte Gelbholz an den Flußufern, welches letztere unendlich viel härter ist als Eichenholz; das Holz des Stink-, Ebenholz- und Copalbaumes mit seinem glänzenden gefirnißt aussehenden Laubwerk, des baumartigen wilden Mango, der kleinblätterigen wilden Orange, des silberrindigen wilden Feigen-, des Butterbaumes, der verschiedenen Akazienarten, des stattlichen Mpafu und der Tausende von wilden Fruchtbäumen, von denen die meisten mir unbekannt sind. Man muß daher, um einen Begriff davon zu bekommen, wie dieser tropische Wald in Wirklichkeit aussieht, sich vorstellen, daß alle diese Bäume wirr durcheinandergemischt und mit Millionen von Ranken, Schlinggewächsen und riesigen Winden zusammengebunden sind, sodaß eine vollständige Verwickelung entsteht und das Licht völlig ausgeschlossen ist, bis auf einen flackernden kleinen Strahl, welcher hier und da erkennen läßt, daß die Sonne als glühende, leuchtende Kugel am Himmel steht.

In Anbetracht der vielen Monate, welche wir im Walde zugebracht, und der Hunderte von Meilen, die wir dort hin und her zurückgelegt haben, ist es nicht das kleinste Wunder, daß vom Beginn bis zum Ende unsers Aufenthalts im Dickicht nicht ein Mitglied der Expedition durch den Fall eines Astes oder Baumes einen Unfall erlitten hat. Die Bäume stürzten unmittelbar vor dem Vortrabe und

dicht hinter der Nachhut, sie wurden bei Tag und bei Nacht neben uns und in der Nähe der Lager plötzlich zu Boden gestreckt. Mit genauester Noth entgingen wir eines Tages einem Unfalle, als wir eben mit unserm Boote gelandet waren und eine große Waldruine in den Fluß stürzte, dicht hinter dem Heck des Fahrzeugs, sodaß dieses von dem Wasserschwall hoch emporgeschleudert und die bei demselben arbeitenden Leute vollgespritzt wurden.

Schon viele Leute haben mich nach dem Wild im Walde befragt. Elefanten, Büffel, Wildschweine, Buschantilopen, Gazellen, Schimpansen, Paviane, Affen aller Art, Eichhörnchen, Zibeth- und Wildkatzen, Genetts, Zebra-Ichneumons, große Nagethiere gehören zu den wenigen Thieren, welche uns im Walde bekannt geworden sind. Die Aeste schwärmen von Vögeln und Fledermäusen, die Luft lebt von ihren umhersegelnden und schwirrenden Bewohnern, der Fluß ist reichlich gefüllt von Fischen und Schalthieren, Austern und Venusmuscheln; auch gibt es etliche Krokodile und Flußpferde. Man darf aber nicht vergessen, daß sämmtliche Stämme des Waldes die bösartigsten und tiefstehendsten des gesammten Menschengeschlechts sind, obwol ich der Ansicht bin, daß sie ebenso gut wie die wilden Caledonier der Besserung fähig und einer Umwandlung in gesittete und den Gesetzen gehorchende Völker zugänglich sind. Der Wald gestattet jedoch keinen freundschaftlichen Verkehr. Fremde sehen sich gegenseitig nicht eher, als bis sie plötzlich einander gegenüberstehen und beiderseits von der Thatsache überrascht und gelähmt sind. Instinctiv erheben sie die Waffen; der eine hat ein Bündel Pfeile, um Wild zu tödten, und ein Gift, welches so tödlich wirkt wie Blausäure, der andere ein Gewehr, dessen Kugel Kraft genug besitzt, um den Feind sofort zu zerschmettern. Angenommen wenigstens einer der beiden Gegner sei so liebenswürdig, sich von dem andern tödten zu lassen, so würden seine Freunde ihn einen Narren nennen und es wäre nichts dadurch gewonnen, da die Verwandten des Todten sich berufen fühlen würden, ihn zu rächen und den Mörder ebenfalls niederzumachen. Glücklicherweise gelingt es diesen im Walde vergrabenen Stämmen, die Ankunft von Fremden sofort zu erfahren, und verschwinden sie gewöhnlich rechtzeitig, ehe man ihre Dörfer erreicht. Wie weit sie sich aber zurückgezogen haben oder in welcher Nähe sie geblieben sind, weiß man nicht, und es würde daher, weil sie alles zu essen pflegen, was sie tödten, für eine kleine Gesellschaft nicht sicher sein, auf die Jagd nach Wild zu gehen. Das ist einer der Gründe, weshalb wir keine Thiere jagten.

Zweitens besitzt nicht jeder die Gabe, sich im Walde zurechtzufinden. Ich habe auf jedem Tagemarsche ein Dutzend mal den Curs des Vortrabs berichtigen müssen, da selbst eine so große Landmarke, wie der Fluß, nicht genügte, um als Führer bezüglich der Richtung zu dienen. Jeder einzelne von der Expedition würde, wenn er 200 m von dem Pfade ein paarmal herumgedreht worden wäre, nicht gewußt haben, wie er den Weg nach der Stelle wiederfinden sollte, von wo er ausgegangen war.

Drittens würde eine kleine Gesellschaft mit dem Abbrechen von Zweigen, beim Auftreten auf dürre Blätter, beim Wegebahnen durch das Gebüsch und Abschneiden der Ranken und Schlinggewächse zu viel Lärm machen. Das wilde Thier wird schon lange vorher, ehe der Jäger weiß, daß er sich in der Nähe desselben befindet, gewarnt und eilt entferntern Schlupfwinkeln zu. Wir sind plötzlich Elefanten begegnet, allein wenn wir noch 10 m entfernt waren, stürmten sie durch ein Dschungel davon, das für die Verfolger undurchdringlich war. Was Büffel und anderes Wild betrifft, so kamen ihre Spuren sehr oft vor, doch wäre es schon aus den genannten drei Gründen Wahnsinn gewesen, sie zu verfolgen.

Viertens hatten wir einen zu ernsten Zweck im Auge, der darin bestand, Lebensmittel dort zu suchen, wo die größte Wahrscheinlichkeit war, sie zu finden, nicht für eine kleine Gesellschaft, sondern für alle.

Was Vögel anlangt, so machten sie über unsern Köpfen Lärm genug, indeß befanden wir uns zu ebener Erde und sie sich auf dem Dache eines 15 Stockwerke hohen Hauses. Man sah sie überhaupt nicht, obwol man ihr Pfeifen, Trillern, Kreischen und Schreien überall hörte. Es gab große und kleine Papagaien, Ibisse, Turakos, Sonnenvögel, Schwalben, Finken, Würger, Ziegenmelker, Wiedehopfe, Eulen, Perlhühner, Schwarzdrosseln, Webervögel, Königsfischer, Taucher, Fischadler, Gabelweihen, Bachstelzen, Bienenfresser, Lerchen, Strandläufer, Kakadus, Hornvögel, Elstern, Bartvögel, Spechte, Tauben und vielerlei unbekannte kleine Arten, sowie Millionen großer und kleiner Fledermäuse.

Das Geschlecht der Affen war stark vertreten; ich habe mehr als ein Dutzend Species gesehen. Ich bemerkte Stummelaffen, dunkel- und grauhaarige Paviane, kleine schwarze Affen, Galagos, auch fliegende Eichhörnchen und andere ähnliche Baumbewohner; sie ließen mich aber nicht näher als 100 m herankommen. Lange bevor wir sie

erreichen konnten, waren sie schon durch den Lärm der Karavane gewarnt und hatten den Rückzug angetreten.

Wir trafen auch eine Anzahl Reptilien. Der Ituri schwärmt von Wasserschlangen verschiedener Länge, die sehr häufig dicht neben unserm Boote untertauchten; ferner sahen wir schlanke grüne Peitschenschlangen, sowie andere Arten von grauer Farbe und beträchtlicher Größe, und sechs Fuß lange Schlangen von grüner und goldener und schwarzer Farbe. Wir bemerkten Pythons, Puffottern, Schlangen mit Hörnern und Zähnen, während kleinere Buschschlangen von etwa 60 cm häufig bei der Herstellung des Lagers getödtet wurden.

Zur Beschreibung der Insekten würde ein ganzes Buch nöthig sein. Ich habe nie so zahllose Armeen und Arten gesehen, als während meiner verschiedenen Märsche durch diesen Wald und würde es für nicht angebracht halten, auf diese winzigen Geschöpfe einzugehen, nachdem ich, wie andere von der Expedition, sie so verschwenderisch mit Scheltworten belegt habe. Ich erinnere mich nur einiger weniger Stunden, in denen ich mich nicht unfreundlich über sie ausgesprochen habe. Diese großen und kleinen Bienen, die Wespen, die Heerden von Motten zur Nachtzeit, die Haus-, Tsetse-, Viehfliegen, Mücken und Schmetterlinge bei Tage, die riesenhaften Käfer, welche, durch das Licht im Zelte angezogen, durch die Dunkelheit dahersegelten, wüthend gegen die Leinwand stießen, in ihrem Zorn, immer mit heiserm Brummen, von einer Seite nach der andern zurückgeworfen wurden und schließlich mit lärmender Wuth sich auf mein Buch oder mein Gesicht stürzten, als wollten sie aus irgendeinem Grunde Rache an mir nehmen; dann die Schwärme von Ameisen, welche auf meinem Teller marschirten, in meine dünne Suppe liefen und über meine Bananen krochen, die Heimchen, welche wie Dämonen umhersprangen und sich mir auf den Kopf oder die Stirn setzten, die Cicaden, deren schrilles Zirpen einen noch verrückter machte als die Manjemafrauen. Der Pascha behauptet, diese Stämme zu lieben, ich gestehe aber, ich habe ihnen soviel Schaden wie möglich zugefügt.

Die schlimmsten Quälgeister von allen Arten waren die kleinen Bienen von der Größe einer Mücke. Wir haben vier Arten kennen gelernt. Sie gehören der Melipona-Abart an. Um lesen, schreiben oder essen zu können, bedurfte man der aufmerksamen Dienste eines Begleiters, der die Thiere fortjagte. Ihre beliebtesten Angriffspunkte waren die Augen, doch waren auch Ohren und Nasenlöcher empfindliche Schlupfwinkel, die sie unabänderlich aufsuchten. Die Beine der

Esel waren infolge dieser Pest vollständig von Haaren entblößt. Beim Tödten einer dieser Bienen blieb ein Geruch nach bittern Mandeln auf der Hand zurück.

Die Käfer waren wiederum von verschiedener Größe, von den über 6 cm langen Ungethümen bis hinab zu einem kleinen Insekt, welches durch ein Nadelöhr hätte schlüpfen können. Dieses letztere Thierchen schien, durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, besonders auf das Peinigen des Menschen eingerichtet zu sein. Es bohrte sich in die Haut ein, war mit dem bloßen Auge nicht zu entdecken und erregte erst Aufmerksamkeit, wenn man mit der Hand darüber strich, worauf dann ein Schmerz wie von einem Nadelstich entstand. Die Hütten der Eingeborenen waren mit mehrern besondern Species behaftet. Die eine grub sich in den Körper ein, die andere bohrte sich in die Dachsparren und ließ feinen Holzstaub in die Suppe fallen, eine dritte unternahm Forschungsreisen zwischen den dürren Blättern und verursachte uns die schleichende Furcht, daß dort Schlangen seien, und eine vierte, ein brüllender Löwe von Käfer, wartete bis zum Abend und machte es uns dann unmöglich, ein Licht anzuzünden, um gemüthlich zu rauchen und nachzudenken.

Von den geringern Unannehmlichkeiten, welche wir zu ertragen hatten, können wir noch den „Jigger" (Sandfloh) nennen, welcher seine Eier unter die Fußnägel der arbeitsamsten Leute legte, aber auch die Körper der Goi-Goi angriff und zu einer einzigen Masse lebender Fäulniß machte; die kleinen Käfer, welche sich unter die Haut bohrten und wie mit Nadeln stachen; die Melipona-Biene, welche die Augen angriff und einen mehrere Tage fast rasend machte; die kleinen und großen Zecken, welche uns hinterlistig das wenige Blut aussogen, das wir noch hatten; die Wespen, die, wenn ein achtloser Idiot ihren Baum berührte oder in die Nähe ihrer Höhlen kam, ihn dermaßen stachen, daß ein böses Fieber entstand; die wilden Honigbienen, welche eines Tages die Mannschaften zweier Kanoes auseinandersprengten und sie derart züchtigten, daß wir eine Abtheilung zu Hülfe schicken mußten; die Tigernacktschnecken, welche unsern Leuten von den Zweigen herabfielen und ihre giftigen Haare in den Poren des Körpers zurückließen, bis man vor Schmerz rasend wurde; die rothen Ameisen, welche bei Nacht ins Lager drangen, unsern Schlaf störten, die Karavane mehreremal auf dem Marsche angriffen und die Leute zu einem schnellern Laufe veranlaßten, als wenn sie von ebenso vielen Zwergen verfolgt worden wären; die den Trompetenbaum bewohnenden schwarzen Ameisen, die

sich während unsers Vorbeimarsches auf uns herabfallen ließen und uns allen einen Vorgeschmack der Hölle gaben; die kleinen Ameisen, die in jedes Partikelchen der Speise eindrangen, sodaß wir sehr vorsichtig sein mußten, um nicht ein halbes Dutzend unversehens zu verschlucken und Blasen auf und Löcher in den Magenhäuten zu bekommen. So klein diese Thiere auch waren, waren sie doch die unangenehmsten, denn in jedem Tunnel, den wir durch das Dickicht herstellen mußten, setzten sie sich zu Tausenden an uns an und bissen und stachen dermaßen, daß ich die Pioniere mit Blasen wie von Nesseln bedeckt gesehen habe. Selbstverständlich waren auch unsere alten Freunde, die Moskitos, in zahllosen Scharen auf den größern Lichtungen.

Wenn wir aber bei Tage von Ameisen und unzähligen Arten von Insekten gebissen und gestochen wurden, was, wie jeder zugeben wird, ebenso schlimm ist, als ob man mit Nesseln gepeitscht würde, so hatte doch auch die Dunkelheit ihre Unruhe, Schrecknisse und Aengste. In der Stille der Nacht, wenn die ganze Karavane in Schlummer lag, wurde plötzlich jeder von einer Reihe von Explosionen erweckt. Allnächtlich wurde ein großer Baum vom Blitze getroffen und war die Gefahr vorhanden, daß die Hälfte des Lagers von dem fallenden Stamme zermalmt würde; das Rauschen der Aeste während eines Sturmes war wie das Getöse der Brandung und das Rollen der Wogen am Strande. Wenn es regnete, vermochte keine Stimme im Lager sich Gehör zu verschaffen, es war wie ein Katarakt mit seinen tosenden Wassermassen. Fast jede Nacht fiel plötzlich ein abgestorbener Baum krachend, berstend und rauschend und schlug mit einem die Erde erschütternden Getöse auf dem Boden auf.

Es gab dort Bäume, welche sich von einem abgestorbenen Glied trennten, dessen Fall ein wie Gewehrfeuer im Walde widerhallendes Knattern verursachte. Die Nachtwinde schüttelten die Zweige und schleuderten sie unter dem Chor der knarrenden Stämme, schaukelnden Taue und rauschenden Blätter gegeneinander. Dazu kam das nie fehlende Zirpen des Heimchens, der noch schrillere, aber nicht weniger eintönige pfeifende Ruf der Cicade und der beständige Chor der Frösche, der jammernde Schrei des Maki nach seinem Gefährten, ein scharfes raspelndes Geräusch, das die Nacht abscheulich und die Oede und Dunkelheit widerwärtig macht. Ferner amusirte ein einsamer Schimpanse sich damit, auf einen Baum zu schlagen, was so klang, als wenn Knaben mit einem Stock an einem Gitter entlang rasseln. Auch waren um Mitternacht Trupps von Elefanten in der Nähe, die vermuthlich

nur durch die zerstreuten Lagerfeuer daran verhindert wurden, gerade über uns weg zu marschiren.

Im Hinblick auf die Zahl der Sokos oder Schimpansen in diesem großen Walde ist es ziemlich seltsam, daß niemand von der Expedition einen derselben lebend gesehen hat. Mein Dachshund Randy jagte sie zwischen Ipoto und Ibwiri fast jeden Tag auf und wurde einmal sehr schlimm von ihnen behandelt. Ich habe mehrmals ihr Geschrei gehört und auch ein Paar Schädel von ihnen bekommen; den einen gab ich dem Pascha, den andern, der ungewöhnlich groß war, mußte ich zurücklassen.

Im Jahre 1887 fiel Regen im Juli an 8, im August an 10, im September an 14, im October an 15, im November an 17 und im December an 7, zusammen an 71 Tagen. Vom 1. Januar 1887 bis zum 31. Mai 1888 hatten wir 138 Tage oder 569 Stunden Regen. Im Walde konnten wir den Regen nicht anders messen als nach der Zeit; man dürfte aber nicht weit fehl gehen, wenn man den Wald für die regenreichste Zone der Erde hält.

Neun Monate des Jahres wehen die Winde vom südatlantischen Ocean den Kongo und Aruwimi aufwärts. Sie tragen die Feuchtigkeit des Meeres und den Wasserdampf, welcher aus dem 2250 km langen und 1—25 km breiten Flußlaufe aufsteigt, weiter und begegnen auf ihrer Bahn nach Osten der in der größern Höhe vorherrschenden kalten Luft, worauf die Feuchtigkeit sich verdichtet und fast einen um den andern Tag in reichen Regenschauern zur Erde fällt. Auch für die Aufnahme der aus dem Tanganika, Albert-Edwrad- und Albert-See aufsteigenden Dünste ist dieser Wald sehr günstig gelegen. Ich habe, während ich auf der Ebene am Rande des Waldes stand, die beiden Regenwolken beobachtet, welche, die eine von Westen, die andere von Osten kommend, zusammenstießen und sich in einer Sündflut von Regen über dem Berge Pisgah und dem umliegenden Lande auflösten. Außer den Regengüssen, welche, 10 bis 12 Stunden ununterbrochen dauerten, hatten wir auf dem Marsche von Jambuja nach Fort Bodo häufig locale Schauer von kurzer Dauer. Sobald diese eintraten, hatten wir die Gewißheit, daß sich in der Nähe irgendein höherer Berg befand, welcher einen Theil des ostwärts treibenden Dunstes aufgefangen und zum besten der Nachbarschaft in flüssigen Zustand versetzt hatte. Die Nachhut der Karavane wurde manchmal durch heftigen Regenfall elend gemacht, während die Pioniere sich der Wirkungen des hellen Sonnenscheins erfreuten. Dies kam bei den

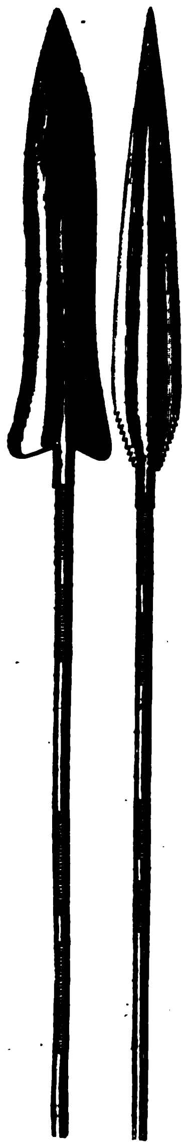
Mabengu-Stromschnellen und in Engwedde vor. Von der Tiefe des Waldes aus konnten wir keine Spur von einem Berg entdecken, doch verriethen solche plötzliche Schauer uns stets, daß einer in der Nachbarschaft war. Wenn wir uns von solchen Stellen etwas weiter entfernt hatten, enthüllten sich uns manchmal bei einem Rückblick an einer geraden Strecke des Flusses hinab Bergmassen von 150 m Höhe.

Der Ituri oder obere Aruwimi hat infolge der zahlreichen Regen selten einen niedrigen Wasserstand. Wir haben gefunden, daß er im Juli nur 1,8 m unter dem höchsten Stande war, und während einer Nacht im October stieg er um 0,3 m. Der Fluß ist am höchsten im November und am niedrigsten im December, doch ist er beständigen Schwankungen ausgesetzt und führt eine ungeheuere Wassermasse dem Kongo zu. Die Länge seines Laufes beträgt etwa 1125 km; er entspringt im Süden der Hügelkette, welche als „Gruppe der Reisenden" bekannt ist und aus den Speke-, Schweinfurth- und Junker-Bergen besteht. Sein Becken bedeckt einen Flächenraum von etwa 173500 qkm.

An der Nordseite dieses Beckens hörten wir von den A-Babua, Mabode, Momfu und Balesse, im Süden leben die Bakumu und Baburu. Das sind die wichtigsten Stämme, die in Hunderte von kleinern Gruppen zerfallen. Die Sprache der Bakumu, welche man von den Stanley-Fällen ostwärts ins Land hinein findet, ist mit einigen unbedeutenden dialektischen Abweichungen bei den Baburu bis nach den Panga-Fällen bekannt. Die Momfu-Sprache wird zwischen den Panga-Fällen und dem Ngaiju gesprochen. Oestlich von dort fanden wir, daß die Sprache der Balesse uns bis Indenduru begleitete. Jenseit des letztern Orts herrschte eine besondere, ganz andere Sprache, die der Babusesse. Indessen trafen wir in jedem dieser Abschnitte Unterstämme, welche angeblich nicht verstanden, was Eingeborene aus nur zwei Lager von ihnen entfernten Gegenden zu ihnen sagten.

Alle Stämme in der Aequatorialregion vom Atlantischen Ocean bis 30° östl. L. haben in Bezug auf Charaktereigenschaften und Gebräuche eine entfernte Aehnlichkeit, doch würde ich 18° östl. L. als die Scheidelinie zwischen zwei großen Familien annehmen, welche ursprünglich von einer und derselben Mutterrasse abstammen. Auf eine Strecke von zwölf Längengraden haben wir Hunderte von Stämmen, welche eine weitgehende Aehnlichkeit miteinander zeigen. Was Schweinfurth und Junker, Emin und Casati von den Monbuttu, Niamniam und Momfu sagen, läßt sich mit einigen sehr geringen Unterschieden auch von den

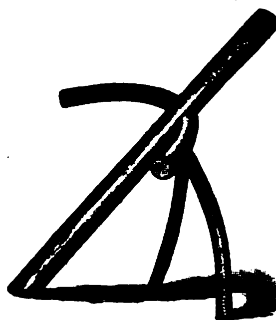
Bangala, Wijansi, Batomba, Basoko, Baburu, Bakumu und Balesse sagen. Ein Stamm, der eine festere Organisation besitzt, mag vielleicht etliche bessere Eigenschaften besitzen als ein anderer, der vom Unglück betroffen und von mächtigern Nachbarn unterdrückt



Speere.



Topf.



Stuhl.



Spieltisch.



Stuhl.

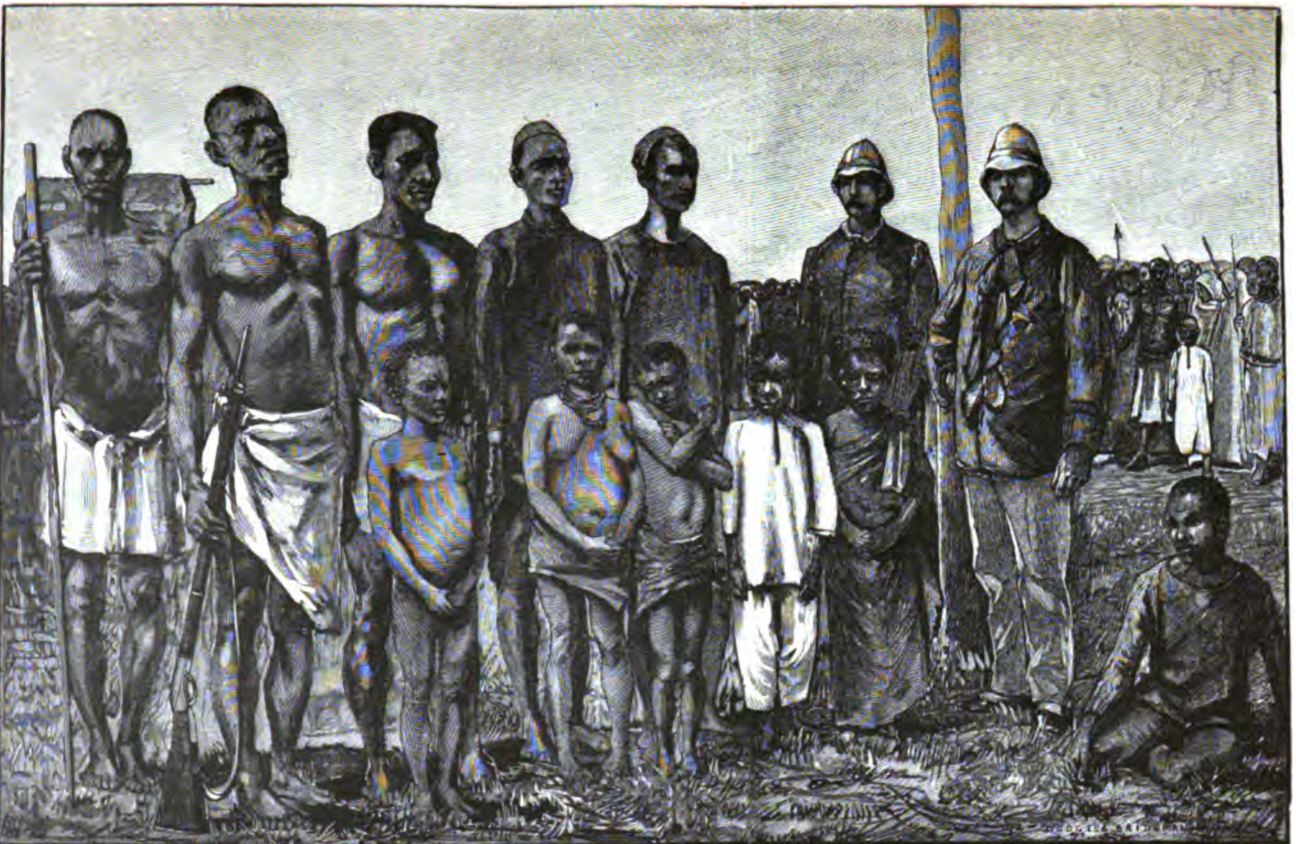
worden ist, aber in der Hauptsache bemerke ich keinerlei Unterschied. Sie besitzen keine Rinder, aber Schafe, Ziegen und Haushühner. Ein Stamm hat vielleicht Vorliebe für den Maniok, aber alle bauen Paradiesfeigen und Bananen. Die Kleidung besteht bei allen übereinstimmend aus einem Rindenstoff; der Kopf-

schmuck ist überall ähnlich, obwol der eine Stamm geschickter bei der Herstellung desselben ist als der andere. Fast alle üben die Beschneidung aus und sollen das Fleisch ihrer Feinde essen. Ihre Waffen sind fast die gleichen: der breite messerscharfe Speer, der zweischneidige spitze Dolch, die seltsamen Messer mit zwei und vier Klingen, das krumme Schwert, die kleinen Bogen und kurzen Pfeile. Gleich sind auch Stühle, Bänke und Rückenlehnen, Ohrringe, Halsbänder, Arm- und Beinspangen, die großen Kriegstrommeln und kleinen Gongs, die Kriegshörner und die Werkzeuge der Schmiede und Zimmerleute.

In der Bauart der Häuser ist ein großer Unterschied vorhanden, und ebenso sind sie auch bezüglich des Tätowirens, der Merkzeichen im Gesicht und des Schmuckes der Oberlippen verschieden, allein dies rührt oft davon her, daß ein Stamm sich auszuzeichnen wünscht, obwol er derselben Rasse angehört. Könnte man mit einem Dampfer von Equatorville am Kongo nach Indesura am obern Ituri fahren und die verschiedenen Gemeinden an den Flußufern vom Deck aus betrachten, so würde den Passagieren nicht nur die Aehnlichkeit der Kleidung und Ausrüstung, sondern auch die der Hautfarbe auffallen, während, wenn eine Colonie von Sudanesen, Sansibariten und Wanjamwesi zufällig irgendwo dazwischenläge, der Fremde dieselbe leicht als nicht den Eingeborenen gehörig herausfinden könnte.

Diese zwölf Längengrade umfassende Gegend ist größtentheils Wald, obwol sie im Westen mehrere Strecken Grasland besitzt, welche Thatsache die Hautfarbe wesentlich beeinflußt. Die Bewohner des wirklichen Waldes sind von viel hellerer Färbung als diejenigen des Graslandes. In normalem Zustande sind sie kupferig, doch sind einige so hell wie Araber und andere dunkelbraun, obwol alle den reinen Negercharakter zeigen. Vermuthlich ist die helle Farbe eine Folge des während vieler Generationen fortgesetzten Aufenthalts in dem Schatten des Waldes, obgleich es ebenso wahrscheinlich ist, daß sie das Resultat einer Verschmelzung einer ursprünglich schwarzen mit einer hellern Rasse ist. Ueberschreitet man die Grenzen des Waldes und betritt das Grasland, so bemerkt man jedoch sofort, daß die Stämme eine viel dunklere Farbe haben.

Unter diesen Waldstämmen haben wir einige beobachtet, die merkwürdig einnehmende Züge hatten, während andere ungewöhnlich häßlich und verkommen aussahen. Wie unverbesserlich wüthend im Temperament, verabscheuungswürdig in Neigungen und thierisch in Gewohnheiten diese wilden Stämme heute aber auch sein mögen, so ist

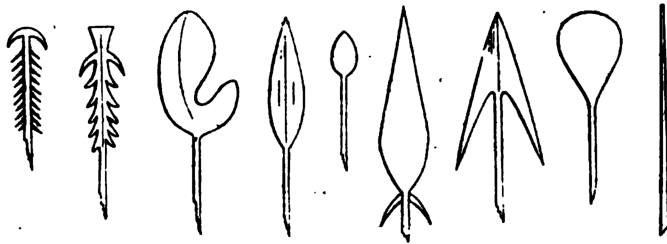


Zwerge im Vergleich zu den englischen Offizieren, Sudanesen und Sansibariten.

doch nicht einer unter ihnen, welcher nicht die Keime in sich trägt, mit deren Hülfe sich in zukünftigen Zeiten die Civilisation und die von derselben unzertrennlichen Segnungen verbreiten können. Ich war sehr überrascht von der persönlichen Erscheinung und den Antworten einiger Gefangenen aus Engwedde, mit denen ich mich unterhalten konnte, weil sie die Momfu-Sprache verstanden. Ich fragte sie, ob sie gewohnt seien, Fremde stets zu bekämpfen, worauf sie antworteten: „Was wollen die Fremden von uns? Wir haben nichts, wir besitzen nur Bananen, Palmen und Fische." „Aber angenommen, die Fremden wollten Bananen, Palmöl und Fische von euch kaufen, würdet ihr sie ihnen verkaufen?" „Wir haben noch nie vorher Fremde gesehen. Jeder Stamm hält sich an seinem eigenen Orte auf, bis er kommt, um uns aus irgendeinem Grunde zu bekämpfen." „Kämpft ihr immer mit euern Nachbarn?" „Nein, einige von unsern jungen Leuten gehen in den Wald, um Wild zu jagen, und werden von unsern Nachbarn überfallen; dann gehen wir hin und sie kommen uns zum Kampf entgegen, bis die eine Partei müde oder geschlagen ist." „Nun, wollt ihr Freunde mit mir sein, wenn ich euch nach euerm Dorfe zurückschicke?" Sie sahen mich verwundert an, und als ich sie mit einem Geschenk von Kauris wirklich aus dem Lager geleiten ließ, blieben sie einfach stehen und wollten nicht weiter gehen, weil sie eine Falle fürchteten. Es schien ihnen unglaublich zu sein, daß sie nicht geopfert werden sollten. Einer von ihnen kehrte zu meinem Zelte zurück, wo ich ihn freundlich als alten Bekannten begrüßte, und als ich ihm einige Bananen schenkte, ging er aus eigenem Antriebe ans Feuer und röstete sie, während er meiner Ansicht nach im stillen überlegte, was das alles zu bedeuten habe. Nachdem er sich gestärkt hatte, zündete er sich eine Pfeife an und ging mit scheinbarer Gemüthsruhe davon. Wenn unsere Märsche uns dreimal an dieser Niederlassung vorbeiführen würden, hätten wir sicherlich ihr Vertrauen für alle Zeiten gewonnen.

Zerstreut unter den Balesse zwischen Ipoto und dem Berge Pisgah im Lande zwischen den Flüssen Ngaiju und Ituri, einer Region, welche etwa zwei Drittel so groß ist wie Schottland, leben die Wambutti, die auch Batua, Akka und Basungu genannt werden. Diese Leute sind Nomaden von weniger als normaler Größe, Zwerge oder Pygmäen, leben in dem ungelichteten Urwalde und ernähren sich von Wild, das sie sehr geschickt zu fangen verstehen. Ihre Größe ist verschieden, von 90 cm bis 1,4 m. Ein ausgewachsener männlicher Zwerg

wiegt 40 kg. Sie schlagen ihre Dorflager in der Entfernung von 3—5 km im Umkreise um einen Stamm der ackerbautreibenden Eingeborenen auf, von denen die meisten schöne kräftige Leute sind. Um eine große Lichtung haben sich vielleicht 8, 10 oder 12 getrennte Gemeinden dieser kleinen Leute niedergelassen, die insgesammt 2000—2500 Seelen zählen mögen. Mit ihren Waffen, kleinen Bogen und Pfeilen, deren Spitzen dick mit Gift beschmiert sind, und Speeren, tödten sie Elefanten, Büffel und Antilopen; außerdem graben sie Gruben und bedecken sie in geschickter Weise mit leichten Stöcken und Blättern, worauf sie Erde streuen, um die unten drohende Gefahr den ahnungslosen Thieren zu verbergen. Sie stellen schuppenartige Bauwerke her, deren Dach an einer Ranke hängt, und breiten Nüsse oder reife Bananen darunter aus, um die Schimpansen, Paviane und sonstige Affen hineinzulocken, worauf bei der geringsten Bewegung die Falle zufällt



Pfeile der Zwerge.

und die Thiere gefangen sind. Längs der Fährten der Zibethkatzen, Bandiltisse, Ichneumons und kleiner Nagethiere stellen sie Bogenfallen auf, welche dieselben beim eiligen Durchschlüpfen festhalten und erdrosseln. Außer dem Fleisch des geschlachteten Wildes benutzen sie die Haut, um Schilde herzustellen, den Pelz und das Elfenbein; ferner fangen sie Vögel der Federn wegen, sammeln Honig im Walde, bereiten Gift, und verkaufen alles an die größern Eingeborenen für Bananen, süße Kartoffeln, Taback, Speere, Messer und Pfeile. Der Wald würde bald von Wild entblößt sein, wenn die Zwerge sich nicht auf wenige Quadratmeilen um die Lichtungen beschränkten; sobald das Wild spärlich wird, sind sie daher gezwungen, nach andern Niederlassungen weiter zu ziehen.

Sie leisten übrigens den ackerbautreibenden größer gewachsenen Klassen der Eingeborenen noch weitere Dienste. Sie sind vorzügliche Kundschafter und ermöglichen durch bessere Kenntniß in den Wirrsalen



Elefantenfalle.

des Waldes, rasch Nachrichten von dem Herannahen von Fremden zu erhalten und ihren angesessenen Freunden Mittheilung davon zu machen. Sie sind alle gewissermaßen freiwillige Posten, welche die Lichtungen und Ansiedelungen bewachen. Jeder Pfad, gleichviel nach welcher Richtung er geht, führt durch ihr Lager; ihre Dörfer beherrschen jeden Kreuzweg. Gegen fremde Eingeborene, welche angriffslustig sind, würden sie sich mit ihren größern Nachbarn vereinigen, und sie sind als Feinde keineswegs zu verachten. Wenn Pfeil dem Pfeil, Gift dem Gift und Verschlagenheit der Verschlagenheit gegenübersteht, dann wird vermuthlich diejenige Partei gewinnen,

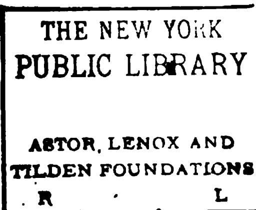
der die Zwerge beistehen. Ihre kleine Gestalt, bessere Weidmannskunst und größere Böswilligkeit würden sie zu sehr starken Gegnern machen, und das sehen die ackerbautreibenden Eingeborenen sehr gut ein. Manchmal dürften sie allerdings wünschen, daß die kleinen Leute sich sonstwohin begeben möchten, da die Bevölkerung der nomadischen Gemeinden oft zahlreicher ist als diejenige der Niederlassung, und letztere für kleine und oft unzureichende Gegengaben an Pelzen und Fleisch den Zwergen freien Zutritt zu ihren Bananenhainen und Gärten lassen muß. Mit einem Wort, keine Nation der Welt ist frei von menschlichen Schmarotzern; die Stämme des centralafrikanischen Waldes haben viel von diesen kleinen wilden Leuten zu ertragen, welche sich an die Lichtungen heften und ihren Nachbarn schmeicheln, wenn sie gut genährt werden, sie aber sonst durch ihre Erpressungen und Räubereien bedrücken.

Die Zwerge stellen ihre Wohnungen, niedrige Bauwerke in Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen eiähnlichen Körpers mit einer Thür von 60—90 cm Höhe an jedem Ende, roh in einem Kreise auf, dessen Mittelpunkt für die Residenz des Häuptlings und seiner Familie, sowie als gemeinsamer freier Platz reservirt ist. Etwa 100 m vor dem Lager befindet sich auf jedem Pfade ein Schilderhaus, das gerade groß genug für zwei der kleinen Leute ist und auf den Weg hinausblickt. Würden je Eingeborenenkarawanen beispielsweise zwischen Ipoto und Ibwiri marschiren, so könnte man nach dem, wie wir die Leute kennen gelernt haben, annehmen, daß jene eines großen Theils ihres Eigenthums durch diese Nomaden beraubt werden würden, die sie vor und hinter jeder Niederlassung antreffen, und da zwischen den genannten beiden Orten zehn Ansiedelungen liegen, so würden sie zwanzigmal Zoll in Gestalt von Taback, Salz, Eisen, Rohr und aus Rohr hergestelltem Schmuck, Aexten, Messern, Speeren, Pfeilen, Krummäxten, Ringen u. s. w. bezahlen müssen. Man ersieht daraus, wie vollständig unmöglich es war, daß die Leute von Ipoto von Ibwiri gehört haben konnten, da man schwere Zölle und Abgaben von ihnen verlangt haben würde, wenn sie den Versuch gemacht hätten, eine solche Reise von mehr als 120 km zu unternehmen. Man begreift daher auch, weshalb eine so große Verschiedenheit der Dialekte herrschte und weshalb die Gefangenen ganz und gar nichts wußten über die Niederlassungen, die nur 30 km von ihnen entfernt lagen.

Wie schon erwähnt, gibt es unter diesen Zwergen zwei Species, die sich an Hautfarbe, Form des Kopfes und charakteristischen Gesichts-



Zwerge von einem Sansibariten beobachtet.



zügen durchaus unähnlich sind. Ob die Batua die eine und die Wambutti die andere Nation bilden, wissen wir nicht, jedoch unterscheiden sie sich ebenso sehr voneinander wie der Türke von dem Skandinavier. Die Batua haben längliche Köpfe, lange, schmale Gesichter und röthliche kleine, nahe zusammenstehende Augen, die ihnen einen mürrischen, ängstlichen und zänkischen Blick geben. Die Wambutti haben ein rundes Gesicht, gazellenartige weit voneinander entfernte Augen, hohe Stirn, die ihnen den Ausdruck unverhüllter Offenheit gibt, und sind von dunkelgelber Elfenbeinfarbe. Die Wambutti bewohnen die südliche, die Batua die nördliche Hälfte des geschilderten Districts und dehnen sich auf beiden Ufern des Semliki und östlich vom Ituri südöstlich bis zu den Wäldern von Awamba aus.

Das Leben in den Walddörfern ähnelt demjenigen der ackerbautreibenden Klassen. Die Weiber verrichten alle Arbeit, indem sie Brennholz und Lebensmittel sammeln, kochen und den Transport der Güter der Gemeinde übernehmen; die Männer jagen und kämpfen, rauchen und besorgen die Politik des Stammes. Einiges Wild ist stets im Lager, außerdem auch Pelze, Federn und Häute. Sie fertigen Fischnetze und Fallen für kleineres Wild an. Die Knaben müssen sich stets mit Bogen und Pfeil üben, da wir niemals eins der Zwergendörfer passirt haben, ohne mehrere ganz kleine Bogen und Pfeile mit abgestumpften Spitzen zu sehen; auch scheinen sie reichlichen Gebrauch von den Aexten zu machen, da die Bäume ringsumher viele Zeichen tragen, die nur von dem Probiren der Aexte herrühren konnten. Ferner fanden wir in jedem Lager einen Baum mit Einschnitten von mehrern Zoll Tiefe, sowie etwa 450 m von dem Lager eine Anzahl rautenförmiger Einschnitte auf der quer über den Weg liegenden Wurzel eines Baumstammes, die uns jedesmal anzeigten, daß wir uns einem Dorfe der Wambutti-Zwerge näherten.

In der Nähe von Fort Bodo verschwanden während meiner Abwesenheit zwei Aegypter, ein Corporal und ein Knabe von 15 Jahren aus Kairo, beide von heller Hautfarbe, ohne daß wir je entdeckten, was aus ihnen geworden war. Wahrscheinlich sind sie, wie in alten Zeiten die jungen Nassamonier, zu Gefangenen gemacht worden. Ich habe mich oft gewundert, was mit ihnen geschehen sein könnte und welche Gefühle — beide waren gläubige Muselmänner — sie beseelt haben mögen, als man sie nach dem Lager der Wambutti brachte. Ich glaube, sie müssen ähnliche gewesen sein, wie diejenigen des Matrosen Robert Baker im Jahre 1562:

am Leben erhalten haben, ist es angemessen, diejenigen zu nennen, welche wir als brauchbar gefunden haben. Am meisten verdanken wir einem schönen stattlichen Baume mit kleinen Blättern, der an den südlichen Ufern des Ituri zwischen 28° und 29° östl. L. in großer Menge wächst. Die Frucht liegt in Hülsen von etwa 25 cm Länge, welche je vier herzförmige Bohnen, „Makweme“ genannt, von 3,2 cm Länge, 2,5 cm Breite und 1,3 cm Dicke enthalten. Die Bohne hat eine zähe lachtaubenfarbige äußere und eine röthliche innere Haut; sobald letztere entfernt ist, kann die Bohne zerquetscht, zerstampft oder auch ganz gekocht werden, doch ist es am besten, sie zu zerquetschen, weil die Bohne etwas lederartig ist und dann beim Kochen leichter verdaulich wird. Die Zwerge lehrten uns die Kunst, sie zu kochen, und man kann wol annehmen, daß sie oft zu diesen Früchten ihre Zuflucht nehmen müssen, um auf ihren Wanderungen im Walde das Leben zu fristen.

In der Nachbarschaft dieser Waldbohnenbäume wuchs eine wilde Brotfrucht, von den Sansibariten „Fenessi“ genannt, so groß wie eine Wassermelone. Wir fanden sie in reifem Zustande schmackhaft und gesund.

Als wir dem Ituri von 1° 6′ bis 1° 47′ nördl. Br. folgten, fanden wir auf höherm Terrain die Spondias oder Schweinepflaume, eine gelbe wohlriechende Frucht mit großem Stein. Eine Gummirebe brachte eine birnenförmige Frucht hervor, welche zwar einen köstlichen Geruch hatte, aber starke Uebelkeit hervorrief. Auch eine Frucht von der Größe eines Holzapfels von fadem süßen Geschmack half unser Leben erhalten. Dann gab es wilden Kastanien ähnliche Nüsse, welche die Zwerge sehr liebten, denen wir aber keinen großen Geschmack abgewinnen konnten. Außer den kirschenähnlichen Phryniumbeeren, deren Kerne fleißig gesucht wurden, gab es noch die blutrothe Frucht des Amomum, in deren Schale sich eine sauersüße Masse befand, sowie die Paradieskörner, die im Jahre 1815 zuerst in England eingeführt worden sind. Die Beeren des Rotangs wurden ebenfalls genossen, waren aber schwer zu verdauen. Auch Feigen wurden versucht, doch hatten dieselben nicht viel Verführerisches an sich, indeß fand alles, was dazu dienen konnte, den Hunger zu stillen und „den Magen zu täuschen“, Gnade vor unsern Augen. Sogar Kolanüsse wurden gegessen, wenn auch mehr des Ausspuckens wegen, als um die Verdauungsorgane zu befriedigen.

Zu den sonstigen Dingen, zu denen wir greifen mußten, zählten weiße Ameisen, Schnecken, jedoch nicht die Tigerschnecke, Wegschnecken, Krebse, Schildkröten, geröstete Feldratten und die Welsarten der Flüsse.

Die Hausthiere der Eingeborenen beschränkten sich hauptsächlich auf Ziegen von schöner Rasse und Hunde von der gewöhnlichsten Art, aber vielfarbig. Wir haben nur eine einzige Hauskatze gesehen, ein geflecktes, sehr zahmes Thier, das aber in einem Käfig gehalten wurde.

Es fiel mir als seltsam auf, daß während fast alle Madi von Fadenwürmern befallen wurden, welche sie zur Arbeit vollständig unbrauchbar machten, nicht ein einziger Sansibarite an denselben litt. Die Arznei der Madi gegen die Würmer bestand einfach in Oel oder Fett, das auf die entzündete Stelle gestrichen wurde und das Thier veranlaßte, sich aus dem Bein zurückzuziehen. Einmal hatten wir jedoch 15 Fälle von Ohrendrüsenbräune unter den Sansibariten, die aber kein weiteres Mittel anwandten, als daß sie die Geschwulst mit Mehl und Wasser einrieben. Zahlreiche Manjema, Eingeborene und Madi, welche nicht geimpft waren, fielen den Pocken zum Opfer, dagegen wurden nur 4 Sansibariten von der Krankheit betroffen; nur einer dieser Fälle verlief tödlich, während zwei der Kranken so wenig unwohl waren, daß sie nicht einmal von ihren Dienstleistungen befreit zu werden verlangten.

Was die Producte des Landes anlangt, so habe ich darüber in meinem Werke „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates" so ausführlich geschrieben, daß ich nicht nöthig habe, hier noch etwas hinzuzufügen. Ich bemerke nur, daß wenn die Kongo-Eisenbahn erst fertig ist, die Producte des großen Waldes nicht die am wenigsten werthvollen Ausfuhrartikel des unabhängigen Kongostaates sein werden. Die Eingeborenen, von Jambuja an, werden leicht veranlaßt werden können, das Gummi zu sammeln, und wenn ein verständiger Europäer sie erst gelehrt hat, was die unzähligen Ranken, Schlinggewächse und Samenträger ihres Waldes hervorbringen können, dann wird es nicht mehr lange dauern, bis andere Concurrenten an dem stillen Flusse vordringen und die andern Stämme auffordern, dem Beispiele der Baburu zu folgen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Gefangennahme Emin Pascha's und Jephson's.

Unser Empfang in Fort Bodo. — Bericht des Lieutenants Stairs über die Ereignisse im Fort während unsers Marsches zum Entsatze der Nachhut. — Keine Nachrichten von Jephson. — Musterung unserer Leute. — Wir zünden das Fort an und brechen auf, um Emin und Jephson aufzusuchen. — Lager in Kandekore. — Abschiedsworte an Lieutenant Stairs und Dr. Parke, unter deren Obhut die Kranken zurückbleiben. — Masamboni gibt uns Nachrichten von Emin und Jephson. — Begleitung durch den alten Gavira. — Zwei Wahuma-Boten überbringen Briefe von Emin und Jephson. — Ihr Inhalt. — Meine Antworten werden durch den Häuptling Mogo befördert. — Die Balegga greifen uns an, werden aber mit Hülfe der Bavira zurückgeschlagen. — Herr Jephson erscheint. — Gespräch über Emin. — Jephson's Bericht über die Revolte der Truppen von Aequatoria und seine Ansichten über das Eindringen der Mahdisten in die Provinz und die Folgen davon. — Emin Pascha schickt mir durch Jephson seine Antwort auf meinen letzten Brief.

Wer die traurige Geschichte der Nachhut gelesen hat, wird ohne Zweifel neugierig sein, wie wir nach einer Abwesenheit von sechs Monaten Fort Bodo wiederfanden, das nur mit einer Garnison von 59 Gewehrträgern belegt war. Mit von Freude und Dankbarkeit erfülltem Herzen wurde ich der westlichen Allee entlang geleitet, um mich herum sprangen fröhliche Leute wie junge Hunde, während der Doctor mir die erfreulichsten Nachrichten mittheilte. Auf jeder Seite waren gutstehende Kornfelder, überall befriedigende Ernten zu sehen, vor mir lagen eingezäunte Vierecke, ein nettes Dorf, saubere Pfade, und alle, denen ich begegnete, Weiße und Schwarze, befanden sich, mit Ausnahme einiger Unheilbarer, bei vorzüglicher Gesundheit. Nelson war vollständig wiederhergestellt, die tiefen Schatten des Hungerlagers waren völlig verschwunden, er hatte seinen frühern soldatischen Schritt und seine männliche Haltung wiedergewonnen, und Stairs, der Offizier par excellence, war genau wie er sein sollte, der Mann, der stets gehorchte und der auch fernerhin gehorchen wollte.

Lieutenant Stairs hatte 24000 Maiskolben in den Getreidespeichern, die Pflanzung lieferte noch Bananen, süße Kartoffeln und Bohnen, es war eine gute Tabacksernte vorhanden, der in der Nachbarschaft befindliche Fluß gab Fische — Welsarten — und zwischen Offizieren und Mannschaften herrschte das beste Einvernehmen. Stairs war nicht frei von Schwierigkeiten geblieben; Elefantentrupps waren ins Fort gekommen, plündernde Eingeborene hatten ihm zur Nachtzeit die Tabacksvorräthe geraubt, die gütige Vorsehung hatte eine Horde Zwerge in die Pflanzungen geführt, allein seine Wachsamkeit und Festigkeit hatten ihn bei Zwergen, Eingeborenen und Sansibariten sofort geachtet und gefürchtet gemacht und bei jedem weisen Vorschlage hatten seine Kameraden ihm beigestimmt und Beistand geleistet. Das nachstehende schöne und willkommene Schreiben spricht für sich selbst:

Fort Bodo, Ibwiri, Centralafrika, 21. December 1888.

Herrn H. M. Stanley, Befehlshaber der Expedition
zum Entsatze Emin Pascha's.

Geehrter Herr!

Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß ich gemäß Ihrem Instructionsschreiben, datirt Fort Bodo, 13. Juni 1888, den Befehl über Fort Bodo und seine Garnison übernommen habe.

Die Stärke der Garnison war damals folgende: 3 Offiziere, 51 Sansibariten, 5 Sudanesen, 5 Madi, zusammen 64.

Bald nach Ihrem Abmarsche nach Jambuja wurden die Eingeborenen in der unmittelbaren Nachbarschaft äußerst kühn und angriffslustig; fast täglich pflegten Trupps von ihnen in die Pflanzungen zu kommen, um nach Bananen zu suchen, und schließlich wagte sich eine Abtheilung zur Nachtzeit bis in die Gärten östlich vom Fort und entfernte sich mit einem Quantum Tabacк und Bohnen. In der Nacht des 21. August versuchten sie noch mehr Taback zu stehlen, doch waren die Schildwachen diesmal wachsam. Die Lection, die sie erhielten, hatte die Wirkung, daß die Eingeborenen nun weniger Kühnheit zeigten, indessen verschwanden unsere Bananen doch noch mit ziemlich großer Geschwindigkeit. Ich hielt es nunmehr für nothwendig, wöchentlich drei Patrouillen auszusenden, die gerade genug damit zu thun hatten, um die Eingeborenen und Elefanten fernzuhalten. Wenn wir nicht alle paar Tage Feuer anzündeten, kamen die Elefanten in die Bananen; sie zerstörten in einer Nacht mehrere Acker der Pflanzung.

Gegen den 1. November hielten wir die Eingeborenen gut in Schach und ich glaube nicht, daß im Bereiche von 15 km sich ein einziges Lager derselben befand. Die im Südsüdosten vom Fort lebenden Eingeborenen machten uns die meisten Schwierigkeiten und waren die letzten, welche sich von unsern Pflanzungen entfernten.

Gegen Ende Juli erwarteten wir alle die Ankunft des Herrn Mounteney Jephson vom Albert-Njansa, damit die Garnison entsetzt und die Waaren nach dem

Ufer des Sees geschafft würden. Es verging jedoch ein Tag nach dem andern, und da wir kein Zeichen von ihm sahen und keine Nachricht erhielten, wurden viele von den Leuten täglich unruhiger. Obwol die meisten derselben im Fort zu bleiben wünschten, bis der Entsatz entweder durch Herrn Jephson oder Sie selbst einträfe, waren doch etwa 8 oder 10 Unzufriedene dabei, die den See zu erreichen und die dortige Fülle zu genießen wünschten, und daher jederzeit bereit waren, die Lasten, Weißen und Kranken im Stiche zu lassen.

Als ich sah, wie die Dinge standen, behandelte ich die Leute fortwährend mit der größten Milde und that was ich konnte, um ihnen das Leben im Fort so bequem wie möglich zu machen.

Bald nach der Zeit, zu welcher wir die Ankunft des Herrn Jephson erwarteten, kamen einige der Leute zu mir und baten um die Erlaubniß zu einem „Schauri", was ich ihnen auch bewilligte. Bei diesem „Schauri" wurden von einem der Leute (Ali Djuma) folgende Vorschläge gemacht, denen fast jeder der anwesenden Sansibariten zustimmte:

1. das Fort zu verlassen, durch das Land Masamboni's nach dem See zu marschiren, doppelte Märsche zu machen und auf diese Weise alle Lasten nach dem See zu bringen, wo Ueberfluß an Lebensmitteln sei; oder

2. etwa 15 Boten mit einem Schreiben nach dem Rande der Ebene zu senden, um zu erfahren, ob die Bandussuma noch unsere Freunde seien oder nicht; wenn sie unfreundlich seien, sollten die Boten nach dem Fort zurückkehren, sonst aber den Brief an Herrn Jephson befördern, worauf Entsatz kommen werde.

Auf den ersten Vorschlag erwiderte ich:

1. Herr Stanley hat mir befohlen, was ich sonst auch thue, nicht ohne Hülfe von außen über die Ebene zu marschiren.

2. Hat Herr Stanley Emin Pascha nicht gesagt, es wäre nicht sicher, die Ebene ohne 60 Gewehre zu durchziehen, selbst wenn die Eingeborenen freundlich sein sollten?

3. Wir hätten nur 30 kräftige Männer, die übrigen seien krank; wir würden unsere Lasten und Kranken verlieren.

Wir alle lebten in bestem Einvernehmen, nachdem ich ihnen gesagt hatte, daß wir das Fort nicht aufgeben könnten. Wir machten uns ans Werk, den Boden aufzuhacken und Mais und anderes zu pflanzen, als ob wir einen längern Aufenthalt erwarteten. Am 1. September zog ein schwerer von Hagel begleiteter Wirbelsturm über das Fort hinweg, zerstörte volle 60 Procent des stehenden Getreides und verheerte die Bananenpflanzungen derart, daß die Bäume erst nach einem Monat wieder zu sprossen begannen. Wäre der Sturm nicht gekommen, dann hätten wir große Mengen Mais gehabt, allein wie die Verhältnisse nun lagen, konnte ich jedem Mann wöchentlich nur 10 Kolben geben. Die Schwächlichen, die mir von Dr. Parke empfohlen wurden, erhielten täglich eine Tasse ausgehülsten Mais. Einmal hatten wir über 30 Mann, die an Geschwüren litten, infolge der Bemühungen des Dr. Parke waren aber sämmtliche, bis auf etwa vier, bei Ihrer Ankunft geheilt.

Seit der Zeit Ihrer Abreise bis zum 20. December sind acht Todesfälle vorgekommen und je zwei Mann wurden durch Pfeilschüsse getödtet und von den Eingeborenen gefangen genommen.

An allen Angelegenheiten, bei denen eine Berathung erforderlich war, haben die andern Offiziere und ich an derselben theil genommen. Wir waren ein-

stimmig in unserm Beschluß, Ihre Ankunft zu erwarten, da wir wußten, daß Sie alles aufbieten würden, um uns so rasch wie möglich Entsatz zu bringen.

Am 20. December habe ich den Befehl über Fort Bodo und am 21. December die meiner Obhut anvertrauten Waaren Ihnen übergeben.

Ich habe die Ehre zu sein, geehrter Herr,

Ihr gehorsamer Diener

W. G. Stairs.

Wir konnten jetzt nur Muthmaßungen anstellen, was aus dem energischen Jephson geworden sei, dem Mann der That, dem man den Spottnamen „Buburika" oder „Panther" gegeben hatte, weil er so rasch und eifrig war wie ein Jagdhund, der an der Leine zerrt. Gewiß konnte ihn keine unwichtige Angelegenheit zurückgehalten haben, selbst wenn der Pascha trotz allem gemeint haben sollte, daß die lange Reise nach Fort Bodo nicht nothwendig sei.

Allein die Thatsache, daß wir von beiden nichts gehört hatten, brachte uns in ein Dilemma. Wir hatten 55 Lasten mehr zu befördern, als wir Träger für die absolut nothwendigen Gegenstände besaßen. Nachdem ich mir um Mitternacht die Sache im Geiste etwas überlegt hatte, beschloß ich, zwischen Fort Bodo und dem Ituri am Rande der Ebene Doppelmärsche zu machen, Lieutenant Stairs mit seinen Offizieren und den Kranken in der gut mit Lebensmitteln versehenen Lichtung von Kandekore zu lassen und dann nach dem Njansa zu gehen, um Emin Pascha und Herrn Mounteney Jephson aufzusuchen. Das würde vermuthlich zur Folge haben, daß die Zeit, welche ich ursprünglich ausgerechnet hatte, um zehn Tage überschritten wurde, allein was soll man machen, wenn uns jeder Plan durch den einen oder andern unglücklichen Zufall durchkreuzt wird? Fort Bodo hatte ich zwei Tage vor der festgesetzten Zeit erreicht. Wenn ich am Njansa am 26. Januar ankäme, würde ich zehn Tage hinter der Berechnung zurück sein.

Am 21. December hatte ich den Leuten alles dies auseinandergesetzt und gesagt, daß 55 Mann sich freiwillig bereit erklären müßten, doppelten Dienst zu thun, daß ich ihnen aber für jeden Marsch, den sie doppelt zu machen hätten, die Extraarbeit auch in Stoffen bezahlen würde. Hiermit waren sofort Freiwillige einverstanden, sodaß die Schwierigkeit wegen der Beförderung der 55 Extralasten Munition beseitigt war.

Bei der Musterung am 22. December waren im Fort anwesend: 209 Sansibariten; 17 Sudanesen; 1 Somali; 151 Manjema nebst

Begleitern; 26 Madi; 2 Soldaten aus Ladó; 6 Weiße; zusammen 412. Die Reise von Banalja nach Fort Bodo hatte uns 106 Menschenleben gekostet, von denen 38 Mann zur Nachhut gehört hatten.

Am 23. December brachen wir von Fort Bodo auf und am nächsten Tage schloß Kapitän Nelson sich uns an, nachdem er die große Korbflasche des Paschas, einige zerbrochene Gewehre u. s. w. vergraben und das Fort in Brand gesteckt hatte.

Am Weihnachtstage und am Tage darauf fourragirten wir für die doppelten Märsche und am 27. December schickte ich Stairs mit 100 Gewehrträgern voraus, um die Fähre über den Ituri zu besetzen, mit dem Befehl, sobald er sich eingerichtet hätte, 50 Mann nach unserm Lager am Kreuzwege zurückzusenden. Inzwischen beschäftigten der Doctor und ich, da wir an unserer Kleidung sehr abgerissen waren, uns mit Schneidern, um uns wieder ein respectables Aeußere für das Grasland zu geben.

Während wir am 2. Januar auf die Abtheilung von Stairs warteten, erhielt ein Sudanese beim Sammeln von Brennholz kaum 150 m vom Lager 5 Pfeile in den Rücken, welche der Doctor nur mit äußerster Anstrengung wieder herausziehen konnte, da zwei derselben sich in den Knochen und die Muskeln des Verwundeten so tief eingebohrt hatten, daß der Unglückliche beim Ziehen fast von der Erde aufgehoben wurde. Ein sechster Pfeil wurde nach zwei Monaten in dem Körper des Mannes gefunden, der schließlich allerdings wiederhergestellt wurde, aber fast ein Jahr später in der Nähe von Bagamoyo starb.

Am nächsten Tage kehrten die 55 Mann mit einem Schreiben von Stairs zurück, in welchem er mir meldete, daß am Ituri alles in Ordnung sei und er hoffe, seine Verhandlungen mit den Eingeborenen von Kandekore zu einem friedlichen Abschluß zu bringen. Am 4. Januar brachen wir um Mittag von dem Lager am Kreuzwege auf, und am nächsten Tage brachte uns ein sechsstündiger Marsch nach West-Indenduru; am 6. erreichten wir Mittel-Indenduru und am 7. waren wir in dem Bakwuru-Dorfe am Fuße des Berges Pisgah im Angesicht des Graslandes, welches die Leute von der Nachhut und die Manjema unermüdlich betrachteten und bewunderten. Am 9. Januar setzten wir über den Ituri und lagerten uns am östlichen Ufer desselben in dem Dorfe Kandekore.

Am folgenden Tage begaben sich alle Mann an die Arbeit, um ein Lager herzustellen und das Gebüsch rundherum auszuroden, da

die Eingeborenen es bis dicht an die Traufen ihrer Hütten wachsen zu lassen pflegen, um im Falle einer Gefahr unbemerkt den Rückzug antreten zu können.

Abends nach dem Mittagsessen ließ ich Lieutenant Stairs und Dr. Parke in mein Zelt rufen und sprach mit ihnen über ihre Pflichten während meiner Abwesenheit. Ich bemerkte:

„Meine Herren, ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen zum Abschiede noch einige Worte zu sagen:

„Sie wissen ebenso gut wie ich, daß beständig ein unbekannter Einfluß thätig ist, um Besorgnisse zu schaffen, welche uns zuweilen fast zur Verzweiflung getrieben haben. Wie klar und verständlich unsere Pläne auch sein mögen, sie werden doch durchkreuzt und zu Schanden gemacht. Die Versprechungen werden nicht erfüllt, die Instructionen nicht beachtet, die Vorschläge führen zu nichts und so mühen wir uns fortwährend ab, diese allgemeine Verkehrtheit, welche uns verfolgt, zu verbessern und wieder gut zu machen. Kaum sind wir aus einer Schwierigkeit heraus, so stehen wir schon wieder einer andern von Angesicht zu Angesicht gegenüber, und wir sind dem ewigen Druck und der Last schrecklichen physischen Elends und völliger Decimirung unterworfen. Es ist Ihnen ebenso klar wie mir, weshalb das so ist. Das wird so weiter gehen und bleiben, bis ich die Bruchstücke dieser Expedition schließlich einmal sammeln und zusammenhalten kann, um uns nicht wieder zu trennen. Aber jedesmal, wenn ich dies zu thun beabsichtigte, hielten uns die Marschunfähigkeit der Leute und die Nothwendigkeit, bald nach dem einen, bald nach dem andern Orte zu eilen, ewig wieder auseinander. Nachdem wir die Nachhut geholt, mit der Vorhut uns vereinigt und Ihre Garnison in Fort Bodo gesammelt haben, finden wir zu unserer Ueberraschung, daß es an Nachrichten von Jephson und dem Pascha vollständig fehlt. Nun kann ich aber mit einem Hospital, wie wir es hier bei uns haben, im Schlepptau nicht manövriren. Bei der Musterung und Inspicirung heute Morgen stellte sich heraus, daß 124 Mann an Geschwüren, Hinfälligkeit, Schwäche, Dysenterie und vielen andern Krankheiten leiden. Sie können nicht marschiren und können nichts tragen; Jephson und der Pascha warten vielleicht auf mich. Wir haben jetzt den 10. Januar und ich habe versprochen, selbst wenn ich bis Jambuja ginge, am 16. Januar wieder am Njansa zu sein; ich habe also noch sechs Tage vor mir. Sie sehen, wie ich nach dieser und jener Seite gezogen werde. Wenn ich mich darauf verlassen könnte, daß Sie mir gehorchen, buchstäblich jedem Worte gehorchen, daß Sie um kein Jota von dem Ihnen vorgezeichneten Wege abweichen würden, dann könnte ich Sie vertrauensvoll hier lassen, um auszufinden, was mit Jephson und dem Pascha geschehen ist."

„Ich begreife nicht, weshalb Sie Zweifel in uns setzen können. Ich bin überzeugt, wir haben stets unser Möglichstes gethan, um Ihren Wünschen zu genügen und Sie zu befriedigen", erwiderte Stairs.

„Das ist sehr wahr und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Der Fall von Jambuja scheint sich zu wiederholen. Unser Freund Jephson ist abwesend, vielleicht infolge Fiebers oder irgendeines Unfalls; weshalb hören wir aber nichts von dem Pascha? Wir müssen daher vermuthen, daß eine andere Schwierigkeit beide betroffen hat. Also ich breche nach dem Njansa auf und schicke entweder selbst Nachricht oder lasse solche hierher besorgen, oder bahne mir einen Weg durch Melindua bis hinter die Sta-

tion Mswa, um die Ursache dieses seltsamen Schweigens zu entdecken. Sind die Mahdisten den Fluß hinauf gekommen und haben sie alle vernichtet, oder hat eine andere Expedition sie von Osten her erreicht, sodaß sie mit derselben so viel zu thun haben, daß sie an das uns gegebene Versprechen nicht denken? Was ist geschehen? Niemand vermag eine Antwort zu geben, aber eben dieses Geheimnisses wegen dürfen wir nicht warten, bis dasselbe sich von selbst enthüllt; ich kann jedoch mit 124 Mann, welche einer langen Ruhe bedürfen, um sich von den Strapazen und Krankheiten wieder zu erholen, nichts thun, um das Geheimniß zu durchdringen. Ich bin daher gezwungen, Ihnen und dem Doctor zu vertrauen, daß Sie hier bleiben, bis ich weiß was geschehen ist, mag es nun einen oder zwei Monate dauern. Ich wünsche, daß Sie hier bleiben und wachsam auf das Lager Acht geben, und daß der Doctor die Kranken pflegt und heilt, nicht nur indem er ihnen Arzneien gibt, sondern auch indem er sie vom Morgen bis zum Abend mit guter Nahrung versorgt. Versprechen Sie mir das getreulich, auf das Wort eines Ehrenmanns?"

„Ja", erwiderten beide herzlich.

„Nun wende ich mich besonders an Sie, Herr Doctor. Stairs wird als Oberinspector und Gouverneur des Lagers alles Nothwendige besorgen, von Ihnen erwarte ich aber das Meiste. Von diesen 124 Mann, welche auf der Krankenliste stehen, sind einige nur leicht unpäßlich, andere aber in einem fürchterlichen Zustande. Sie alle bedürfen der Pflege, und Sie müssen ihnen dieselbe aufopferungsvoll zutheil werden lassen. Sie müssen darauf achten, daß die schlimmsten Kranken regelmäßig Nahrung erhalten, daß dreimal täglich Speise für sie bereitet und dieselbe ihnen auch gegeben wird; vertrauen Sie hierbei keines Mannes Wort, sondern überzeugen Sie sich persönlich, daß es geschieht. Wir wollen, daß diese Leute die Heimat erreichen. Ich mache Sie feierlich darauf aufmerksam, daß die «Flut der Gelegenheit» gekommen ist. Streben Sie nach Auszeichnung? Hier ist die Gelegenheit dazu, benutzen Sie dieselbe. Ihre Aufgabe liegt klar vor Ihnen, Sie sollen diese Leute retten, welche das Mittel sein werden, Sie nach Hause zu bringen und Ihnen die Hochachtung aller derer zu verschaffen, die von Ihren Thaten hören.

„Meine Herren, die Ursache der Miserfolge in dieser Welt ist, daß die Menschen das nicht zu sehen vermögen, was in ihrem Bereich liegt. Sie sehen über ihr Werk hinweg und vergessen ihre Aufgabe bei dem Versuch, etwas zu thun, was von ihnen nicht verlangt wird. Ehe ich England verließ, erhielt ich einige hundert Anmeldungen von Freiwilligen, welche in die Dienste der Expedition unter meiner Führung treten wollten. Sie glaubten wenigstens, daß sie gewinnen könnten, was die Menschen gemeinhin Auszeichnung nennen, obwol meiner Meinung nach nicht einer von tausend von ihnen wußte, was der wahre Weg zum Ruhme ist. Beispielsweise sind hier nur sechs Weiße im Lager und dennoch suchte einer von diesen sechs mich neulich abends auf und bat um die Erlaubniß den Uëlle-Mobangi-Fluß zu erforschen — von ganz Afrika gerade diesen! Seine Pflicht lag deutlich vor ihm und doch sah er sie nicht. Er benutzte seine Gelegenheit nicht und warf verlangende Blicke weit über das hinaus, was zu seinen Füßen lag. Er schien gleichsam aus einem Traum zu erwachen, als ich ihm sagte, Flüchtlinge auf ihrem Wege nach der Heimat zu begleiten sei eine viel edlere Aufgabe als die größten Entdeckungen. Bei dieser Expedition befand sich ein Mann, welcher Gehalt dafür bezog, daß er mir treu und ergeben sein sollte, und dennoch gestattet er, als sich ihm eine Gelegenheit bot sich auszuzeichnen, daß das Gepäck seines Herrn vor seinen Augen fortgeschickt und seine eigenen Rationen eingepackt und aus dem Lager gesandt wurden; erst als man es ihm sagte, erfuhr er, daß er die Gelegen-

heit sich auszuzeichnen, sein Gehalt zu verbessern und Beförderung zu erwarten, verpaßt habe. Ich zeige Ihnen die Gelegenheiten, ergreifen Sie also dieselben; thun Sie was Sie können, mit aller Macht und Kraft, und machen Sie soviel wie möglich daraus. Denken Sie nicht an Auszeichnung oder Ruhm, sondern an Ihre Arbeit. Gute Nacht! Morgen werde ich etwas thun, was weiß ich noch nicht und ist mir auch gleichgültig, bis ich höre, was ich zu thun habe. Wie ich das Meinige, so thun Sie das Ihrige."

Am nächsten Morgen brachen wir, nachdem ich den Invaliden einige ermuthigende Worte gesagt hatte, von Kandekore im Gebiete der Bakuba auf, und nach dreiviertel Stunde kamen wir aus dem Busch heraus, zur ungeheuern Freude und Verwunderung derjenigen von der Nachhut und der Manjema, welche das herrliche Land vorher noch nicht gesehen hatten.

Am 12. Januar erreichten wir Besse, wo wir von unsern eingeborenen Freunden gut aufgenommen wurden. Sie erzählten uns, der Pascha baue in Njamsassi große Häuser und es ginge das Gerücht, daß er mit vielen Begleitern durch das Land zu passiren beabsichtige. Da wir uns in höchster Sorge befunden hatten, nahmen wir diese gute Botschaft mit großer Befriedigung auf.

Den nächsten Tag lagerten wir uns in einem etwas nördlich von Mukangi gelegenen kleinen Thale und am 14. Januar trafen wir bei unserm alten Lager im Lande Masamboni's ein, wo es nicht lange dauerte, bis dieser und sein Bruder Katto, sowie dessen von ihm unzertrennlicher Vetter Kalenge erschienen und uns mittheilten, daß Jephson vorgestern (am 12. Januar) Kavalli erreicht habe; Hailallah, ein desertirter junger Diener, führe in Kavalli den Befehl und sei so hoch aufgeschossen wie ein Speer. Ferner erfuhren wir, daß Malleju (der Pascha) zehn Mann nach Kavalli geschickt habe, um Nachrichten von uns zu erhalten, sowie daß er in der Nähe des Sees Felder bebaut und Mais für unsern Bedarf gepflanzt habe. „Welch guter, fürsorglicher, freundlicher Mann muß er sein!" sagten wir uns im stillen.

Da Masamboni uns zwei schöne Rinder geschenkt hatte, hielt ich es für angemessen, den Sansibariten und Manjema, nachdem sie so lange kein Fleisch gekostet hatten, eine kleine Freude zu machen, und hielt deshalb am 15. Rast. Im Laufe des Tages kam der Häuptling Gavira und brachte mir die Nachricht, daß Jephson vor drei Tagen mit 17 Soldaten im Dorfe Katonsa's eingetroffen sei. Ich gab nunmehr unsern Leuten für die Extraarbeit reichlich Stoffe und jedem Manne von Banalja 5 Doti Zeug, außerdem noch Perlen, Kauris und Draht, sodaß sie nach Herzenslust in Ueppigkeit schwelgen

konnten. Die Manjema lächelten sanft und die Sansibariten begannen zu krähen, eine Gewohnheit, die sie beim Erblicken des Graslandes angenommen hatten und die nun von fast 300 Mann nachgeahmt wurde.

Am 16. Januar, dem Tage, an welchem ich am Njansa hätte sein sollen, begleitete uns der alte Gavira, und nachmittags befanden wir uns in einem der früher von uns niedergebrannten Dörfer, das jetzt neu, sauber und hübsch wiederaufgebaut war und uns als willkommene, geschätzte Gäste aufnahm. Wir waren nur noch einen langen Tagemarsch vom See entfernt.

Da wir nun thatsächlich aus dem Walde heraus waren und den Berichten der Eingeborenen zufolge der Pascha mit Jephson am Ufer des Sees gerade unter uns sich befand, wir also nur noch eins zu thun hatten, nämlich die Munition den Händen des Paschas zu übergeben und etliche Aegypter heimzubegleiten, hatte der alte Gavira an diesem Nachmittag allen Grund zu glauben, daß Bula Matari ein ganz liebenswürdiger Mensch sei.

Als ich jedoch gegen 5 Uhr durch zwei Wahuma-Boten Briefe aus Kavalli erhielt und dieselben las, beschlich mich ein Gefühl, welches eine Zeit lang meinen Geist vollständig lähmte und alle Empfindungen ertödtete mit Ausnahme derjenigen des unbegrenzten Erstaunens. Als ich mich wieder erholte, müssen Jephson und dem Pascha jedenfalls die Ohren geklungen haben. Ich brauche mich jedoch nicht anzuklagen, vielmehr wird jeder, der nur einige Phantasie besitzt, sich vorstellen können, was ich fühlte, nachdem ich die folgenden Briefe gelesen hatte.

Erster Brief von Dr. Emin.

Dufilé, 2. September 1888.

Geehrter Herr!

Da Herr Jephson einige Offiziere begleiten muß, welche sich auf den Weg gemacht haben, um Sie zu besuchen, benutze ich die Gelegenheit, um Ihnen meine besten Wünsche und herzliche Gratulation zu der sichern Ankunft Ihrer Expedition auszusprechen, von der wir, da unsere Briefe uns gewaltsam vorenthalten werden, nur durch unsere Diener gehört haben. Herr Jephson, der mir unter schwierigen Umständen eine gute Hülfe gewesen ist, wird Ihnen berichten, was sich hier zugetragen hat, und ist auch in der Lage, Ihnen seine Erfahrung zu gute kommen zu lassen und einige Vorschläge zu machen für den Fall, daß Sie beschließen sollten, hierher zu kommen, wie die Leute es wünschen. Falls Sie hierher kommen, würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie Maßregeln für die Sicherheit meines kleinen Mädchens treffen könnten, wegen dessen ich in großer Sorge bin.

Sollten Sie jedoch beschließen, nicht zu kommen, dann kann ich Ihnen nur eine gute und sichere Rückreise in Ihre Heimat wünschen und mir gestatten, Sie zu bitten, Ihren Offizieren und Mannschaften meinen herzlichen Dank und jenen gutherzigen Wohlthätern in England, durch deren Edelmuth die Expedition ausgesandt worden ist, meine herzlichste Dankbarkeit zu übermitteln.

Betrachten Sie mich, geehrter Herr, als

Ihren ganz ergebenen

Dr. Emin.

Zweiter Brief von Dr. Emin.

Dufilé, 6. 11. 88. Seitdem ich Vorstehendes geschrieben habe, war ich beständig Gefangener hier. Zweimal hörten wir, Sie seien angekommen, doch war das nicht wahr. Nun können wir, nachdem die Leute des Mahdi herangekommen sind und die Station Redjaf erobert worden ist, einen oder den andern Tag angegriffen werden und es scheint nur wenig Hoffnung zu sein, daß wir entkommen werden. Indeß geben wir die Hoffnung noch nicht auf. Heute wurde mir erzählt, die Soldaten seien gestern von Muggi nach Redjaf aufgebrochen, und wenn sie geschlagen werden, wie das ohne Zweifel geschehen wird, werden die Chartum-Leute sehr rasch hier sein.

Herr Jephson hat mir den Inhalt des Briefes, den er Ihnen geschrieben hat, mitgetheilt; meiner Meinung nach habe ich demselben nichts mehr hinzuzufügen.*

Ihr ganz ergebener

Dr. Emin.

Dritter Brief von Dr. Emin.

Tunguru, 21. December 1888.

Geehrter Herr Stanley!

Da Herr Jephson Ihnen alles mitgetheilt hat, was sich hier zugetragen hat, seitdem wir Dufilé verlassen haben, so enthalte ich mich einer Wiederholung der Schilderung.** Obwol einen Augenblick eine Bewegung zu meinen Gunsten eintrat, waren die Offiziere, in der Freude über ihren Sieg, doch bald wieder so schlimm wie zu Beginn dieser Komödie. Jeder ist jetzt völlig entschlossen, das Land zu verlassen, um sonstwo ein Unterkommen zu finden; niemand denkt aber daran, nach Aegypten zu gehen, mit Ausnahme vielleicht von etlichen Offizieren und Mannschaften. Nichtsdestoweniger bin ich nicht ohne Hoffnung auf bessere Zeiten, doch vereinige ich meine Biten mit denen des Herrn Jephson, indem ich Sie ersuche, zu bleiben wo sie sind, d. h. in Kavalli, und uns nur so bald wie möglich Nachricht von Ihrer Ankunft zu geben.

Der Häuptling Mogo, welcher diesen und den Brief des Herrn Jephson überbringt, hat die Ordre, bis zu Ihrer Ankunft in Kavalli zu bleiben. Er ist ein guter, treuer Bursche und Sie würden mich verpflichten, wenn Sie für ihn sorgten.

Mit den besten Wünschen für Sie und alle Ihre Leute verbleibe ich

Ihr ganz ergebener

Dr. Emin.

---

* Dies beweist, daß der Pascha bestätigt, was Jephson schreibt.

** Der Pascha scheint hier zuzugeben, daß er Jephson's Briefe gelesen hat.

Briefe von Jephson.

Dufilé, 7. November 1888.

Geehrter Herr!

Ich theile Ihnen schriftlich die Lage der Dinge in diesem Lande mit und hoffe, daß dieser Brief Ihnen in Kavalli rechtzeitig überliefert werden wird, um Sie zur Vorsicht zu mahnen.

Am 18. August brach hier eine Meuterei aus und der Pascha und ich wurden zu Gefangenen gemacht. Der Pascha ist vollständig Gefangener, mir wird dagegen gestattet, auf der Station umherzugehen, wenn auch meine Bewegungen bewacht werden. Die Rebellion ist durch etwa ein halbes Dutzend Aegypter — Offiziere und Beamte — in Scene gesetzt worden, und nach und nach haben sich andere angeschlossen, einige aus Neigung, die meisten aber aus Furcht. Die Soldaten, mit Ausnahme derjenigen in Laboré, haben sich niemals an dem Aufstande betheiligt, sondern in Ruhe den Befehlen der Offiziere Folge geleistet. Die hervorragendsten Schürer der Rebellion waren zwei Aegypter, welche, wie wir später gehört haben, sich nach Msabe begeben haben, um bei Ihnen Beschwerde zu führen. Der eine war des Paschas Adjutant Abdul Wahab Effendi, der früher auch an der Empörung Arabi Pascha's theilgenommen hat, der andere Achmet Effendi Mahmud, ein einäugiger Beamter. Als der Pascha und ich uns auf dem Wege nach Redjaf befanden, zogen diese beiden und einige andere umher und erzählten den Leuten, sie hätten Sie gesehen; Sie seien nur ein Abenteurer und nicht von Aegypten gekommen, die von Ihnen überbrachten Briefe vom Khedive und Nubar Pascha seien Fälschungen, es sei unwahr, daß Chartum gefallen sei, und der Pascha und Sie hätten ein Complot gemacht, um sie, ihre Frauen und Kinder aus dem Lande zu führen und sie als Sklaven den Engländern zu überantworten. Solche Erzählungen in einem so unwissenden und fanatischen Lande wie hier, wirkten wie Feuer unter der Bevölkerung, und die Folge war eine allgemeine Rebellion und unsere Gefangennahme.

Die Rebellen beriefen dann Offiziere von den verschiedenen Stationen und hielten hier eine große Versammlung ab, um zu beschließen, welche Maßnahmen nun zu ergreifen seien. Alle, die sich nicht an der Bewegung betheiligten, wurden derart belästigt und beleidigt, daß sie ihrer eigenen Sicherheit wegen ihre Zustimmung zu dem Geschehenen geben mußten. Der Pascha wurde abgesetzt und diejenigen Offiziere, welche in dem Verdacht standen, ihm freundlich gesinnt zu sein, wurden von ihren Posten entfernt und durch den Rebellen ergebene Leute ersetzt. Man beschloß, den Pascha gefangen nach Redjaf zu bringen, und einige der schlimmsten Rebellen waren sogar dafür, ihn in Eisen zu legen, doch hegten die Offiziere Angst, diesen Plan auszuführen, da die Soldaten erklärten, sie würden nie zugeben, daß irgendjemand die Hand an ihn lege. Man schmiedete auch Pläne, um Ihnen bei Ihrer Rückkehr eine Falle zu legen und Sie alles Ihres Eigenthums zu berauben.

In diesem Zustande befanden sich die Dinge, als wir die aufregende Nachricht erhielten, daß die Leute des Mahdi mit 3 Dampfern und 9 „Sandalen" und „Nugers" in Ladó angekommen seien und sich an der Stelle der alten Station festgesetzt hätten. Ihr General Omar Sali schickte drei Pfauen-Derwische an den Pascha mit einem Briefe und forderte die sofortige Unterwerfung des Landes. Die Rebellenoffiziere ergriffen die Derwische, warfen sie ins Gefängniß und beschlossen den Krieg. Nach ein paar Tagen griffen die Danagla Redjaf an und eroberten es, wobei 5 Offiziere und zahlreiche Soldaten getödtet, viele Weiber und

Kinder gefangen genommen wurden und alle Vorräthe und die Munition der Station verloren gingen. Die Folge davon war eine allgemeine wilde Flucht der Bewohner der Stationen Beddén, Kiri und Muggi, die mit ihren Frauen und Kindern nach Laboré flohen und fast alles im Stiche ließen. In Kiri wurde die Munition zurückgelassen und sofort von den Eingeborenen in Besitz genommen. Der Pascha schätzt die Zahl der Danagla auf etwa 1500.

Die Offiziere und eine große Zahl Soldaten sind nach Muggi zurückgekehrt und beabsichtigen, den Danagla Widerstand zu leisten. Unsere Lage ist hier eine äußerst unangenehme, denn seit Beginn der Rebellion ist alles Chaos und Verwirrung. Es gibt kein Oberhaupt und täglich werden ein halbes Dutzend sich widersprechender Befehle gegeben, denen kein Mensch gehorcht. Die Rebellenoffiziere sind durchaus unfähig, die Soldaten unter Controle zu halten. Wir erwarten täglich den Eintritt einer Katastrophe, da die Bari sich den Danagla angeschlossen haben, und wenn sie im Sturm auf uns hereinbrechen, vermag nichts uns zu retten. Nach dem Falle von Redjaf verfluchten die Soldaten ihre Offiziere und sagten: „Wenn wir unserm Gouverneur gehorcht und gethan hätten, was er uns befahl, würden wir jetzt in Sicherheit sein; er ist während aller dieser Jahre wie Vater und Mutter gegen uns gewesen; aber anstatt auf ihn zu hören, haben wir auf euch gehört und nun sind wir verloren."

Die Offiziere sind sämmtlich aufs höchste erschrocken über die Ereignisse; sie warten jetzt mit Sehnsucht auf Ihre Ankunft und wollen das Land mit Ihnen verlassen, denn sie sind jetzt vollständig überzeugt, daß Chartum gefallen ist und daß Sie vom Khedive kommen. Der größte Theil der Offiziere und alle Soldaten wünschen den Pascha wieder in seine Stellung einzusetzen, die Aegypter fürchten aber, daß wenn dies geschieht, die Rache über ihr Haupt kommen werde, und haben die sudanesischen Offiziere daher überredet, dies nicht zu thun. Die Soldaten weigern sich, mit ihren Offizieren gemeinsam zu handeln, sodaß alles zum Stillstand gekommen ist und für die Sicherheit der Station nichts gethan wird, sowol in Bezug auf die Befestigung, als auf die Verproviantirung derselben. Wir befinden uns wie Ratten in der Falle; man will uns weder handeln, noch uns zurückziehen lassen, und ich fürchte, daß, wenn Sie nicht sehr bald kommen, es zu spät und unser Schicksal dasselbe sein wird, wie das der übrigen Garnisonen des Sudan. Wäre die Rebellion nicht gekommen, so hätte der Pascha die Danagla längere Zeit in Schach halten können, aber wie die Sache jetzt liegt, ist er machtlos.

Ich möchte Ihnen bezüglich Ihrer Bewegungen nach Ihrer Ankunft in Kavalli die folgenden Vorschläge machen, die Sie natürlich nur befolgen werden, wenn Sie dieselben für angemessen halten.

Wenn Sie bei Ihrer Ankunft in Kavalli eine genügende Macht bei sich haben, dann lassen Sie alle nicht nothwendigen Lasten unter der Obhut einiger Offiziere und Mannschaften dort und kommen Sie selbst mit so vielen Leuten wie möglich nach Nsabe; bringen Sie die sudanesischen Offiziere, aber nicht die Soldaten mit.

Schicken Sie Eingeborene in einem Kanoe nach Mswa mit einem Briefe in arabischer Sprache an Schukri Aga, um ihm Ihre Ankunft und den Wunsch, den Pascha oder mich zu sehen, mitzutheilen. Und schreiben Sie auch an den Pascha oder mich und sagen Sie uns, wie viel Leute Sie bei sich haben. Vielleicht würde es besser sein, an mich zu schreiben, da ein Brief an ihn möglicherweise confiscirt werden könnte.

Unter keiner Bedingung lassen Sie sich mit Leuten ein, welche, ohne daß sie von dem Pascha oder mir begleitet werden, zu Ihnen kommen, einerlei wer sie

sind und was für schöne Worte sie gebrauchen mögen. Weder der Pascha noch ich glauben auch nur im geringsten an die Gefahr, daß jetzt der Versuch gemacht werden wird, Sie gefangen zu nehmen, da die Leute nunmehr vollständig überzeugt sind, daß Sie von Aegypten kommen, und sie von Ihnen erwarten, daß Sie sie aus ihren Schwierigkeiten befreien. Nichtsdestoweniger würde es sich empfehlen, Ihr Lager zu befestigen.

Sollte es uns nicht gelingen, das Land zu verlassen, so grüßen Sie, bitte, meine Freunde. Mit den freundlichsten Wünschen für Sie und alle, die bei Ihnen sind, verbleibe ich

Ihr getreuer

A. J. Mounteney Jephson.

Herrn H. M. Stanley,
Befehlshaber der Entsatz-Expedition.

Wadelai, 24. November 1888.

Da mein Bote Wadelai noch nicht verlassen hat, füge ich noch diese Nachschrift bei, da der Pascha wünscht, daß ich den ersten Brief in seiner ganzen Vollständigkeit absende, weil er eine gute Schilderung von unserer Lage zur Zeit meines Schreibens gibt, als wir kaum noch erwarteten, je aus dem Lande gelangen zu können. Kurz nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, versuchten die Soldaten unter Führung ihrer Offiziere, Redjaf wiederzunehmen, doch wurden sie von den Mahdisten geschlagen, wobei sechs Offiziere und eine große Zahl von Soldaten getödtet wurden; unter den gefallenen Offizieren befanden sich einige der schlimmsten Feinde des Paschas. Der Soldaten auf allen Stationen hat sich eine solche Panik bemächtigt und sie sind über alle Ereignisse so erbost, daß sie erklärt haben, sie würden keinen Versuch mehr machen zu kämpfen, wenn der Pascha nicht freigegeben werde. Die Rebellenoffiziere waren daher gezwungen ihn zu entlassen, und schickten uns nach Wadelai, wo er thun kann was ihm beliebt. Augenblicklich hat er den Befehl über das Land aber noch nicht wieder übernommen und er sehnt sich, wie ich glaube, auch keineswegs danach. Wir hoffen in einigen Tagen in Tunguru zu sein, einer Station am See, zwei Tage Dampferfahrt von Nsabe, und ich denke, wenn wir von Ihrer Ankunft erfahren, wird der Pascha auch selbst im Stande sein, Sie mit mir zu besuchen.

Schukri Aga sagt uns, daß er alles für Ihre Ankunft bereit habe in Gestalt von Rindern, Ziegen, Hühnern, Mais u. s. w.; er hat sich während der ganzen Rebellion prächtig benommen und ist der einzige Stationschef gewesen, der den Rebellen standzuhalten vermochte.

Unsere Gefahr, soweit die Danagla in Betracht kommen, ist selbstverständlich seit dieser letzten Niederlage für uns größer geworden, dagegen hat sich unsere Lage in einer Beziehung gebessert, da wir jetzt weiter von ihnen entfernt worden sind und uns die Wahl gelassen ist, uns zurückzuziehen, die wir nicht hatten, solange wir Gefangene waren. Wir hören, daß die Danagla Dampfer nach Chartum hinabgeschickt haben, um Verstärkungen zu holen; wenn dies wahr ist, können sie in den nächsten sechs Wochen nicht hier zurück sein. Inzwischen hoffe ich, daß sie vor Eintreffen von Verstärkungen sich nicht so weit von ihrer Basis, wie Wadelai oder Tunguru, entfernen werden. Wenn sie es doch thun, wird es mit uns zu Ende sein, da die Soldaten ihnen niemals standhalten werden, sodaß es für sie ein reiner Durchmarsch durch das Land sein wird.

Diese Leute sind nicht von derselben Sorte wie diejenigen, gegen welche die Soldaten vor drei Jahren gekämpft haben, sondern richtige Fanatiker, die im Sturm herankommen und die Menschen mit ihren langen scharfen Schwertern und breiten Speeren niedermetzeln. Jeder sieht ängstlich Ihrer Ankunft entgegen, da das Eintreffen der Danagla alle vollständig zu Feiglingen gemacht hat. Alles hängt jetzt davon ab, was die Danagla zu thun beschließen. Wenn sie ihre Siege verfolgen und gegen uns herankommen, sind wir, wie gesagt, verloren, denn ich glaube nicht, daß die Leute uns gestatten werden, uns aus dem Lande zurückzuziehen. Wenn die Danagla aber wegen Verstärkungen nach Chartum hinabgeschickt und beschlossen haben, die Ankunft dieser Verstärkungen abzuwarten, dann wird es uns vielleicht noch eben gelingen fortzukommen, wenn Sie nicht später als Ende December eintreffen, doch ist es vollkommen unmöglich, vorherzusagen was geschehen wird.

A. J. M. J.

Tunguru, 18. December 1888.

Geehrter Herr!

Da Mogo noch nicht aufgebrochen ist, schicke ich ein zweites Postscriptum, um Ihnen die neuesten Nachrichten mitzutheilen. Wir sind jetzt in Tunguru. Am 25. November umzingelten die Danagla die Station Dufilé und belagerten sie vier Tage lang; den Soldaten, etwa 500 Mann, gelang es aber, sie zurückzuschlagen, worauf die Mahdisten sich nach ihrem Hauptquartier Redjaf zurückzogen. Sie haben um Verstärkungen nach Chartum hinabgeschickt und werden ohne Zweifel nach Eintreffen derselben den Angriff erneuern und das Land erobern. Bei unserer Flucht von Wadelai forderten die Offiziere mich auf, unser Boot zu zerstören, damit es nicht den Danagla in die Hände falle, und ich habe dasselbe deshalb zerbrochen, da wir es nicht retten konnten.

Dufilé wird so rasch wie möglich geräumt, und die Offiziere haben die Absicht, sich in Wadelai zu sammeln und zu beschließen, welche Schritte zunächst zu thun seien. Der Pascha ist nicht im Stande, Hand oder Fuß zu rühren, da er noch immer eine starke Partei gegen sich hat und die Offiziere nicht mehr unmittelbar unter dem Eindruck der Furcht vor den Mahdisten stehen.

Kommen Sie unter keinen Umständen nach Nsabe, sondern schlagen Sie Ihr Lager bei Kavalli auf. Schicken Sie mir sofort nach Ihrer Ankunft daselbst einen Brief und ich werde zu Ihnen kommen, sobald ich von Ihrer Ankunft erfahre. Ich will Ihnen die Thatsache nicht verhehlen, daß Sie ein schwieriges und gefährliches Werk in dem Verhandeln mit den Leuten des Paschas vor sich haben. Hoffentlich werden Sie eintreffen, ehe die Mahdisten sich verstärkt haben, sonst wird unsere Lage verzweifelt.

Ihr ergebener

A. J. Mounteney Jephson.

Meine Antwort an Jephson.

Lager bei Gavira, einen Tagemarsch vom Njansa und einen Tagemarsch östlich von Masamboni, 17. Januar 1889.

Mein lieber Jephson!

Ihren Brief vom 7. November 1888 nebst zwei Nachschriften, die eine vom 24. November, die andere vom 18. December, habe ich erhalten und von dem Inhalt Kenntniß genommen.

Ich will Ihr Schreiben nicht kritisiren und den Inhalt nicht erörtern. Ich möchte kurz sein und prompt handeln und übersende Ihnen zu diesem Zwecke einen knapp gefaßten Bericht über die Ereignisse unsers Marsches.

Am 23. Mai vorigen Jahres trennten wir uns von dem Pascha mit der Vereinbarung, daß Sie mit oder ohne ihn in etwa zwei Monaten nach Fort Bodo aufbrechen sollten, mit genügenden Trägern, um die Waaren vom Fort nach dem Njansa zu befördern. Der Pascha wünschte dringend den Berg Pisgah und unser Fort zu sehen und wollte, wenn man sich auf Worte verlassen kann, uns gern bei dem Entsatze seiner selbst Beistand leisten. Wir zweifelten etwas, ob die Angelegenheiten des Paschas ihm die Abwesenheit gestatten würden, doch waren wir überzeugt, daß Sie nicht unthätig sein würden.

Ferner war vereinbart worden, daß der Pascha auf der Insel Njamsassi eine kleine Station als Proviantdepot errichten sollte, damit unsere Expedition bei der Ankunft am See die Mittel zum Lebensunterhalt fände.

Jetzt sind acht Monate vergangen, und nicht ein einziges Versprechen ist zur Ausführung gebracht worden.

Andererseits sind wir, getreu unserm Versprechen, am 25. Mai von der Ebene am Njansa aufgebrochen und am 8. Juni in dem 15 Tagemärsche vom See entfernten Fort Bodo eingetroffen. Nachdem ich Lieutenant Stairs und Kapitän Nelson Ihre tröstliche Versicherung, daß Sie in zwei Monaten dort sein würden, überbracht und Stairs und Nelson die Erlaubniß ertheilt hatte, das Fort zu räumen und Sie mit der Garnison, welche mit den Soldaten des Paschas das Depot auf der Insel Njamsassi zu einem sehr starken gemacht haben würde, nach dem Njansa zu begleiten, trat ich am 16. Juni den Marsch von Fort Bodo an, um den Major und seine Colonne aufzuspüren.

Am Morgen des 17. August um 10 Uhr vormittags bekamen wir die Nachhut in Banalja, 145 km von Jambuja, 951 km vom Njansa, in Sicht, am 63. Tage, nachdem wir Fort Bodo, und 85. Tage, nachdem wir die Njansa-Ebene verlassen hatten.

Ich schickte meine Depeschen nach den Stanley-Fällen und von dort nach Europa und begann am 31. August den Rückmarsch nach dem Njansa. Zwei Tage vor dem festgesetzten Tage, am 20. December, war ich in Fort Bodo. Am 24. December marschirten wir von dem Fort ab in der Richtung nach den Höhen über den Ituri, allein da wir infolge Ihres Nichteintreffens in Fort Bodo eine größere Zahl von Lasten hatten, als wir auf einmal befördern konnten, waren wir gezwungen, doppelte Märsche zwischen Fort Bodo und der Ituri-Fähre hin und her zu machen, bis wir am 10. Januar mit allem, was von der Expedition noch übrig war, und sämmtlichen Lasten diesseit des Ituri in einem ungefähr 1 km von der Fähre aufgeschlagenen Lager uns befanden, wo wir sicher waren, Lebensmittel auf Monate hinaus zu bekommen. Am 12. Januar ließ ich Stairs zurück, da Ihre Abwesenheit vom Fort und das über Sie alle herrschende absolute Schweigen uns befürchten ließen, daß ernstliche Schwierigkeiten entstanden seien. Gestern kam mir, wie schon erwähnt, Ihr Brief in die Hände, und sein Inhalt erklärt die Verhältnisse.

Die Schwierigkeiten, welche ich in Banalja traf, wiederholen sich heute in der Nähe des Albert-Sees, und es kann uns vor einer vollständigen Ueberwältigung durch dieselben nichts retten als ein ruhiger klarer Entschluß. Wenn ich in Banalja gezögert hätte, würde ich höchst wahrscheinlich noch dort sein und mit meinen zu Dutzenden sterbenden Leuten auf Jameson und Ward warten.

Sollen der Pascha, Casati und Sie dasselbe Schicksal theilen? Wenn Sie noch immer Opfer der Unentschlossenheit sind, dann wünsche ich Ihnen allen eine lange gute Nacht. Allein solange ich meine Sinne noch habe, muß ich die Expedition retten, und Sie können ebenfalls gerettet werden, wenn Sie klug sind.

In dem Hohen Befehl des Khedive vom 1. Februar 1887, Nr. 3, an Emin Pascha, von welchem Document mir eine Uebersetzung übergeben ist, finde ich folgenden Passus:

„Und da es unser aufrichtigster Wunsch ist, Sie mit Ihren Offizieren und Soldaten aus der schwierigen Lage, in der Sie sich befinden, zu befreien, hat unsere Regierung sich über die Art und Weise schlüssig gemacht, wie Sie mit den Offizieren und Soldaten aus Ihren Schwierigkeiten errettet werden können.

„Und da unter dem Befehle des Herrn Stanley, des berühmten u. s. w., eine Entsatz-Expedition gebildet worden ist, und er seine Mission mit allen Ihnen nöthigen Vorräthen anzutreten beabsichtigt, um Sie und Ihre Soldaten und Leute auf dem ihm geeignet erscheinenden Wege nach Kairo zu bringen, so haben wir diesen Hohen Befehl an Sie erlassen. Derselbe wird Ihnen durch die Hand des Herrn Stanley übermittelt, damit Sie wissen, was geschehen soll, und ich beauftrage Sie, sobald dieser Befehl Sie erreicht, den Offizieren und Mannschaften meine besten Wünsche zu bestellen. Sie haben vollständige Freiheit, entweder nach Kairo abzumarschiren oder mit den Offizieren und Mannschaften dort zu bleiben.

„Unsere Regierung hat beschlossen, Ihnen, sowie den Offizieren und Mannschaften das Gehalt zu bezahlen.

„Diejenigen von den Offizieren und Mannschaften, welche zu bleiben wünschen, können dies auf ihre eigene Verantwortung hin thun, dürfen aber in Zukunft keine Hülfe von der Regierung erwarten.

„Versuchen Sie den Inhalt dieses Befehls genau zu verstehen und machen Sie ihn allen Offizieren und Mannschaften gut bekannt, damit sie wissen, was sie zu thun haben."

Genau was der Khedive sagt, möchte ich auch Ihnen sagen. Versuchen Sie alles dies gründlich zu verstehen, damit Sie von den Folgen der Nachlässigkeit gerettet werden, die verderblich für Sie alle sein können, wenn Sie dies nicht beachten.

Der erste Theil des zum Entsatz Nöthigen ist Emin Pascha ungefähr am 1. Mai 1888 ausgehändigt worden. Der zweite und letzte Theil befindet sich hier bei uns im Lager und ist bereit gestellt, um dem Pascha an jedem von ihm zu bezeichnenden Orte und jeder Person, welche von ihm die Befugniß zur Empfangnahme der Artikel hat, überliefert zu werden. Wenn der Pascha sie nicht in Empfang nimmt oder keine Entscheidung trifft, was damit geschehen soll, muß ich selbst kurz bestimmen, was ich dann zu thun habe.

Der zweite Zweck bei unserm Hierherkommen war, diejenigen, welche Afrika zu verlassen gewillt waren, in unserm Lager aufzunehmen und sie auf der nächsten und sichersten Route heimzugeleiten. Ist niemand geneigt, Afrika zu verlassen, dann hat unsere Expedition in diesen Gegenden nichts mehr zu thun und wird sofort zurückkehren. Erfassen Sie genau, was das bedeutet. Versuchen Sie sich das vollständige und endgültige Aufgeben eines jeden weitern Entsatzes und das bittere Ende und Schicksal dieser halsstarrigen, irregeleiteten Leute vorzustellen, welche die ihnen gebotene Hülfe zurückweisen. Vom 1. Mai 1888 bis Januar 1889

sind neun Monate, eine lange Zeit, um über die einfache Frage, ob Afrika zu verlassen oder hier zu bleiben sei, nachzudenken.

Ich bezeichne daher in dem officiellen und formellen Schreiben, welche diese erklärenden Notizen für Sie begleitet, das Dorf Kavalli als den Versammlungsplatz, wo ich diejenigen aufzunehmen bereit bin, welche Afrika zu verlassen wünschen, selbstverständlich unter dem Vorbehalt, daß eine persönliche Unterredung mit Ihnen oder ein zweiter Brief nicht neues Licht auf die Verwickelungen wirft.

Und nun wende ich mich persönlich an Sie. Wenn Sie sich noch als Mitglied der Expedition und unter meinen Befehlen stehend betrachten, dann werden Sie beim Empfang dieses Schreibens sich sofort nach Kavalli aufmachen mit denjenigen meiner Leute — Binsa und den Sudanesen — welche Ihnen zu gehorchen bereit sind, und mir die endgültige Entscheidung Emin Pascha's und Signor Casati's hinsichtlich ihrer persönlichen Absichten überbringen. Bin ich nicht in Kavalli, dann bleiben Sie dort und schicken Sie mir einen Brief durch die Boten Kavalli's an Mpinga, den Häuptling von Gavira, der ihn zu Masamboni weiter befördern kann, wo ich ihn wahrscheinlich erhalten werde. Sie werden begreifen, daß es Kavalli's Hülfsquellen sehr in Anspruch nehmen würde, wenn er uns länger als sechs Tage mit Lebensmitteln versorgen müßte, und wir werden daher, wenn Sie über diese Zeit ausbleiben, uns nach Masamboni und schließlich nach dem Lager an der Ituri-Fähre zurückziehen müssen. Andernfalls müßten wir Lebensmittel mit Gewalt fortnehmen, aber jeder gewaltsame Act könnte den Verkehr mit den Eingeborenen abschneiden und beendigen. Diese Schwierigkeit hätte vermieden werden können, wenn der Pascha meinem Vorschlage gefolgt wäre und ein Depot auf Njamsassi angelegt hätte. Die Thatsache, daß in Mswa Lebensmittel sind, hilft uns gar nichts. In Europa gibt es ebenfalls Lebensmittel, aber leider sind sie ebenso unerreichbar wie diejenigen in Mswa. Wir haben jetzt kein Boot, um eine Verbindung auf dem See herzustellen, und was aus den Dampfern „Khedive“ und „Nyanza“ geworden ist, erwähnen Sie nicht.

Ich höre, daß der Pascha abgesetzt und Gefangener ist. Wer soll nun mit mir verhandeln über das, was geschehen soll? Ich habe keine Befugniß, Mittheilungen von den Offizieren, den Meuterern, entgegenzunehmen. Es waren Emin Pascha und seine Leute, die ich entsetzen sollte; wenn Emin Pascha todt war, dann hatte ich mich an seinen gesetzlichen Nachfolger in der Regierung zu wenden. Da Emin Pascha aber am Leben ist, so bin ich verhindert, von irgendeiner Person, wenn sie von dem Pascha nicht autorisirt ist, eine Mittheilung entgegenzunehmen. Wenn also der Pascha nicht im Stande ist, persönlich mit einer genügenden Escorte treuer Leute zu mir nach Kavalli zu kommen oder mir eine Persönlichkeit als zum Empfang der Entsatzgegenstände befugt zu bezeichnen, wird mir nichts anderes übrigbleiben, als die Munition, die wir mit so vieler Mühe hierher gebracht haben, zu zerstören und nach Hause zurückzukehren.

Wenn die Leute des Paschas schließlich geneigt sind, diesen Theil von Afrika zu verlassen und sich in einem nicht weit von hier entfernten Lande irgendwo am Ufer des (Victoria) Njansa oder längs der Route nach Sansibar anzusiedeln, bin ich gern bereit, sie dabei zu unterstützen, abgesehen von der Begleitung derjenigen, welche nach Hause wollen; aber ich muß klare und bestimmte Zusagen haben und promptes Handeln sehen, da ich demgemäß meine Befehle zur Erreichung des Zweckes ertheilen werde, oder eine bestimmte Ablehnung, weil wir nicht unser Lebenlang hier bleiben können, um auf Leute zu warten, die sich selbst nicht ganz klar darüber sind, was sie wollen.

Uebermitteln Sie dem Pascha und Signor Casati meine besten Wünsche; ich hoffe und bete, daß die Klugheit beide leiten möge, ehe es zu spät ist. Ich sehne mich danach, Sie wieder zu sehen, mein lieber Junge, und aus Ihrem eigenen Munde Ihre Geschichte zu hören.

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley.

Herrn A. J. Mounteney Jephson.

Private Nachschrift.

Kavalli, 18. Januar 1889, 3 Uhr nachm.

Mein lieber Jephson!

Ich schicke jetzt 30 Gewehrträger und drei von Kavalli's Leuten mit meinen Briefen nach dem See hinab mit der dringenden Instruction, sofort ein Kanoe abzusenden und die Boten zu belohnen.

Vielleicht bin ich im Stande, länger als sechs Tage hier zu bleiben, vielleicht zehn Tage. Ich werde mein Bestes thun, um meinen Aufenthalt bis zu Ihrer Ankunft ohne Störung des Friedens auszudehnen. Unsere Leute haben einen ordentlichen Vorrath von Glasperlen, Kauris und Stoffen, und ich bemerke, daß die Eingeborenen sehr bereitwillig Handel treiben, was Kavalli's Hülfsquellen unterstützen wird für den Fall, daß er über unsern längern Besuch unruhig werden sollte.

Seien Sie klug und schnell und verlieren Sie keine Stunde Zeit. Bringen Sie Binsa und Ihre eigenen Sudanesen mit. Ich habe Ihre Briefe ein halbes Dutzend mal durchgelesen, es ist mir aber nicht gelungen, die Situation vollständig zu erfassen, weil der eine Brief bezüglich einiger wichtiger Einzelheiten dem andern zu widersprechen scheint. In dem einen sagen Sie, der Pascha befinde sich in strenger Gefangenschaft, während Ihnen eine gewisse Freiheit gestattet sei; in dem andern bemerken Sie, Sie würden zu mir kommen, sowie Sie nur von meiner Ankunft hören, und Sie hoffen, „daß der Pascha im Stande sein wird, mich zu begleiten". Wenn Sie Gefangene sind, so verstehe ich nicht, wie Sie Tunguru überhaupt verlassen können. Alles dies ist uns, die wir soeben aus dem Wald kommen, nicht recht klar.

Wenn der Pascha kommen kann, dann schicken Sie bei Ihrer Ankunft in unserm alten Lager am See unterhalb hier einen Boten, um uns Mittheilung zu machen, und ich werde alsdann ein starkes Detachement senden, um ihn nach dem Plateau hinaufzugeleiten und erforderlichenfalls zu tragen. Nach dem Marsche von über 2000 km, den ich seit dem Abschied von Ihnen im vorigen Mai gemacht habe, fühle ich mich zu erschöpft, um nochmals nach dem See hinabzugehen. Der Pascha muß etwas Mitleid mit mir haben.

Machen Sie sich unsertwegen keine Unruhe oder Besorgniß; uns kann nichts Feindliches bis auf 20 km nahekommen, ohne daß ich es weiß. Ich befinde mich inmitten einer freundlich gesinnten Bevölkerung, und wenn ich den Kriegsruf erschallen lasse, so kann ich innerhalb vier Stunden 2000 Krieger zur Stelle haben, um mir bei der Zurückweisung einer zu Gewalt geneigten Macht zu helfen. Und wenn es sich um einen Kampf auf dem Gebiet der List handelt, dann bin ich bereit für den schlauesten Araber, den es gibt.

Ich bemerkte vorher, daß ich Ihre Briefe ein halbes Dutzend mal gelesen hätte, bei jedesmaligem Lesen änderte sich aber meine Ansicht von Ihnen. Zu-

weilen glaube ich, daß Sie halb Mahdist oder Arabist, dann daß Sie Eminist sind. Erst wenn ich Sie sehe, werde ich klüger werden.

Nun seien Sie nicht halsstarrig, sondern gehorchen Sie und lassen Sie meinen Befehl für Sie ein Stirnband zwischen den Augen sein, dann wird mit Gottes gnädiger Hülfe alles gut enden.

Ich will dem Pascha in irgendeiner Weise helfen, aber er muß mir ebenfalls helfen und mir Glauben schenken. Wenn er aus seinen Schwierigkeiten heraus will, dann bin ich sein ergebenster Diener und Freund; wenn er aber nochmals zögert, würde mich Verwunderung und Verwirrung ergreifen. Ich könnte ein Dutzend Paschas retten wenn sie gerettet werden wollen. Ich würde den Pascha auf den Knien anflehen, seinen eigenen Fall zu bedenken. Er ist in allen übrigen Dingen, außer im eigenen Interesse, klug genug. Seien Sie freundlich und gut gegen ihn wegen seiner vielen Tugenden, lassen Sie sich aber nicht auch von der verderbenbringenden Fascinirung erfassen, welche das Gebiet des Sudan in den letzten Jahren für alle Europäer gehabt zu haben scheint. Sobald sie seinen Boden betreten haben, scheinen sie in eine Wirbelströmung gezogen zu werden, welche sie hinabsaugt und mit ihren Wogen bedeckt. Das einzige Mittel, ihr zu entgehen, ist, allen Befehlen von auswärts blindergeben und ohne zu fragen zu gehorchen.

Das Comité hat gesagt „Entsetze Emin Pascha mit dieser Munition. Wenn er das Land verlassen will, wird die Munition ihn hierzu in den Stand setzen; wenn er zu bleiben vorzieht, wird sie ihm von Nutzen sein.“ Der Khedive sagte dasselbe und fügte hinzu: „Wenn der Pascha und eine Leute aber zu bleiben wünschen, so thun sie dies auf ihre eigene Verantwortlichkeit hin.“ Sir Evelyn Baring hat in klaren und entschiedenen Worten dasselbe gesagt, und nun befinde ich mich nach einem Marsche von 6600 km mit dem letzten Theile der Entsatzmittel hier. Möge derjenige, welcher dazu befugt ist, sie übernehmen. Kommen Sie, ich bin bereit, ihm mit meiner ganzen Kraft und mit meinem Verstande beizustehen. Diesmal darf aber kein Zögern sein, sondern ein positives Ja oder Nein; dann kehren wir heim.

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley.

Herrn A. J. Mounteney Jephson.

Lager bei Mpinga, einen langen Tagemarsch vom Njansa und 15 km östlich von Masamboni's Dorf,

17. Januar 1887.

An Se. Excellenz Emin Pascha,
Gouverneur der Aequatorialprovinz.

Geehrter Herr!

Ich habe die Ehre Ihnen mitzutheilen, daß der zweite Theil der Entsatzgegenstände, welche diese Expedition Ihnen zu bringen Befehl hatte, sich jetzt in diesem Lager befindet und zur Ablieferung an irgendeine von Ihnen zum Empfange beauftragte Person bereit liegt. Sollten Sie es vorziehen, daß wir sie bei Kavalli oder Kija Nkondo am See deponiren so werden wir nach Empfang Ihrer Instructionen auch dazu bereit sein.

Dieser zweite Theil der Entsatzgegenstände besteht aus 63 Kisten Remingtonpatronen, 26 Kisten Schießpulver von je 45 Pfund Gewicht, 4 Kisten Zündhütchen,

4 Ballen Waaren, 1 Ballen Waaren für Signor Casati (ein Geschenk von mir), 2 Stück blauen Wollenstoff, Schreibpapier, Couverts, Schreibbücher u. s. w.

Nachdem ich mit großer Mühe — größerer als ich erwartet hatte — die Gegenstände hierher gebracht habe, bin ich gezwungen, Sie um eine officielle Empfangsbescheinigung für die obigen Waaren und Gegenstände zu ersuchen, sowie um eine definitive Antwort auf die Frage, ob Sie unsere Begleitung und Hülfe, um Sansibar zu erreichen, anzunehmen beabsichtigen, ob ferner Signor Casati dies beabsichtigt, und ob unter den Offizieren und Mannschaften welche sind, die sich unsers sichern Geleits nach dem Meere bedienen wollten. In letzterm Falle würde ich Ihnen verpflichtet sein, wenn Sie mir freundlichst mittheilen würden, wie ich mich mit den Leuten, welche Afrika zu verlassen wünschen, in Verbindung setzen kann. Ich möchte ergebenst vorschlagen, daß alle, die das Land mit mir zu verlassen wünschen, sich entweder nach Nsabe oder zu Kija Nkondo an den See begeben und dort ein Lager beziehen, mit genügenden Vorräthen an Mais u. s. w. als Lebensmittel für einen Monat, und daß mir hierüber in einer Note über Kavalli, von wo ich sie bald bekommen dürfte, Mittheilung gemacht würde. Die Persönlichkeit, welche den Befehl über die Leute im Lager führt, wird mir definitiv erklären, ob diese gewillt sind, unser sicheres Geleit anzunehmen, worauf ich dann gern jede weitere Beaufsichtigung derselben übernehmen werde.

Wenn ich nach Ablauf von 20 Tagen keine Nachrichten von Ihnen oder Herrn Jephson bekommen habe, kann ich mich für das, was vielleicht geschehen mag, nicht mehr verantwortlich halten. Wir würden uns freuen in Kavalli zu bleiben, wenn wir bezüglich der Lebensmittel Gewißheit hätten, allein ein großes Gefolge kann sich dort nicht halten, ohne daß es zu gewaltsamen Contributionen seine Zuflucht nimmt, die unsern Verkehr mit den Eingeborenen vollständig beenden und uns verhindern würden, uns mit Ihnen in Verbindung zu setzen.

Wenn mit Dampfern Getreide in Kija Nkondo gelandet und unter der Obhut von 6—7 Ihrer Leute gelassen werden könnte, würde ich, sobald mir hiervon Nachricht gegeben wird, ein Detachement absenden, um das Getreide nach dem Plateau hinaufzubefördern. Es ist nur die Lebensmittelfrage, welche Besorgniß erregt. Sie werden daher begreifen, daß es für mich eine Nothwendigkeit ist, wenn ich Sie ersuche sehr bestimmt und prompt zu sein, wenn dies in Ihrer Macht steht.

Wenn Sie in diesem Zeitraum von 20 Tagen in der Lage sein werden, sich mit mir in Verbindung zu setzen und mir mitzutheilen oder vorzuschlagen, in welcher Weise ich mich Ihnen nützlich machen oder wirksame Hülfe leisten kann, so verspreche ich, jede Mühe aufzuwenden, um Ihnen zu Diensten zu sein. Inzwischen Ihren Dampfer dringend erwartend*

verbleibe ich Ihr gehorsamer Diener

Henry M. Stanley,
Befehlshaber der Entsatz-Expedition.

* Ich habe diesen Brief Dutzende von malen durchgelesen, vermag aber nicht zu finden, daß der officielle Wortlaut des Schreibens, das, wie Herr Jephson andeutet, in die Hände der Rebellenoffiziere hätte fallen können, die zarteste Empfindlichkeit hätte verletzen können. Und doch habe ich erfahren, daß der Pascha sich durch das Schreiben sehr stark verletzt gefühlt hat. Meinem Herzen lag nichts ferner, als einen Freund zu beleidigen, vielmehr war mein einziger Zweck nur der, eine bestimmte Antwort zu erhalten auf die Frage: „Wollen Sie hier bleiben oder mich begleiten?"

Am zweiten Tage, nachdem wir Kavalli erreicht hatten, sandte ich 30 Gewehrträger mit meinen Antworten an Emin Pascha und Herrn Jephson nach dem See ab. Die Leute lieferten die Schreiben an den Häuptling Mogo ab und meldeten bei der Rückkehr, daß letzterer von Nsabe nach der Station Mswa aufgebrochen sei. Während dieser Tage hatten wir von den Häuptlingen der Umgegend 5 Rinder, 6 Ziegen und fünftägige Rationen an Mais, Bohnen, süßen



Eine Bavira-Schönheit.

Kartoffeln und Hirse erhalten, während weitere Vorräthe sich nach dem Lager unterwegs befanden.

Am Abend des 21. Januar wurde mir die Meldung gemacht, daß die Balegga sich sammelten, um uns anzugreifen, und ich schickte daher früh am nächsten Morgen 60 Schützen und 1500 Bavira und Wahuma ihnen entgegen. Die Truppen stießen auf dem Rücken eines den See überschauenden Berges zusammen, doch wurden die Balegga nach scharfem Widerstande zu ihren Landsleuten, den Unter-

thanen Melindua's, eines Bundesgenossen Kabba-Rega's, zurückgetrieben.

Den 23. Januar benutzten sämmtliche Bewohner des ebenen Landes als Danksagungstag, und die Bavira-Frauen kamen ins Lager, um ihrer Freude über die Befreiung von ihrem alten Feinde durch Tanzen und Singen Ausdruck zu geben, was von 9 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags dauerte. Jede Frau und Kind, die an dem wirbelnden Tanzen theilnahmen, hatten sich vorn und hinten mit Büschen grüner Blätter bedeckt, mit rothem Thon bemalt und den Körper gehörig mit Butter eingeschmiert. Der Tanz war hübsch, aufregend und nicht ohne Anmuth, und die Harmonie der kräftigen Stimmen war noch besser. Die jungen Krieger umkreisten die Tänzerinnen und zeigten ihre Gewandtheit mit dem Speer.

Während der nächsten Tage hatten wir Ruhe und Frieden, und täglich trafen mit großer Regelmäßigkeit Zufuhren von Rindern, Schafen, Ziegen, Hühnern und sonstigen Lebensmitteln ein. Am 5. Februar bekam ich ein Billet von Herrn Jephson, in welchem er mir mittheilte, daß er am Ufer des Sees angelangt sei, worauf ich sofort eine Abtheilung Sansibariten absandte, um ihn nach dem Plateau hinaufzubegleiten, eine Entfernung von etwa 21 km.

Am nächsten Tage kam Herr Jephson selbst an, und als wir uns vor und nach dem Mittagessen über den Pascha unterhielten, faßte er das, was er während seines neunmonatlichen Aufenthalts bei ihm erfahren hatte, zusammen in den Worten:

„Das Gefühl ist der schlimmste Feind des Paschas. Emin Pascha hält niemand zurück als Emin selbst." Dann fügte er hinzu: „Ich weiß in diesem Augenblicke über die Absichten Emin Pascha's nicht mehr als Sie selbst, und doch haben wir uns während Ihrer Abwesenheit jeden Tag miteinander unterhalten." Ich bat ihn darauf, mir einen vollständigen Bericht über alles, was geschehen sei, in Bezug auf die Meuterei der Truppen von Aequatoria, sowie seine Ansichten über den Einfall der Mahdisten in die Provinz und die Folgen davon aufzuschreiben, welcher Bitte Herr Jephson bereitwillig nachkam in folgendem Schreiben:

Kavalli's Dorf am Albert-Njansa, 7. Februar 1889.

Geehrter Herr!

Ich habe die Ehre Ihnen nachstehenden Bericht vorzulegen über meinen Aufenthalt vom 24. Mai 1888 bis zum gegenwärtigen Augenblicke bei Sr. Excellenz Emin Pascha, Mudir der Aequatorialprovinz.

Ihrem Befehle gemäß habe ich fast alle Stationen in der Provinz besucht und sämmtlichen Offizieren, Soldaten und ägyptischen Beamten auf jeder Station die Schreiben Sr. Hoheit des Khedive und Sr. Excellenz Nubar Pascha, sowie Ihre Proclamation an die Soldaten vorgelesen. Nachdem ich die Schreiben verlesen hatte, sprach ich zu den Leuten und, ihnen genügend Zeit gebend, um dieselbe besprechen zu können, lud ich sie dann ein, mir ihren Entschluß mitzutheilen, ob sie Ihr sicheres Geleit nach Aegypten annehmen oder im Lande bleiben wollten.

Auf jeder Station, mit Ausnahme von Laboré, erhielt ich die einstimmige Antwort: „Wir folgen unserm Mudir, wohin er geht.“ Alle schienen sich zu freuen, daß wir gekommen seien, um ihnen zu helfen; sie sagten viel, was ihre gute Meinung von dem Mudir erkennen ließ, und sprachen in den höchsten Ausdrücken von seiner Gerechtigkeit, Freundlichkeit und der Liebe, die er ihnen durch alle diese Jahre hindurch bewiesen hätte. Während meines ganzen Aufenthalts in seinem Lande stand es dem Pascha vollständig frei, sich unter seine Offiziere und Leute zu mischen, und ich konnte mich mit ihm unterhalten soviel ich wollte.

Nachdem wir Kiri, die letzte Station, die von den Soldaten des 2. Bataillons besetzt ist, erreicht hatten, blieben wir dort, um erst Nachrichten von Redjaf zu erfahren, ehe wir weiter reisten. Das Land im Norden und Westen von Kiri ist von den Soldaten des 1. Bataillons besetzt, die sich seit fast vier Jahren in offener Empörung gegen die Regierung des Paschas befunden haben. Letzterer erhielt hier ein Schreiben von Hamid Aga, dem Major des 1. Bataillons, mit der Bitte, nicht nach Redjaf zu gehen, weil die Rebellen die Absicht hätten, uns zu ergreifen und nach Chartum hinabzubringen, da sie glaubten, die dortige Regierung bestehe noch und die Nachricht, daß die Stadt gefallen, sei falsch. Wir waren daher zur Umkehr gezwungen, ohne die nördlichern Stationen besucht zu haben.

Bei unserer Rückkehr nach Laboré trat, während ich den Leuten die Schreiben vorlas, ein Soldat aus Reih und Glied und rief: „Alles was ihr sagt, ist Lüge, die Briefe sind gefälscht. Chartum ist nicht gefallen. Das ist der richtige Weg nach Aegypten. Wir wollen nur auf diesem Wege gehen oder bleiben und hier im Lande sterben.“

Als der Pascha den Befehl gab, den Mann in Eisen zu legen, stürzten alle Soldaten aus den Gliedern, umzingelten uns und richteten die inzwischen geladenen Gewehre auf uns. Es herrschte eine allgemeine Aufregung und der größte Lärm und mehrere Minuten fürchteten wir, daß wir und die kleine Zahl von Leuten bei uns niedergemacht werden würden. Allmählich beruhigten sie sich jedoch und forderten mich dann auf, zu ihnen zu kommen und allein mit ihnen zu sprechen, was ich auch that, worauf sie ihr größtes Bedauern über das Vorgefallene aussprachen. Seitdem haben wir gehört, daß sie von Surur Aga, dem Chef der Station, aufgewiegelt waren, so zu handeln.

Einige Tage später fanden wir bei unserer Rückkehr nach Dufilé am 18. August, daß eine Meuterei unter Führung von Fadl el Mulla Aga, des Chefs der Station Fabbo, ausgebrochen war und die Station sich in den Händen der Empörer befand. Bei unserer Ankunft wurden wir sofort zu Gefangenen gemacht. Es scheint, daß während unserer Abwesenheit gewisse Aegypter, darunter namentlich Abdul Wahab Effendi und Mustapha Effendi el Adjemi, die beide wegen ihrer Betheiligung an der Rebellion Arabi's hierher geschickt waren, ferner die Beamten Mustapha Effendi Achmet, Achmet Effendi Mahmud, Sabri Effendi, Tybe Effendi und mehrere andere, zu den Leuten gesprochen und unter ihnen Schreiben hatten circuliren lassen, in denen gesagt war, es sei unwahr, daß Char-

tum gefallen sei; die Briefe, welche wir von Sr. Hoheit dem Khedive und Sr. Excellenz Nubar Pascha mitgebracht hätten, seien gefälscht, Sie seien weiter nichts als ein Abenteurer und nicht von Aegypten gekommen, Sie hätten mit dem Pascha ein Complot gemacht, um alle Leute aus dem Lande zu bringen und nebst ihren Frauen und Kindern als Sklaven den Engländern zu überantworten. Sie fügten noch hinzu, sie hätten in Aegypten selbst gegen Se. Hoheit den Khedive rebellirt, es sei also keine große Sache, gegen Emin Pascha zu revoltiren.

Diese Worte riefen einen Sturm im Lande hervor, und wenn die Soldaten auch keinen weitern thätigen Antheil an der Meuterei nahmen, als daß sie als Wachen für uns fungirten, so überließen ihnen doch die Offiziere, zu thun was ihnen beliebte. Die obersten Empörer, Fadl el Mulla Aga, Achmet Aga Dinkawi und Abdul Aga el Opt, marschirten mit ihnen nach Dufilé und vereinigten sich mit den rebellischen Aegyptern, die sie aufgefordert hatten, ihre Führung zu übernehmen. Sie schickten Briefe nach allen Stationen, ließen den Offizieren sagen, sie hätten den Mudir und mich ins Gefängniß geworfen, weil wir uns verschworen hätten sie zu betrügen, und befahlen ihnen, nach Dufilé zu kommen und an einer Versammlung theilzunehmen, in welcher beschlossen werden sollte, welche weitern Schritte zu thun seien. Auch die rebellischen Offiziere des 1. Bataillons wurden eingeladen, mit ihnen gemeinsam zu handeln.

Ich wurde den Meuterern vorgeführt und über die Expedition befragt, und der Brief Sr. Hoheit von den Beamten geprüft und für eine Fälschung erklärt. Dann schlugen die Empörer vor, den Pascha abzusetzen, und alle, welche gegen eine solche Maßregel waren, wurden durch Einschüchterungen zum Nachgeben veranlaßt. Es wurde ihm ein Schreiben übergeben, in welchem sie ihm seine Absetzung mittheilten, und beschlossen, ihn als Gefangenen in Redjaf zu behalten. Mir wurde erklärt, daß ich frei sei, doch war ich trotz alledem Gefangener, da man mir nicht erlaubte, die Station zu verlassen, und alle meine Bewegungen genau überwachte. Man plante auch, Sie ins Land herein zu locken, aller Gewehre, Munition, Vorräthe u. s. w. zu berauben und dann fortzujagen.

Alsdann gingen die Meuterer daran, eine neue Regierung zu bilden und alle Offiziere, die im Verdachte feindlicher Gesinnung gegen den Pascha standen, von ihren Posten zu entfernen; indeß begann bald Eifersucht und Zwiespalt zwischen ihnen auszubrechen, und nachdem das Haus des Paschas, sowie diejenigen etlicher ihnen feindlich gesinnter Personen geplündert waren, kamen die Dinge ziemlich ganz zum Stillstande.

Während die Verhältnisse dieser Art waren, hörten wir plötzlich am 15. October, daß die Leute des Mahdi mit drei Dampfern und acht Sandalen und Nugers in Ladó angekommen seien und am 17. drei Derwische unter einer Waffenstillstandsflagge ein Schreiben Oman Sali's, des Befehlshabers der mahdistischen Truppen, dem Pascha überbracht hätten, dem freier Abzug versprochen wurde für den Fall, daß er und seine Leute sich ergäben. Das Schreiben wurde von den Meuterern geöffnet, die den Kampf beschlossen. Am 21. October erfuhren wir, daß die Mahdisten, denen sich zahlreiche Neger vom Bari-Stamm angeschlossen hatten, Redjaf angegriffen und genommen, drei Offiziere, zwei Beamte, sowie eine große Menge Männer getödtet und alle Frauen und Kinder in der Station gefangen genommen hätten. Dies rief eine Panik hervor; die Offiziere und Soldaten nebst ihren Frauen und Kindern verließen die Stationen Beddén, Kiri und Muggi und flohen in großer Unordnung nach Laboré. In Kiri wurde sogar die Munition zurückgelassen.

Als die Meuterer von diesem Unglück hörten, beschlossen sie große Verstär-

kungen nach Muggi zu schicken, und von allen südlichen Stationen wurden Soldaten hingesandt, um sich dort zu sammeln. Am 31. October vernahmen wir, daß unter den Offizieren in Muggi große Uneinigkeit herrsche und die Soldaten erklärt hätten, sie wollten nicht kämpfen, wenn ihr Mudir nicht in Freiheit gesetzt würde. Am 15. November erzählte man uns, daß die Soldaten nach Redjaf marschirt, bei der Annäherung an die Station aber von den Leuten des Mahdi angegriffen worden seien, die im Sturm gegen sie vorgegangen seien, worauf jene, ohne auch nur einen Versuch zu kämpfen zu machen, den Rücken gewendet hätten, geflohen seien und ihre Offiziere zurückgelassen hätten. Sechs Offiziere, der neuernannte Gouverneur und einige der schlimmsten Rebellen wurden getödtet, zwei Offiziere vermißt und zahlreiche Soldaten, die auf der Flucht erschöpft zu Boden gestürzt waren, niedergemacht.

Als die dem Pascha freundlich gesinnten Offiziere dies vernahmen, drängten sie sofort in die Rebellen-Offiziere, ihn in Freiheit zu setzen, und da letztere sich vor dem Volke fürchteten, so wurden wir frei gegeben und nach Wadelai geschickt, wo der Pascha von der dortigen treuen Bevölkerung mit Enthusiasmus empfangen wurde. Er war gerade drei Monate in strenger Gefangenschaft gehalten worden. Endlich glaubten die Leute, daß Chartum gefallen und wir von Aegypten gekommen seien.

Nachdem wir einige Tage in Wadelai geblieben waren, ohne von Dufilé etwas zu erfahren, wurden die Leute sehr unruhig und wir schickten Boten nach der genannten Station am Ostufer des Flusses ab, um Briefe hinzubringen und den Grund des langen Schweigens festzustellen, da wir gehört hatten, daß eine große Truppe der Mahdisten von Westen her gegen Wadelai vorrücke und nur noch vier Tagemärsche entfernt sei.

Am 4. December kam ein in Bora, einer kleinen Station zwischen Wadelai und Dufilé, befehligender Offizier mit seinen Soldaten in großer Hast herein und erzählte, daß sie ihre Posten in Dufilé verlassen hätten; Fabbo und sämmtliche nördlichen Stationen seien genommen, alle Dampfer erobert und in die Hände der Mahdisten gefallen; die Eingeborenen um die Stationen hätten sich erhoben, seien zu den Feinden übergegangen und hätten unsere Boten getödtet. Auf diese Nachricht hin wurde eine Berathung abgehalten, und Offiziere und Mannschaften beschlossen sofort, die Station zu räumen und sich nach Tunguru zurückzuziehen, von wo sie ins Gebirge steigen und den Versuch machen wollten, sich Ihnen in Fort Bodo anzuschließen. In der Versammlung sprach man nur den Wunsch aus, ich möchte unser Boot, den „Advance“, zerstören, damit es dem Mahdi nicht in die Hände falle, und da keine Aussicht war, es zu retten, mußte ich mit Widerstreben mich dazu entschließen. Am nächsten Tage, 5. December, war alles für einen baldigen Aufbruch bereit, bei welchem wir nur einige Bündel der allernothwendigsten Dinge mitnahmen und alles übrige im Stiche ließen. Sämmtliche Munition in den Vorrathsräumen wurde unter die Soldaten vertheilt, die im letzten Augenblick erklärten, sie wollten, da sie jetzt reichlich Pulver besäßen, lieber in ihre eigenen Länder — Makraka und die umliegenden Gegenden — zurückkehren, wo sie sich zerstreuen und unter ihren eigenen Leuten leben könnten, und vom Pascha und seinen Offizieren desertiren.

Die Lage schien indessen verzweifelt, und wir eilten infolge dessen ohne die Soldaten weiter, ein langer zerstreuter Zug, der hauptsächlich aus ägyptischen Beamten mit ihren Frauen und Kindern bestand und nur von etwa sieben oder acht treu gebliebenen Soldaten begleitet war. Einige unserer Diener waren mit

Percussionsgewehren bewaffnet und insgesammt mögen wir zusammen einige 30 Gewehre gehabt haben. Unmittelbar nachdem wir die Station verlassen hatten, brachen die Soldaten in die Häuser ein und plünderten dieselben.

Am 6. December sahen wir einen Dampfer hinter uns her den Fluß heraufkommen; unsere Leute bereiteten sich schon vor, Feuer auf denselben zu geben, doch stellte sich heraus, daß einige von unsern eigenen Mannschaften aus Dufilé mit Briefen vom Pascha an Bord waren. Die Briefe enthielten die Nachricht, daß Fabbo geräumt worden und es den Flüchtlingen gelungen sei, trotz der Neger, die sie angegriffen hätten, Dufilé zu erreichen. Letzteres war vier Tage von den Leuten des Mahdi belagert worden; die Station selbst war genommen und eine Zeit lang von einer kleinen Abtheilung des Feindes besetzt gehalten worden, der zur Nachtzeit eingedrungen war und auch die Dampfer erobert hatte. Sie hatten die Soldaten, etwa 500, thatsächlich aus der Station getrieben, doch hatten die letztern dann, zwischen zwei Feuern befindlich, auf Drängen der Offiziere sich mit der Macht der Verzweiflung gewehrt. Selim Aga Mator, Bellal Aga, Bachit Aga, Burgont und Suleiman Aga drangen wieder in die Station hinein, eroberten sie zurück, machten einen Ausfall und züchtigten die Feinde dermaßen, daß sie sich nach Redjaf zurückzogen und zwei Dampfer nach Chartum sandten, um Verstärkungen zu holen.

Nach allen uns seitdem zugegangenen Berichten haben die Soldaten sich mit großer Feigheit benommen, ausgenommen als sie schließlich zur Verzweiflung gebracht waren. In diesem Kampfe bei Dufilé wurden 14 Offiziere und eine große Menge Soldaten getödtet; auf Suleiman Aga wurde von seinen eigenen Leuten geschossen, er ist später gestorben. Die Verluste des Feindes wurden auf 250 Mann geschätzt, jedoch würde ein Drittel dieser Zahl der Wahrheit vermuthlich näher kommen, obwol die Mahdisten ausschließlich mit Speeren und Schwertern kämpften, während die Soldaten mit Remingtongewehren bewaffnet waren und hinter Graben und Erdwerken fochten. Die Soldaten schießen aber so schlecht, daß ihr Feuer nicht viel Wirkung thut.

Die Offiziere und Soldaten in Wadelai wünschten sehr dringend, daß der Pascha zurückkehren möge; allein nach der Treulosigkeit, welche die Soldaten gezeigt hatten, als er die Lage für verzweifelt hielt, zog er es vor, nach Tunguru zu gehen. Nach diesem nur zwei Tage dauernden Rückzug von Wadelai bin ich besser in der Lage zu verstehen, welche schwierige und fast unmögliche Aufgabe es sein wird, die Leute nach Sansibar zu bringen, wenn sie wählen sollten, mit uns zu gehen.

Nach unserer Abreise von Wadelai hat die Gegenpartei des Paschas, welche jetzt, da die unmittelbare Furcht vor den Mahdisten beseitigt war, wieder im Steigen begriffen ist, ihn angeklagt, die ganze Geschichte von dem Falle Dufilés erfunden zu haben, um ihnen den Rückzug abzuschneiden und sie dem Mahdi zu überantworten, während er und seine Leute aus dem Lande entkommen seien und sich Ihnen angeschlossen hätten. Sie verurtheilten den Pascha, Casati und mich wegen Verrätherei zum Tode. Bei der Berathung, die dann von allen Offizieren und Soldaten in Wadelai abgehalten wurde, herrschte großer Streit und Zank, indem einige im Lande bleiben, andere dem Pascha folgen wollten; es kam zu heftigen Worten und sogar zu Prügeleien zwischen den streitenden Parteien. Fadl el Mulla Aga und seine Partei wollten den Pascha und mich gefangen nehmen, während die Gegner unter Führung von Selim Aga Mator sich dem Pascha anzuschließen und das Land mit ihm verlassen wollten; allein obgleich sie angeblich von hier fortzukommen wünschen, thun sie nichts, um den Aufbruch vorzubereiten.

Wenn Sie sie mitzunehmen beabsichtigen, werden Sie viele Monate warten müssen, bis sie bereit sind. Inzwischen blieben der Pascha, Signor Casati und ich in Tunguru, da die Meuterer dem Stationschef den bestimmten Befehl gegeben hatten, uns bis auf weitere Ordres zurückzuhalten.

Am 26. Januar erhielten der Pascha und ich Ihre vom 17. und 18. Januar datirten Briefe, und gemäß dem mir in Ihrem Schreiben ertheilten strengen Befehle, sofort nach Empfang derselben nach Kavalli aufzubrechen, machte ich alles bereit, um am nächsten Morgen die Reise anzutreten und die Antwort des Paschas auf Ihren Brief zu überbringen. Infolge der Verrätherei einiger der Leute des Paschas wurde ich verhindert, die Reise zwei Tage früher anzutreten, doch gelang es mir dank den Bemühungen Schukri Aga's, des Stationschefs von Mswa, der dem Pascha treu geblieben war und dessen Benehmen während der ganzen letzten unglücklichen fünf Monate nicht hoch genug gerühmt werden kann, die Eingeborenen zu veranlassen, daß sie mich mit einem Kanoe nach Njamsassi brachten, jedoch habe ich, da der See sehr bewegt war und zu dieser Jahreszeit gefährlich ist, fünf Tage gebraucht, um von Mswa nach Njamsassi zu fahren.

Es ist ganz unmöglich, Ihnen einen wahren Begriff von dem Zustande des Landes in diesem Augenblicke zu geben. Bald haben die Meuterer, bald die Partei des Paschas die Oberhand. Ein Dampfer mit Verstärkungen für die Mahdisten ist bereits in Redjaf eingetroffen, zwei weitere werden binnen kurzem erwartet und wahrscheinlich werden bald auch aus dem Bahr-el-Ghasal Verstärkungen anlangen, worauf dann die Mahdisten, um ihre Niederlage bei Dufilé zu rächen, sicherlich mit überwältigender Macht nach Wadelai herabkommen und die Leute mitten in ihrer Unschlüssigkeit überraschen werden. Tunguru ist nur zwei Tagemärsche von Wadelai entfernt, die Lage des Paschas, der von Leuten umgeben ist, denen er kein Vertrauen schenken kann, äußerst gefährlich und es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß er so rasch wie möglich befreit wird.

In Ihren Schreiben an mich vom 17. und 18. Januar äußern Sie sich etwas bitter über den Pascha und mich, weil wir unsern Versprechungen, in Nsabe eine Station zu bauen, sie mit einer Garnison zu belegen und mit Lebensmitteln für Sie bei Ihrer Rückkehr nach dem Njansa auszurüsten, nicht nachgekommen seien, daß wir Fort Bodo nicht entsetzt, die Lasten und die Garnison nicht nach Nsabe gebracht und diejenigen Leute, welche Ihre Begleitung zu benutzen wünschten, nicht in Nsabe bereit gehalten hätten, damit sie nach Ihrer Rückkehr sofort mit Ihnen aufbrechen könnten. Der Grund, weshalb wir hierzu nicht im Stande waren, ist folgender: Der Pascha hatte, nachdem er beinahe einen Monat aus dem Lande fort gewesen war und bei Ihnen in Nsabe zugebracht hatte, bei der Rückkehr nach Wadelai, dem Sitze der Regierung, natürlich viele Geschäfte zu erledigen, und ich habe fast einen ganzen Monat am Fieber darniedergelegen, sodaß wir nicht in der Lage waren, von Wadelai aus die nördlichern Stationen vor Juli zu besuchen.*

---

* Omar al Chattab, der zweite von Mohammed abstammende Khalif, sagt: „Es gibt vier Dinge, die nicht zurückkehren: das gesprochene Wort, der abgeschossene Pfeil, das vergangene Leben und die vernachlässigte Gelegenheit.“ Ich acceptire die Erklärungen des Herrn Jephson, beharre nichtsdestoweniger aber bei der Ansicht, daß viel Leiden und Sorge vermieden worden und die Verhaftung und Gefahr unmöglich gewesen wäre, wenn die Versprechen gehalten worden wären. Im Juli hätten sie nach Fort Bodo aufbrechen sollen; die Gefangennahme erfolgte am 18. August.

Nachdem wir unser Werk im Norden beendigt hatten, wurden wir, als wir mit der Absicht zurückkehrten, die Ihnen gegebenen Versprechungen zur Ausführung zu bringen, am 18. August zu Gefangenen gemacht, und da man dem Pascha jegliche Autorität nahm, waren wir absolut ohnmächtig, unsern Versprechungen nachzukommen. Schon ehe wir Wadelai verließen, hatten wir versucht, eine Truppe nach Msabe zu senden, um dort eine Station zu erbauen, allein die Soldaten hatten sich geweigert, dem Befehl zu gehorchen, bis ihre Brüder auf den nördlichen Stationen beschlossen hätten, was zu thun sei. Es ist sehr glücklich, daß wir keine Station gebaut und die Waaren und Garnison von Fort Bodo nicht dorthin gebracht haben, da die Rebellen ganz gewiß alle unsere Güter weggenommen und die den Befehl führenden Europäer zu Gefangenen gemacht haben würden.

Und dies veranlaßt mich, noch einige Worte über die Lage der Dinge zu sagen, als ich am 21. April 1888 ins Land kam. Das 1. Bataillon war schon lange in offener Rebellion gegen die Autorität des Paschas gewesen und hatte zweimal versucht, ihn gefangen zu nehmen; das 2. Bataillon zeigte, obwol es angeblich treu war, Ungehorsam und war fast nicht zu leiten, der Pascha besaß nur einen Schein, einen bloßen Fetzen von Autorität, und wenn er etwas Wichtiges gethan haben wollte, konnte er nicht mehr befehlen, sondern mußte seine Offiziere bitten, es zu thun.

Als wir nun im Mai 1888 in Msabe waren, hat der Pascha, wenn er auch andeutete, daß einige Schwierigkeiten in seinem Lande beständen, uns doch nie den gegenwärtig geradezu verzweifelten wirklichen Zustand der Dinge enthüllt, und wir hatten nicht die leiseste Idee davon, daß wahrscheinlich Meuterei und Unzufriedenheit unter seinem Volke ausbrechen würden. Wie die meisten Leute in Europa und Aegypten nach den eigenen Briefen des Paschas und den spätern Mittheilungen Dr. Junker's annehmen mußten, glaubten auch wir, daß alle diese Schwierigkeiten von außerhalb seines Landes herrührten, während die wirkliche Gefahr thatsächlich aus innern Meinungsverschiedenheiten entstand. Auf diese Weise wurden wir veranlaßt, unser Vertrauen in Leute zu setzen, welche desselben ebenso wie unsers Beistandes vollständig unwürdig waren und, anstatt uns dankbar dafür zu sein, daß wir ihnen helfen wollten, von dem ersten Augenblick an conspirirt haben, um die Expedition zu plündern und uns dann davonzujagen. Wären die Meuterer in ihrer höchst aufgeregten Stimmung in der Lage gewesen, dem Pascha auch nur einen einzigen Fall von Ungerechtigkeit, Grausamkeit oder Vernachlässigung seines Volkes nachzuweisen, er würde in dieser Rebellion ganz bestimmt sein Leben verloren haben.

Es gibt natürlich einige Leute, welche dem Pascha treu, und viele, die neutral geblieben sind, und das sind hauptsächlich diejenigen, welche uns zu begleiten wünschen. Ferner gibt es eine große Zahl von ägyptischen Beamten, von denen viele sich sehr schlimm benommen haben, allein das Herannahen der Mahdisten hat sie so sehr erschreckt, daß sie jetzt ebenfalls mit uns gehen wollen. Aber trotz meines beständigen Rathes, sich auf den Weg zu machen, scheinen sie doch vollständig unfähig zu sein, eine Anstrengung zum Verlassen des Landes und Sammeln in Msabe zu machen, wo sie in unserm Bereiche sein würden, obwol absolut nichts sie daran verhindert als ihre eigene Trägheit.

Die Mehrheit des Volkes, eine große Zahl von Aegyptern und die meisten Sudanesen sind entschieden gegen den Marsch nach Aegypten und wollen das Land nicht verlassen. Die meisten von ihnen sind nie in Aegypten gewesen, sondern rekrutirten sich aus den umliegenden Ländern. Hier können sie einen großen Haus-

halt erhalten; viele Offiziere haben von 18 bis 100 Leute, Frauen, Kinder und Diener, im Hause und jeder Sudanese setzt einen großen Stolz darein, möglichst viele Leute in seiner Wohnung zu haben, während sie in Aegypten mit ihrem Gehalt nur drei oder vier Diener zu unterhalten vermöchten. In Anbetracht dieser Verhältnisse ist es ganz natürlich, daß sie vorziehen, in ihrem eigenen Lande zu bleiben.

Was den Wunsch des Pascha's, das Land zu verlassen, anlangt, so kann ich ganz bestimmt behaupten, daß er sehr dringend mit uns zu gehen wünscht, doch vermag ich kaum zu verstehen, unter welchen Bedingungen er sich dazu bereit erklären wird. Ich glaube, er weiß das selbst nicht, da seine Ansichten in dieser Hinsicht mir sehr schwankend zu sein scheinen; heute ist er bereit, aufzubrechen und zu gehen, morgen hält ihn irgendeine neue Idee wieder zurück. Ich habe mich viel mit ihm über diesen Gegenstand unterhalten, bin aber niemals im Stande gewesen, eine unveränderte Ansicht davon von ihm zu erhalten. Nach dieser Rebellion bemerkte ich zu ihm: „Ich nehme an, daß Sie jetzt, da Ihre Leute Sie abgesetzt und beiseitegeschoben haben, wol nicht mehr glauben werden, daß Sie noch irgendwelche Verantwortung und Verpflichtung gegen sie haben", worauf er mir zur Antwort gab: „Hätten sie mich nicht abgesetzt, so würde ich mich verpflichtet gefühlt haben, bei ihnen zu bleiben und ihnen in jeder mir möglichen Weise zu helfen; aber jetzt betrachte ich mich als absolut frei, nur an meine persönliche Sicherheit und Wohlfahrt zu denken, und wenn ich Gelegenheit habe, werde ich gehen, ohne Rücksicht auf irgendetwas zu nehmen." Und trotzdem sagte er einige Tage, bevor ich ihn verließ, zu mir: „Ich weiß, ich bin in keiner Weise verantwortlich für diese Leute, und dennoch kann ich es nicht über mich gewinnen, selbst fortzugehen und jemand zurückzulassen, der das Land zu verlassen wünscht. Ich weiß, es ist reines Gefühl, und vielleicht ein Gefühl, mit dem Sie nicht sympathisiren werden, allein meine Feinde in Wadelai würden mit Fingern auf mich zeigen und zu den Leuten sagen: «Ihr seht, er hat euch verlassen.»" Das sind nur zwei Beispiele von dem, was wir über sein Fortgehen von hier gesprochen haben, doch könnte ich noch eine Menge anderer Aeußerungen von ihm anführen, die ebenso widersprechend sind. Als ich einmal nach einer dieser unbefriedigenden Unterhaltungen etwas ungeduldig war, sagte ich: „Wenn die Expedition nur irgendeinen Platz in der Nähe von Ihnen erreicht, werde ich Herrn Stanley rathen, Sie zu verhaften und mitzunehmen, ob Sie wollen oder nicht", worauf er erwiderte: „Nun, ich werde nichts thun, um ihn daran zu verhindern." Es scheint mir, daß wir ihn, wenn wir ihn retten sollen, zuerst vor ihm selbst retten müssen.

Ehe ich meinen Bericht schließe, muß ich noch die Thatsache bezeugen, daß bei meinen häufigen Unterredungen mit Leuten des Paschas aus allen Klassen und in allen Verhältnissen die meisten derselben seine Gerechtigkeit und Großmuth ihnen gegenüber rühmten; sie sagten aber auch, und was ich gesehen habe bestätigt dies, daß er sein Volk nicht mit genügend fester Hand regiert habe.

Die drei sudanesischen Soldaten, welche Sie mir als Ordonnanzen gelassen haben, und mein Diener Binsa kehren mit mir zurück, Mabruki Kassim jedoch, der Mann, welcher in Njabe von dem Büffel verwundet wurde, ist zwei Tage nach Ihrem Abmarsche nach Fort Bodo gestorben.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr gehorsamer Diener

A. J. Mounteney Jephson.

Herrn H. M. Stanley,
Befehlshaber der Entsatz-Expedition.

Herr Jephson übergab mir auch die officielle Antwort Emin Pascha's auf mein formelles Schreiben vom 18. Januar.

Tunguru, 27. Januar 1889.

Herrn H. M. Stanley,
Befehlshaber der Entsatz-Expedition.

Geehrter Herr!

Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang Ihrer Mittheilung vom 14. Januar aus dem Lager bei Undussuma, sowie Ihres officiellen Schreibens vom 18. Januar, die mir gestern Nachmittag zugegangen sind, zu bestätigen. Gleichzeitig bitte mir zu gestatten, Ihnen und Ihrer Truppe zu dem von Ihnen vollführten Werke meine aufrichtigen Glückwünsche auszusprechen.

Ich nehme Kenntniß von Ihrem Anerbieten, mir oder einer von mir beauftragten Person den zweiten Theil der von Ihnen mitgebrachten Waaren auszuhändigen, bestehend in 43 Kisten Remingtonpatronen, 26 Kisten Schießpulver von je 45 Pfund Gewicht, 4 Kisten Zündhütchen, 4 Ballen Stoffe, 1 Ballen Waaren für Signor Casati, einem Geschenk von Ihnen, 2 Stücken Wollenstoff, Schreibpapier, Couverts, Schreibheften u. s. w. Sobald die Offiziere, welche ich von Wadelai erwarte, eintreffen, werde ich einen derselben beauftragen, diese Waaren zu übernehmen, und ihn zugleich anweisen, Ihnen eine formelle Empfangsbescheinigung dafür auszustellen.

Die 31 Kisten Remingtonpatronen, welche die erste Abtheilung der Waaren bildeten, sind in gehöriger Weise in den Regierungsmagazinen deponirt worden.

Was Ihre Frage anlangt, ob Signor Casati und ich Ihr Geleit und Ihren Beistand zum Marsch nach Sansibar anzunehmen beabsichtigen und ob Offiziere und Mannschaften da sind, welche Ihre sichere Escorte nach dem Meere zu benutzen geneigt sind, so muß ich Ihnen mittheilen, daß nicht nur Signor Casati und ich uns mit Freuden Ihrer Hülfe bedienen werden, sondern daß auch eine Menge Leute den Wunsch hegen, nach dem fernen Aegypten oder nach einem andern geeigneten Orte zu gehen. Da diese Leute durch die beklagenswerthen Ereignisse, welche während Ihrer Abwesenheit eingetreten sind, aufgehalten wurden und erst seit etlichen Tagen anzukommen beginnen, so möchte ich Sie bitten, ihnen freundlichst behülflich zu sein. Ich beabsichtige sie nach Njamsassi zu schicken, und eine erste Abtheilung von ihnen bricht heute mit Herrn Jephson auf. Jeder von ihnen hat Lebensmittel genug für mindestens einen Monat.

Ich erlaube mir Ihnen meinen Dank für die Mittheilung Ihrer Bewegungen abzustatten. Da von dem Termin, den Sie für Ihren Abmarsch festgesetzt haben, bis zur Ankunft Ihres Briefes neun Tage verflossen sind, wird die uns gütigst gegebene noch übrige Zeit, nämlich elf Tage, kaum ausreichen. Ich kann Ihnen daher nur für Ihre und die guten Absichten derjenigen, die Sie gesandt haben, danken, und muß es Ihnen überlassen, ob Sie auf uns warten können oder lieber nach Ablauf der 20 Tage aufbrechen wollen.

Ich begreife vollständig die Schwierigkeiten, um für Ihre Leute Lebensmittel und Proviant zu beschaffen, und es thut mir sehr leid, daß die kurze Zeit, welche Sie mir geben müssen, nicht ausreicht, um Ihnen von hier Vorräthe zu senden.

Da Herr Jephson mit diesem Dampfer abfährt und mir freundlichst versprochen hat, Ihnen dieses Schreiben zu überbringen, benutze ich die Gelegenheit, um Ihnen die große Hülfe und Unterstützung, die seine Gegenwart mir gewesen ist,

zu bezeugen. Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er einen so großartigen Muth, eine so unerschütterliche Freundlichkeit und Geduld bewiesen, daß ich nicht umhin kann, ihm jeden Erfolg im Leben zu wünschen und ihm für alle seine Langmuth zu danken. Da ich Sie wahrscheinlich nicht mehr sehen werde*, möchte ich Sie bitten, seinen Verwandten von meinem Dank an ihn und sie Mittheilung zu machen.

Ehe ich schließe, bitte ich Sie mir zu gestatten, aufs neue Ihnen, Ihren Offizieren und Mannschaften meinen herzlichsten Dank auszusprechen und Sie zu ersuchen, meine ewige Dankbarkeit den freundlichen Leuten zu übermitteln, welche Sie uns zu Hülfe gesandt haben. Möge Gott Sie und Ihre Truppen schützen und Ihnen eine glückliche, rasche Heimreise geben.

Ich bin, geehrter Herr,

Ihr gehorsamer Diener

Dr. Emin Pascha.

---

* Ich weiß nicht, was den Pascha veranlaßt hat, in diesem melancholischen Tone zu schreiben, da ich mich bemüht hatte, so deutlich, wie der Mund es aussprechen und die Feder es schreiben kann, ihm auseinanderzusetzen, daß wir uns als seine Diener betrachteten und uns für verpflichtet hielten, ihm jede in unserer Macht stehende Hülfe zu leisten, vorausgesetzt, daß er nur seine Wünsche klar und bestimmt ausspräche.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Emin Pascha und seine Offiziere treffen in unserm Lager bei Kavalli ein.

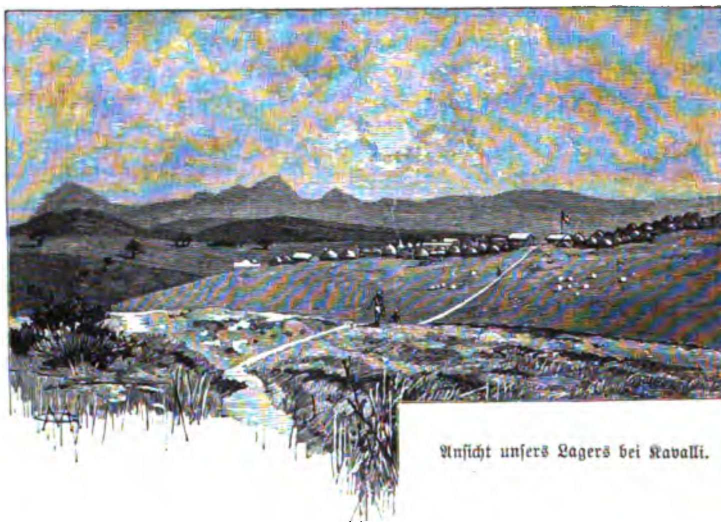
Lieutenant Stairs und seine Karavane werden geholt. — Pläne behufs Befreiung Emin's aus Tunguru. — Unterredungen mit Jephson, aus denen ich einen ziemlich genauen Begriff von der Lage der Dinge erhalte. — Die Rebellenoffiziere in Wadelai. — Dieselben setzen Emin in Freiheit und begeben sich mit den Dampfern „Khedive" und „Nyanza" nach unserm Lager bei Kavalli. — Die Ankunft Emin Pascha's. — Stairs und seine Karavane treffen bei Masamboni ein. — Charakteristisches Schreiben Jephson's, der beauftragt ist, Emin und seine Offiziere vom See nach Kavalli zu begleiten. — Ein kurzes Billet vom Pascha. — Ankunft der Karavane Emin Pascha's. — Große Parade außerhalb des Lagers. — Im großen Diwan. — Selim Bey. — Stairs langt mit Haufen von Waaren im Lager an. — Herr Bonny wird nach dem Njansa hinabgesandt, um Gepäck heraufzubefördern. — Text meiner Botschaft an den Rest der Rebellenoffiziere in Wadelai. — Ein Billet von Herrn Bonny. — Ankunft des griechischen Kaufmanns Signor Marco. — Selbstmord des Sansibariten Mrima. — Die benachbarten Häuptlinge versorgen uns mit Trägern. — Kapitän Nelson bringt das Gepäck Emin's herauf. — Vereinbarungen mit den Häuptlingen vom Ituri bis zum Njansa. — Der Häuptling Kabba-Rega. — Die Tochter Emin Pascha's. — Selim Bey erhält ein Schreiben von Fadl el Mulla. — Der Pascha wird zum Naturforscher und Meteorologen der Expedition ernannt. — Der Pascha ein Materialist. — Ankunft Dr. Hassan's. — Inspection des Lagers. — Ankunft Kapitän Casati's. — Bonny bringt Auasch Effendi und sein Gepäck herauf. — Der seltenste Arzt der Welt. — Entdeckung einiger Schimpansen. — Der Pascha in seinem Berufe als „Sammler". — Messungen an den Zwergen. — Weshalb ich von Emin bei der Beurtheilung seiner Leute abweiche. — Verschiedene Märsche vom Lager nach dem See, um das Gepäck heraufzuschaffen. — Klagen der Sansibariten. — Die Rädelsführer. — Hassan Bakari. — Die ägyptischen Offiziere. — Unterredung mit Schukri Aga. — Die Flora der Balegga-Berge. — Der Häuptling von Usiri tritt unserm Bunde bei. — Unterhaltung mit Emin über Selim Bey und Schukri Aga. — Ansprache an Stairs, Nelson, Jephson und Parke in Gegenwart Emin Pascha's. — Ihre Antwort. — Billets an Selim Bey und Schukri Aga.

Am 7. Februar beschloß ich, Lieutenant Stairs und seine Karavane holen zu lassen, und sandte Raschid mit 35 Mann ab, um von Masamboni hundert Träger zur Unterstützung der Genesenden zu besorgen. Ich beabsichtigte nämlich, die Expedition in Kavalli zu sammeln

und inzwischen Briefe an Emin Pascha zu schicken und ihm vorzuschlagen, er möge

1) einen Dampfer nehmen, diejenigen Leute, welche Tunguru zu verlassen wünschten, einschiffen und nach unserm Lager am Seeufer fahren, wo wir den Dampfer mit Sansibariten bemannen könnten, um prompt etwa weiter nothwendig werdende Transporte auszuführen; falls dies nicht ausführbar war,

2) über Land nach der Station Mswa marschiren und mir dann nach seiner Ankunft durch ein Kanoe Mittheilung zugehen zu lassen; wenn dies nicht möglich war,



Ansicht unsers Lagers bei Kavalli.

3) in Tunguru bleiben und mich durch den Häuptling Mogo wissen lassen, ob er eine Entsatztruppe gebrauchte.

In letzterm Falle beabsichtigte ich nach der Ankunft des Lieutenants Stairs mit 300 Gewehrträgern und 2000 eingeborenen Hülfstruppen durch Melindua nach der Station Mswa und von dort nach Tunguru zu marschiren, um den Pascha mit Gewalt zu befreien. Es war aber absolut nothwendig, daß ich klar und deutlich erfuhr, was der Pascha wünschte. Sein Schreiben vom 27. Januar ließ seine Neigung erkennen, etwas weichherzig und melancholisch zu sein, was ganz das Gegentheil war von dem, was ich als Antwort auf die in meinem formellen Schreiben vom 18. Januar enthaltene bestimmte Frage erwartet hatte: ob er geneigt sei, unser Geleit und unsern Beistand

für den Marsch nach Sansibar anzunehmen, oder ob er mir vorschlagen könne, in welcher Weise ich mich ihm nützlich machen oder wirksame Hülfe zu leisten vermöge. Wenn er mir seinen Wunsch positiv mittheilte, versprach ich ihm, mir alle Mühe zu geben, um ihm behülflich zu sein.

Als ich bemerkte, daß der Pascha weder mein Schreiben an Herrn Jephson, das er lesen sollte, noch meinen formellen Brief vollkommen verstanden hatte, machte ich mich daran, ihm einen weitern Brief in reinem Geschäftsstile zu schreiben, den jedermann in seiner Armee begriffen haben würde; allein als ich ihn Jephson vorlas, schien dieser starr darüber zu sein.

Da es nicht meine Absicht war, selbst die zarteste Empfindlichkeit von irgendjemand, und am wenigsten des Paschas zu verletzen, so schrieb ich einen andern in einem Stile, den sogar Chesterfield vermuthlich als den richtigen Ton bezeichnet haben würde und den mein Freund Jephson „reizend", „nett" und „außerordentlich sanft" fand. Am 8. Februar schickte ich die Boten mit dem Schreiben nach dem See hinab.

Während meiner Unterhaltungen mit Herrn Jephson, der, beiläufig erwähnt, ein ausgesprochener Eminist war, gewann ich von Tag zu Tag einen richtigern Begriff von der Lage der Dinge. Herr Jephson hatte sich, wie ich bemerkte, während seines zwangsweisen Aufenthalts bei dem Pascha eine bestimmte Gewohnheit angeeignet, über die man lächeln mußte und welche darin bestand, daß er bei der Unterhaltung über die Provinz zwischen vernichtende Aeußerungen kluge Bemerkungen einschob, wie z. B.: „Nun, Sie wissen ja, der arme liebe Pascha! Er ist ein lieber alter Junge, wissen Sie. Auf mein Wort! Ich kann nicht umhin mit dem Pascha zu sympathisiren, er ist ein so guter, lieber Mensch" u. dgl. Sie dienten zur Illustrirung von Charakterzügen und bewiesen, daß Jephson jedenfalls ein freundliches Herz und daß das, was er gesehen und gehört hatte, seine Hochachtung vor dem Pascha nur noch vermehrt hatte. Wenn er aber von den Aegyptern sprach, nahm er das fürchterlichste Wörterbuch zu Hülfe und belegte sie mit Bezeichnungen, wie „unverfälschte Schurken, lasterhafte Buben, verrätherische Hunde, gewissenlose Bösewichter" u. dgl. Die Aegypter waren „Thiere mit Fuchsnatur", die Sudanesen „brutal dumm". Ein Oberbeamter hatte im Arsenal von Chartum die Rechnungen gefälscht und 1500 Peitschenhiebe erhalten; ein anderer war dabei betroffen worden, als er Schießpulver mit pulverisirter Holzkohle vermischte und Remington-

patronen damit füllte. Ein Major war wegen Verkaufs von Regierungsvorräthen verurtheilt worden; andere waren, weil sie verschiedene Verbrechen, wie Brandstiftung, Mord u. s. w. begangen hatten, nach dem Sibirien am Aequator gesandt worden; andere hatte man dorthin verschickt, weil sie an der Rebellion Arabi's betheiligt gewesen waren, und es wurde mir klar, daß welche zuversichtliche Hoffnungen der Pascha auch gehegt haben mochte, er bei seinem gezwungenen Verkehr mit den unter seiner Autorität stehenden vom Gesetze Ausgestoßenen sehr oft seiner Macht gemistraut haben muß. Solange in der Anwesenheit Gordon's in Chartum noch ein Rest der herrschenden Gewalt und eine über Allen stehende Persönlichkeit von strenger Gerechtigkeit vorhanden war, konnten die zur Strafe hingeschickten Sklaven noch etwas unter Controle gehalten werden, obwol Gessi Pascha schon im Jahre 1879 zahlreiche Beschwerden Emin's an Gordon befördert hat, allein als sich die Nachricht, daß Chartum gefallen und der Generalgouverneur erschlagen sei, in der Provinz verbreitete und jegliche Spur der ägyptischen Regierung verschwand, machte die den Aegyptern angeborene Unbotmäßigkeit und die thierische Halsstarrigkeit der Sudanesen sich Luft und zeigte sich in der vollständigen Nichtachtung der Ordnung und in boshaften Vergehen. Emin war jetzt nur noch dem Namen und Titel nach Pascha; die Regierung war versteinert, die Ordnung todt. Mancher würde vielleicht an Emin's Stelle sich angeekelt gefühlt, die Beispiele der offenen Verachtung der Befehle als Entschuldigung für seinen Rückzug benutzt, etliche Getreue gesammelt, sich nach einem kleinen Posten, wie die Station Mswa im äußersten Süden, begeben, freimüthig über das Geschehene berichtet und um Hülfe und Instructionen nachgesucht haben. Andere würden auch den Dienst und die Disciplin ohne Rücksicht auf die Folgen bis zum äußersten Ende durchgeführt haben; wieder andere wären mit denen, welche die Arena der beständigen Zwietracht zu verlassen geneigt waren, weitergezogen und hätten ein Reich oder ein Königthum gebildet und sich dann an die civilisirte Welt um Hülfe gewendet, die ihnen auch sicher zutheil geworden wäre. Noch andere endlich hätten, wie Emin, die Zeit abgewartet und gehofft. Die Menschen ernten jedoch nur, was sie gesäet haben; wie die Saat, so die Ernte.

Aber während wir uns über den muthmaßlichen Entschluß des Paschas unterhielten und auf die Ankunft der Colonne des Lieutenants Stairs warteten, traten uns unbekannte Ereignisse ein, welche die Sache sowol für uns wie für Emin entschieden.

Die in Wadelai versammelten Rebellenoffiziere hatten, während Jephson sich auf dem Wege zu uns von Tunguru nach Süden befand, von unserer Ankunft am See gehört und das Gerücht hatte unsere Macht vergrößert. Wir hatten mehrere hundert Sansibariten und Verbündete und waren mit Schnellfeuergeschützen und Magazingewehren bewaffnet. Die ägyptische Regierung in Chartum war todt und an ihrer Stelle ein Khalif mit unwiderstehlichen Armeen fest eingesetzt. Unter den Offizieren befanden sich Agenten der Mahdisten und Verräther und die übrigen waren gleichgültig; Emin war abgesetzt und Gefangener. Wer hat, dem wird gegeben. Wie ein rollender Schneeball zieht die Macht, wenn sie erst einmal feststeht, an und wächst, eine vereinzelte Schneeflocke schmilzt. Emin war die Schneeflocke, der Khalif von Chartum der rollende Schneeball.

Es ist daher leicht, die Motive der Offiziere, welche erklärte Rebellen sind und Verräther und Mahdisten unter sich haben, die ihre Berathungen beeinflussen, zu verstehen und die natürlichen Folgen vorherzusagen. Sie werden um die Gunst des Khalifen buhlen, indem sie ihre vorgeblichen Befreier, ihren frühern Pascha und seine weißen Gefährten verrathen und in seine Hände bringen, um dafür Ehre und Ruhm zu erringen. Für die Schnellfeuergeschütze, die Magazin- und Remingtongewehre und einen Trupp weißer Gefangener würde der Khalif sie hübsch belohnen, diejenigen, welche an der Gefangennahme derselben hauptsächlich betheiligt waren, zu Ehre und Geld bringenden Stellungen befördern und sie mit Staatskleidern ausstatten. Leider aber ist eine Schwierigkeit vorhanden. Wie wollen sie Zutritt zum Lager ihrer Befreier erlangen, wenn diese hören, daß der Pascha gefangen genommen und ihr Freund Jephson so grausam behandelt worden ist? „Nichts leichter als das“, sagt einer; „laßt uns eine Deputation an den Pascha senden, ihn demüthig um Verzeihung anflehen und versprechen, daß wir ihn wieder in seine Macht einsetzen wollen; Emin ist so gutmüthig, daß er unsere Vergehen bereitwillig verzeihen und sich erbieten wird, uns bei seinen Freunden als Reumüthige einzuführen, die, der Schwierigkeiten müde, nur noch ihrer großen Regierung ihren Gehorsam und ihre Loyalität zu beweisen streben. Einmal im Lager der Fremden, können wir selbst sehen, was weiter geschehen muß, und wenn wir uns dann entschließen, den Trupp Weiße und ihre Begleiter gefangen zu nehmen, wird nichts leichter als das sein, da alle weißen Männer weichherzige Schwachköpfe sind. Jedenfalls ist es klug, zwei Wege zu haben, unter denen man wählen

kann. Ist der Khalif unbarmherzig und verfolgen die Danagla uns mit der ihnen eigenthümlichen Wuth, sodaß das Thor seiner Gnade uns verschlossen ist, so können wir unsere Zuflucht noch zum Lager der weißen Männer nehmen, durch scheinbaren Gehorsam jeden Argwohn entwaffnen und sie benutzen, um für uns ein Land des Ueberflusses zu finden, wo wir uns plötzlich in den Besitz ihrer Waffen setzen und sie entweder als Bettler davonjagen oder die Weißen erschlagen und ihre Begleiter zu Sklaven machen."

Man kann sich den donnernden Applaus vorstellen, mit welchem dieser ägyptische Sohn des Beelzebub begrüßt worden ist, als er seine Rede beendet hatte. Mag eine solche Rede aber gehalten sein oder nicht, jedenfalls schickten die Offiziere eine aus 14 der Ihrigen bestehende Deputation an den Pascha. Die Abgesandten küßten Emin die Hand, gestanden, demüthig um Verzeihung bittend, ihre Schandthaten ein, erboten sich, ihn in seine Stellung als Gouverneur wiedereinzusetzen und flehten ihn an, sie nach dem Lager Stanley's bei Kavalli zu begleiten und für sie zu sprechen, und der Pascha erfüllte ihre Bitte mit Freuden. Er schiffte sich auf dem Dampfer „Khedive" ein, die Flüchtlinge drängten sich mit ihren Besitzthümern und Gepäckstücken auf das Schiff, Kapitän Casati war mit seinen Begleitern auch gekommen, der „Nyanza" wurde in derselben Weise befrachtet und mit allen Ehrenbezeigungen wurde der Pascha nach Mswa gebracht. Auf dieser Station begegnete er den Boten mit meinem letzten Schreiben, worauf er, nachdem er dasselbe gelesen hatte, die Fahrt nach unserm Lager am See fortsetzte.

Während Jephson und ich uns am Abend des 13. Februar bei unserer Mahlzeit befanden, kamen Boten und überbrachten uns ein Schreiben von Emin Pascha.

Lager, 13. Februar 1889.

Herrn Henry M. Stanley, Befehlshaber der Entsatz-Expedition.

Geehrter Herr!

In Erwiderung Ihres Schreibens vom 7. d. M., für welches ich Ihnen meinen besten Dank auszusprechen mir erlaube, habe ich die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß ich gestern Nachmittag 3 Uhr hier eingetroffen bin mit meinen zwei Dampfern, welche die erste Abtheilung der Leute beförderten, die dieses Land unter Ihrer Escorte zu verlassen wünschen. Sobald ich Vorkehrungen für das Obdach meiner Leute getroffen habe, werden die Dampfer nach der Station Mswa zurückkehren, um eine weitere Schar von auf Beförderung wartenden Leuten zu holen.

Bei mir befinden sich etwa 12 Offiziere, welche den dringenden Wunsch hegen, Sie zu sehen, und nur 40 Soldaten. Sie sind unter meinem Befehl ge-

kommen, um Sie zu bitten, ihnen etwas Zeit zu lassen, damit sie ihre Brüder, wenigstens diejenigen, welche das Land zu verlassen bereit sind, aus Wadelai mitzubringen im Stande sind, und ich habe ihnen versprochen mein Möglichstes zu thun, um ihnen zu helfen. Nachdem die Lage der Dinge sich einigermaßen geändert hat, werden Sie im Stande sein, ihnen alle Bedingungen aufzuerlegen, welche Sie für geeignet halten. Zur Besprechung derselben werde ich mit den Offizieren, sobald ich für das Lager gesorgt habe, von hier nach Ihrem Lager aufbrechen, und wenn Sie Träger senden, so könnte ich einige derselben gebrauchen.

Ich hoffe von ganzem Herzen, daß die großen Schwierigkeiten, welche Sie zu bestehen gehabt haben, und die großen Opfer, welche Ihre Expedition gebracht hat, um uns zu helfen, durch einen vollen Erfolg in der Befreiung meiner Leute belohnt werden mögen. Die Woge des Wahnsinns, welche das Land überflutet hat, ist verschwunden, und der Leute, welche jetzt mit mir kommen, dürfen wir sicher sein.

Signor Casati bittet mich, Ihnen für das ihm bewahrte freundliche Andenken bestens zu danken.

Gestatten Sie mir nochmals meinen herzlichsten Dank auszusprechen für das, was Sie bisjetzt für uns gethan haben, und betrachten Sie mich als

Ihren ganz ergebenen

Dr. Emin.

Der Pascha glaubt offenbar, daß seine Leute ihm noch treu sind. Er sagt: „Sie werden im Stande sein, ihnen alle Bedingungen aufzuerlegen, welche Sie für geeignet halten“ ... „Der Leute, welche jetzt mit mir kommen, dürfen Sie sicher sein.“

Das hoffe ich, allein wenn die Hälfte von dem wahr ist, was Jephson sagt, dann muß der Pascha größeres Vertrauen zu ihnen haben, als ich über solches verfüge. Indeß, wenn „die Woge des Wahnsinns verschwunden“ ist, um so viel besser. Ende gut, alles gut. Jephson wird morgen mit 50 Bewaffneten nach dem See hinabgehen, um den Pascha und seine Offiziere nach dem Plateau heraufzubegleiten; auch werde ich Boten an Stairs bei Masamboni schicken, damit er seine Colonne rasch herbeibringt und wir alle zur Hand sind, um unsern Rebellenfreunden zu imponiren durch die Art und Weise, wie unsere wilden phantastischen Krieger-Träger auf Commando sich aufstellen.

16. Februar. Erhielt ein Schreiben von Stairs, der mir seine Ankunft bei Masamboni mittheilt und sagt, er könne am 17. oder 18. d. M. eintreffen. Er schreibt: „Wir freuten uns sämmtlich im Lager am Ituri über die Ankunft Ihrer Boten mit dem Führer Raschid, der uns die Nachricht brachte, daß Jephson bei Ihnen sei. Dagegen schienen die Mittheilungen über Emin Pascha sehr düster zu sein. Ihr Brief von heute Morgen beseitigt jedoch jede böse Vorahnung, und

wir hoffen jetzt alle, sehr bald im Stande zu sein, mit Ihnen nach Sansibar zu eilen."

Meine Güte, wie ungeduldig die jungen Leute sind! Ich bin neugierig, ob wir in drei Monaten fortkommen werden!

Ein weiterer Bote von Jephson traf mit einem seiner charakteristischen Schreiben ein.

Lager bei Were, Albert-Njansa, 15. Februar 1889.

Geehrter Herr!

Ich erreichte gestern dieses Lager, doch trafen wir erst gegen Morgen ein, da die Eingeborenen uns auf einen sehr langen Weg geführt hatten.

Wir fanden den Pascha, Casati, Marco, den Apotheker Vita und mehrere Offiziere und Beamte, die an einer sehr netten Stelle ungefähr 3 km nördlich von unserm alten Lagerplatze, wo wir dem Pascha zuerst begegneten, ihr Lager aufgeschlagen haben.

Nach meiner Ankunft fragte ich, nachdem ich Ihren Brief abgegeben und Neuigkeiten erzählt und mir hatte erzählen lassen, den Pascha, wann er zu marschiren beabsichtigte. Er erwiderte, er müsse erst mit seinen Offizieren sprechen. Heute Morgen wurde eine Versammlung berufen, in welcher beschlossen wurde, daß wir morgen nach Kavalli aufbrechen und zwei Tage unterwegs zubringen wollten.

Der Pascha will Ihnen einen Besuch abstatten, vielleicht etliche Tage bei Ihnen im Lager bleiben und dann zurückkehren, um seine Tochter und den Rest seiner Lasten zu holen, die etwa 200 zählen und aus Hirse, Salz, Sesam ꝛc. bestehen. Die Offiziere werden nur 20 Lasten mitbringen, weil sie einzig wegen der Herbringung ihrer Truppen und Besitzthümer mit Ihnen reden wollen. Die Beamten bringen alle ihre Lasten mit und bleiben hier.

Beide Dampfer kehren am 18. Februar nach Mswa zurück, um den Rest der Leute und Waaren dieser Station zu holen, und Getreidevorräthe für das Lager am See mitzubringen.

Bei der Ankunft der Dampfer in Mswa werden die Irregulären, etwa 50 Mann, mit den Frauen, welche tüchtig laufen können, über Land nach Kavalli marschiren; die Dampfer werden nach ihrer Rückkehr hierher sofort die Offiziere bis nach Wadelai hinabbringen.

Der Pascha hat 60 Elefantenzähne mitgebracht; dieser Ueberschuß wird ohne Zweifel von Nutzen sein. Obwol wir einen Tag Aufenthalt haben, bedauere ich dies doch nicht, da sowol die Sansibariten als auch ich gestern bei der Ankunft nahezu vollständig erschöpft waren, und ich fürchte, daß wenn wir heute aufgebrochen wären, viele schlimme Füße bekommen haben würden. Trotz unserer Ermattung stürzten aber die Sansibariten mit dämonischem Geheul wild ins Lager. Sie machten die gewöhnlichen tollen Uebungen gegen imaginäre Feinde und stellten sich dann in gerader Linie vor dem Pascha auf. Auch die Soldaten marschirten in correcter Form auf und salutirten ihn. Er war sehr erfreut und bat mich, ihnen einige Dankesworte für alle die Mühen zu sagen, deren sie sich unterzogen hätten, um ihn zu retten, was ich auch, so gut ich es vermochte, in meinem gebrochenen Kisuaheli that. Der Pascha ließ durch sämmtliche Frauen Korn mahlen, und ich theilte ihnen allen, Sudanesen, Manjema und Eingeborenen, je zwei

Tassen voll aus. Heute haben der Jäger Saat Tato und ein anderer zwei Kudu-Antilopen und einen Springbock mitgebracht, sodaß wir reichlich zu essen haben. Es amusirte mich sehr, zu sehen, wie die faulen, häßlichen Sudanesen die Sansibariten bei ihren tollen Sprüngen anstarrten, mit einem Ausdruck, als wollten sie ungefähr sagen: Was mögen diese lärmenden, unbotmäßigen Sansibariten für eine Sorte Menschen sein?

Ich finde Casati unmöglicher als je. Als ich ihn fragte, ob er morgen mit uns gehen würde, erwiderte er, er wolle lieber noch warten. Dann erkundigte ich mich: „Wie viele Lasten haben Sie?" „O", antwortete er, „Sie wissen, ich habe nur sehr wenig. Mir wurde alles von Kabba-Rega genommen. Ich brauche vielleicht 80 Träger."

Der Apotheker Vita braucht 40, der griechische Kaufmann Marco 60, sodaß in dieser Weise unsere Sansibariten zwischen hier und Kavalli umgebracht werden. Der Pascha machte Casati Vorstellungen, daß derselbe alle seine Mahlsteine, irdenen Töpfe, Bettstellen für seine Diener und Weiber u. s. w. mitnähme, worauf derselbe sagte:

„Herr Stanley hat sich erboten, alle unsere Lasten zu befördern."

Diese Leute haben kein Gewissen und würden unsere so lange schon leidenden Leute lieber unter den Bürden zusammenbrechen sehen, als eine einzige Last Kehricht, die sie zurückzulassen gezwungen sind, fortzuwerfen.

Wie der Pascha mir sagt, war Casati gegen die Abreise von Tunguru, trotz meines dringenden Schreibens und obgleich Schukri Aga Träger angeboten hatte, und that sein Möglichstes, um sein Hierherkommen zu hintertreiben, weil er es als „unpolitisch" betrachtete. Man kocht innerlich über die Selbstsucht dieser Leute und über ihre Unfähigkeit oder Abneigung, die Dinge so anzusehen, wie sie wirklich sind.

Das Gerücht von der Expedition des „weißen Mannes" nach Fallibek hat sich als Täuschung erwiesen, man hat nichts mehr davon gehört.

Casati weigert sich zu gehen, ehe er nicht genügend Träger hat, damit er und seine Waaren zusammen marschiren können. Der Pascha ist sehr ärgerlich darüber.

Das Boot, der „Advance", ist mit Bolzen ganz wie unsere eigenen sehr gut wieder ausgeflickt worden. Ich gehe heute Abend an Bord des Dampfers, um etliche Schraubenschlüssel und wenn möglich einige Reservebolzen zu erlangen. Der Pascha hat die leichten Ruder, die zu Gordon's Kautschukboot gehört haben, mitgebracht, sodaß die Ruder jetzt wieder vollzählig sind.

Der Pascha, Casati und die Offiziere bitten mich, Ihnen ihre Grüße zu senden.

Ich bin u. s. w.

A. J. Mounteney Jephson.

Der Pascha 200 Lasten! Casati, der alles verloren hat, 80 Lasten! Der Apotheker Vita 40 Lasten! Der Grieche Marco 60 Lasten! Zusammen 380 Lasten für vier Personen! Allerdings habe ich versprochen, alles nach dem Lager auf dem Plateau hinaufzuschaffen, aber Mahlsteine! Nun, wenn ich ein solches Versprechen gegeben habe, muß ich es wol auch halten. Indessen schadet es nichts, wenn Herr Jephson etwas kocht.

Vom Pascha erhielt ich folgendes Schreiben:

Geehrter Herr!

Nachdem Herr Jephson gestern mit Ihren Leuten eingetroffen ist, beabsichtigen wir morgen früh aufzubrechen; ich werde also übermorgen das Vergnügen haben, Sie zu sehen. Meine Leute wünschen dringend aus Ihrem eigenen Munde zu hören, daß ihr früheres thörichtes Benehmen Sie nicht hindern wird, sie zu führen.

Ich bin Ihnen für Ihren freundlichen Brief*, den Herr Jephson mir übergeben hat, sehr verpflichtet und hoffe, daß der Umstand, daß ich in meinen Gemüthsstimmungen etwas afrikanisch bin, unsere freundschaftlichen Beziehungen nicht stören wird.

Nochmals, geehrter Herr, meine besten Wünsche und betrachten Sie mich als

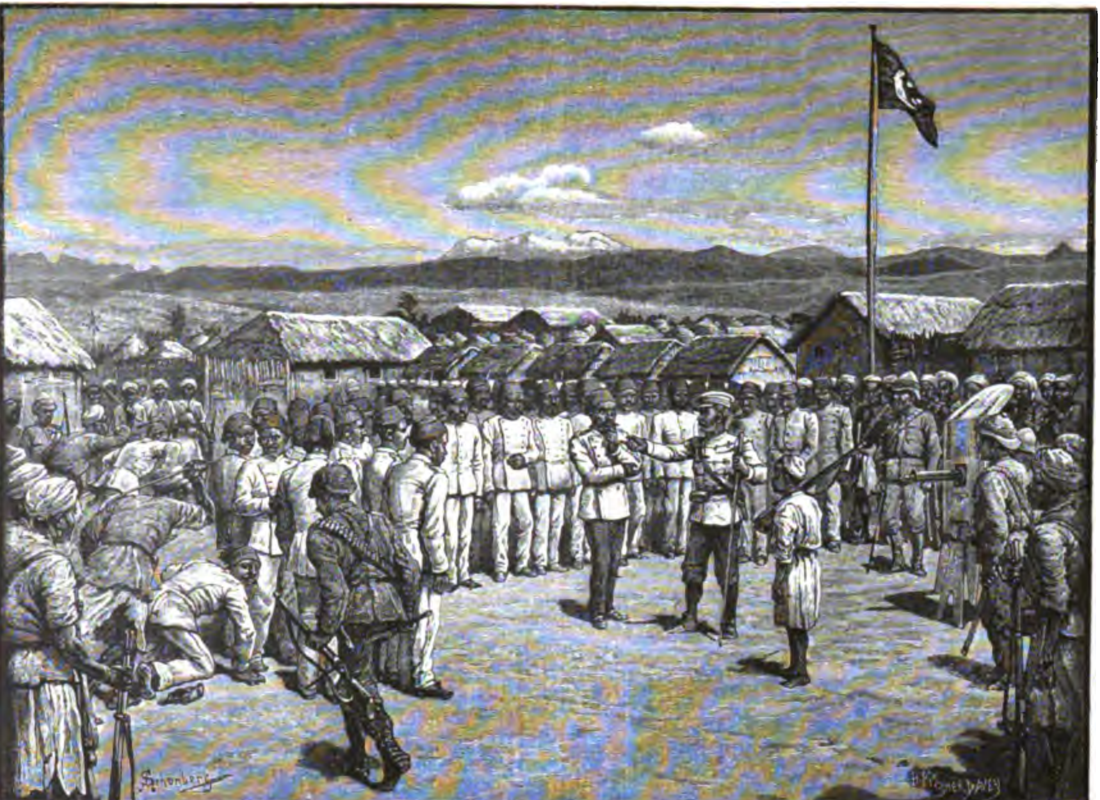
Ihren ganz ergebenen

Dr. Emin.

17. Februar. Die Karavane Emin Pascha's, bestehend aus etwa 65 Personen, traf gegen Mittag im Lager ein. Die Offiziere, welche die Deputation der meuterischen Truppen in Wadelai bilden, werden von Selim Bey geführt, der vom Pascha zum Bey befördert worden ist. Er ist 1,8 m groß, von großem Umfange, etwa 50 Jahre alt und so schwarz wie Steinkohle; ich bin fast geneigt, ihn gern zu haben, denn der böswillige, auf Tod sinnende Verschwörer ist stets mager. Ich lese aus den Zügen dieses Mannes Indolenz und die Neigung, seine thierische Natur zu hätscheln. Er ist ein Mann, der sich leiten läßt, aber kein Verschwörer. Füttere Selim Bey mit guten Speisen und gib ihm reichlich zu trinken, dann wird er treu sein. Siehe, das schläfrige Auge eines Mannes mit vollem Magen! Er ist ein Mann, der ißt, trinkt und schnarcht, den Träumer im Bett spielt, mit niedergetretenen Schuhen im Schlafzimmer tändelt, funfzigmal täglich nach Kaffee und massenweise nach einheimischem Bier ruft, trinkt, lächelt, wieder schläft, und in derselben Weise weiter bis zum Grabe. Die übrigen sind mager, von der Figur eines Cassius. Drei von ihnen waren Aegypter und hatten etwas von den Gesichtsformen Arabi's an sich, die andern sind schwarze Sudanesen.

Wir hielten außerhalb des Lagers große Parade ab, die Banner wehten, die Sansibar-Veteranen standen auf beiden Seiten des Pfades wie eine eiserne Mauer, die Manjema-Hülfstruppen sahen gleichsam

* Dieser freundliche Brief war in dem Chesterfield'schen Stile geschrieben, welchen mir Herr Jephson so sehr empfohlen, da sein scharfer Verstand die außerordentlich zarte Empfindlichkeit des Paschas entdeckt hatte.



Ansprache an die Rebellenoffiziere in Kavalli.

wie die Irregulären aus, während die Eingeborenen von Kavalli und aus der Nachbarschaft sich zu Hunderten hinter den Linien aufgestellt hatten.

Der Pascha, eine kleine, sehnige Gestalt und trotz seines Fes und der weißen Kleidung wie ein Professor der Jurisprudenz aussehend, wurde durch diese beiden Linien nach dem großen freien Platz des Lagers und direct nach der Barsah geführt.

Die Offiziere erregten in ihren nagelneuen, selten an die Luft gekommenen Uniformen große Sensation. Die Eingeborenen blickten sie verlangend an und schauten ihnen mit offenem Munde und weitgeöffneten Augen nach.

Vor dem Barsah-Hause stellte ich den Pascha den Offizieren in förmlicher Weise vor. Wir grüßten uns, erkundigten uns gegenseitig ängstlich nach dem Befinden und sprachen unsere Befriedigung darüber aus, daß wir keine Besorgniß vor Schwindsucht, Harnruhr oder Dysenterie zu haben brauchten und ohne Furcht vor diesen Krankheiten morgen bei einem großen Diwan uns wiedersehen könnten, wo jeder die Güte haben würde, die geheimsten Wünsche seines Herzens auszusprechen.

18. Februar. Heute wurde großer Diwan abgehalten. Jeder Anwesende war in seine beste Uniform gekleidet. Nach dem Austausch zierlicher Complimente und nachdem Kaffee gereicht war, bat ich den Pascha, er möge die Güte haben und die Deputation fragen, ob sie ihre Botschaft gefälligst mittheilen wolle, oder ob sie vorzöge, daß ich zuerst auseinandersetzte, welchen Zweck diese Versammlung von Angehörigen von zwanzig Ländern an den Küsten ihres Sees habe.

Sie sagten durch den Pascha, der ein vorzüglicher Dolmetscher ist und die Kunst versteht, alle strengen Worte, die ein einfacher Angelsachse vielleicht gebraucht, zu mildern, sie würden mit großem Vergnügen mich zuerst hören.

„Nun", sagte ich, „dann öffnen Sie Ihre Ohren, damit die Worte der Wahrheit eindringen können. Die Leute in England haben, als sie von Ihrem frühern Gast Dr. Junker hörten, daß Sie sich in schwerer Noth befänden und großen Mangel an Munition litten, um sich gegen die Ungläubigen und Anhänger des falschen Propheten zu vertheidigen, Geld gesammelt und dasselbe mir anvertraut, um Munition zu kaufen und sie zu Ihnen zu bringen, damit Ihrem Mangel abgeholfen werde. Aber als ich durch Aegypten kam, bat der Khedive mich, Ihnen zu sagen, Sie sollten das Land verlassen, wenn Sie dies

wünschten; wenn sie aber vorzögen, hier zu bleiben, so stände es Ihnen frei, zu handeln, wie Sie es für am besten hielten. Wenn Sie das letztere wählten, so verzichte er auf jede Absicht, Sie in irgendeiner Weise zu zwingen. Sie werden daher gefälligst nur Ihre eigenen Wünsche zu Rathe ziehen und sagen, was in Ihrem Herzen verborgen liegt."

Nachdem der Pascha ihnen alles übersetzt hatte, entstand ein allgemeines Gemurmel von „Chweis" (Gut).

Dann sagte Selim Bey, der höchste Offizier:

„Der Khedive ist sehr gnädig und freundlich. Wir sind die ergebensten und treuesten Unterthanen Sr. Hoheit. Wir können nicht den Wunsch haben, hier zu bleiben. Wir sind in Kairo zu Hause und wünschen nichts sehnlicher, als das Land unserer Geburt wiederzusehen. Fern sei es von uns, hier bleiben zu wollen. Welchen Gewinn können wir hier haben? Wir sind Offiziere und Soldaten Sr. Hoheit. Er hat nur zu befehlen und wir gehorchen. Diejenigen, welche unter den Heiden hier leben wollen, mögen es thun; wenn sie zurückgelassen werden, ist es ihre eigene Schuld. Wir sind von unsern Brüdern und Freunden abgesandt worden, um Sie zu bitten, daß Sie uns nur Zeit lassen möchten, unsere Familien zu sammeln, sodaß wir uns in Ihrem Lager sammeln und heimwärts aufbrechen können."

Dann zogen sie ein Schriftstück hervor, welches in der Uebersetzung lautet:

An Se. Excellenz den Gesandten unserer Großen Regierung
Herrn Stanley.

Als Selim Bey Mator, der Befehlshaber der Truppen dieser Provinz, hierher kam und uns den Brief zeigte, welchen Sie seinen Händen übergeben hatten, haben wir mit großer Freude Ihre glückliche Ankunft in dieser Provinz erfahren, und unser Wunsch, wieder zu unserer Regierung zu kommen, hat sich sehr vergrößert, und wir hoffen daher, daß wir mit Gottes Hülfe bald bei Ihnen sein werden, und haben, um Ihnen dies mitzutheilen, diesen Brief geschrieben.

Wadelai.

Mabruk Scherif	Lieutenant.	Abin Ahmed	Lieutenant.
Nur Abd el bein	"	Ismael Hussein	"
Mustapha Ahmed	"	Mohammed Abdu	"
Halid Abdallah	"	Halid Madjib	"
Faradj Sid Hamed	"	Ahmed Idris	"
Mursal Sudan	"	Rehan Raschid	"
Murdjan Adin	"	Rikas Hamed en Nil	"
Sabah el Hami	"	Halil Sid Ahmed	"
Bachit Mohammed	"	Faradj Mohammed	"

Ali el Kurdi	Lieutenant.	Murdjan Bachit	Hauptmann.
Ahmed Sultan	"	Surur Sudan	"
Fadl el Mulla Bachit	"	Abdallah Mausal	"
Dais el Bint Abdallah	"	Fadl el Mulla el Emin	"
Said Ibrahim	"	Ahmed el Dinkawi	"
Hussein Mohammed	Hauptmann.	Kadi Ahmed	"
Murdjan Idris	"	Said Abd es Sid	"
Mustapha el Adjemi	"	Bachit Bergut	Adjutant und Major.
Cher Yusuf es Said	"	Bilal Dinkawi	"

Ich sagte darauf: „Ich habe aufmerksam zugehört, was Sie gesprochen haben. Ich werde Ihnen ein schriftliches Versprechen geben, dahin gehend, daß ich Ihnen genügende Zeit lassen werde, damit Sie nach Wadelai gehen, Ihre Truppen sammeln und sie mit Ihren Familien auf den Dampfern einschiffen können. Der Dampfer braucht fünf Tage, um nach Wadelai zu fahren, und ebenso viel zur Rückreise. Ich werde Ihnen zu dieser Arbeit genügend Zeit lassen, und wenn ich sehe, daß Sie wirklich ernstliche Absichten hegen, bin ich auch gern bereit, die Zeit noch auszudehnen, damit wir bequem heimwärts marschiren können."

Selim Bey und seine Offiziere antworteten gleichzeitig: „Wir haben ernstliche Absichten und es ist keine Gelegenheit zur Verzögerung", womit ich in völliger Ueberzeugung mit ihnen übereinstimmte. Damit schloß die Versammlung. Ich schenkte ihnen und ihren Begleitern einen Ochsen zu Fleischrationen und 80 Liter Bier, und sandte ganze Lasten von süßen Kartoffeln und Bananen zu ihrem Unterhalt nach ihren Quartieren.

Gegen Mittag traf Stairs im Lager ein mit gewaltigen Reichthümern aller Art, fertiger Remington-, Maxim- und Winchestermunition, Schießpulver, Zündhütchen, Ballen von Taschentüchern, weißen baumwollenen und blauen Leinwandstoffen, gestreiften prächtigen Kleidern, Perlen aller Arten, Rollen von blitzendem Draht u. s. w. Es waren Sansibariten, Madi, Leute aus Ladó, Sudanesen, Manjema, Balegga, Bandussuma, Zwerge und Riesen, insgesammt 312 Träger.

Der Aufenthalt am Ituri hatte den Leuten sehr gut gethan. Als Dr. Parke ankam, segnete ich ihn im stillen, da er durch seine Aufopferung zu dieser stattlichen Zahl von Wiederhergestellten einen großen Theil beigetragen hatte.

Das Lager zählt jetzt über 500 Köpfe, und die Hütten dehnen sich an der einen Seite eines großen offenen Rechtecks von 180 m Länge und 55 m Breite aus. Da ein Feuer große Verheerungen

anrichten würde, ist zwischen den einzelnen Hütten ein ziemlich großer freier Raum.

19. Februar. Ich habe Herrn William Bonny mit 30 Gewehrträgern und 64 Bavira nach dem Njansa geschickt, um das Gepäck Signor Casati's, des Griechen Marco und des Dr. Vita Hassan zu holen. Ich beabsichtige in Zwischenräumen eine Compagnie Leute von unserm Lager, das oben auf dem Plateau, 1465 m über dem Spiegel des Meeres liegt, nach dem Seeufer hinabzusenden, das sich etwa 730 m über dem Meere befindet. Es ist ein langer, ermüdender Tagemarsch, doch wird die Reise hin und her in drei Tagen gemacht. Der Abhang des Plateaus ist sehr steil und steinig. Ich habe geschworen, zu nichtigen Zwecken nicht wieder hinabzusteigen, ich bin jetzt viermal hinab- und hinaufgeklettert, und würde ebenso gern Exercirübungen machen oder in der Tretmühle gehen, als den Weg nochmals unternehmen. Bonny wird natürlich neugierig sein, den See zu sehen, da er zum ersten mal hier ist.

Berief Selim Bey und seine Offiziere nach dem Barsah-Hause und übergab ihm meine Botschaft an die meuterischen Offiziere in Wadelai:

Salaams!

Da die Offiziere, Selim Bey und andere, Herrn Stanley gebeten haben, die Ankunft ihrer Freunde von Wadelai abzuwarten, läßt er, um Misverständnisse zu vermeiden, seine Antwort niederschreiben.

Herr Stanley und seine Offiziere können, da sie von dem Khedive ausdrücklich als Führer gesandt worden sind, um den Leuten, welche die Aequatorialprovinz zu verlassen wünschen, den Weg nach Kairo zu zeigen, nicht anders, als ihnen bereitwillig die Zeit zu lassen, die vernünftigerweise erforderlich ist, um alle zur Abreise mit ihm geneigten Leute zu versammeln.

Es muß jedoch unbedingt vorausgesetzt werden, daß alle Männer, welche mit Herrn Stanley zu gehen beabsichtigen, die Transportmittel für sich, ihre Familie und ihr Gepäck selbst zu besorgen haben. Hiervon kann keine Ausnahme gemacht werden, ausgenommen bei dem Pascha, Kapitän Casati und dem griechischen Kaufmann Namens Marco, bei den beiden letztern, weil sie Fremde sind und nicht in ägyptischen Diensten stehen.

Alle Offiziere und Mannschaften, welche dieses Land mit Herrn Stanley zu verlassen beabsichtigen, haben sich daher mit so viel Thieren und Trägern zu versehen, als sie für den Transport ihrer Kinder und Besitzthümer nöthig haben.

Sie werden ferner darauf achten, daß sie sich nicht mit überflüssigen Gegenständen belasten; Waffen, Kleidungsstücke, Munition, Kochtöpfe und Lebensmittel sind die einzigen Gegenstände, welche nothwendig sind.

Die Reservemunition, welche zum Gebrauch für den Pascha und seine Leute von Aegypten hierher gebracht worden ist, steht gemäß den Befehlen Sr. Hoheit des Khedive selbstverständlich nur dem Pascha zur Verfügung.

Herr Stanley wünscht es klar verstanden zu wissen, daß nur er für die Auffindung des richtigen Weges und die Verproviantirung aller Leute je nach der Natur des Landes verantwortlich ist.

Herr Stanley hält sich jedoch für moralisch verpflichtet, alles was in seiner Macht steht für die Behaglichkeit, Sicherheit und Wohlfahrt Emin Pascha's und seiner Leute zu thun und seine Freunde in allen Dingen nach seinen besten Kräften zu unterstützen.

Nach Ankunft dieser Antwort bei den Offizieren in Wadelai werden die für die Führung der Bevölkerung verantwortlichen Offiziere gut daran thun, eine allgemeine Berathung abzuhalten und diese Antwort in Erwägung zu ziehen, ehe sie sich auf den Weg machen. Diejenigen Leute, welche im Herzen der Ueberzeugung sind, daß sie den Muth und die Mittel haben, um die Aequatorialprovinz zu verlassen, werden sich bereit machen, um nach diesem Lager zu kommen wie der Pascha sie angewiesen hat. Diejenigen, welche bezüglich ihrer Kraft und Fähigkeit zum Marschiren Zweifel hegen, werden thun, was die Vorgesetzten beschließen.

Herr Stanley wird inzwischen im voraus ein Lager herstellen und dasselbe zum Empfange der Leute vorbereiten, welche fortgehen wollen.

Kavalli, 19. Februar 1889.

Henry M. Stanley,
Befehlshaber der Entsatz-Expedition.

20. Februar. Der am Ufer des Sees wohnende Häuptling Katonsa hat Boten nach dem Lager am Seeufer gesandt, um Kapitän Casati mitzutheilen, daß Kabba-Rega, der König von Unjoro, am 19. d. M. sein Vieh fortgenommen habe und sein nächstes Ziel das Lager Casati's sei.

Was daraus folgte, ersieht man aus nachstehendem Schreiben, welches ich soeben von Herrn W. Bonny empfing:

Auf den Wunsch von Signor Casati sende ich Ihnen dieses Schreiben. Er theilt seine eigenen Ansichten dem Pascha schriftlich mit. Er behauptet, Kabba-Rega's General habe irgendwo in der Nähe eine große Truppenmacht, und wünscht, daß ich noch einen Tag bleiben möchte, damit Sie mich verstärken könnten. Ich habe mich einverstanden erklärt, Ihnen einen Boten zu senden, aber abgelehnt, zu bleiben. Ich habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß wenn Gefahr vorhanden sei, ich meine Mannschaften nicht unnöthig riskiren könnte. Meine Leute werden heute Morgen mit den Lasten abmarschiren. Ich habe mich bemüht, Casati zu überreden, daß wenn er der Gefahr aus dem Wege zu gehen wünsche, er unter unserer Escorte nach dem Plateau marschiren könnte. Wenn Kabba-Rega's Leute mir unterwegs begegnen, hoffe ich ihnen begreiflich zu machen, daß sie mit einigen von Stanley's Leuten zusammengetroffen sind.

Der Ihrige u. s. w.

W. Bonny.

Der eingeborene Bote traf um 2 Uhr nachmittags mit dieser Meldung ein und sofort brachen der Pascha und seine Offiziere mit 60 Gewehrträgern und 60 Eingeborenen vom Plateau nach dem Lager am See-

ufer auf. Ich glaube nicht, daß die Wanjoro einen Einbruch in von uns beschütztes Gebiet gemacht haben, doch ist es immer besser, sicher zu gehen.

22. Februar. Der griechische Kaufmann Signor Marco, ein hübscher, männlich aussehender und von der tropischen Hitze stark gebräunter Herr, traf heute in Begleitung des Herrn Bonny ein. Marco findet, wie ich sehe, Geschmack an Behaglichkeit. In seinem Gefolge befinden sich Diener, welche Papagaien, Tauben, Bettstellen für sich und seinen Harem, schwere persische Teppiche, Matten aus Ochsenhaut, ungeheuere Körbe tragen und, o Schrecken! er hat thatsächlich über 300 Pfund Steine mitgebracht, die zum Zerreiben des Mais zu Mehl dienen sollen, als ob die Eingeborenen uns hier nicht jede beliebige Zahl von solchen Steinen leihen könnten. Außerdem hat er große 80 Liter fassende Töpfe zur Bereitung von Bier und zum Gebrauch als Wassergefäße mitgebracht. Wenn alle Flüchtlinge in ähnlicher Weise belastet sind, dann fürchte ich, werden wir Monate lang hier zu thun haben. Es war ein übereiltes Versprechen von mir, ihr gesammtes Eigenthum zu befördern. Ich werde noch eine Weile warten, um zu sehen, ob alle Offiziere, Beamte und Soldaten glauben, daß ich Steine als Gepäck betrachte.

23. Februar. Einer unserer Sansibariten, Mrima, der über den langsamen Fortschritt der Heilung eines großen, mächtigen Geschwüres ungeduldig wurde, hat sich heute mit einem Remingtongewehr erschossen. Der arme Teufel! Ich erinnere mich noch, was für ein fröhlicher, williger und behender Bursche er war.

Der Pascha schreibt mir, daß im Lager am See alles wohl ist.

24. Februar. Sandte 25 Gewehrträger unter der Führung des Anführers Wadi Chamis ab, um 50 Träger, Unterthanen von Mpinga, zu escortiren.

Ich habe allen Häuptlingen der verschiedenen Stämme auf dem Plateau mitgetheilt, daß sie uns, je nach ihrer Macht, 50—100 Träger zu liefern haben, um mir beim Transport des Gepäcks unserer Gäste zu helfen. Elf haben sich bereit erklärt, der Reihe nach mit an den See zu gehen, vorausgesetzt, daß ich ihre Leute vor der Brutalität der Fremden schütze, die, wie sie behaupten, die Leute in der grausamsten Weise geschlagen haben und auch „Steine“ haben tragen lassen, welche zu schwer für einen Mann sind. Das ist das erste mal, daß ich davon höre; ich werde sofort Nachforschungen anstellen.

25. Februar. Kapitän Nelson, der neulich den Pascha nach dem See hinab begleitete, brachte 60 Lasten Gepäck mit, die meist dem

Pascha gehören. Ich bemerke eine ungeheuere Zahl von Gegenständen, die nothwendigerweise fortgeworfen werden müssen. Da ist ein alter mächtiger Reisekoffer, der von zwei Mann geschleppt wurde; ich versuchte das eine Ende desselben zu heben und würde nach dem Gewicht sagen, daß er Steine oder einen Schatz enthalten muß. Was der Koffer wol erzählen könnte von der Zeit, seitdem er Kairo verließ? Wie viele arme Eingeborene hat er getödtet? Wie viel Pein hat er verursacht? Die Sansibariten lächeln grimmig über die enorme Größe der Kisten, die sie zu schleppen haben. Sie behaupten, es seien noch Tausende von solchen beschwerlichen Gegenständen da, sie würden hier zehn Jahre aufgehalten werden. Der freie Platz ist mit Schiffskisten und plumpen, sargartigen Koffern besäet, die mächtig großen Töpfe nehmen an Zahl zu und die Körbe sehen größer und abscheulich schwer aus.

Ein Aegypter Namens Achmet Effendi, welcher heraufkam, ist, obwol erst 45 Jahre alt, gekrümmt, abgemagert, schwach und krank; er vermag nicht ohne Hülfe auf einem Esel zu reiten.

Wenn nur kranke und schwache Männer und Frauen den 2250 km weiten Marsch nach der Küste anzutreten beabsichtigen, sehe ich eine fürchterliche Sterblichkeit voraus. Bereits ist eine große Zahl von Kindern im Alter von 1—8 Jahren angekommen; dieselben müssen getragen werden, aber von wem?

Eine Sudanesenfrau gebar unterwegs ein Kind; ein anderes Kind ist so krank, daß es nicht lange mehr leben kann.

Ich sandte Lieutenant Stairs mit dem Häuptling Mwite aus, um dessen widerspenstige Leute etwas anzutreiben, da dieselben uns während der letzten vier Tage keine Lebensmittel gesandt haben.

Wir haben auf dem Plateau ein Bündniß geschlossen, welches die ganze Region vom Ituri bis zum Njansa umfaßt. Für den Schutz gegen die marodirenden Balegga von den Bergen und die Warasura Kabba-Rega's haben die Häuptlinge sich bereit erklärt, uns regelmäßige Contributionen an Getreide und Vieh zu liefern, die Regierung des Landes mir zu überlassen, Krieger aufzubieten, wenn sie Befehl dazu erhalten, und mich bei meinem Zuge nach Unjoro zu unterstützen, falls die Wiedervergeltung wegen eines Einfalls in unser Gebiet ihn nothwendig machen sollte.

26. Februar. Heute Morgen griffen wir einen Bundesgenossen von Kabba-Rega an, wobei wir 125 Stück Vieh eroberten. Dieser Mann hat schon viel Unheil angerichtet und bereits das Gebiet zwischen hier und der Provinz des Paschas besetzt; Kabba-Rega wartet auf

seinen Beistand, wenn der große Kampf zwischen ihm und dem Pascha beginnen soll. Die Verbindung wird mit Kanoes über den See unterhalten und Kabba-Rega ist sehr gut von unsern Bewegungen unterrichtet. Wenn wir von hier fortgehen, werden wir mit Kabba-Rega zu rechnen haben. Er besitzt 1500 Gewehre, meist gezogene Büchsen und doppelläufige Vogelflinten, ferner Gewehre von Jocelyn u. Starr, Sharp, Henry-Martini und Snider, und Karabiner. Nachdem ich die beschwerliche Aufgabe, diesen Hunderten von Flüchtlingen Schutz bis ans Meer zu gewähren, unternommen habe, werde ich die Sache mit reinem Gewissen durchführen. Wir werden keinen Kampf suchen; wir sind den gegnerischen Truppen nicht gewachsen, aber es gibt nur einen Weg, und dieser führt durch einen Theil von Unjoro.

27. Februar. Heute Morgen trieben wir unser Vieh auf die Weide, doch war mit den Kälbern schlecht fertig zu werden; sie machten uns viel Spaß, aber auch nicht wenig Mühe. Wir haben jetzt Milch und Fleisch für die Kranken.

Wie ich höre, sind Selim Bey und die ägyptischen Offiziere am 26. Februar mit den Dampfern „Khedive“ und „Nyanza“ abgefahren, welche eine große Ladung Gepäck und mehrere Dutzend weiterer Flüchtlinge von Mswa nach dem Lager am See gebracht haben.

Heute morgen traf Emin Pascha vom See im Lager ein. Er war von seiner Tochter Ferida begleitet, einem kleinen Mädchen von sechs Jahren. Sie ist die Tochter einer abessinischen Frau, sehr hübsch und hat große, wundervoll schwarze Augen.

104 Träger beförderten das Gepäck des Paschas, sowie Vorräthe an Mehl, Hirse, Sesam, Honig und Salz.

Der Anführer Wadi Chamis, der die Karavane begleitet hatte, meldet, daß einer von den Offizieren Selim Bey's ein Remingtongewehr gestohlen und mitgenommen hat. Das ist seltsam. Wenn diese Leute hierher zurückzukehren beabsichtigen, sollten sie doch wissen, daß Diebstahl von Waffen streng bestraft wird.

Der Pascha theilt mir mit, er habe am 25. eine weitere Post aus Wadelai erhalten. Die Rebellenoffiziere unter Führung von Fadl el Mulla hätten Selim Bey ein officielles Schreiben überreicht und ihm angekündigt, daß er von seinem Posten als Oberbefehlshaber der Truppen abgesetzt worden sei; er, der Pascha, und Casati seien vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Kapitän Fadl el Mulla hat sich bei Uebernahme des Commandos selbst zum Range eines Bey oder Obersten befördert. Wir müssen ihn jetzt Fadl el Mulla Bey nennen.

28. Februar. Sandte 50 Gewehrträger und 72 Eingeborene von den Stämmen der Babiassi und den Wahuma Rugudji's unter Lieutenant Stairs nach dem Lager am See hinab, um ein weiteres Contingent Flüchtlinge nach dem Plateau zu geleiten und Gepäck herauf zu befördern.

1. März. Der Pascha ist mit seiner Einwilligung und thatsächlich auf seinen eigenen Vorschlag von mir zum Naturforscher und Meteorologen der Expedition ernannt worden. Er hat infolge dessen ein Aneroidbarometer, ein Maximum- und Minimumthermometer, ein Psychrometer, ein Normalthermometer und zwei Siedethermometer erhalten, welche im Verein mit seinen eigenen Instrumenten ihn vollständig ausrüsten. Keine Expedition könnte so gut bedient werden wie die unserige es sein wird. Er ist der fleißigste und genaueste Beobachter, den ich kenne.*

Der Pascha befindet sich als Naturforscher und Meteorologe in seinem eigensten Element. Er gehört der Schule Schweinfurth's und Holub's an; seine Liebe zur Wissenschaft grenzt an Fanatismus. Während unserer täglichen Plaudereien habe ich auszufinden versucht, ob er Christ, Moslem, Jude oder Heide ist, und ich muthmaße fast, daß er nichts weiter ist als Materialist. Wer kann sagen, weshalb Jünger der Wissenschaft, obwol außerordentlich liebenswürdig im geselligen Verkehr, doch so eckig an Charakter sind? Nach meiner Analyse ihrer Natur muß ich beim Vergleich mit dem Charakter von Leuten, die mehr Christen als Gelehrte sind, mit jener eine gewisse Härte oder eigentlich Mangel an Zartgefühl in Verbindung bringen. Ihre Natur scheint mir etwas unsympathisch, nur kühler Freundschaft fähig und gegen wärmere menschliche Gefühle erkältend gleichgültig zu sein. Am besten kann ich ausdrücken, wie ich es meine, wenn ich sage, daß sie meiner Ansicht nach mehr Liebe zu dem gebleichten Schädel oder dem häßlichen Knochengerippe eines Menschen hegen, als zu dem, was göttlich im menschlichen Wesen ist. Wenn jemand von der manchem als allein beachtenswerth geltenden innern Schönheit spricht, sind sie geneigt, zu gähnen und mit einem entschuldigenden, mitleidigen Lächeln zu antworten. Sie scheinen einem andeuten zu wollen, daß sie den ganzen Körper durch und durch studirt haben und es nur Zeitverschwendung wäre, über etwas zu discutiren, das nur in der Einbildung besteht.

* Der Pascha hat sich jedoch der Mittheilung seiner Beobachtungen aufs strengste enthalten.

Sandte 72 Eingeborene vom Stamme Mpigua's in Begleitung von 12 Sansibariten nach dem Lager am See, um Gepäck zu holen. Bis heute sind 514 Lasten Gepäck vom Ufer des Sees nach unserm Lager auf dem Plateau geschafft worden.

2. März. Dr. Vita Hassan, aus Tunis, traf unter der Escorte von Lieutenant Stairs mit 122 Trägern ein.

3. März. Herr Bonny stieg heute mit 52 Sansibariten und 40 Eingeborenen von den Stämmen der Malai und Mabise nach dem Njansa hinab.

Ich unternahm heute eine Inspection des Lagers vor und finde, daß wir Vertreter haben aus Deutschland, Griechenland, Tunis, England, Irland, Italien, Amerika, Aegypten, Nubien, dem Madiland, Monbuttu, Langgo, Bari, Schuli, Sansibar, Usagara, Useguhha, Udoë, Unjamwesi, Uganda, Unjoro, Bavira, Wahuma, Marungu, Manjema, Basoko, Usongora, dem Kongogebiete, Arabien, den Comoren (Johanna, Comoro), Madagaskar, der Somaliküste, Circassien, der Türkei!! und außerdem Zwerge aus dem Großen Walde und Riesen vom Blauen Nil.

Das Lager breitet sich rasch zu einer Stadt aus. Die Ordnung läßt sich ohne Mühe aufrecht erhalten. Täglich werden über 300 Liter Milch an die Kranken ausgetheilt; außerdem erhält jeder 6 Pfund Fleisch wöchentlich, sowie ein reiches Maß an Mehl, süßen Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Bananen.

Es muß ein ungeheurer Verbrauch von Lebensmitteln im Lager der Sudanesen stattfinden, wenn man nach den Quantitäten Mehl urtheilen kann, das dort gemahlen wird. Man hört das Geräusch der Mahlsteine und die zarten Stimmen der Mahlenden vom frühen Morgen bis spät am Nachmittage.

Mpigua's Stamm traf mit 70 Lasten vom Ufer des Sees ein; mit ihnen kam Kapitän Casati, dem dieselben gehören.

5. März. Heute Morgen erschien Herr Bonny mit 94 Lasten Gepäck, begleitet von dem Major des 2. Bataillon, Auasch Effendi. Wie ich erfahre, gehört der ganze ungeheuere Haufen ihm allein. 94 Lasten repräsentiren ein Gewicht von $2^1/_3$ Tonnen.

Herr Mounteney Jephson ist heute morgen mit 42 Sansibariten und Manjema nach dem Njansa aufgebrochen.

Während der sechs Wochen, die wir jetzt hier waren, sind drei Mann und ein Säugling gestorben.

Diese Expedition besitzt den seltsamsten Doctor der Welt; kein europäisches Land kann meiner Ansicht nach seinesgleichen hervor-

bringen. Es mag vielleicht gelehrtere, geschicktere, ältere und jüngere Aerzte geben, je nachdem, aber die besten von ihnen haben von unserm Doctor noch etwas zu lernen. Er ist die Vereinigung von Milde und Einfachheit, so anspruchslos und wahrhaft bescheiden; wir alle sind durch die Bande der Liebe mit ihm verknüpft. Wir haben ihn aus reiner Liebe für seine „Fälle" so viel thun sehen, daß die menschliche Natur durch dieses Juwel veredelt wird. Er ist die Zartheit selbst; durch seine opferungsvolle Pflege hat er viele Menschenleben gerettet. Wir sehen ihn jeden Tag um 8 Uhr vormittags und 5 Uhr nachmittags mit einem Kreise seiner auserwähltesten „Kranken" um sich. Wer einen zarten Magen hat, darf demselben nicht nahe kommen. Er sitzt in der Mitte, als ob er von einem seltenen Duft umgeben sei. Die eiternden Geschwüre sind den Blicken ausgesetzt; einige sind fürchterlich anzuschauen, und bieten ein schreckliches Bild. Der Doctor lächelt sanft und athmet die verpestete Luft ein, behandelt die geschwollenen Gliedmaßen, entfernt die Unreinigkeiten, streicht die lindernde Arzneilösung auf, tröstet die Leidenden, verbindet die schmerzhaften Wunden und schickt die Patienten dann hoffnungsvoll und dankbar fort. Mögen die freundlichen Engel diese Hochherzigkeit aufzeichnen und alles andere auslöschen. Ich ehre aufs höchste, was vollkommen im Menschen ist. Diese Gabe der Sanftmuth und des außerordentlichen Zartgefühls spricht selbst zu dem Unempfindlichsten. Bei Abu-Klea war unser Arzt groß; die Verwundeten hatten Ursache, ihn zu segnen; aber unser Arzt, der auf dem grünen Rasen von Kavalli die leidenden Schwarzen behandelte, ohne zu wissen und sich darum zu bekümmern, ob jemand auf ihn achtete, war noch größer.

6. März. Wir haben in einem Haine, der ein tiefes Thal in den Balegga-Bergen füllt, mehrere Schimpansen entdeckt. Der Doctor hat mir den sorgfältig präparirten Schädel eines dieser Thiere gezeigt, welchen er in Mswa erhielt. Derselbe sieht genau demjenigen ähnlich, welchen ich in Addiguhha, einem Dorfe zwischen den beiden Armen des Ihuru, fand. Der Schimpanse ist der „Soko" Livingstone's, doch wächst er im Kongowalde zu einer ungewöhnlichen Größe heran.

Während der wenigen Tage, die wir jetzt hier zusammen sind, war der Pascha unermüdlich in der Vermehrung seiner Sammlungen von Vögeln, Lerchen, Drosseln, Finken, Bienenfressern, Bananenfressern, Sonnenvögeln u. s. w.

Die Beschäftigung des „Sammelns" scheint ihn außerordentlich glücklich zu machen. Ich habe den Sansibariten deshalb befohlen,

jedes seltsame Insekt, jeden Vogel und jedes Reptil ihm zu bringen. Wir erhalten unsern Lohn dadurch, daß wir ihn glücklich sehen.

Jeden Morgen streift sein Schreiber Radjab umher, um jedes geflügelte Geschöpf der Luft zu erlegen; er bringt seine Opfer seinem Herrn, der das todte Object liebkosend streichelt und dann kaltblütig den Befehl gibt, es abzuhäuten. Abends sehen wir es mit Baumwolle ausgestopft hängen, und nach einem oder zwei Tagen wird es als Schatz für das Britische Museum eingepackt!

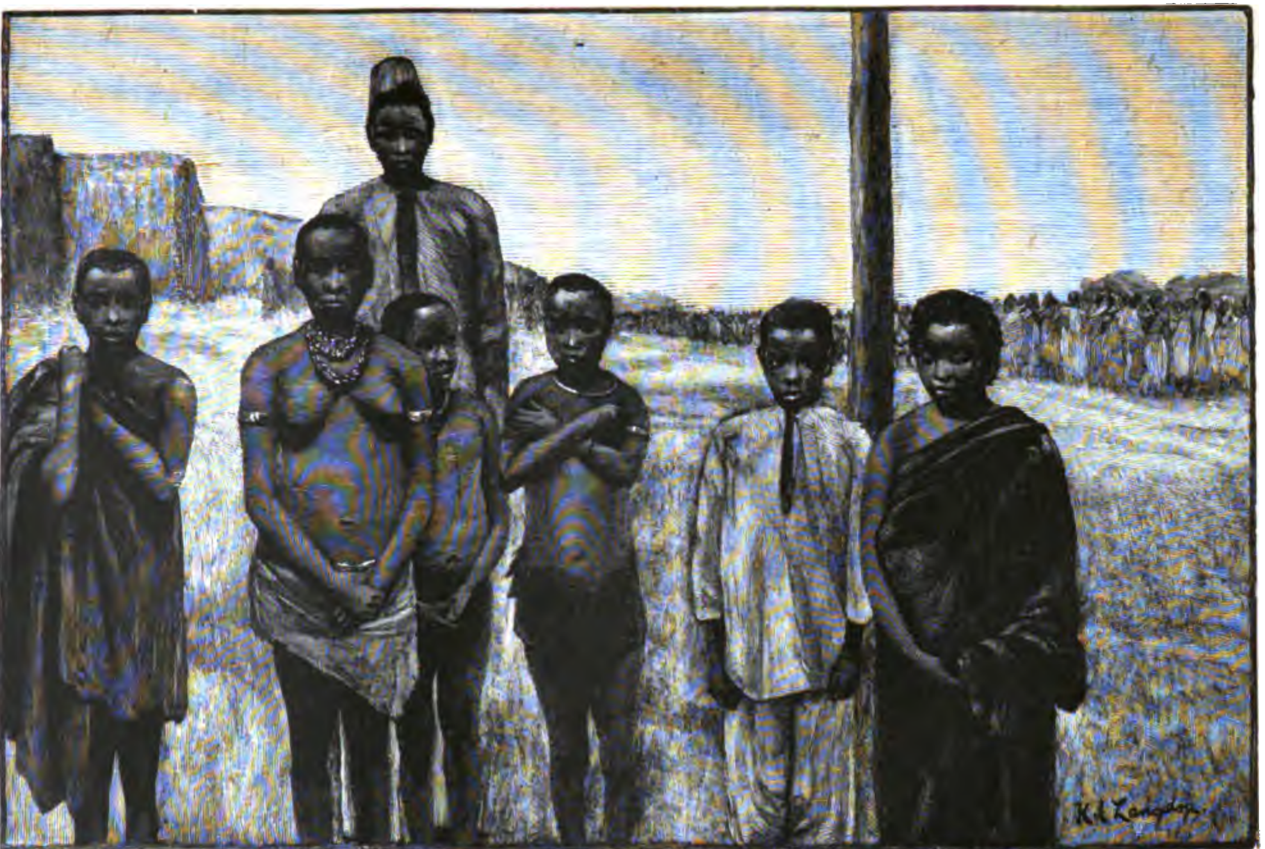
Es kommt mir so vor, als ob diese „Sammler" eine seltene Rasse seien. Schweinfurth kochte einmal in Monbuttu die Köpfe der Erschlagenen, um die Schädel für das Berliner Museum zu präpariren; Emin Pascha beabsichtigt dasselbe zu thun, falls wir Kampf mit den Wanjoro bekommen sollten. Ich bemerkte ihm, die Idee sei schauderhaft, möglicherweise würden die Sansibariten sich dem widersetzen, worauf er lächelnd sagte: „Alles der Wissenschaft wegen."

Dieser Zug in wissenschaftlich gebildeten Leuten wirft einiges Licht auf ein Geheimniß. Ich habe die Gründe zu entdecken versucht, weshalb wir beide, er und ich, in der Beurtheilung seiner Leute so sehr voneinander abweichen. Wir haben einige Zwerge im Lager; der Pascha wollte ihre Schädel messen, ich widmete meine Beobachtungen ihrer innern Natur. Er machte sich dann daran, mit einer Schnur den Brustumfang zu messen, ich wollte die Gesichtszüge studiren. Er wunderte sich über das Anfühlen des Körpers, ich mich über das rasche Spiel der Gefühle, die sich in den blitzartigen Bewegungen der Gesichtsmuskeln enthüllten; der Pascha war über die Breite des Stirnbeins*

* Körpermessungen an zur Expedition gehörenden Wambutti.

Name des Individuums	Tokbali P. 20	Mädchen I. H. P. 15	Frau P. 35	Knabe P. 15
Ganze Höhe	1,360 m	1,240 m	1,365 m	1,280 m
Schulterhöhe	1,116 m	1,021 m	1,110 m	1,090 m
Nabelhöhe	0,835 m	0,725 m	0,785 m	0,970 m
Armlänge von der Schulter bis zur Spitze des Mittelfingers	0,707 m	0,571 m	0,580 m	0,540 m
Breite zwischen beiden Schultern	0,320 m	0,304 m	0,295 m	0,260 m
Brustumfang unter den Warzen	0,710 m	0,660 m	0,710 m	0,640 m
Umfang unter den Achselhöhlen	0,720 m	0,660 m	0,710 m	0,630 m
Größter Längsdurchmesser des Kopfes	200 mm	176 mm	180 mm	175 mm
Kleinster Querdurchmesser des Kopfes	147 mm	150 mm	145 mm	140 mm
Nasenbreite	60 mm	60,5 mm	65 mm	65 mm
Schädelumfang	530 mm	535 mm	510 mm	510 mm
Fußlänge	220,5 mm	190 mm	212 mm	190 mm

Die Körper waren mit steifem, grauem, kurzem Haar bedeckt. Dr. Emin.



Die Zwerge im Vergleich zu Casati's Diener Okili.

Nach einer Photographie am Albert-Njansa aufgenommen.

erstaunt, ich studirte den Tonfall der Stimme und beobachtete, wie schön ein leichtes Aufblitzen des Auges mit der geringsten Bewegung der Lippen zusammenfiel. Der Pascha wollte gern das Gewicht des Zwerges bis aufs Gramm genau wissen, und mir genügte es, wenn ich die innern Fähigkeiten desselben kannte.

Und das ist der Grund, weshalb der Pascha und ich über den Charakter seiner Leute verschiedener Ansicht sind. Er kennt ihre Namen, Familien, Stämme und Gewohnheiten, während ich, obwol ich erst sehr wenig mit ihnen zusammen gewesen bin, ihre Naturen zu kennen glaube. Der Pascha sagt, sie sind treu, und ich behaupte, sie sind falsch; er meint, daß sie ihm bis zum letzten Mann folgen werden, wenn er Kavalli verläßt, und ich bin der Ansicht, daß er traurig getäuscht werden wird. Er sagt, er habe sie seit 13 Jahren gekannt und müsse das daher besser wissen als ich, der ich sie noch nicht so viel Wochen kenne. Gut, das mag sein, die Zeit wird es entscheiden. Nichtsdestoweniger lassen diese Erörterungen uns die Tage in Kavalli rasch verstreichen, da der Pascha eine vorzügliche Unterhaltungsgabe besitzt.

7. März. Heute traf Herr Mounteney Jephson mit Mohammed Emin und Familie, der Witwe eines Aegypters und vier verwaisten Kindern vom Seeufer im Lager ein.

Dr. Parke erhielt heute einen freien Tag, um 52 Sansibariten, 30 Eingeborene und 19 Manjema, welche Gepäck heraufschaffen sollten, nach dem Njansa zu führen.

8. März. Uledi, der Held früherer Zeiten, wurde mit 21 Trägern nach dem See geschickt, um Lasten nach dem Lager zu tragen.

9. März. Dr. Parke ist mit seiner Karavane zurückgekehrt. „Nun, Doctor", fragte ich ihn, „wie hat Ihnen Ihr Feiertag gefallen?" Er lächelte und sagte: „Es mag als Abwechselung ganz angenehm sein, im übrigen ist es aber eine fürchterliche Arbeit. Ich sehe, daß selbst die besten Leute durch das lange Klettern an dem steilen Abhange des Plateaus hinauf niedergeworfen werden, und höre viel Brummen."

„Ich weiß, daß das geschieht", erwiderte ich, „aber was sollen wir machen? Die Leute sind unsere Gäste und wir sind verpflichtet, ihnen soviel wie möglich zu helfen. Ich wünsche aber, daß sie diese Steine zurücklassen sollen, da selbst die Träger über die Idee lachen, 80 Pfund schwere Felsstücke eine solch fürchterliche Höhe hinaufzuschleppen. Indeß die Sansibariten werden es schon auf irgendeine Weise zeigen, wenn sie dessen müde sind. Inzwischen wollen wir einmal sehen, wie weit sie unsere Geduld treiben werden."

10. März. Als die Sansibariten heute Morgen zur Musterung antraten, um für die übliche Karavane nach dem Njansa ausgewählt zu werden, verlangten sie mit mir zu reden. Dem Sprecher wurde von den Compagnien, die unter ihren verschiedenen Offizieren in der Nähe aufgestellt waren, alle paar Minuten Beifall gezollt.

„Herr", sagte er, „wir sind der Arbeit müde, Felsstücke, große doppellastige Kisten und hölzerne Bettstellen zu schleppen. Wenn wir das nicht für eine Vergeudung der Arbeitskräfte hielten, würden wir nicht sprechen. Wohin können sie den Plunder bringen, den wir hier herauftragen mußten? Wird irgendjemand es unternehmen, einen dieser ungeheuern Särge nur einen Tagemarsch durch den Busch zu tragen? Der stärkste Mann der Welt würde darunter getödtet werden. Für wen thun wir es? Für eine Bande undankbarer, herzloser Menschen, die mit dem Munde an Gott glauben und doch nichts von ihm oder dem Propheten Mohammed — gesegnet sei sein Name! — wissen. Und außerdem, wofür halten sie uns? Sie nennen uns Abid — Sklaven. Sie glauben, daß jeder von ihnen zehn von uns durchprügeln kann, und sagen, sie würden eines Tages uns die Gewehre wegnehmen und uns zu ihren Sklaven machen. Wir verstehen genug arabisch, um zu wissen, was das bedeutet, so schlecht ihr arabischer Jargon auch ist. Wir sind jetzt gekommen, um Euch zu fragen, wie lange dies noch dauern soll. Wenn Ihr uns, die wir aus dem Walde gerettet worden sind, mit dieser undankbaren Arbeit zu tödten beabsichtigt, dann sagt es uns, bitte. Wir sind Euere Diener und müssen Euern Befehlen gehorchen."

„Es ist gut", antwortete ich. „Ich habe euere Rede gehört. Ich wußte, daß ihr deshalb zu mir kommen würdet, aber ihr müßt etwas Vertrauen zu mir haben. Bauet auf mich. Geht heute nach dem Njansa, und wenn ihr wiederkommt, werde ich weiter mit euch reden."

Ich ernannte Kapitän Nelson zum Führer der Karavane, der dann mit 81 Sansibariten, Sudanesen und Manjema abmarschirte.

Wie ich bemerkte, hatten die Leute ihre Rationen für diesen Marsch zurückgewiesen; sie waren unverkennbar unzufrieden und in böser Stimmung, und da ich Unruhen befürchtete, schickte ich Kapitän Nelson Boten nach mit dem Befehl, mir die beiden Leute, welche die Rädelsführer zu sein schienen, unter Bedeckung nach dem Lager zurückzusenden. Beim Empfang dieser Ordre befahl der Kapitän, die Leute zu ergreifen, worauf die 50 Sansibariten ein lautes, trotziges Geheul erhoben und schrien: „Schießt sie alle nieder und laßt uns zu Masamboni gehen!"

Der Kapitän blieb jedoch fest und bestand darauf, die beiden zurückzuschicken, worauf die übrigen sagten, sie wollten ebenfalls nach dem Lager zurückkehren und ihre Freunde schützen.

Als ich die Karavane zurückkommen sah, ließ ich das Signal geben, mit Waffen zur Musterung anzutreten, und die Compagnie Aufstellung nehmen, um ein plötzliches Manöver zu verhindern.

Die Unzufriedenen mußten sich in der Mitte in einer Reihe aufstellen, und als ich sie ansah, bemerkte ich, daß es nur einer Kleinigkeit bedurfte, um einen Kampf herbeizuführen. Insgeheim sympathisirte ich mit ihnen, doch konnte ich einen solchen schweren Bruch der Disciplin nicht hingehen lassen.

„Nun Leute", sagte ich, „gehorcht mir sofort und bis auf den Buchstaben. Wer zaudert, ist verloren. Oeffnet euere Ohren und macht schnell. Legt die Gewehre nieder!" — Es geschah sofort. „Vier Schritte zurück hinter die Linie!" Sie traten ruhig zurück. „Nun, Kapitän Stairs, marschiren Sie mit Ihrer Compagnie vor und nehmen Sie Besitz von den Gewehren." Auch dies geschah.

Dann befahl ich Nelson, über den Grund der Rückkehr der Karavane Meldung zu machen. Er bezeichnete die an der Meuterei betheiligten Rädelsführer, sowie diejenigen, welche geschrien hatten: „Schießt sie alle nieder und laßt uns zu Masamboni gehen." Die Leute wurden sofort ergriffen und bestraft, die Rädelsführer an den Flaggenmast gefesselt. Alsdann wurde die Karavane, diesmal aber ohne Waffen, wieder Kapitän Nelson übergeben, der mit derselben zum Dienst marschirte.

Gegen Sonnenuntergang wurde Hassan Bakari, der sich ohne Urlaub entfernt gehabt hatte, von dem Hauptmann seiner Compagnie leicht mit einem Stocke gezüchtigt. Nachdem er wieder freigelassen war, stürzte er in fürchterlicher Wuth in seine Hütte und schwor, er werde sich erschießen. Er wurde gerade dabei betroffen, als er sein Gewehr zu diesem Zwecke bereit machte, und es bedurfte der Hülfe von fünf Mann, um ihn zu bändigen. Als ich davon erfuhr, begab ich mich sofort zum Schauplatz des Lärms und fragte den Mann milde nach der Ursache seiner Wuth. Er beklagte sich bitter über den Schimpf, den man ihm angethan habe; er sei ein freier Mann von guter Familie und nicht gewohnt, wie ein Sklave gepeitscht zu werden. Ich richtete einige passende Worte an ihn, um sein verwundetes Gemüth zu besänftigen, worauf er mir dankbar antwortete; dann gab ich ihm lächelnd sein Gewehr zurück. Er hat es nicht gebraucht.

11. März. Heute stiegen 41 Eingeborene zum Njansa hinab, um mehr Gepäck zu holen. Insgesammt sind bisjetzt 928 Mann zu demselben Zwecke hinabgeschickt worden.

12. März. Der Jäger „Three O'clock" führte eine aus 34 Sansibariten und 25 Eingeborenen bestehende Karavane zum Njansa hinab.

13. März. 63 Sansibariten und Manjema marschirten unter Führung von Lieutenant Stairs zum See hinab.

Die am 11. März abgegangenen 41 Eingeborenen sind heute zurückgekehrt und haben nur vollständigen Plunder mitgebracht, hölzerne Bettstellen, kupferne Töpfe von 80 Liter Inhalt und einige weitere platte Felsstücke, welche die Sudanesen Mahlsteine nennen. Die Leute beklagten sich, sie würden grausam geschlagen, wenn sie sich weigerten, diese schweren nutzlosen Gegenstände zu schleppen.

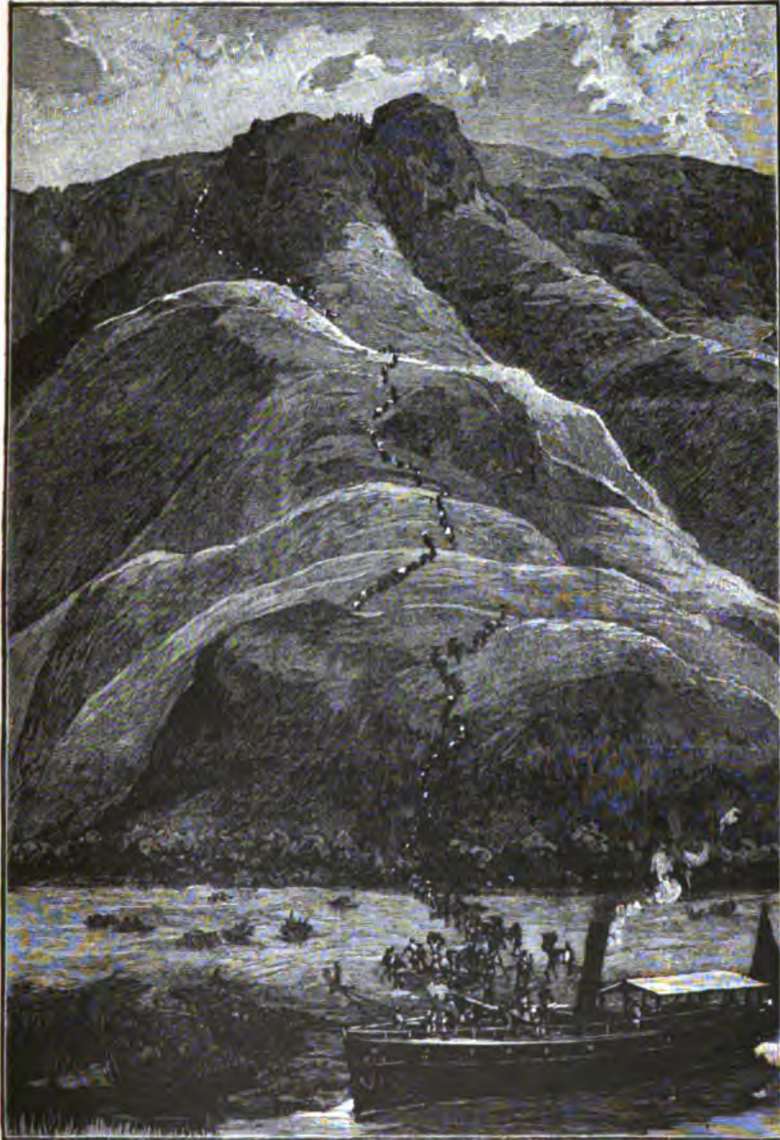
Da ich dem Pascha schon mehrmals gesagt habe, ich könnte das Herauftragen solchen Plunders nicht gestatten, und der Pascha auch in diesem Sinne an Osman Latif Effendi, den Befehlshaber des Lagers am Seeufer, geschrieben hat, diese Befehle aber nicht befolgt werden, werde ich dieser grausamen Arbeit demnächst ein Ende machen.

14. März. 21 Balegga haben ihre Dienste angeboten und sind nach dem See hinabgeschickt worden, um Gepäck heraufzutragen. Gesammtzahl der Lasten bis heute 1037.

Ich betrachte diesen Trägerdienst, dem ich, meine Offiziere und Leute uns gewidmet haben, als einen wesentlichen Theil meiner Pflichten gegen unsere Gäste. Vielleicht verdienen sie dies von uns gebrachte Opfer nicht, doch macht das keinen Unterschied; ich bedauere nur, daß eine solch schwere Arbeit vollständig nutzlos ist. Wenn nur einer von ihnen sein Bedauern darüber aussprechen würde, daß wir so viel Mühe durch sie haben, würden die meisten von uns dies als eine gewisse Genugthuung betrachten; ich habe aber noch nichts gehört, was mich auf den Glauben bringen könnte, daß sie unsere Hülfe als etwas anderes betrachten, als was ihnen von Rechts wegen zukommt.

Ich sehe die ägyptischen Offiziere täglich in kleinern oder größern Gruppen beisammen, auf ihren Matten sitzend, Cigaretten rauchend und sich über unsere absolute Unterwürfigkeit unterhaltend. Sie sind der Meinung, daß jeder von ihnen besser ist, als zehn Sansibariten, obwol ich noch nicht zehn von ihnen bemerkt habe, die in Afrika so nützlich sein würden, wie ein einziger Sansibarite.

15. März. Lieutenant Stairs ist mit seiner Karavane zurückgekehrt und meldet, daß noch 100 Personen im Njansa-Lager seien



Aufstieg an den Abhängen des Plateaus.

mit einem ungeheuern Haufen von Gepäck der gewöhnlichen nutzlosen Art, das soeben von der Station Mswa angekommen ist.

Auch Schukri Aga, der Befehlshaber von Mswa, ist eingetroffen. Bei einer in Gegenwart des Paschas stattfindenden Unterredung theilte ich ihm in klaren Worten mit, daß wenn er nach der Küste zurückzukehren beabsichtige, er sich sofort ans Werk machen müsse. Ich sei



Schukri Aga, Commandant der Station Mswa.

über viele Dinge, die seit meiner dritten Ankunft am See passirt seien, erstaunt, das Wunderbarste von allem sei aber die von jedermann gezeigte vollständige Nichtachtung aller unserer Instructionen und Befehle. Im vorigen Mai, vor zehn Monaten, sei ihnen allen die Ursache unsers Kommens mitgetheilt worden, sie hätten versprochen, bereit zu sein, und jetzt komme er, Schukri Aga, um uns um Instructionen zu bitten, gerade als ob er noch nie von der ganzen Sache

etwas gehört habe. Wenn er als Stationschef und Befehlshaber von Truppen so schwer zu begreifen scheine, wie sollte es dann überhaupt möglich sein, die Sache dem Verstande der sudanesischen Soldaten zugänglich zu machen. Alles was ich jetzt noch zu bemerken habe, sei, daß wenn er, Schukri Aga, das nicht beachte was ich sage, er zurückgelassen werden würde und die Folgen tragen müsse.

„Ach", entgegnete Schukri, „ich werde nach Mswa zurückkehren und schon am nächsten Tage die Frauen und Kinder auf den Dampfern einschiffen; alsdann werde ich mit unsern Rindern über Land durch Melindua marschiren, sodaß wir in sieben Tagen alle hier sein werden."

„Ich erwarte Sie am zehnten Tage von heute ab mit Ihren Familien, Soldaten und Rindern."

Abends sagte der Pascha zu mir: „Schukri Aga hat mir feierlich versprochen, daß er dem Befehl, sofort von Mswa aufzubrechen, gehorchen werde."

„Haben Sie ihnen in bestimmter Weise geschrieben, Pascha, derart, daß kein Zweifel möglich ist?"

„Gewiß, das that ich."

„Glauben Sie denn, daß er gehorchen wird?"

„Ganz gewiß. Was, Schukri Aga! Er wird ganz bestimmt in zehn Tagen hier sein, und seine Soldaten mit ihm."

16. März. Schukri Aga hat sich heute nach dem Njansa hinabbegeben, ebenso 108 eingeborene Träger, um Gepäck zu holen.

17. März. Ich sandte 29 Eingeborene vom Stamm der Malai und 16 aus Bugombi nach dem Njansa-Lager hinab. Gesammtzahl der Träger bis heute 1190.

Der Pascha hat sich heute Morgen zu einem Picknick und um seine ornithologischen und entomologischen Sammlungen zu vermehren, nach den Balegga-Bergen begeben. Zum Frühstück soll eine mitgenommene Ziege geschlachtet werden. Lieutenant Stairs, Jephson, Kapitän Nelson, Dr. Parke und Herr Bonny sind mit einem größern Gefolge mitgegangen, um ihn zu ermuthigen, sein Bestes zu thun, und ihm Gesellschaft zu leisten.

Gestern haben Jephson und ich die Gipfel der Berge untersucht und in einem der Thäler Baumfarrn von $2^1/_2$ m Höhe mit Stämmen von 20 cm Durchmesser entdeckt. Auch brachten wir dem Pascha etliche blühende Heliotropen, Aloe und Steinfarrne mit. Alles das hat den Wunsch in ihm angeregt, die Flora selbst zu untersuchen.

Diese Berge haben eine Höhe von 1650—1710 m über dem Meere. Die Vertiefungen und Thäler zwischen den Anhöhen sehen hier und dort ganz malerisch aus, obwol sie wegen des jüngst erfolgten Grasbrandes sich augenblicklich nicht in ihrem besten Kleide zeigen. Jede Gebirgsfalte hat ihren eigenen klaren Wasserlauf, an dessen Ufern Baumfarrn, kleine Palmen und theilweise jetzt blühendes Gebüsch stehen. Nach dem lebhaften Vogelgesang, den ich gestern hörte, hielt ich es für wahrscheinlich, daß unser unersättlicher Sammler seinen Vorrath von Riesenlerchen, Drosseln, Bienenfressern, Sonnenvögeln, großen Tauben u. s. w. noch vermehren würde, doch erlangte der Pascha nur vier Exemplare, weshalb er nicht sehr glücklich ist.

In einem kesselförmigen, ringsherum von zerklüfteten nackten Felsen umgebenen Becken sah ich eine ebene Terrasse von $2^1/_2$ km Länge und $1^1/_2$ km Breite, so grün wie ein Rasenspielplatz. Um den Fuß derselben lief ein klarer Bach durch einen dichten Waldgürtel, dessen Baumwipfel gerade bis zur Oberfläche der Terrasse reichten. Es ist der hübscheste Platz für eine Missionsstation oder Gemeinde von Weißen, den ich seit langer Zeit gesehen habe. Die Höhe betrug 1675 m über dem Meeresspiegel. Von dem Scheitel der umliegenden Felsenhügel hat man einen Blick auf fast 8000 qkm eines der herrlichsten und schönsten Länder der Welt. In der Richtung des Waldes beherrscht der etwa 95 km nach Westen gelegene Berg Pisgah alle Spitzen und Ketten, im Süden begrenzt der 130 km entfernte und 5500—5800 m hohe Ruwenzori mit seinem ewigen Schnee den Blick, im Osten schaut das Auge weit über das Land Unjoro hinweg und im Nordosten dehnt sich der Albert-Njansa in seiner ganzen Länge aus. Auf dieser Terrasse wurde das Picknick abgehalten.

18. März. Endlich hat sich auch der gefürchtete Rudimi, Häuptling von Usiri, unserm Bunde angeschlossen. Er brachte mir außer 7 Stück Rindvieh, 7 Ziegen und einem großen Vorrath von Hirsemehl und süßen Kartoffeln 31 Träger mit, die sofort nach dem Lager am See hinabgesandt wurden.

Wir können jetzt den Eingeborenen jedes Eigenthum anvertrauen, ohne sie zu bewachen. Insgesammt haben sich 15 Häuptlinge unserer Bestimmung, die Kämpfe untereinander aufzugeben, alle Beschwerden uns vorzulegen und sich mit unsern Entscheidungen einverstanden zu erklären, unterworfen. Die Folge davon ist, daß die Bavira jetzt den Wasiri, Balegga und Wahuma die Hand reichen. Oft sind die Streitfälle von nur geringer Bedeutung, doch haben unsere Entscheidungen bisjetzt befriedigt.

Das Lager besteht nunmehr aus 339 Hütten und 5 Zelten, außer dem Dorfe Kavalli's, an dessen Südseite unsere Stadt sich ausgebreitet hat. Manchmal haben wir bis zu 2000 Leute hier.

21. März. Da die Eingeborenen von Melindua einen Angriff gegen Rugudji, einen unserer Wahuma-Bundesgenossen, unternommen und 40 Stück Rindvieh erobert hatten, sandte ich Lieutenant Stairs und Herrn Jephson mit der 1. und 2. Compagnie aus, die mit 310 Rindern zurückkehrten. Rugudji erkannte sein Vieh wieder und erhielt dasselbe zurück. Die Wahuma sind sämmtlich Hirten und Schäfer, die Bavira widmen sich dem Ackerbau.

22. März. Heute statteten der Pascha und Herr Marco dem Häuptling von Njamsassi, Mpigua, einen Besuch ab, wurden gut aufgenommen und kehrten mit großen Geschenken an Lebensmitteln zurück.

23. März. Von vielen Häuptlingen sind heute Contributionen an Lebensmitteln eingetroffen als Ausdruck ihrer Dankbarkeit für den zur Wiedervergeltung unternommenen Beutezug gegen Melindua.

26. März. Gestern Nachmittag traf der Dampfer „Nyanza" mit den Posten von Wadelai ein, die heute Morgen von den hier angekommenen Trägern mitgebracht wurden.

Selim Bey schreibt dem Pascha aus Wadelai, er sei überzeugt, daß alle Rebellen ihm folgen würden und in unserm Lager zu erwarten seien. Infolge dessen kam der Pascha, strahlend vor Freude zu mir, um mir die Nachricht mitzutheilen, und sagte: „Was habe ich gesagt? Sehen Sie jetzt, daß ich recht hatte? Ich wußte es bestimmt, daß sie sämmtlich kommen würden."

Sehen wir einmal, was diese guten Nachrichten bedeuten.

Selim Bey hat am 26. Februar unser Lager verlassen mit meinem Versprechen, daß ich eine „vernünftigerweise genügende Zeit" warten wolle; obwol die Entfernung nur fünf Tagereisen beträgt, wollen wir ihm doch acht Tage geben. Am 4. März trifft er in Wadelai ein. Er hat feierlich versprochen, die Leute so rasch wie möglich einzuschiffen. Wir wollen ihm hierzu fünf Tage lassen mit Rücksicht darauf, daß solche Leute keinen Begriff von der Zeit haben, und acht Tage für die Fahrt von Wadelai nach unserm Lager am See. Dann hätte er am 17. März hier eintreffen müssen. Er ist jedoch noch nicht gekommen und schreibt in seinem Briefe an den Pascha nur, daß er dieselbe Absicht habe, die er schon am 26. Februar gehabt hat, nämlich aufzubrechen.

Am 14. März war Schukri Aga, der Commandant von Mswa, angekommen, um sich Instructionen vom Pascha zu holen, und am

17. war er wieder auf der genannten Station eingetroffen mit dem Befehle, dieselbe zu räumen und am 27. hier zu sein. Jetzt erfahren wir, daß Schukri Aga noch in Mswa, Selim Bey noch in Wadelai ist, alle vom Pascha erlassenen Befehle unbeachtet bleiben und jedes Versprechen gebrochen wird.

Ich erwiderte dem Pascha, ich sähe nun, daß wir eine Thorheit begangen hätten, indem wir uns auf irgendein von solchen Leuten gegebenes Versprechen verlassen hätten; weder Selim Bey noch wahrscheinlich auch Schukri Aga hätten die Absicht, uns irgendwohin zu begleiten. Aus Tagen seien Wochen und aus Wochen Monate geworden und es würden ohne Zweifel noch Jahre vergehen, ehe wir aus Afrika fortkommen würden.

„Ich muß mir erlauben Sie darauf aufmerksam zu machen, Pascha, daß ich außer meiner Pflicht gegen Sie und Ihre Leute eine solche auch dem Entsatz-Comité gegenüber zu erfüllen habe. Jeder Monat, den ich in Afrika bleibe, kostet uns 400 Pfd. St. Ich habe ferner eine Pflicht gegen meine Offiziere, die an ihre Carrière in der Armee zu denken haben und deren Urlaub längst abgelaufen ist. Alsdann müssen wir auch der Sansibariten gedenken. Sie wollen in ihre Heimat zurückkehren und werden bereits ungeduldig. Wenn wir nur irgendwelchen Beweis dafür hätten, daß Selim Bey und seine Leute wirklich die Absicht haben, Afrika zu verlassen, wenn sie diesen Beweis dadurch liefern würden, daß sie ein paar Compagnien Soldaten schicken, und ich sehen könnte, daß die Soldaten in voller Disciplin zu halten sind, dann würde es keine Schwierigkeit machen, noch einige Monate länger zu bleiben. Wenn Sie aber bedenken, daß vom 1. Mai 1888 bis Ende März 1889 elf Monate sind, wir nur etwa 40 Offiziere und Beamte mit ihren Familien haben hierherbekommen können und das Gepäck derselben alle unsere Träger während eines Monats in Anspruch nahm, um es zwei Tagemärsche weit hier auf das Plateau herauf zu tragen, dann werden Sie einsehen, daß ich keine Ursache habe, an Ihrer Freude theilzunehmen.

„Ich bitte Sie ferner nicht zu vergessen, daß ich mir große Mühe gegeben habe, um genau festzustellen, in welchem Geisteszustande diese Offiziere in Wadelai sich befinden. Ich habe ganz seltsame Dinge erfahren. Major Auasch Effendi, vom 2. Bataillon, Osman Latif Effendi und der Maschinist Mohammed haben mir insgeheim erzählt, daß weder Selim Bey noch Fadl el Mulla Bey nach Aegypten gehen wollen. Ersterer wird vielleicht bis hierher kommen und sich in

diesem District niederlassen. Aber was die Offiziere in Wadelai auch sagen mögen, was sie zu thun beabsichtigen, jedenfalls bin ich gewarnt worden, sodaß ich auf meiner Hut sein muß. Niemand hegt Vertrauen zu ihnen, nur Sie selbst. Wenn ich auch glaube, daß Sie trotz allem vielleicht doch recht haben können, müssen Sie zugeben, daß ich die besten Gründe habe, ihre guten Absichten zu bezweifeln. Sie haben dreimal gegen Sie revoltirt, haben Herrn Jephson gefangen genommen und dadurch, daß sie ihn mit ihren Gewehren bedrohten, auch insultirt. Sie haben es weit genug verbreitet, daß sie mich bei meiner Rückkehr nach hier gefangen zu nehmen beabsichtigten. Aber, Pascha, lassen Sie mich Ihnen das sagen: es steht nicht in der Macht sämmtlicher Truppen der Provinz, mich gefangen zu nehmen, denn ehe sie sich diesem Lager bis auf Büchsenschußweite nähern, wird jeder Offizier in meiner Gewalt sein."

„Aber was soll ich ihnen denn antworten?" fragte der Pascha.

„Sie thun am besten, das von meinen Offizieren selbst zu hören. Kommen Sie; ohne daß ich vorher mit ihnen spreche, werde ich sie hierher berufen und in Ihrer Gegenwart befragen, da sie an dieser Frage ebenso stark betheiligt sind wie ich."

„Sehr gut", erwiderte er.

Ich sandte nunmehr einen Boten an die Offiziere Stairs, Nelson, Jephson und Parke und ließ sie zu mir kommen; als sie Platz genommen hatten, redete ich sie folgendermaßen an:

Meine Herren! Bevor Sie mir in diesem wichtigen Augenblicke Ihren Rath gütigst ertheilen, lassen Sie mich einige Thatsachen zusammenfassen, wie dieselben sich ereignet haben.

Emin Pascha hat eine Botschaft aus Wadelai erhalten. Selim Bey, welcher am 26. Februar den unter uns liegenden Hafen verlassen hat unter dem Versprechen, mit den Leuten, welche nach Aegypten zu gehen wünschen, schleunigst zurückzukehren, schreibt aus Wadelai, daß die Dampfer mit dem Transport einiger Leute von Dufilé nach Wadelai eifrig beschäftigt sind und daß die Beförderung zwischen Wadelai und Tunguru wieder aufgenommen werden soll, sobald die erstere Aufgabe beendet ist. Als er von hier fortging, wurde uns gesagt, daß er abgesetzt und Emin Pascha und er selbst von den Rebellenoffizieren zum Tode verurtheilt worden seien. Jetzt erfahren wir, daß die Rebellenoffiziere, 10 an der Zahl, mit ihrem ganzen Anhange nach Aegypten zu gehen wünschen. Wir dürfen deshalb annehmen, daß die Partei Selim Bey's wieder die Oberhand hat.

Um Mitte März stattete uns Schukri Aga, der Chef der uns zunächst gelegenen Station Mswa, einen Besuch ab, und bei seiner Abreise am 16. März wurde ihm gesagt, daß wir bestimmt am 10. April den Abmarsch nach Sansibar antreten würden. Er nahm dringende Briefe an Selim Bey mit, welche diese Thatsache in den unzweifelhaftesten Worten erklärten.

Acht Tage später hören wir, daß Schukri Aga sich noch in Mswa befindet und nur einige Frauen und Kinder nach dem Lager am Njansa geschickt hat, obwol er und seine Leute jetzt hätten hier sein können, wenn sie beabsichtigen, uns zu begleiten.

Vor dreißig Tagen hat Selim Bey uns verlassen mit dem Versprechen, innerhalb einer vernünftigerweise genügenden Zeit zurückzukehren. Der Pascha glaubte damals, daß 20 Tage eine genügende Zeit sein würden, wir haben dieselbe jedoch bis auf 44 Tage ausgedehnt. Nach der Länge der Zeit zu urtheilen, welche Selim Bey bereits gebraucht hat, um mit $^1/_{16}$ der erwarteten Truppe Tunguru zu erreichen, bin ich persönlich bereit, dem Pascha meinen Entschluß mitzutheilen, denn Sie müssen wissen, meine Herren, daß der Pascha von Selim Bey „höchst ermuthigende Nachrichten" erhalten hat und nur meinen Entschluß kennen zu lernen wünscht. Ich habe jedoch vorgezogen, Sie zu berufen, damit Sie an meiner Stelle die Antwort ertheilen.

Sie wissen, daß unsere Instructionen dahin lauteten, Emin Pascha Entsatz zu bringen und diejenigen, welche uns nach Aegypten begleiten wollen, zu escortiren. Wir sind gegen Ende April 1888, gerade vor zwölf Monaten, am Njansa angelangt und haben Emin Pascha getroffen, haben ihm die Briefe vom Khedive und von seiner Regierung sowie die ersten Vorräthe ausgehändigt und ihn gefragt, ob wir das Vergnügen seiner Gesellschaft bis nach Sansibar haben könnten. Er erwiderte, sein Entschluß hänge von demjenigen seiner Leute ab.

Das war die erste ungünstige Nachricht, welche wir erhielten. Anstatt eine Schar von Leuten zu treffen, welche dringend wünschten, Afrika zu verlassen, war es fraglich, ob solche, mit Ausnahme einiger ägyptischer Beamter, überhaupt vorhanden waren. Da Major Barttelot sich so weit entfernt hinter uns befand, durften wir am Njansa nicht auf die Entscheidung warten, weil dieselbe möglicherweise monatelang ausbleiben konnte; viel mehr Nutzen bringend war es daher, die Nachhut aufzusuchen und zu unterstützen, denn um die Zeit, in der wir hier wieder eingetroffen sein würden, warteten diejenigen, welche nach Aegypten zu gehen wünschten, vermuthlich ungeduldig auf den Abmarsch. Wir ließen deshalb Herrn Jephson zurück, um den Truppen des Paschas unsere Botschaft zu überbringen, kehrten durch die Waldregion zu der Nachhut zurück und waren nach neun Monaten wiederum am Njansa. Anstatt aber ein Lager mit Leuten anzutreffen, welche dringend wünschen, Afrika zu verlassen, und marschbereit sind, finden wir überhaupt kein Lager, sondern hören, daß sowol der Pascha wie Herr Jephson Gefangene sind, daß der Pascha in dringendster Lebensgefahr bei den Rebellen und einmal sogar in Gefahr gewesen ist, an seine Bettstelle gefesselt und ins Innere des Makraka-Landes geschleppt zu werden. In der Provinz war das Gerücht verbreitet, wir seien nur eine Bande Verschwörer und Abenteurer, die Briefe des Khedive und Nubar Pascha's seien von den niederträchtigen Christen Stanley und Casati, mit Hülfe von Mohammed Emin Pascha angefertigte Fälschungen. So erfreut waren die Rebellen über ihren unblutigen Sieg über den Pascha und Herrn Jephson, daß sie sich voll Zuversicht ihres Plans gerühmt hatten, mich durch schmeichlerische Worte in eine Falle zu locken, die Expedition aller ihr zugehörigen Gegenstände zu berauben und uns dem Untergange entgegen in die Wildniß zu jagen. Wir brauchen uns bei der Undankbarkeit dieser Leute, ihrer außerordentlichen Unwissenheit und schlechten Natur nicht weiter aufzuhalten. Sie müssen diese Thatsachen aber berücksichtigen, wenn Sie zu einem klaren Entschlusse kommen wollen.

Als wir uns freiwillig zu diesem Werke bereit erklärten, glaubten wir, daß wir mit offenen Armen aufgenommen werden würden. Wir wurden aber mit

Gleichgültigkeit empfangen, bis uns Zweifel kamen, ob überhaupt irgendjemand das Land zu verlassen wünschte. Mein Vertreter wurde zum Gefangenen gemacht, mit der Flinte bedroht, allerlei sonstige Drohungen ausgestoßen, der Pascha wurde abgesetzt und drei Monate in strenger Gefangenschaft gehalten. Wie ich höre, ist dies der dritte Aufstand in der Provinz.

Nun, angesichts aller dieser Thatsachen haben wir fast zwölf Monate gewartet, um die wenigen hundert unbewaffneten Männer, Frauen und Kinder hier im Lager aufzunehmen. Wie ich Selim Bey und seinen Offizieren versprochen habe, ihnen vernünftige Zeit zu lassen, so haben auch Selim Bey und seine Offiziere wiederholt versprochen, keine Verzögerung zu verursachen. Der Pascha hat den Zeitpunkt bereits auf den 10. April, wodurch die Frist bis auf 44 Tage ausgedehnt wurde, festgesetzt und als genügend für drei Rundreisen der drei Dampfer bezeichnet. Die heute eingetroffene Botschaft meldet nicht, daß Selim Bey sich in der Nähe befindet, sondern daß er noch gar nicht von Wadelai aufgebrochen ist.

Außer seinen eigenen Freunden, welche ihm loyal gesinnt und gehorsam sein sollen, bringt er die 10 Rebellenoffiziere und etwa 600 bis 700 Soldaten seiner Partei mit.

In Anbetracht der drei Meutereien, welche diese selben Offiziere angezettelt haben, ihrer offenkundigen Absichten gegen diese Expedition, ihrer Complote und Gegencomplote, des Lebens voll Verschwörung und heimtückischen Verraths, welches sie geführt haben, können wir wol einen Augenblick einhalten, um zu erwägen, welche Absicht in diesem Augenblick ihre Haupttriebfeder ist, wenn sie aus zügellosen Rebellen gegen jede constitutionelle Autorität plötzlich gehorsame und loyale Soldaten des Khedive und seiner „Großen Regierung" geworden sind. Sie müssen wissen, daß außer den 31 Kisten Munition, welche wir dem Pascha im Mai 1888 überliefert haben, die Rebellen so viel Munition der Provinzialregierung besitzen, als in 20 von unsern Kisten enthalten ist. Wir müssen ihnen aber so viel Verstand zutrauen, daß sie begreifen, daß ein so kleiner Vorrath von Munition mit so vielen Gewehren in einem einstündigen Kampfe verschossen sein und daß nur scheinbare Unterwerfung und Loyalität weitere Vorräthe von uns herauslocken würde. Obwol die Hoffnungen des Paschas jedesmal, wenn er einen plausibel klingenden Brief von diesen Leuten erhält, sich erneuern, so kann man es Fremdlingen, wie uns, wol verzeihen, wenn wir ihnen, die so viel Grund zum Mistrauen gegeben haben, nicht so bereitwillig Glauben schenken. Könnte man uns irgendwelche Garantie für ihre Vertrauenswürdigkeit geben, so würde nichts gegen die Aushändigung aller Gegenstände, deren sie bedürfen, einzuwenden sein, d. h. mit Genehmigung des Paschas. Können wir aber sicher sein, daß wenn wir sie als gute Freunde und loyale ägyptische Soldaten in unser Lager hineinlassen, sie sich nicht in irgendeiner Nacht erheben, sich in den Besitz aller Munition setzen und uns auf diese Weise der Gelegenheit berauben, nach Sansibar zurückzukehren? Es würde für sie ein Leichtes sein dies zu thun, wenn sie erst Kenntniß von den Lagervorschriften erlangt haben. Durchdrungen von dem Gedanken an die außerordentlichen Enthüllungen, welche Herr Jephson uns über das gemacht hat, was seit der Schließung der Nilroute in der Provinz passirt ist mit dem hier anwesenden Pascha, von dem man noch vor kurzem glaubte, daß er mehrere tausend Leute unter sich hätte, der aber jetzt nur ein unbedeutendes Gefolge besitzt, und in Berücksichtigung der Schmeicheleien und Listen, mit denen wir in die Falle gelockt werden sollten, frage ich Sie: Würde es klug von uns sein, die Zeit unsers Aufenthalts noch über den bestimmten Tag, d. h. den 10. April, auszudehnen?

Alle Offiziere antworteten einer nach dem andern verneinend.

„Nun, Pascha", sagte ich, „da haben Sie Ihre Antwort. Wir marschiren am 10. April."

Der Pascha fragte dann, ob wir ihn „vor unserm Gewissen von dem Vorwurfe freisprächen, seine Leute verlassen zu haben", falls dieselben bis zum 10. April noch nicht eingetroffen sein sollten, worauf wir erwiderten: „Ganz gewiß."

27. März. Die Boten sind heute abgegangen, um sich nach Wadelai einzuschiffen.

Sie nahmen folgende Schreiben mit:

Mittheilung an Selim Bey und die Rebellenoffiziere.

Lager bei Kavalli, 26. März 1889.

Salaams! Da der Befehlshaber der Entsatz-Expedition versprochen hat, denjenigen Leuten, welche das Land zu verlassen wünschen, eine vernünftigerweise genügende Zeit zur Erreichung dieses Lagers zu lassen, theilt er Selim Bey und seinen Kameraden unter den Offizieren mit, daß heute der 30. Tag ist, seitdem sie vom Lager am Njansa nach Wadelai abgereist sind, um ihre Leute zu sammeln.

Die ihnen versprochene genügende Zeit ist mit dem heutigen Tage abgelaufen.

Da der Pascha jedoch um eine Verlängerung der Zeit gebeten hat, wird allen Betreffenden hierdurch mitgetheilt, daß die Expedition noch einen weitern Halt von 14 Tagen, von heute ab gerechnet, machen, oder mit andern Worten, daß die Expedition bestimmt am Morgen des nächsten zehnten April den Marsch nach Sansibar antreten wird. Alle diejenigen, welche bis zu dem genannten Tage nicht eintreffen, müssen die Folgen ihrer Abwesenheit am Tage unsers Abmarsches selbst tragen.

Henry M. Stanley.

Mittheilung an Schukri Aga, Befehlshaber von Mswa.

Der Befehlshaber der Entsatz-Expedition kündigt dem guten und getreuen Offizier Schukri Aga hiermit an, daß die Expedition, um ihm genügend Zeit zu lassen, das Lager zu erreichen, noch einen weitern Halt von 14 Tagen, von heute ab gerechnet, in diesem Lager machen, daß aber am Morgen des nächsten zehnten April bestimmt kein weiterer Aufschub gewährt werden wird, einerlei wer am genannten Tage marschbereit ist oder nicht.

Der Befehlshaber der Expedition bittet Schukri Aga aus aufrichtiger Zuneigung zu ihm, daß er diese seine letzte Mittheilung in ernstliche Erwägung ziehen und demgemäß handeln möge.

Henry M. Stanley.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Aufbruch zum Heimmarsch nach Sansibar.

Falsche Gerüchte von der Anwesenheit Fremder bei Masamboni. — Einiges von dem Elfenbein des Paschas. — Osman Latif Effendi theilt mir seine Ansicht über die Offiziere in Wadelai mit. — Mein Diener Sali der Spion im Lager. — Kapitän Casati's Ansichten über den Fortgang Emin's aus seiner Provinz. — Lieutenant Stairs macht die erste Bewegung heimwärts. — Das Körpergewicht meiner Offiziere zu verschiedenen Zeiten. — Der Ruwenzori sichtbar. — Das von Casati erzogene kleine Mädchen. — Ich fungire als Vermittler zwischen Mohammed Effendi, dessen Gattin und Emin. — Bilal und Serur. — Versuche, Gewehre aus den Hütten der Sansibar-Leute zu stehlen. — Wir hören von Noth und Elend in Wadelai und Mswa. — Ich mache Emin zwei Vorschläge. — Das Signal zur allgemeinen Musterung unter den Waffen. — Emin's Araber werden von den Sansibariten zur Musterung getrieben. — Ansprache an die Aegypter und Sudanesen. — Lieutenant Stairs bringt die Diener des Paschas auf den freien Platz. — Serur und drei andere werden als Hauptverschwörer in Gewahrsam genommen. — Musterung der Begleiter Emin Pascha's. — Osman Latif Effendi und seine Mutter. — Casati und Emin sprechen nicht miteinander. — Vorbereitungen für den Marsch. — Knüppelkampf zwischen dem Nubier Omar und den Sansibariten. — Mein Urtheilsspruch über die Combattanten. — Abmarsch von Kavalli nach Sansibar. — Stärke unserer Colonne. — Halt im Gebiete Masamboni's. — Ich erkranke an einer Magenentzündung. — Dr. Parke's geschickte Pflege. — Ich schaffe in der Phantasie Pläne für den Heimmarsch. — Häufige Berichte über Verschwörungen im Lager. — Lieutenant Stairs und 40 Mann nehmen Rehan und 22 Deserteure gefangen, die mit unsern Gewehren durchgebrannt sind. — Das Urtheil des Gerichts lautet für Rehan auf Tod durch den Strang. — Krankheit Dr. Parke's und Jephson's. — Ein für Wadelai bestimmtes Packet Briefe fällt mir in die Hände; wir ersehen daraus, daß Emin's Offiziere ein wichtiges Complot gegen uns schmieden. — Unterhaltung mit Emin über dasselbe. — Schukri Aga trifft mit zwei Begleitern im Lager ein. — Lieutenant Stairs vergräbt einige Munition. — Fortsetzung des Marsches und Lagerung bei Burjambiri. — Masamboni's Dienste und Gastfreundschaft. — Drei Soldaten treffen mit Briefen ein von Selim Bey. — Ihr Inhalt. — Unterhaltung mit den Soldaten. — Sie nehmen einen Brief Emin's an Selim Bey mit. — Ali Effendi und seine Diener begleiten die Soldaten zu Selim Bey zurück.

27. März. Ich hörte heute, daß Fremde, vermuthlich Sansibariten, bei Masamboni eingetroffen seien, und sandte daher Jephson mit 43 Gewehrträgern hin, um die Wahrheit dieses Gerüchts festzu-

stellen, da es möglicherweise Jameson in Begleitung von Selim ben Mohammed und seinen Leuten sein könnte.

29. März. Herr Jephson ist von Undussuma zurückgekehrt und hat 56 eingeborene Träger mitgebracht. Es waren keine Fremden dort, das Gerücht beruhte auf Unwahrheit. Der arme Jameson! Wir sind alle neugierig, was er nach Empfang meiner Briefe gethan hat.

31. März. Kapitän Nelson ist mit 132 Lasten vom Seeufer im Lager eingetroffen und meldet mir, daß nichts mehr übrig ist, als einige große Elefantenzähne im Gewicht von je etwa 150 Pfund, die wir nicht tragen können. Insgesammt sind jetzt 1355 Lasten vom See nach dem Plateau hinaufgeschafft worden. Der Pascha hat 65 Elefantenzähne mitgebracht, von denen ich 45 benutzen wollte, um die Manjema für ihre Dienste zu bezahlen, doch haben diese sie abgelehnt, weil sie lieber ihren Monatslohn in Stoffen bei der Ankunft auf der der Kirchenmissionsgesellschaft gehörenden Station Msalala haben wollen.

Heute Nachmittag kam der Vicegouverneur der Aequatorialprovinz Osman Latif Effendi zu mir und theilte mir seine Ansichten über die Offiziere in Wadelai mit. Er sagt: „Selim Bey wird vielleicht kommen; er ist kein schlechter Mann; er liebt das Bier und ist träge. Wenn er kommt, wird er etwa 350 Soldaten und Offiziere, die seine Partei bilden, bei sich haben. Fadl el Mulla Bey ist das Haupt der Gegenpartei. Seitdem sie die Nachricht von dem Falle Chartums erhalten hat, hat sie jeglichen Gehorsam gegen den Pascha aufgegeben. Das war gerade vor der Abreise Dr. Junker's. In der Meinung, daß seine Gegner ihr Verhalten vielleicht ändern würden, wenn sie von Ihnen hörten, begab der Pascha sich mit Herrn Jephson zu ihnen, doch wurden beide sofort verhaftet. Fadl el Mulla Bey und sein Schreiber sind Mahdisten; sie hofften für die Auslieferung des Paschas an den Khalifen große Ehren von diesem zu bekommen. Sie haben auch den Plan gehabt, Sie zu einem Besuche bei ihnen zu veranlassen, Sie durch süße Worte und weitgehende Versprechungen zu fangen und dann nach Chartum zu senden. Wenn Fadl el Mulla Bey mit seiner Partei hierherkommt, müssen Sie sehr vorsichtig sein. Das ist alles, was ich Ihnen rathen kann. Ich habe das Land satt und wünsche nach Kairo zu gehen; ich will nichts mit ihnen zu thun haben."

„Wie denken Sie über die Leute hier, Osman Latif?"

„Auasch Effendi würde nicht wagen zurückzubleiben. Als Major des 2. Bataillons soll er sehr streng gewesen sein; die Leute hassen

ihn und würden ihn tödten. Fast alle übrigen würden, wenn Selim Bey hierher käme und ihnen zum Bleiben riethe, lieber hier leben als mit dem Pascha gehen. Ich und Auasch Effendi werden Ihnen folgen. Wenn wir unterwegs sterben, würde die Sache damit zu Ende sein. Sicherlich würden wir hier sterben, wenn wir blieben."

„Weshalb wollen sie den Pascha nicht?"

„Das weiß ich nicht, wenn Schaitan (der Teufel) sie nicht beeinflußt. Er war sehr gerecht gegen alle, allein je mehr er ihnen gestattet, nach ihrem eigenen Belieben zu handeln, um so weiter entfernen sich ihre Herzen von ihm. Sie sagen: «O, mag er sich mit Käfer- und Vögelsammeln beschäftigen. Wir brauchen ihn nicht.» Der Pascha ist sehr glücklich, wenn er sich auf der Reise befindet und allerlei Dinge sammeln kann; er bekümmert sich nicht um die Leute."

„Glauben Sie, daß er beliebter gewesen wäre, wenn er einige aufgeknüpft hätte?"

„Vielleicht. Das weiß nur Gott."

„Glauben Sie, daß Sie ihn lieber gehabt hätten, wenn er streng gegen Sie gewesen wäre?"

„Nein, aber ich würde ihn mehr gefürchtet haben."

„O ja, natürlich."

„Aber erzählen Sie, bitte, dem Pascha nicht, daß ich etwas gesagt habe, er würde mir das nicht verzeihen."

„Seien Sie ohne Furcht. Wenn Sie erfahren, was im Lager vorgeht, theilen Sie es mir mit."

„Ich und mein Sohn stehen Ihnen zu Diensten. Wir werden alles hören was passirt und es Sie wissen lassen."

Bald darauf sah ich, daß Osman Latif sich nach dem Quartier des Paschas begab, seine Hände küßte und sich ehrfurchtsvoll verneigte, und da ich neugierig war, ging ich ihm sofort nach. Der Pascha saß ernst in seinem Sessel und ertheilte mit der Miene des Machthabers Osman Latif seine Befehle, während letzterer sich bei jeder Ordre unterwürfig verbeugte; ein unschuldiger Fremder hätte glauben können, daß der eine die königliche Autorität, der andere den sklavischen Gehorsam verkörperte. Mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, entfernte ich mich bald darauf.

Mein Bursche Sali ist der geschickteste Spion im Lager. Wie er seine Informationen erhält, weiß ich nicht; er scheint aber sehr viel mehr zu erfahren als Osman Latif, Auasch Effendi oder einer der jungen Aegypter. Er ist bei den Berathungen der Hauptleute zugegen

und ist intim mit dem Maschinisten Mohammed. Anscheinend haben ihn der Hauptmann Ibrahim Effendi Elham und dessen Schwiegervater Ali Effendi sehr gern, doch hat er selbstverständlich auch viele untergeordnete Quellen, die ihm helfen. Die Sansibariten sind eingefleischte Händler und stets haben sie etwas zu vertauschen; bei den Präliminarien des Geschäfts werden die Angelegenheiten des Lagers durchgehechelt, die Händler reimen sich dabei dies und jenes von den



Mein Bursche Sali.

Einzelheiten zusammen und, nachdem sie es gehörig verdaut haben, theilen sie es Sali mit, von dem ich es wieder höre. Selbstverständlich ist manches reines Geschwätz, aber im großen und ganzen ist doch eine Menge bestimmter und werthvoller Informationen darin enthalten.

Wie ich entdecke, besteht der Plan, sich von der Autorität des Paschas vollständig frei zu machen. Die Zahl der wirklich Treuen

beträgt heute neun. Sie wissen, wie man mir erzählt, daß der Pascha so arglos ist, daß sie ihm nur die Hand zu küssen und seine Verzeihung zu erflehen brauchen, um ihn jedem Verschwörer gefügig zu machen.

Wenn ein Mann zum Spotte solcher Spitzbuben wird, ist die Autorität in der That schwach.

Wie Dr. Vita Hassan und der Maschinist Mohammed sagen, gibt der Pascha sehr viel auf die Meinung des Kapitän Casati. Ich halte es für sehr natürlich, daß er die Ansicht des einzigen Europäers hochhält, der von Dr. Junker's Abreise bis zu unserer Ankunft bei ihm gewesen ist. Wenn Casati aber auf seine Freundlichkeit zu rechnen geneigt ist, so weiß der Pascha, wie Herr Jephson erzählt, sehr genau, wann er den Gouverneur zu spielen hat.

Der Pascha erschien heute Morgen in meinem Zelt und theilte mir mit, daß Kapitän Casati mit seiner Abreise aus der Aequatorialprovinz nicht ganz einverstanden, vielmehr der Ansicht sei, daß es seine Pflicht sei, zu bleiben.

„Wo, Pascha?“

„Bei meinen Leuten.“

„Welchen Leuten, bitte?“

„Nun, bei meinen Soldaten.“

„Wirklich. Aber ich bin der Meinung gewesen, daß Sie mir vor einiger Zeit mit eigener Hand geschrieben hätten, was mir auch in dem Briefe Jephson's bestätigt worden ist, daß Sie der Gefangene Ihrer eigenen Soldaten waren, daß diese Sie abgesetzt und gedroht hätten, Sie in Eisen und an Ihre Bettstelle gefesselt nach Chartum zu bringen. Ich glaube, Sie wissen so gut wie ich, was das zu bedeuten hat.“

„Das ist wahr. Aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich meinen Sinn zu ändern beabsichtige. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, gehe ich am 10. April mit Ihnen fort. Das ist abgemacht, doch möchte ich gern, daß Sie Casati dieserwegen aufsuchen und sprechen würden.“

„Ich würde das mit Vergnügen thun, aber mein Französisch ist jämmerlich und das seinige noch schlechter.“

„Ach, wenn Sie mich nur durch einen Jungen rufen lassen wollen, werde ich gern kommen und als Dolmetscher fungiren.“

Was wir von dem Charakter Casati's beobachtet haben, ist, im allgemeinen betrachtet, ein Abglanz von dem Pascha selbst. Es ist ihm nicht zuwider gewesen zu erklären, daß er Afrika Europa vorziehen würde. Daß der Pascha nach einer Entschuldigung sucht, um hier zu

bleiben, ist einigermaßen erklärlich, dagegen sehe ich keine Entschuldigung für Casati, wenngleich er das Recht hat, auszusprechen, was er vorzieht. Allein ich vermag nicht einzusehen, zu welchem guten Zweck der eine oder der andere von ihnen bleiben soll. Als der Pascha noch Macht besaß, lehnte er ein Jahresgehalt von 1500 Pfd. St. und eine jährliche Subsidie von 12000 Pfd. St. für die Regierung seiner Provinz ab, und zögerte mit der Annahme eines ziemlich ähnlichen Postens unter britischen Auspicien, bis es zu spät war; der Vorschlag, heimzukehren, war ihm so unangenehm, daß er die Entscheidung verschob, bis er die Wünsche seiner Truppen erfahren konnte; bei dem Versuche, diese Wünsche festzustellen, wurde er abgesetzt, gefangen genommen und ist er — um die Wahrheit zu sagen — vor ihrer Macht geflohen.

Sobald diese beiden Männer zu einer geselligen Unterhaltung zusammenkommen, ist die Folge, daß der Pascha sich niedergeschlagen fühlt und sich unnöthigerweise mit Befürchtungen quält, man könne ihm die Desertion von seinen rebellischen Truppen zum Vorwurf machen. Casati ist einigermaßen erfreut darüber, diese Zweifel angeregt zu haben. Ob er noch einen weitern Zweck verfolgt, als sich einen Gefährten im Unglück zu sichern, ist mir unbekannt.

Ich begab mich zum Quartier Casati's und nach einem vergeblichen Versuche, mich ihm verständlich zu machen, sandte ich sogleich einen Knaben zu dem Pascha, um ihn um seine Vermittelung zu bitten. Sofort begann Casati dem Pascha im Namen von Ehre und Pflicht eine Vorlesung zu halten und ihn zu überreden, daß er moralisch unrecht thue, seine Truppen zu verlassen, wobei er natürlich auf den erklärten Entschluß des Paschas, am 10. April mit uns abzumarschiren, hindeutete.

„Aber, Kapitän Casati", sagte ich, „der Pascha hat niemals die Absicht gehabt, seine Truppen zu verlassen, wie niemand besser weiß, als Sie selbst. Diese Truppen sind es, welche ihn abgesetzt und vom 18. August bis ungefähr zum 8. Februar, fast volle sechs Monate, gefangen gehalten haben. Sie haben dreimal revoltirt, haben wiederholt gesagt, daß sie ihn nicht gebrauchen und ihm nicht gehorchen wollen, und gedroht, ihn zu tödten. Sie würden ihn vermuthlich inzwischen bereits nach Chartum geschickt haben, hätten die wahnsinnigen Danagla ihnen nicht gezeigt, wie wenig Barmherzigkeit sie von ihnen zu erwarten hätten."

„Der Gouverneur einer Festung darf niemals seinen Posten aufgeben", erwiderte Casati.

„Darin bin ich vollständig mit Ihnen einverstanden, wenn seine Truppen ihm treu bleiben; was kann der arme Gouverneur aber thun, wenn seine Truppen ihn verhaften, die Flagge streichen und die Thore öffnen?"

„Der Kapitän eines Kriegsschiffes muß bis zum letzten Augenblicke mit seinen Geschützen kämpfen."

„Allerdings. Aber wenn die Mannschaft den Kapitän ergreift, ihn in Eisen in den Schiffsraum wirft und die Flagge streicht, was dann?"

„Nein, ich bin nicht mit Ihnen einverstanden", entgegnete der Kapitän emphatisch. „Der Pascha sollte bei seinen Leuten bleiben."

„Wo sind seine Leute aber? Die Rebellen wollen nichts mit ihm zu thun haben, wenn er nicht ihr Gefangener ist. Wollen Sie sagen, daß der Pascha als Gefangener zurückkehren und sich mit dieser erniedrigenden Lage zufrieden geben sollte?"

„Nein, gewiß nicht."

„Glauben Sie vielleicht, daß jene bereuen und ihn wieder auf den Gouverneurposten erheben werden?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Glauben Sie, daß sie es thun würden?"

„Vielleicht."

„Würden Sie dem Pascha rathen, sich nochmals der Macht von Fadl el Mulla Bey und seiner Offiziere anzuvertrauen?"

„Nein."

„Nun, hier sind Ihre Diener. Angenommen, dieselben ergriffen Sie eines Nachts und wollten Sie tödten und Sie würden nur gerettet, weil Ihr Geschrei Befreier auf den Schauplatz lockt; würden Sie Ihr Leben diesen Händen nochmals anvertrauen?"

„Nein."

„Angenommen, Ihre Diener kämen heute Nachmittag zu Ihnen und sagten, sie würden Ihnen in Zukunft nicht mehr gehorchen und Sie niederschießen, falls Sie etwa doch weiter Gehorsam von ihnen forderten; würden Sie sich moralisch für verpflichtet halten, ihnen Befehle zu ertheilen?"

„Nein."

„Nun, mein lieber Casati, Sie haben für den Pascha geantwortet, denn was Sie nicht thun würden, ist er ebenfalls nicht verpflichtet zu thun. Emin Pascha hat zwei Pflichten zu erfüllen, die eine gegen den Khedive, die andere gegen seine Soldaten. Gerade weil er seine Pflicht gegen den Khedive so edel und geduldig erfüllt hat, haben ich und

meine jungen Freunde uns freiwillig erboten, ihm zu helfen. Der Khedive befiehlt ihm, die Provinz aufzugeben und schickt ihm zu diesem Zwecke Beistand. Emin wendet sich an seine Truppen und fordert sie auf, ihre Wünsche auszusprechen, worauf sie ihn ergreifen, mit dem Tode bedrohen und schließlich sechs Monate gefangen halten. Er bekommt seine Antwort und die lautet: «Zum letzten male, wir haben nichts mehr mit dir zu thun».“

Casati war nicht überzeugt und der Pascha ist, wie ich sehe, sehr beunruhigt. Sie werden heute Abend wieder zusammenkommen und die moralische Seite nochmals besprechen. Gott weiß, was morgen ihre Absichten sein werden. Keiner von beiden sieht den Zustand der Dinge, wie er wirklich ist. Ich bin überzeugt, ihre Gedanken sind ebenso verworren, wie ihre Lage verzweifelt sein würde, wenn wir sie nur etliche Tage sich selbst überließen.

Ehe der Pascha sich abends zur Ruhe legte, kam er nochmals in mein Zelt, um mir zu versichern, daß er am 10. April mitgehen würde; er sei überzeugt, daß alle Aegypter hier im Lager, mit ihren Begleitern etwa 600 an der Zahl, ihm folgen würden. Allein Nachrichten von anderer Seite beweisen mir, daß der Pascha sich in einem groben Irrthum befindet. Wie sie ihn enttäuschen werden, weiß ich nicht. Bis dahin habe ich mit ihnen allen erst wenige Worte gewechselt und sicherlich mir nicht den Anschein gegeben, als hätte ich irgendwelche Autorität über sie. Ich betrachte den Pascha als meinen Gast und die Aegypter als seine Begleiter; ich versorge die ganze Gesellschaft mit Fleisch und Getreide und Dr. Parke sieht jeden Morgen und Nachmittag nach den Kranken.

1. April. Heute ist der erste Schritt heimwärts gethan. Ich sandte Lieutenant Stairs mit seiner aus 61 tüchtigen Büchsenschützen bestehenden Compagnie zu Masamboni, um dort im voraus für die ungeheuere Colonne, welche am 10. von hier aufbricht, ein Lager zu bauen und Vorräthe u. s. w. aufzuspeichern und bereit zu halten.

In seiner Begleitung befanden sich Major Auasch-Effendi, Ruschdi-Effendi und zwei oder drei andere Aegypter mit ihren Begleitern, sowie 57 Unterthanen Masamboni's, 29 aus Usiri und 30 Leute Mpinga's. Außer den Sachen für die zweite Compagnie nahmen die Träger 88 Lasten Munition für die Remington- und Winchestergewehre, sowie Schießpulver mit.

Folgende seltsame Zusammenstellung dürfte für Mediciner Interesse haben:

Gewicht der Offiziere in

	Banana Point, 1887.	Fort Bodo im Walde, 1888.	Lager bei Kavalli, 1889.	Nach Krankheit, 1889.*
Stanley	168 Pfd. engl.	135 Pfd.	145 Pfd.	132 Pfd.
Jephson	168 „	132 „	$150^1/_2$ „	132 „
Dr. Parke	162 „	148 „	170 „	
Major Barttelot	144 „	—	—	
Lieut. Stairs	164 „	143 „	—	
Kapt. Nelson	176 „	140 „	146 „	
Emin Pascha	—	—	130 „	

2. April. Der Ruwenzori war während der letzten drei Tage sichtbar. Die schneebedeckte Kette bot einen sehr anziehenden, schönen Anblick — rein, blendend, mit den entschwindenden Stunden in Farbe wechselnd, rundherum von einem unbegrenzten tiefen opalfarbigen Blau umgeben, bis die Sonne unterging und dunkle Nacht die Erde bedeckte. Die Eingeborenen behaupteten, der Berg sei nicht zu sehen, weil die Balegga-Hügel im Süden den Blick verhinderten, durch unsere Nivellirungen und Triangulation wußten wir aber, daß er doch zu sehen sein müßte, und thatsächlich war er auch zu sehen. Als wir ihn den Eingeborenen zeigten, wandten sie sich um und fragten: „Wie konntet ihr wissen, daß er von hier zu sehen sei?"

3. April. Dem Pascha gehen langsam die Augen auf. Heute Nachmittag kam er zu mir und erzählte, er habe seinen Haushalt — 51 Personen, Diener, Wachen und Ordonnanzen, die er bisher bei sich gehabt hat — zusammentreten lassen und gefragt, wer von den Leuten ihn am 10. April begleiten wolle. Alle lehnten es ab bis auf vier; die übrigen sagen, sie wollen auf ihre „Brüder" warten.

Einer von diesen vier Getreuen erklärte frech gerade heraus, er gehe nur mit, um ein kleines Mädchen zu bekommen, welches Kapitän Casati ihm mit Gewalt vorenthalte; sobald er dasselbe im Besitz habe, werde er nach Kavalli zurückkehren, um seine „Brüder" zu erwarten.

Als ich den Pascha fragte, welche Ansprüche Casati an dem Mädchen habe, das intensiv schwarz und etwa fünf Jahre alt ist, erwiderte er mir, Casati habe sich vor mehrern Jahren wegen einer Köchin an ihn gewendet. Dieselbe habe Casati nach Unjoro begleitet, während er ihn in diesem Lande vertreten habe. Während ihrer Dienstzeit bei Casati gebar die Köchin dieses Kind, dessen Vater ein suda-

* Zur Vervollständigung der Zusammenstellung hinzugefügt.

nesischer Soldat war. Drei Jahre lang wurde das Kind im Hause Casati's erzogen, wo es der Liebling aller war und durch sein argloses Geplauder und kindliches Wesen die Langeweile des einsamen Mannes vertreiben half. Bei seiner Verjagung aus Unjoro durch Kabba-Rega und seiner Rückkehr nach der Aequatorialprovinz verlangte der Gatte die Frau und das Kind, bestritt zugleich aber die Vaterschaft, während Casati sich weigerte, das Kind herauszugeben. Er hat dies auch bis heute hartnäckig abgelehnt.

Der Pascha hielt es für möglich, daß der Soldat finstere Absichten gegen Casati im Schilde führt; er beklagte zugleich Casati's krankhafte Zuneigung zu seinen männlichen und weiblichen Dienstboten. Er ist nicht geneigt, seine Autorität gegen Casati geltend zu machen, der viele Jahre sein Gast und treuer Freund gewesen ist, bedauert aber, daß dieser seinen Rath nicht annehmen will. Diese Unterhaltung fand zwischen $5^1/_2$ und $6^1/_2$ Uhr nachmittags statt.

Als ich eine Stunde später im Mondschein einen kurzen Spaziergang vor meinem Zelte machte, hörte ich eine wüthende, scheltende, gutturale Stimme, welche in arabischer Sprache Verwünschungen ausstieß, und unterschied in den lauten, eifrigen und wortschwallreichen Schimpfereien häufig meinen und des Paschas Namen und bestimmte Rufe: „Genug, genug, genug!“ Dann vernahm ich andere Stimmen, welche besänftigend riefen: „Um des Propheten willen.“ „Habt etwas Geduld!“ „Mäßige deinen Zorn“, und Aehnliches, bis gleich darauf tief und kräftig die Stimme des Paschas erklang: „Was ist da los? Frieden, ich befehle es euch, Frieden! Gut, geht hin und sagt es Herrn Stanley, sein Zelt ist nicht weit. Geht!“

Im nächsten Augenblick stürzte infolge dieser Aufforderung ein gewisser Mohammed Effendi, der Maschinist, ein hellfarbiger, nicht unschöner Aegypter, gefolgt von einer großen Menge, auf mich los und sprudelte — das ist der richtige Ausdruck — eine stark durch Eifersucht gefärbte und von wüthenden bittern Anklagen strotzende Geschichte hervor. Er habe, erzählte er, seinem Weibe, mit dem er in Chartum gesetzlich verbunden worden sei, beim Tode der abessinischen Mutter Ferida's gestattet, die Amme des Kindes zu werden. Das sei vor 30 Monaten gewesen. Anfänglich habe seine Gattin die Zeit finden können, nicht nur dem Kinde, sondern auch ihm gegenüber ihre Pflicht zu erfüllen, in den letzten sechs Monaten sei sie ihm aber entfremdet worden und habe ihn bei jeder Gelegenheit, wenn sie zusammengetroffen seien, heftig gescholten. Während der letzten 24

Stunden habe er mehr als ein Dutzend mal zu ihr geschickt, doch habe sie die Boten mit steigender Verachtung zurückgewiesen. Sei das recht? Gäbe es keine Gerechtigkeit für ihn?

„Mein Freund Mohammed“, erwiderte ich, „ich habe wirklich keine Befugniß, so delicate Fragen zu entscheiden. Seid Ihr beim Pascha gewesen? Habt Ihr ihn gebeten, daß er versuchen möge, seine Autorität auszuüben? Da sie Amme in seinem Hause ist, ist er auch die Persönlichkeit, an die Ihr Euch wenden solltet, nicht ich.“

„Geht Ihr zu ihm! Weshalb soll ich zu ihm gehen? Nein, wenn Ihr mir denn keine Gerechtigkeit verschaffen wollt, dann werde ich entweder mich oder mein Weib oder den Pascha tödten. Eins werde ich gewiß thun.“

Laut scheltend, sodaß das ganze Lager seine Drohungen hören konnte, stürmte er fort.

Kaum hatte ich aufgehört, mich zu wundern, was das alles bedeuten sollte, als eine weißgekleidete Gestalt, der Kleidung nach augenscheinlich ein Weib, rasch nach meinem Zelte schlich.

„Wer ist da?“ fragte ich.

„Die Frau des Mohammed Effendi.“

„Um Gottes willen, weshalb kommt Ihr gerade hierher?“

„Ihr müßt auch meine Geschichte hören, nachdem Ihr diejenige Mohammed's gehört habt“, antwortete sie.

„Habt Ihr die Erlaubniß vom Pascha, mich zu besuchen?“

Nachdem sie die Erlaubniß erhalten hatte, führten Herr Jephson und Dr. Parke sie in mein Zelt.

„Nun sprich, meine Ohren sind offen.“

Die Schöne kauerte sich nieder und bildete in der dunkelsten Ecke des nur von einer Kerze erhellten Zeltes eine weiße Masse; das Zelt füllte sich mit einem feinen Duft von Oel aus Schiras oder Stambul, und eine vollkommen klare, angenehme Stimme sprach ein so reines bestimmtes Arabisch, daß ich jedes Wort zu verstehen glaubte. Vierzehntägiges Leben mit einer solchen Stimme würde mich zu einem arabischen Gelehrten machen.

Die Geschichte der Schönen lautete dahin, daß ihr Gatte ihr von ganzem Herzen misfiele, ja daß sie ihn vollständig haßte. Er sei einfach ein Thier von einem Heiden; er stehe zu niedrig, um ihrer Liebe werth zu sein. Er habe sie beraubt, ihre Kleider zerrissen, sie geschlagen und ihr einmal halb den Kopf gespalten. Nein, sie würde niemals in Zukunft wieder etwas mit ihm zu thun haben, nein, nie, nie! u. s. w.

„Seid Ihr mit Euerer Geschichte zu Ende?"

„Ja."

„Serur! Bringe sie nach dem Hause des Paschas zurück."

Nachdem einige Minuten verflossen waren, kam der Pascha in mein Zelt und bat um eine Unterredung. Er erzählte, die Frau sei mit Einwilligung ihres Gatten die Amme seiner kleinen Tochter geworden und habe dafür einen reichlichen Lohn an Stoffen erhalten; aber kaum seien diese Sachen in ihren Händen gewesen, als auch schon der Mann gekommen sei, ihr alles weggerissen und sie schändlich geschlagen habe. Auf ihr Bitten habe er, der Pascha, ihr Schutz verliehen, selbst gegen ihren Gatten. Von diesem habe er keinerlei Einwand und von seiner wüthenden Eifersucht auch nicht eher etwas gehört, als bis er an diesem Abend die zornige Stimme Mohammed's gehört habe, der auf ihn gescholten und gedroht habe, ihn zu erschießen. Er müsse daher um meinen Schutz bitten, da der tolle Bursche in einem Anfall von Wahnsinn jemand tödten könne.

„Wollen Sie diese Angelegenheit meinen Händen überlassen, Pascha?"

„Gewiß."

„Gut. Ich bitte Sie, sich in Ihr Quartier zurückzubegeben; es sollen an jedem Eingang zu demselben Wachen aufgestellt werden und ich verbürge mich für die Sicherheit aller im Hause. Ich werde Mohammed rufen lassen und seine Geschichte geduldig anhören, und Ihnen dann, noch ehe Sie sich schlafen legen, Bescheid geben, welches Arrangement wir getroffen haben."

Als der Pascha fort war, ließ ich Mohammed kommen.

Er erzählte, er habe, nachdem er seinem Weib Erlaubniß gegeben habe, Ferida als Amme zu dienen, nicht die Absicht gehabt, das kleine Mädchen der Dienste seiner Frau zu berauben; er wünsche nur, daß seine Gattin ihn gelegentlich besuche und sich ihren ehelichen Pflichten zugänglich erweise.

„Wenn Ihr Euch auf einige einfache Bedingungen einlassen wollt, will ich mein Möglichstes versuchen, um Euer Weib wieder zur Vernunft zu bringen; es ist aber nothwendig, daß Ihr morgen früh im Hause des Paschas mit mir zusammenkommt und ihn wegen Euerer schrecklichen Heftigkeit von heute Abend um Verzeihung bittet. Nein, unterbrecht mich nicht", fuhr ich fort, „Ihr seid von Euern Freunden Dr. Vita Hassan, Vassili Effendi und andern zu diesem rohen Be-

nehmen nur aufgestachelt worden, um eine Scene zu machen. Geht jetzt ruhig nach Hause und hütet Euch heute Abend vor weitern Worten. Morgen früh werden wir uns wiedersehen."

An diesem Abend traf eine Post aus Wadelai ein mit Briefen, welche von der allergrößten Unordnung und der außerordentlichsten Verwirrung auf jener Station melden.

4. April. Um 8 Uhr früh begab ich mich nach dem Hause des Paschas und theilte ihm mit, ich wünschte Mohammed zu ihm zu rufen. Nachdem ich die Erlaubniß hierzu erhalten hatte, erschien der Mann und entschuldigte sich in unterthänigster Weise, obwol sein ärgerliches Gesicht die Betheuerungen der Reue Lügen strafte. Ich sagte ihm dann, er solle in meiner Gegenwart dem Pascha sagen, unter welchen Bedingungen er gewillt sei, die Frau den Dienst als Amme noch fortsetzen zu lassen, worauf er erklärte, er wolle, daß sein Weib Ferida von der ersten Morgenstunde bis abends zur Schlafenszeit warten solle, das sei alles. Hiermit war der Pascha zufrieden, doch sagte ich nunmehr

„Nur unter den folgenden Bedingungen, Mohammed, erkläre ich mich einverstanden:

1) Euer Weib soll Ferida während der Tageszeit warten;

2) Euer Weib soll nach Sonnenuntergang zu Euerm Hause zurückkehren;

3) Euer Weib darf nicht geschlagen oder verletzt werden;

4) Das persönliche Eigenthum Eueres Weibes soll beim Pascha bleiben;

5) Ihr sollt Euer Weib auf dem Marsche unterstützen, schützen und bewachen und ihr nach Ankunft im Lager gestatten, nach Ferida zu sehen;

6) Ihr sollt Euer Weib während des Tages nicht belästigen und mit Euern Forderungen quälen, außer im Falle Euerer Erkrankung;

7) Der Pascha soll in Anbetracht der Dienste Eueres Weibes es ernähren und kleiden, sowie auch dafür sorgen, daß es während des Marsches getragen wird."

Sowol der Pascha als auch Mohammed waren damit einverstanden.

Dann wurde die Frau gerufen und der Pascha übersetzte ihr Wort für Wort die obigen Bedingungen. Während sie zuhörte, zog sie den weißen Musselin vom Gesicht; in Abwesenheit größerer

Schönheiten schien sie sehr hübsch zu sein und hatte prachtvolle große schwarze Augen, ein entschieden schönes kairinisches Gesicht. Die Hütte füllte sich mit dem Duft ihrer fleckenlos weißen Musselinrobe, unter welcher sie ein scharlachrothes Unterkleid trug. In den Wildnissen Afrikas habe ich nie etwas gesehen, was ihr annähernd gleichgekommen wäre.

Nachdem ihr die Bedingungen übersetzt waren, stieß sie ein kräftiges „Niemals, niemals, nein, niemals!“ hervor, sowie reichliche Scheltworte gegen Mohammed, der lächerlich ärgerlich und eifersüchtig aussah, mich aber aufforderte, sie anzuhören.

„Nehmt sie mit Euch, Mohammed.“

Der Mann befahl ihr, sich nach seinem Hause zu begeben, sie achtete aber nicht weiter auf den Befehl.

„Sie muß jetzt nach Euerm Hause gehen“, sagte ich.

Nochmals streckte Mohammed seine Hand gegen sie aus, doch stieß sie dieselbe ärgerlich beiseite. „Niemals, niemals, nein, niemals!“ rief sie wild, mit zornigem Funkeln der hübschen Gazellenaugen.

„Befehlen Sie ihr, bitte, daß sie geht, Pascha.“

Der Pascha wiederholte den Befehl mit seiner gewöhnlichen tiefen Stimme, doch blieb sie unbeweglich stehen.

„Sie sehen, sie will nicht“, sagte der Pascha. „Was kann geschehen?“

„Mein lieber Pascha, wir waren auf eine Scene vorbereitet. Dies ist genau das, was, wie wir beide wußten, geschehen würde. Trotz ihrer Halsstarrigkeit muß sie, muß sie absolut mit ihrem Manne gehen und wir wollen, was auch geschehen möge, Nachsicht üben, bis ihr Gatte sie schlägt. Bitte, befehlen Sie ihr nochmals, daß sie ihren angetrauten Gatten begleiten muß, da wir sie sonst nach seinem Hause tragen würden.“

Der Pascha that dies, und nach secundenlangem Zögern, während dessen sie offenbar die Stärke der beiderseitigen Willenskräfte gegeneinander abmaß, ging sie hinaus und nahm den süßen Duft und die Anmuth ihrer Gegenwart mit sich.

„Ihr nach, Mohammed! Wenn Ihr sie aber selbst nur mit einer Feder schlagt, wird sie Euch fremd bleiben, bis Ihr Kairo erreicht. Laßt sie nur weiter schelten, selbst wenn sie vor Ermüdung in Ohnmacht fallen sollte. Fürchtet ein Mann wie Ihr den Wind? Nehmt drei oder vier Tage Rücksicht auf sie, und sie wird — Ihr könnt ohne Sorge sein — sich ändern.“

Zehn Minuten später erschien Mohammed nochmals und rief ängstlich, sie sei vom Teufel besessen und nicht zu regieren, zerreiße ihre Kleider und zerre an ihrem Gesicht, als ob sie dessen Schönheit für immer zerstören wolle u. s. w.

„Ganz recht, ganz recht, Mohammed, gerade das, was wir von ihr erwartet haben. Gehe hin und binde ihr die Hände an den Gelenken auf dem Rücken fest, Mohammed. Thue dies mit zuversichtlichem Lächeln und besänftigenden Worten, Mohammed. Ich kenne kein Gesetz, das Euch daran hindern könnte, Mohammed. Sie ist euer gesetzmäßiges Weib, Mohammed. Aber hütet Euch, daß Ihr sie schlagt, denn wenn Ihr das thut, seid Ihr ein Thier."

Der Mann entfernte sich und fesselte die ungestüme Schönheit in praktischer Weise. Dann schrie und jammerte sie eine halbe Stunde und die Frauen der Nachbarn kamen herein, um sie zu trösten und zu bitten, doch unterwürfig gegen ihren Herrn und Gebieter zu sein, der sofort sanft und freundlich werden würde, wenn sie ihm nur den schuldigen Gehorsam zeige. „Es ist seine übergroße Liebe für dich", sagten sie, „die ihn so wüthend und ärgerlich macht. Wenn du nur klug wärest, würde er dein gelehrigster Sklave werden." Kluge Frauen!

Allein ihr gemeinsamer Rath und die zwischengestreuten schlauen Vorschläge hatten meiner Meinung nach auf die Besänftigung ihres wüthenden Temperaments nicht so viel Einfluß, wie die Fesseln, welche das stolze Weib vollkommen hülflos vor dem höhnischen Gatten erscheinen ließen.

Um 3 Uhr nachmittags schickte sie mir eine jammervolle Botschaft, ich möge veranlassen, daß sie wieder freigelassen werde, doch ließ ich ihr streng sagen, ihre Stimme hätte keine Macht über mich und ihre Schönheit keinen Reiz für mich, sie müsse ihren Gatten bitten. Infolge dessen wandte sie sich an Mohammed und flehte ihren Herrn und Gebieter sanft an, daß er gehen und für sie bitten möge; die Fesseln schmerzten sie und sie würde in Zukunft ihm unterthänig gehorchen.

Nunmehr kam Mohammed, mit vor Triumph und Glück strahlenden Zügen und befreit von den ihn entstellenden Eifersuchtsfalten, um für ihre Freilassung zu bitten. Ich gewährte ihm dieselbe mit dem Rathe, seine Liebe nicht in Thorheit ausarten zu lassen, einige Tage einen befehlenden Ton anzuwenden und sich streng fern von ihr zu halten, weil sie sonst bald die verlorenen Vortheile wiedergewonnen haben würde.

Die Frau erhielt dann Erlaubniß, den Dienst im Haushalt des

Paschas fortzusetzen, und kehrte abends aus eigenem Antriebe sanft ins Haus ihres Gatten zurück. Hoffentlich wird in Zukunft der Friede seine Flügel über die gestörte Familie ausbreiten. Amen!

5. April. Heute Morgen theilte Serur, ein zum Haushalt des Paschas gehörender Knabe aus dem Lande der Monbuttu, mir mit, daß nur zwei von den Dienern seines Herrn ihm aus dem Lager zu folgen beabsichtigen. Er erzählte, die Diener seien, nachdem der Pascha sie vorgestern befragt habe, beiseite gegangen und hätten untereinander berathen und schließlich beschlossen, den Pascha ohne sie — Ordonnanzen, Wachen, Schreiber und Diener, alle bis auf Bilal und ihn, Serur — abreisen zu lassen.

„Aber weißt du gewiß, daß du mit ihm gehen wirst?"

„Das weiß ich noch nicht. Wenn alle meine Freunde zurückbleiben, was soll ich dann allein machen?"

„Gut denn, nur Bilal wird bestimmt mitgehen?"

„Ja."

Nach der üblichen Morgenmusterung um $10^1/_2$ Uhr meldete mir Sali, die Sansibariten hätten davon gesprochen, daß in mehrern Abtheilungen des Lagers der Versuch, die Gewehre aus den Hütten zu stehlen, gemacht, überall aber durch die prompte Wachsamkeit unserer Leute vereitelt worden sei. Es freute mich zu hören, daß endlich die Sansibariten gelernt hatten, wie wichtig es war, die Gewehre zur Nachtzeit ganz in ihrer Nähe sicher unterzubringen. Im Lager herrscht allgemein das Gefühl, daß irgendetwas sich ereignen wird. Die flüsternden Versammlungen, die man alle Tage bemerkte, die Sorgfalt, mit der dieselben darauf achteten, daß ein Fremder ihnen nicht zu nahe käme, die Entdeckung, daß die Diener des Paschas diesem thatsächlich offen erklärt hatten, sie würden ihn nicht begleiten, die ungeheuern Packete von Briefen, welche die Aegypter an ihre ewig zaudernden Gefährten in Wadelai sandten, die umfangreichen Posten, die als Antwort aus Wadelai eintrafen, die heimlichen Warnungen, den Aegyptern kein Vertrauen zu schenken, in Verbindung mit dem frühern Diebstahl eines Gewehrs durch die zurückkehrenden Offiziere, und die kecken Versuche, noch weitere Gewehre zu stehlen: alles das vereinigte sich zu einem überzeugenden Beweise, daß zwischen jetzt und dem 10. April die Ausführung irgendeines kühnen Plans versucht werden sollte.

Bis zum heutigen Tage habe ich den Pascha und seine Leute als unsere Gäste, die mit aller Höflichkeit und Zuvorkommenheit behandelt

werden müssen, und mich nur als Wirth und Führer betrachtet, ausgenommen wenn eine bestimmte Angelegenheit meiner Erledigung unterbreitet und zugewiesen wurde. Für den Pascha persönlich hegen wir alle die größte Hochachtung und Sympathie. Es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich und die Offiziere nicht diesem Gefühl Ausdruck verliehen haben; nichtsdestoweniger wissen wir aber, daß die Methode des Paschas vollständig unzureichend ist, um Gehorsam zu erzwingen. Nicht ein einziger seiner Befehle von irgendwelcher Bedeutung ist befolgt, keine seiner Bitten beachtet worden. So oft wir dies bemerkten, haben wir uns geärgert und bedauert, daß der Pascha jedesmal, wenn wir uns erkühnten, mit ihm darüber zu sprechen, sich wegen seiner dreizehnjährigen Erfahrungen mit ihnen in seinem Urtheile für unfehlbar hielt. Als nun aber die Aegypter aus unserer ruhigen, harmlosen Weise zu schließen begonnen hatten, daß alle Weißen ähnlich wie ihr Pascha seien, und ein Project zur Ausführung zu bringen beabsichtigten, das unsere Rechte und Freiheiten bedrohte, war die Zeit zum Handeln gekommen.

Ich begab mich zum Hause des Paschas.

Derselbe legte gerade die letzte Hand an einige von seinem Secretär ausgestopfte Vögel, nahm aber sofort seine gewöhnliche Würde an und bereitete sich ernsthaft vor, mir zuzuhören.

„Emin Pascha", sagte ich, „gestern Abend sind Boten aus Wadelai und Mswa eingetroffen. Dieselben haben ein großes Packet Briefe von Selim Bey, den ägyptischen Beamten und andern überbracht, und alle Schreiben, welche Sie erhielten, schilderten die Unordnung und Noth. Es bestehen dort jetzt ein halbes Dutzend Parteien, die sich einander gegenüberstehen. Ein koptischer Beamter schrieb Ihnen, keiner schiene zu wissen, was er wolle, die Soldaten seien in die Regierungsmagazine eingebrochen und hätten genommen, was ihnen beliebte; die Offiziere seien nicht im Stande die Soldaten zurückzuhalten; Wadelai sei wie eine Niederlassung von Wahnsinnigen; Selim Bey habe noch nicht einmal mit der Einschiffung seiner eigenen Familie begonnen; er habe nur wenig Anhänger und diese seien vollständig unbotmäßig.

„Auch Ihre Leute haben zahlreiche Briefe von ihren Brüdern erhalten, und als ob dies im Zusammenhang mit dieser Thatsache stände, ist gestern Abend der Versuch gemacht worden, unsere Waffen wegzunehmen. Zu drei verschiedenen malen sind sie in die Hütten der Sansibariten gedrungen und haben versucht, die Gewehre zu stehlen, doch hatten die Sansibariten nach meiner Instruction die Waffen an ihrem Gürtel

befestigt und wurden, als man daran zog, aufgeweckt, worauf die Diebe ihre Absicht aufgaben und entflohen. Während Sie mit Ihren Sammlungen und Studien beschäftigt waren, habe ich beobachtet.

„Sie haben noch fünf Nächte bis zu unserm Abmarsche am 10. März vor sich. Gestern Abend ist der Versuch, uns unserer Vertheidigungswaffen zu berauben, fehlgeschlagen, aber sie werden neue Versuche machen, und da ich sie für schlau genug halte, vielleicht Glück dabei haben, und es ist ganz klar, daß sie irgendeinen Zweck verfolgen. Selbstverständlich wird, wenn es ihnen gelingt, sich auch nur ein Gewehr anzueignen, die Bestrafung eine summarische sein, da ich dann vergessen werde, was ich ihnen als Ihren Leuten und meinen Gästen schuldig bin. Das ist aber gerade, was ich vermeiden möchte. Ich würde ungern Blut vergießen und gewaltsame Scenen herbeiführen, wenn sich ein besserer Weg finden läßt, um unsere Waffen und Munition sicherzustellen und einen ruhigen und friedlichen Abmarsch zu bewirken. Ich schlage Ihnen eins von zwei Dingen vor. Lassen Sie das Signal für alle bei Ihnen befindlichen Araber und Sudanesen zum Mustern blasen und dann finden Sie in aller Ruhe heraus, wer mit Ihnen zu gehen gewillt ist. Denjenigen, welche nicht wollen, werde ich befehlen, das Lager zu verlassen; gehorchen sie nicht, so würde es an mir sein, Zwang anzuwenden. Da diese Leute aber unsere Sansibariten verachten, werden sie höchst wahrscheinlich versuchen, Widerstand zu leisten. Nun, in einem Lande, wo wir keine andere Berufung haben, als an unsere Feuerwaffen, wird es sicherlich zu gewaltsamen Scenen kommen, und wir würden dies beide später bedauern.

„Der zweite Vorschlag ist noch wirksamer und unblutiger. Befehlen Sie in aller Ruhe, daß Ihr Gepäck zusammengepackt werde, und mit Tagesanbruch sollen meine Leute sämmtlich bereit sein, Sie nach einem etwa 5 km von hier entfernten Lager zu geleiten. Von diesem Lager würden wir die Aufforderung hierher ergehen lassen, daß alle diejenigen, welche Ihnen zu folgen beabsichtigen, kommen und uns willkommen sein sollen, alle übrigen aber bei Todesstrafe sich ohne Erlaubniß nicht nähern dürfen.“

„Hm! Darf ich Casati hiervon Mittheilung machen?“ fragte der Pascha.

„Nein. Casati befindet sich nicht in Gefahr; ihm werden sie nichts zu Leide thun, weil er nicht ihr Gouverneur oder Offizier, sondern nur Reisender ist. Er kann am nächsten Tage, oder wann es ihm beliebt

nachkommen. Wenn er zurückgehalten wird, werde ich das Rebellenlager angreifen und Casati schon rasch genug befreien."

Während ich sprach, schüttelte der Pascha den Kopf in der ihm eigenen melancholischen, resignirten Weise, welche mir stets bedauernswerthe Unentschlossenheit zu verrathen schien.

„Sie mögen beide Pläne nicht, wie ich sehe, Pascha. Machen Sie dann selbst einen andern Vorschlag, wie ich einen Conflict mit diesen elenden, irregeleiteten Leuten vermeiden kann, denn daß derselbe nahe bevorsteht, ist so sicher wie das Licht des Tages. In meinem Lager soll keine Disciplinlosigkeit und Unbotmäßigkeit herrschen."

Nach einer Weile erwiderte der Pascha: „Ihr Plan ist nicht schlecht, aber es ist nicht genügend Zeit dazu."

„Nun, Pascha, Sie haben mir gesagt, daß Sie während der letzten 15 Tage gepackt hätten. Wollen Sie sagen, daß Sie von jetzt bis übermorgen früh nicht mit dem Einpacken Ihrer Sachen fertig werden können? Meine Expedition kann in einer halben Stunde aufbrechen. Wenn Sie die Gefahr des Blutvergießens nicht erkennen können, meinen Plan nicht annehmen wollen und nichts vorzuschlagen vermögen, was uns von der Nothwendigkeit befreit, uns gegenseitig zu vernichten, dann muß ich sofort Maßregeln für die allgemeine Sicherheit ergreifen. Und sollte nur ein einziger Tropfen Blut vergossen werden, so wird die Schuld davon auf Ihr Haupt fallen müssen. Adieu."

Ich erhob mich und bald ertönte das Signal zur allgemeinen Musterung unter Waffen. Ich und die Offiziere trugen unsere Waffen, und als die Sansibariten, Manjema, Sudanesen und Eingeborenen dies sahen, wußten sie, daß der Fall dringend war und eilten mit wunderbarer Schnelligkeit auf den freien Platz. Die Eingeborenen von Kavalli gaben das Alarmsignal weiter und alsbald stürzten mehrere hundert Eingeborene heran, um an dem ihrer Meinung nach bevorstehenden Kampfe theilzunehmen.

Innerhalb fünf Minuten waren die Compagnien unter Waffen an den drei Seiten des freien Platzes entlang aufgestellt. Als der Pascha sah, daß ich Ernst machte, kam er heraus und bat mich, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken.

„Gern, was gibt es?" fragte ich.

„Sagen Sie mir nur, was ich jetzt thun soll."

„Es ist jetzt zu spät, Pascha, um den friedlichen Weg einzuschlagen, den ich Ihnen angedeutet habe. Jetzt ist überall das Alarmsignal

gegeben und ich beabsichtige daher, nun selbst die Gefahr hier aufzudecken und ihr hier gegenüberzutreten. Bitte lassen Sie das Signal geben, daß Ihre Araber hier vor mir zur Musterung antreten."

„Sogleich", antwortete der Pascha, und ertheilte seinem Trompeter den Befehl.

Wir warteten ruhig zehn Minuten, und als wir sahen, daß dem Signal wenig Beachtung geschenkt wurde, ersuchte ich Herrn Jephson, die erste Compagnie mit Knitteln und Stöcken zu bewaffnen, alle Araber, Aegypter und Sudanesen ohne Rücksicht auf ihren Rang auf den freien Platz zu treiben, jedes Haus zu durchzusuchen und die vorgefundenen Männer herauszuschleppen.

Die Sansibariten vertheilten sich sofort im Lager, gingen im Laufschritt vor und ließen ohne weiteres auf jeden Nachzügler und Zauderer, den sie trafen, einen Schauer von Hieben herabsausen, daß selbst der größte Skeptiker zugeben mußte, daß die Sansibariten auf Befehl doch noch zu etwas Besserm geeignet seien als zu Lastthieren und Sklaven fauler Aegypter.

Zum ersten male bildeten die Aegypter und Sudanesen eine anständige Linie; ehe dieselbe jedoch nicht ganz mit militärischer Genauigkeit und Sorgfalt hergestellt war, sprach ich kein Wort zu ihnen. Es war höchst amüsant zu sehen, wie ein gewöhnlicher Sansibarite mit seinem Stocke, den er mit grimmigem Gesichte schwang, die Linie der Majore, Wekils, Hauptleute, Lieutenants, Schreiber und Lagerverwalter richtete.

Als die Linie mir befriedigend erschien, trat ich an sie heran und theilte ihnen mit, ich hätte gehört, sie wollten kämpfen und wünschten dringend zu erfahren, was die Sansibariten eigentlich für Leute seien. Sie hätten gesehen, wie gut dieselben arbeiten könnten, es wäre schade, wenn sie nicht auch sich davon überzeugen könnten, wie sie kämpften.

„Aber wir wollen gar nicht kämpfen", erwiderte der Wekil oder Vicegouverneur.

„Was bedeutet es dann, daß, wie ich höre, einer von euch so gut ist wie zehn von meinen Leuten, daß Gewehre gestohlen, jeden Tag, den ihr hier gewesen seid, Pläne und Gegenpläne geschmiedet werden, daß ihr beschlossen habt, dem Pascha nicht zu folgen, nachdem ihr uns habt Häuser für euch bauen, Lebensmittel für euch sammeln und während der letzten beiden Monate Hunderte von Lasten vom See nach diesem Berge herauf habt schleppen lassen, und daß in letzter Nacht in drei unserer Häuser eingebrochen worden ist und ihr Hand an unsere Waffen gelegt habt? Sprecht und sagt, was das alles zu bedeuten hat."

„Ach, Pascha, keiner von uns wünscht zu kämpfen. Laßt die Diebe, wenn sie gefunden sind, sterben."

„Wenn sie gefunden sind! Wird irgendein Dieb den Diebstahl eingestehen und sich selbst dem Erschießen überliefern? Werdet ihr, die ihr alle eines Sinnes seid, euch gegenseitig verrathen und euch der Bestrafung überantworten? Beabsichtigt ihr euerm Pascha zu folgen?"

„Ja, wir alle", antworteten sie.

„Halt! Diejenigen, welche dem Pascha zu folgen beabsichtigen, stellen sich dort an der andern Seite auf, wie Soldaten, jeder an seinem Platze."

Sofort fand eine allgemeine rasche Bewegung in regelrechter Weise statt; dann machten die Leute kehrt und bildeten wieder Front gegen mich.

„So! Ist niemand unter euch, der mit Selim Bey in diesem schönen Lande zu bleiben wünscht, wo ihr die Eingeborenen für euch arbeiten, kochen und euch ernähren lassen könnt?"

„Niemand, nicht ein einziger. La il Allah il Allah!"

„Nun, Pascha, Sie sind sicherlich falsch unterrichtet gewesen. Diese Leute behaupten sämmtlich, daß sie treu sind. Es ist nicht ein einziger Verräther unter ihnen."

„Ich sehe meine Diener und Ordonnanzen hier nicht", entgegnete der Pascha.

„Ach, Lieutenant Stairs, nehmen Sie, bitte, eine Abtheilung und treiben Sie alle sämmtlich heraus. Bei dem geringsten Widerstande wissen Sie, was Sie zu thun haben."

„Sehr wohl."

Lieutenant Stairs nahm seine Compagnie, ertheilte derselben einige Befehle, und nach wenigen Minuten waren die Diener des Paschas auf den freien Platz gebracht. Waffen und Ausrüstung waren denselben abgenommen worden.

„Nun, Pascha, fragen Sie, bitte, die Leute hier vor mir einzeln, was sie zu thun beabsichtigen."

Auf die Frage des Paschas erwiderten alle, sie seien bereit, ihrem Herrn bis ans Ende der Welt zu folgen, bis auf einen, Serur.

„Das ist der Hauptverschwörer in meinem Haushalt", bemerkte der Pascha, auf Serur zeigend.

„O es bedarf nur einer Patrone, um seine Angelegenheit zu erledigen."

„Um Gottes willen; aber hoffentlich werden Sie erst eine Untersuchung anstellen und nicht auf meine Worte hin handeln."

„Ohne Zweifel, mein lieber Pascha. Wir lassen stets solchen Leuten eine gerechte Untersuchung zutheil werden."

Serur wurde nebst drei andern, welche der Pascha bezeichnet hatte, unter Bewachung gestellt.

„Wollen Sie nun, Pascha, nachdem dies Geschäft in befriedigender Weise erledigt ist, die Güte haben, diesen Offizieren zu sagen, daß die Streiche von Wadelai vollständig aufhören müssen und sie in Zukunft unter meinem Befehl stehen. Wenn ich irgendwelche verrätherische Schliche entdecke, werde ich gezwungen sein, die Leute vollständig zu vernichten. In meinem Lager darf kein Mahdist, Arabist oder Rebell leben. Denjenigen, welche sich gut aufführen und den Befehlen Gehorsam leisten, wird weder von ihren Gefährten noch von uns ein Leid geschehen. Ich habe die Pflicht, sie nach Aegypten zu führen, und werde sie nicht verlassen, bis wir in Kairo eintreffen. Was ich thun kann, um es ihnen bequem zu machen, wird geschehen, aber auf Empörung und Diebstahl von Waffen steht nur der Tod."

Der Pascha übersetzte den Arabern meine Worte, denen sie durch Verneigung ihre Zustimmung gaben, worauf sie durch den Wekil und zwei Offiziere gelobten, sie würden ihrem Vater gewissenhaft gehorchen.

„Gut", erwiderte ich; „und da ich jetzt den Befehl übernehme, muß ich eine Liste euerer Namen und die genaue Zahl euerer Familienmitglieder haben; je nach dieser Zahl werden euch Träger zugetheilt werden, und am fünften Tage von heute ab brechen wir auf."

Armer Pascha! Es war so klar wie das Sonnenlicht um Mittag, weshalb die Zahl der 10000 Begleiter bis auf einen einzigen Mann, Bilal, zusammengeschrumpft war! Nach geduldiger und gewissenhafter Analyse des Weshalb und Wozu dieser Ereignisse ist das Resultat unzweifelhaft, und es ist begreiflich, daß der wissenschaftliche Forscher, der Mann mit dem arglosen Herzen vollständig ungeeignet ist, diese speichelleckenden, hinterlistigen Schurken zu bekämpfen, die Betrug und Treulosigkeit zu ihrem Geschäft gemacht haben. Andererseits ist es aber nicht so klar, ob seine Lage, wenn er ihre heuchlerischen Ränke durchschaut, mit diesen bösen Menschen kühn gerungen und die Häupter dieser Veteranen von Falschheit und Hinterlist zermalmt hätte, eine sicherere gewesen wäre als jetzt. Jeder Mensch gehorcht jedoch seiner eigenen Natur und muß die Folgen seiner Meinungen und Handlungen tragen, indeß werden alle zugeben, daß alles, was ich bisjetzt geschrieben habe, dem Herzen des Paschas zum unbegrenzten Lobe gereicht.

Musterrolle der Leute Emin Pascha's am 5. April 1889.

Name	Lasten	Verheirath. Frauen	Kinder	Männer	Frauen	Kinder	Insgesammt
Emin Pascha, Gouverneur	51	—	1	16	15	9	42
Kapitän Casati, Reisender	10	—	—	3	8	1	13
Signor Marco, Kaufmann	13	5	4	5	5	3	23
Vita Hassan, Apotheker	11	—	2	7	7	2	19
Osman Effendi Latif, Wekil							
Dessen Mutter							
„ Abdul Rahman, dessen Sohn, 17 Jahre	11	2	4	3	5	1	17
„ Achmed, „ „ 10 „							
„ Redjab, „ „ 5 „							
„ Sadi-eddin, „ „ 4 „							
Ajub Effendi (abwesend), Beamter	4	—	—	1	—	—	1
Achmet Effendi Ibrahim, Hauptmann	9	3	—	3	5	2	14
Abdul Wahid Effendi, Hauptmann	8	1	—	4	3	1	10
Ibrahim Effendi	—	—	—	—	—	—	1
Assinaka, Beamter	7	—	—	3	7	—	11
Ali Aga Schamruk, Hauptmann	6	1	—	2	1	—	5
Ruschdi Effendi, Beamter	5	2	1	3	4	—	11
Ibrahim Effendi Telbaß, Lieutenant	9	2	—	—	4	—	7
Abu Sehr Achmed	5	—	—	—	2	1	4
Ali Effendi, Hauptmann							
Mohammed, dessen Sohn, 14 Jahre	20	1	3	9	9	—	23
Ibrahim, „ „ 11 „							
Abdul Hamed, „ „ 6 „							
Mohammed Mutluk, Soldat	3	—	—	—	1	—	2
Auasch Effendi, Major	17	—	—	4	9	1	15
Hamdam, Soldat	2	—	1	—	—	—	2
Mohammed el Arabi, Soldat	4	—	—	—	3	—	4
Suleiman Effendi, Premier-Lieutenant	12	—	3	5	5	2	16
Faratsch Aga, Lieutenant	20	4	5	5	12	—	27
Mohammed Suleiman, Soldat	3	1	—	—	—	—	2
Bachit, Soldat	2	1	1	—	—	—	3
Afra Effendi, Beamter	8	3	2	2	4	—	13
Dessen Mutter							
Rafael Effendi, Beamter	5	2	1	—	1	—	5
Wasuf Effendi, „	6	2	—	1	2	2	8
Michael Effendi (verstorben)							
Dessen Kinder							
Awad, Knabe, 6 Jahre							
Buschara, „ 4 „							
Girgis, „ 2 „	10	—	8	4	8	—	20
Fullah, Mädchen, 7 Jahre							
Mustafia, „ 10 „							
Muschtara, „ 4 „							
Hamma, „ 2 „							
Beheri, „ 4 „							
Adrian Effendi, Beamter	9	3	2	7	8	1	22
Awad Effendi, „	10	4	5	2	3	—	15
Abdul Fettah (verstorben)	5	1	3	—	1	—	6
Mohammed Cher, Beamter	5	6	3	2	5	—	17
Ibrahim Effendi, Lieutenant	5	1	1	—	—	—	3

Musterrolle der Leute Emin Pascha's am 5. April 1889. (Fortsetzung.)

Name	Lasten	Verheirath. Frauen	Kinder	Männer	Frauen	Kinder	Insgesammt
Mohammed Effendi Emin, Soldat	8	4	—	—	—	3	8
Hamid Mohammed, Soldat	3	1	—	—	1	2	5
Yusuf Effendi Mohammed, dessen Sohn, 12 Jahre Chalil, " 11 " Ibrahim, dessen Bruder	12	4	4	10	12	—	32
Radjab Effendi, Secretär des Paschas	7	2	2	2	3	—	10
Arif Effendi, Schreiber des Paschas	5	2	—	2	3	—	8
Mabu, Soldat	2	1	1	—	—	—	3
Merdjan, "	1	—	—	—	—	—	1
Kinder des Mohammed Osman Ismail, Sohn, 12 Jahre Bukra, Tochter, 13 " Fatima, " 10 "	4	3	3	2	2	—	10
Kur, Sergeant	2	—	—	2	2	—	5
Ferusi, Trompeter	2	1	—	—	—	—	2
Serur Adam, Soldat	5	3	2	3	3	—	12
Ahmed Effendi Reif, Verwalter	3	—	—	1	1	—	3
Ahmed Effendi Ibrahim, Beamter	4	1	1	—	1	—	4
Abu Scherag, Soldat	4	1	—	1	—	—	3
Basili Effendi, Toma Effendi, Daud Effendi (drei koptische Brüder, Beamte,) und zwei Schwestern	11	—	—	7	10	—	22
Awari, Soldat	3	2	—	—	—	2	5
Farag Haschin, Soldat	3	1	1	—	—	—	3
Fathel Mulla, "	2	1	—	—	—	—	2
Ibrahim, "	3	—	—	—	—	—	1
Schukri Aga (abwesend), Hauptmann Dessen Söhne Achmed, 13 Jahre Djuma, 12 " Adam, 14 "	15	6	4	4	7	3	24
Matjera, Dolmetscher	3	4	1	1	—	—	7
	397	82	69	126	182	36	551*

6. April. Heute trafen 65 Eingeborene hier ein, die Masamboni als Träger für den Abmarsch am 10. April geschickt hat.

Osman Latif Effendi, der Vicegouverneur der Provinz, war früher dem Trunke sehr ergeben, hat sich aber in neuester Zeit aufs strengste enthalten und ist ein so eifriger Koranleser geworden, daß

* Die Liste ist nicht ganz vollständig, da die Moslemin nur mit großem Widerstreben ihre Frauen öffentlich zeigen und andere angeblich die Nothwendigkeit der Musterung nicht verstanden.

vor kurzem seine Kleidungsstücke in Brand geriethen, ohne daß er es merkte.

Während der vorgestrigen plötzlichen Musterung und der bestimmten Erklärung meiner Absichten wurde er sogar energisch, und ich fand, daß ebenso wie Krankheit auch Energie ansteckend wirkt. Er hat sich für den sofortigen Aufbruch gleich nach uns vorbereitet. Seine Mutter, eine alte Dame von 75 Jahren mit einer Million Runzeln in ihrem geisterbleichen, weißen Gesicht, hatte keinen sehr glücklichen Augenblick gewählt, um sich mir vorzustellen, da sie sich, während ich fast in Weißgluthitze war, mitten auf dem freien Platze



Eine alte ägyptische Dame.

mir zu Füßen warf und mir auf Arabisch etwas vorschwatzte, worauf ich mit einem ungeduldigen Winken der Hand ihr zurief: „Fort von hier; dies ist kein Ort für alte Weiber.“ Sie hob die Arme und Augen zum Himmel, stieß einen leisen Schrei aus und rief: „O, Allah!“ in so tragischem Tone, daß ich kaum meine Würde bewahren konnte. Jeder auf dem Platze beobachtete die magere, eingeschrumpfte Gestalt und begann laut zu lachen, als das arme alte Geschöpf schleunigst das Weite suchte.

Während Osman Latif Effendi seine elf Lasten, bestehend aus Körben mit Lebensmitteln, Teppichen, Kochtöpfen und Familienbett-

stellen, zusammenpackte, hielt er den Koran zwischen Daumen und Zeigefinger und wandte sich abwechselnd den arabischen Versen und den arabischen Laren und Penaten in den Körben zu.

Gestern fand ich unter den Leuten 49 unbewaffnete junge Burschen, die, als sie in Linie vor mir aufgestellt waren, die Bitte an mich richteten, sie mit Waffen zu versehen. Da ich ihren Charakter nicht kannte, schickte ich zum Pascha und bat ihn um eine Liste der Verdienstvollsten, damit sie bei der Vertheidigung der Colonne auf dem Marsche Beistand leisten könnten, allein er entschuldigte sich, weil er sich nicht wohl genug fühle. Der arme Casati spricht nicht mit dem Pascha, da dieser neulich in der Angelegenheit des kleinen schwarzen Mädchens sein Urtheil gegen ihn abgegeben hat, und vermuthlich wird der Pascha wegen des gestrigen Aergernisses nun auch mit mir nicht mehr sprechen.

Der Marsch wird ihnen allen gut thun. Wenn der Pascha sich erst im Anblick des Ruwenzori, des Mondgebirges, befindet, wird er die Sprache wiedergewinnen.

7. April. Die Aegypter bereiten sich jetzt ernstlich für den Marsch vor. Ich habe angeordnet, daß jede Familie beständig Lebensmittel auf mindestens sechs Tage vorräthig haben soll, ohne Rücksicht auf den etwa in der Nachbarschaft vorhandenen Ueberfluß. Den Sansibariten ist endlich die Nothwendigkeit hiervon begreiflich geworden, obwol es 18 Monate der traurigsten Erfahrungen und beständiger Ermahnungen bedurfte, um sie dies Geheimniß des Reisens in Afrika zu lehren.

8. April. Die Eingeborenen Masamboni's, welche wir hier für unsern Abmarsch gesammelt haben, tanzten heute fast den ganzen Tag und die Bavira-Frauen kamen in großen Scharen, um uns zum Abschied ein Schauspiel zu bieten. Die Eitelkeit veranlaßt mich, die Thatsache mitzutheilen, daß die Gesänge nur extemporirte Ergüsse zu unsern Ehren waren, weil wir, wie sie sagen, „die Ordnung im Lande befestigt haben“.

Heute Nachmittag verursachte Omar, der Sergeant unserer Sudanesen, eine Scene wegen einer angeblich von den Sansibariten seinem Weibe zugefügten Beleidigung. Da die Affaire ernsthaft wurde, ließ ich die einen Kampf beabsichtigenden streitenden Parteien nach dem freien Platze bringen und sie fragen, ob sie den Zwist nicht vor mir als Schiedsrichter auskämpfen wollten. Nun ist Omar ein Bild prächtiger Männlichkeit und ein vorzüglicher Soldat und Offizier, doch

waren er wie auch die streitsüchtigen Sansibariten über Gebühr von einheimischem Bier angeregt. Omar und seine sansibaritischen Gegner forderten laut einen Zweikampf. „Mit den Fäusten oder mit Knitteln?“ „Knittel für Männer“, schrien die Sansibariten — wie sich später herausstellte, eine sehr unglückliche Wahl für sie.

Omar hatte die Aermel seines Rocks aufgerollt und stand da wie ein Koloß. Nun sprang ein Sansibarite vor die Front und rief: „Ich bin Asmani aus Maskat; paßt auf, wie ich diesen Nubier zu Boden strecken werde!“ Sie machten zwei Gänge, dann wurde Asmani bewußtlos zu Boden geschlagen; er wurde fortgebracht und dem Dr. Parke zur Behandlung übergeben.

„Der Nächste von euch, der sich durch Omar gekränkt fühlt!“ Hierauf meldete sich Hadji, ein großer Sansibarite, der seinen Knittel schwang und einen derben Seitenhieb führte, welcher aber von Omar geschickt parirt wurde; ehe Hadji dann seine deckende Stellung wieder annehmen konnte, maß er bereits mit seiner Länge den Rasen. Der Beifall war fürchterlich; es waren etwa 900 Leute zugegen. Hadji wurde wie ein beim Stierkampf durchbohrtes Pferd fortgeschleppt und ebenfalls zum Arzt geschickt, damit derselbe seinen geborstenen Schädel heile.

„Der Nächste!“ Bei diesem Ruf stürzte ein vierschrötiger behender kleiner Bursche Namens Ulaija oder England vor. „Ho, Jungens, ich bin England, dieser türkische Soldat soll sterben!“ In seiner tapfern Zuversichtlichkeit warf er seinen Turban fort und entblößte seinen kahlen Kopf. Eins, zwei, drei, und o weh! der arme Ulaija; der Knippel Omar's sauste auf seinen unbedeckten Schädel herab mit einem Schlage, der einen Weißen getödtet haben würde, hier aber nur die Wirkung hatte, daß Ulaija zusammenbrach und so betäubt wurde, daß er den Kampf nicht mehr fortsetzen konnte. Der Anblick des von seinem Kopfe herabströmenden Blutes brachte seine Kameraden in Wuth, sie stürzten sich in großer Zahl auf Omar, und ehe man diesen befreien konnte, hatte auch er durch die Menge der auf ihn herabsausenden Hiebe einen außerordentlich schmerzenden Rücken; Sieger und Besiegte hatten also die gleiche Strafe erhalten. Nun erklärten sie sich vollständig befriedigt, da der Ehre beider durch den Kampf Genüge geschehen sei; nachdem ihre Wunden verbunden waren, wurden sie jedoch nach dem Wachthause gebracht.

9. April. Heute Morgen bei der Musterung wurden die Combattanten von gestern mir vorgeführt. Ich theilte dem Sergeanten

Omar mit, daß, da er als Offizier sich im Trunke übernommen habe, sein Urtheil dahin laute, auf dem Marsche eine Kiste Munition zu tragen, bis die Köpfe der Sansibariten wieder geheilt seien; außerdem sollte er, solange sie beim activen Dienst fehlten, degradirt werden. Drei andere Sudanesen wurden für eine ähnliche Zeit zu Trägerdiensten verurtheilt, weil sie während des Kampfes ihre Stahlwaffen gezogen hatten, um Körperverletzungen zu begehen, und ein Sudanese erhielt ein Dutzend Hiebe, weil er eine Patrone in den Lauf gesteckt hatte, in der Absicht zu schießen. Der Monbuttu Serur, der Diener des Paschas, bekam mit Erlaubniß seines Herrn 24 Hiebe, weil er aus Rache für die Ereignisse am 5. April eine Schaufel benutzt hatte, um auf die Kämpfenden loszuschlagen.

Bei dieser Gelegenheit theilte ich den Leuten mit, daß wir am nächsten Morgen den Marsch nach Sansibar antreten würden, welche Ankündigung mit „wahnsinnigem Beifall" aufgenommen wurde.

Mpinga, Msiri, Mwite, Malai, Babiassi, Masamboni und Balegga haben uns 350 Träger geliefert, die heute Abend versammelt sind und tanzen, singen und essen.

Schukri Aga, der Befehlshaber von Mswa, ist noch nicht angekommen, obwol er seine Frauen und Kinder geschickt hat.

10. April. Vierstündiger Marsch von Kavalli nach Mpinga.

Um $7^1/_2$ Uhr morgens strömte die Colonne aus dem Lager, geführt von der ersten Compagnie, welcher der Pascha und seine Leute sowie die ihnen zugewiesene Zahl von Trägern folgten.

Im allgemeinen setzte sich die Colonne folgendermaßen zusammen:

Expedition	230	Köpfe
Manjema	130	„
Eingeborene vom Plateau	350	„
Eingeborene aus Kavalli	200	„
Der Pascha und seine Leute	600	„
Zusammen:	1510	Köpfe.

Es herrschte keinerlei Unordnung oder Störung, die Colonne hielt sich so nahe zusammen, als ob sie aus lauter Veteranen bestanden hätte. Die Berge und Anhöhen des Landes waren von Frauen und Kindern besetzt, die uns ihr Lebewohl zusangen. Jeder war angeregt und glücklich.

Kapitän Nelson, welcher die Nachhut befehligte, setzte die aus Strohhütten bestehende Stadt, welche uns während so vieler Wochen der Sorge beherbergt hatte, in Brand. Das Feuer war großartig,

die Flammen schienen von unserm Standpunkte gesehen bis zum Himmel emporzulecken und die große schwarze Rauchwolke kündigte dem umliegenden Lande bis zum Berge Pisgah hin an, daß die Expedition die Heimreise angetreten habe.

11. April. Rast.

12. April. $4^1/_2$ stündiger Marsch bis Masamboni.

Setzten die Reise durch das Gebiet unsers guten Freundes Masamboni fort, doch war die feste Ordnung vielfach unterbrochen. Die Leute des Paschas hatten sich auf dem Wege in langer Linie zerstreut; das muß abgeändert werden, um Unfälle im großen zu verhindern. Hier in diesem Lande brauchen wir keine Furcht zu hegen, weil dasselbe uns gehört und die Eingeborenen sich auf dem besten Wege befinden, civilisirt zu werden.

Wir fanden Lieutenant Stairs, der reichliche Lebensmittel für den Bedarf der Colonne gesammelt und uns nur angenehme Meldungen zu machen hatte.

13. April. Ich schreibe dies im Bette und leide große Schmerzen. Dr. Parke sagt, ich litte an subacuter Gastritis, was meiner Meinung nach etwas wie eine Magenentzündung ist. Ich befinde mich unter dem Einfluß von Morphium. Die ersten Symptome zeigten sich heute Nacht um 2 Uhr morgens. Ich habe einen Halt angeordnet, der, wie ich fürchte, von langer Dauer sein wird. Diese Zwangspause muß nothwendigerweise die Frist ausdehnen, welche ich den irregeleiteten Leuten der Aequatorialprovinz gegeben habe, die vielleicht von unserm Abmarsch von Kavalli hören und diesen Halt als eine weitere ihnen gebotene Gunst betrachten werden.

Es folgten nun Tage der höchsten Schmerzen und fast gänzlichen Lebensüberdrusses. Der Körper sehnte sich nach Nahrung, welche der geschwächte Magen immer wieder zurückwies. Ich konnte nichts als Milch und Wasser genießen, und die durch die Verdauung entstehenden Schmerzen mußten durch Morphiumeinspritzungen gelindert werden. Während der ersten wenigen Tage ließ unser aufopferungsvoller Arzt mich hoffen, daß ich mit Hülfe seiner geschickten Pflege bald wiederhergestellt sein würde. Meine Gedanken beschäftigten sich lebhaft mit den Plänen des Heimmarsches, den Bildern damit verknüpfter unglücklicher Zufälle und mit den zu treffenden nothwendigen Maßregeln. Ich stellte mir vor, daß Kabba-Rega von dem Rückzuge des Paschas und seiner Leute gehört habe und sein Aeußerstes thun würde, um unser Vorwärtskommen

zu verhindern, trat ihm in meiner Phantasie 100 Gewehre ab, sah in Gedanken Tausende mit Speeren Bewaffnete und deren Bundesgenossen, welche die langen Bogen der Wahuma führten, und bildete mir ein, daß wir nach ihnen auf die tapfern, kriegerischen Wasongora stoßen, von denen ich im Jahre 1875 gehört hatte, und dann die Wanjankori mit ihrem König, dem „Löwen“, treffen würden und daß ein Opfer nach dem andern aus unsern Reihen zu Boden sänke. Und dann dachte ich an den Marsch am Alexandra-Nil unter dem Regen von Pfeilen, an den Zusammenstoß mit der nicht weniger feindlichen, von den Waganda unterstützten Bevölkerung von Karagwe und stellte mir vor, daß die Colonne täglich an Stärke und Zahl abnehme, bis endlich nach unendlichen Kämpfen einige wenige Mitglieder eines Tages Msalala erreichen und dem Missionar Mackay die schrecklichen Unglücksscenen erzählen würden, welche uns verfolgt und endlich vernichtet hätten. Hülflos auf meinem Bette liegend, mit dem Geräusch des großen Lagers um mich herum, mußte ich alle diese Schwierigkeiten, die meine lebhafte Phantasie sich ausmalte, bekämpfen, bis ich mich in eingebildete Scenen endloser Gefechte und Kriegslisten am Fuße des Schneegebirges verlor, jeden vortheilhaften Punkt besetzte, in ein mit Palissaden umgebenes Dorf stürzte, jeden Schuß mit zwei gutgezielten tödlichen Kugeln erwiderte, den Abhang eines Hügels erklomm und den Feind mit solcher Tollheit verfolgte, daß er mit Freuden unsere Belästigung aufgeben würde. Ich sah mich nach langwierigem Suchen nach Mitteln zum Uebergange und nach den bei den Fähren angelegten Hinterhalten über breite Flüsse hinwegsetzen, oder mit äußerster Energie beim Bau von Seriben, wobei alles, Männer und Frauen, helfen mußte, die Gewehre der Scharfschützen ein unaufhörliches, verderbenbringendes Feuer unterhielten, Stairs, Nelson, Jephson und Parke die Leute mit ermunternden Worten ermuthigten und jede Stimme von dem glühenden Wunsche zeugte, die unserer Obhut anvertrauten Leute zu vertheidigen. Oder ich stellte mir Kampfscenen in dem Unterholz des tropischen Waldes vor ohne alle Rücksicht auf die göttliche Schönheit der Blüten, die kühlen Schatten und klaren Bäche, nur von den blutigen Erfordernissen des Augenblicks in Anspruch genommen. Manchmal arbeitete ich mich in solch hochgradige Erregung hinein, daß Fieber eintrat und alles verhüllte, sodaß ich nur verworrenes Zeug schwatzte und der Doctor mit sanftem Kopfschütteln mir ein Opiat geben mußte.

Und diese Schreckgespenster waren es nicht allein, welche mein

Gemüth beschäftigten. Morgen für Morgen liefen die üblichen Meldungen von Complotten und aufrührerischen Versammlungen ein, die neue hinterlistige Pläne anzettelten, um etwas, ich wußte nicht was, zu gewinnen, und ihren grausamen Herzen dadurch eine Freude bereiteten, daß sie die schrecklichsten Ereignisse prophezeiten. Manchmal waren auch Gerüchte im Umlauf, daß die Rebellen mit einer zerstörungslustigen Soldateska im Anrücken seien, und immer größer wurde die Zahl der nächtlichen Deserteure aus dem Lager, bis ich schließlich 80 zusammenrechnete. Und dann wurde mir gesagt, daß jemand sehr thätig im Verbreiten falscher Nachrichten und der Erfindung schrecklicher Hungerscenen sei, daß wir nichts als Gras zu essen haben würden, sodaß wirklich etwas Großes geschehen müsse, weil diese Fabeln eine so allgemeine Verbreitung gefunden hatten, daß eine Art Panik die Leute ergriffen hatte.

Der Pascha hatte denjenigen seiner Leute entdeckt, der am eifrigsten bei diesem schlimmen Werke war, sodann die Sache untersuchen, den Mann verurtheilen lassen und nun nach einer Abtheilung unserer Leute gesandt, um ihn zum warnenden Beispiel für die andern erschießen zu lassen. „Sansibariten dürfen nicht hingeschickt werden“, gelang es mir Stairs zuzuflüstern. „Der Pascha mag den Schuldigen durch seine eigenen Leute erschießen lassen. Wenn er eine Wache zu seinem Schutze gebraucht, dann gebt ihm die Leute, aber wir sind hierher gekommen, um Menschenleben zu retten, nicht um sie zu zerstören.“ Und da seine eigenen Leute nicht mit der Ausführung des Befehls betraut werden konnten, wurde das Leben des Mannes geschont.

Dann erfuhr ich, daß einer von den Leuten des Vicegouverneurs einen freundlichen Eingeborenen durch den Kopf geschossen hatte, weil der arme Teufel nach der Ansicht des hartherzigen Sklaven beim Sammeln von Brennmaterial nicht rasch genug gewesen war. „Legt den Mann in Ketten“, befahl ich, „aber tödtet ihn nicht. Gebt ihm zu essen und mästet ihn für den Marsch; er ist gut zum Tragen der Reservemunition.“

„In einigen Tagen werden nur noch wenige Offiziere übrig sein“, bemerkte Nelson. „Sie gehen sämmtlich rasch davon und unsere Arbeit ist umsonst gewesen.“ „Lassen Sie sie gehen“, antwortete ich; „wenn sie ihrem Pascha nicht folgen wollen, lassen Sie sie zufrieden.“

Dann traf die Meldung ein, daß Rehan sich mit 22 Leuten entfernt und einige uns gehörende Gewehre mitgenommen habe.

„Ach Stairs, gut daß Sie da sind, mein lieber Junge, nehmen

Sie 40 gute Leute und marschiren Sie nach dem Njansa. Sie werden den Rendezvousplatz dieser Leute im Lager am Seeufer finden. Seien Sie sehr behutsam, nehmen Sie sie plötzlich gefangen und bringen Sie sie zurück. Durch die Mitnahme unserer Gewehre haben sie sich straffällig gemacht."

Am vierten Tage kehrte Stairs zurück, der vortreffliche Beute an sorgfältig bewachten Gefangenen, darunter den Rädelsführer Rehan, gemacht hatte.

Ich ließ die Offiziere zu einem Gerichte zusammentreten, welches die Zeugen vernahm und aus deren Aussagen feststellte, daß seine Flucht das Vorspiel zu einem allgemeinen Auszug der Sudanesen, Männer, Frauen und Kinder, bilden sollte, und daß es zu ihrem wohlüberlegten Plane gehörte, sich auf unsere Kosten zu bewaffnen, damit wir bei der Ankunft Selim Bey's, die täglich erwartet wurde, nicht im Stande wären, einen längern Widerstand zu leisten. Es wurde Rehan nachgewiesen, daß er seine aufrührerische Thätigkeit, bald nachdem es bekannt geworden war, daß ich ernstlich erkrankt sei, angefangen, und seine Intriguen mit der Verbreitung der keckſten Behauptungen über unsere Grausamkeit auf dem Marsche begonnen habe. Jeder Offizier und Sudanese werde jetzt erdrückende Lasten auf dem Kopfe zu tragen haben, sie würden keine Lebensmittel mehr bekommen und aufgefordert werden, Gras zu essen. Der endgültige Fall der Regierung von Aequatoria war die Folge der skandalösen Unwahrheiten eines ägyptischen Beamten und Lieutenants. Die Offiziere und Soldaten des Paschas wurden herbeigerufen, um auszusagen, was sie für Aeußerungen von diesem Mann gehört hatten, und auf diese Weise wurde eine Menge Material gesammelt für den vollständigen, unzweifelhaften Beweis, daß Rehan sich der abscheulichsten, jede Disciplin zu Schanden machenden und die Sicherheit der Expedition und der ihr Anvertrauten gefährdenden Handlungen schuldig gemacht habe. Ferner wurde Rehan bewiesen, daß er sich mehrere Gewehre der Expedition angeeignet hatte, in der Absicht, sich Selim Bey anzuschließen und die Waffen und Munition dann gegen Leute zu verwenden, welche ihm und seinen Freunden nur Gutes und Liebes erwiesen hatten. Drittens wurde er überführt, mit mehrern zu den Harems der ägyptischen Offiziere gehörenden Frauen entflohen zu sein; viertens, daß er desertirt war, und fünftens, daß er auf der Flucht zwischen unserm Lager und dem Njansa einige gutgesinnte Eingeborene erschossen hatte. Das Gericht entschied, daß Rehan für jeden einzelnen dieser Fälle den Tod verdient habe.

Meinem Vorschlag gegenüber, daß vielleicht ein milderer Richterspruch, wie Fesselung in Ketten oder Einschließung in einen gabelförmigen Balken mit einer Kiste Munition auf dem Kopfe, vorzuziehen sei, blieb das Gericht unbeweglich, und so erklärte ich mich denn, nachdem ich den Fall nochmals sorgfältig erwogen hatte, mit dem Urtheil einverstanden und befahl, daß die ganze Colonne antreten sollte, um die Anklagen, den Befund und das Urtheil anzuhören.

Ich ließ mich aus dem Bette vor die Leute tragen, und obwol ich allen Anwesenden rasch der dunkeln unbekannten Welt entgegenzutreiben schien, aus der es keine Wiederkehr gibt, fand ich doch Kraft genug, um den Verurtheilten folgendermaßen anzureden:

„Rehan, wir stehen beide vor Gott, aber es ist im Buche des Schicksals geschrieben, daß du mir voran ins Grab gehen sollst. Du bist ein böser Mensch und nicht würdig, die Luft unter andern Menschen zu athmen. Ich fand dich als Sklaven des Auasch Effendi und habe dich frei und allen übrigen Soldaten hier gleichgemacht. Ich erinnere mich, daß, als wir im Walde waren und unsere Freunde täglich vor Schwäche und Hunger starben, ich dich gefragt habe, ob du die Munition für deinen Pascha tragen helfen wolltest, und du hast dich gegen Lohn freiwillig dazu bereit erklärt. Als die Leute ihre Kraft wiedergewonnen hatten, haben wir dir die Last wieder abgenommen. Als du krank warst, habe ich nach dir gesehen und dir gegeben, was dich wiederherstellte. Du weißt, daß wir alle die Leiden ertragen haben, während wir Munition für dich und deine Freunde beförderten. Als unser Werk beendet war, wurde dein Herz schwarz und du hast täglich gesucht uns zu schaden. Du hast uns der Mittel zur Heimkehr berauben wollen; du hast in der Böswilligkeit deines Herzens dein Möglichstes gethan, um uns unrecht zu thun; du hast uns verleumdet; du bist in die Häuser der Aegypter eingedrungen und hast ihre Frauen gestohlen; du hast unsere eingeborenen Freunde gemordet, welche uns unentgeltlich während der letzten drei Monate Lebensmittel gegeben haben, und für alles das verdienst du den Tod durch Aufhängen an jenem Baume. Eine Anzahl Männer, welche früher deine Freunde gewesen sind, haben in geduldiger und gerechter Weise deinen Fall untersucht und sie antworten mir einstimmig, daß du sterben sollst.

„Nun will ich dir noch eine Möglichkeit zum Leben offen lassen. Schau um dich und sieh diese Leute, mit denen du gegessen und getrunken hast. Wenn einer unter ihnen ist, der für dich bittet, dann sei das Leben dir geschenkt.

„Was sagt ihr Sudanesen und Sansibariten? Soll dieser Mann leben oder sterben?“

„Sterben!“ erscholl es einstimmig.

„Dann Jallah rabuna! Gehe zu Gott!“

Die Sudanesen, mit denen er im Walde brüderlich gelebt und sich unterhalten hatte, traten rasch vor und ergriffen ihn, während die Sansibariten ihm die Todesschlinge um den Hals legten. Ein Mann erkletterte einen Baum und warf das Tauende einem paar hundert in die Höhe gestreckter Hände zu, auf ein gegebenes Zeichen marschirten die Leute fort und Rehan war ein zwischen Himmel und Erde schwebender stiller Mann.

Ich bekam in der Nacht einen Rückfall und tagelang schien es, als ob nur wenig Hoffnung für mich vorhanden sei. Dann wurde auch mein guter Doctor von einem gefährlichen Fieber, das an der afrikanischen Küste des Atlantischen Oceans sich schon so oft als tödlich erwiesen hat, schwer betroffen. Viele Tage lang blieb auch er der Gegenstand unserer Sorge, doch war der Pascha, der in frühern Zeiten die ärztliche Praxis ausgeübt hat, in freundlichster Weise thätig, um seinem Freunde zu helfen. Darauf erkrankte Herr Mounteney Jephson so schwer, daß wir eine Nacht an seinem Leben verzweifelten. Als er dem Tode nahe gesagt wurde, erhob sich unser unschätzbarer Doctor von seinem Krankenbette und eilte, gestützt von seinen Leuten, an das Lager seines leidenden Gefährten, brachte ihm stärkende Mittel bei und befreite uns von der außerordentlichen Angst, worauf er, ehe er sich wieder niederlegte, erst noch zu mir kam, um meine Krämpfe zu lindern. Auf diese Weise vergingen uns diese fürchterlichen Tage.

Am 23. April war ich wieder im Stande, aufrecht im Bett zu sitzen, und von da bis zum 7. Mai fand eine stetige und sichere Besserung statt, obwol die Zunge, welche die Entzündung der Magenschleimhäute erkennen ließ, noch hartnäckig schlimm aussah.

3. Mai. Heute wurden mir von Eingeborenen aus der Nachbarschaft des Seeufers zwei Packete Briefe überbracht und da dieselben in arabischer Sprache geschrieben waren, sandte ich sie dem Pascha. Gleich darauf erschien dieser selbst und bat mich um eine Unterredung. Nachdem er Platz genommen hatte, theilte er mir mit, daß mit den Schreiben ein Irrthum begangen sei, da eins der Packete die vor einigen Tagen aus dem Lager nach Wadelai abgesandte Post sei, während das andere die von dort gekommenen Briefe enthielte.

Da mir nicht bekannt war, daß eine Post abgesandt worden

war, seitdem wir bei Masamboni eingetroffen waren, mußte das Packet insgeheim befördert worden sein und wahrscheinlich finstere Anschläge gegen uns enthalten. „Ich bitte Sie daher, Pascha, da wir uns offenbar im Kriegszustande gegenüber ihren böswilligen Leuten befinden, um die Güte, mir einige dieser Briefe vorzulesen, denn im Kriege ist, wie Sie wissen, alles erlaubt."

Der erste Brief war von Schukri Aga und ein freundschaftliches Schreiben an seinen Freund Selim Bey; es enthielt keine Silbe, welche nicht die reinste Ehrenhaftigkeit und die ehrliche Hoffnung auf ein baldiges Zusammentreffen aussprach.

Das zweite Schreiben war von Ibrahim Effendi Elham, einem im Lager befindlichen Hauptmann, und lautete:

„Hoffentlich werden Sie uns sofort nach Empfang dieses Schreibens 50 Soldaten schicken. Wir sind aufgebrochen und warten jetzt seit einigen Tagen hier. Ich bitte Sie im Namen Gottes mit der Absendung der Leute nicht zu zögern, weil wir, wenn wir sie zur Hülfe haben, den Marsch der Expedition in mancher Weise aufhalten können; wenn Sie aber selbst mit 200 Soldaten kämen, könnten wir alles erreichen, was Sie und ich wünschen. Unsere Freunde warten jeden Tag ängstlich auf Nachrichten von Ihnen. Die Nothwendigkeit ist dringend."

„Das ist eine Entdeckung, Pascha! Sind Sie jetzt überzeugt, daß diese Leute unverbesserliche Verräther sind?"

„Nun, ich würde das von Ibrahim Effendi Elham nicht erwartet haben. Ich bin stets freundlich gegen ihn gewesen. Was Selim Bey anbelangt, so weiß ich nicht, was er wollen kann."

„Es ist Folgendes, Pascha. In Wirklichkeit wollen nur wenige von diesen Leuten nach Aegypten gehen. Selbst Selim Bey hat trotz aller seiner Versprechungen niemals beabsichtigt, nach Aegypten zu gehen. Sie wollten Sie begleiten, bis sie ein viel verheißendes Land fänden, wo Ueberfluß an Lebensmitteln und Vieh und keine Furcht vor den Mahdisten wäre; alsdann würden sie Ihnen gesagt haben, sie seien des Marsches müde und würden sterben, wenn sie noch weiter gingen, und Sie würden, nachdem Sie mit mir berathschlagt hätten, ihnen Munition gegeben und versprochen haben, später noch mehr zu schicken. Allein diese Munition würde, wie reichlich sie auch von Ihnen bemessen worden wäre, in ihren Augen nicht genügt haben. Sie würden zu wenig Schußwaffen gehabt haben, und nichts hätte sie

zufrieden gestellt, als alle Gewehre, alle Munition und was wir sonst besaßen. Warten Sie noch einen Augenblick, Pascha, und ich werde Ihnen das ganze Complot enthüllen.

„Nachdem Herr Jephson meinen Befehl im vorigen Januar erhalten hatte, war die Nachricht natürlich bald bis hinauf zu Ihrer nördlichsten Station verbreitet worden, daß ich mit allen meinen Leuten und Vorräthen angekommen sei. Sie wußten, obwol sie sich den Anschein gaben, es nicht zu glauben, daß der Khedive Ihnen Munition geschickt hatte; sie waren aber schlau genug, um einzusehen, daß sie ohne eine Anweisung von Ihnen nichts von mir bekommen könnten. Als jedoch Jephson geflohen war und mir die Nachricht von Ihrer Absetzung und Gefangennahme überbracht hatte, genügte eine Anweisung kaum noch, und sie sandten, da sie Ihren zum Verzeihen bereiten Sinn kannten, eine Deputation zu Ihnen, um ihr Bedauern und Ihre Reue zu betheuern. Sie küssen Ihre Hand und machen große Versprechungen, die Sie annehmen, worauf Sie sich zum Zeichen der Freundschaft und Vergebung in ihrer Begleitung zu mir begeben und sie mir vorstellen. Sie bitten um eine hinlängliche Zeit für sie, und ich gewähre sie ihnen, allein die Versuchung ist so stark, daß sie sich nicht enthalten können, ein Gewehr zu stehlen. Wenn sie mit uns zu gehen beabsichtigen, was wollen sie dann auf der Fahrt den See hinauf mit diesem Gewehr? Ist es nicht eine nutzlose Last für sie? Ich nehme an, daß das Schwanken der Gewalt und des Einflusses der einzelnen Parteien sie länger aufgehalten hat, als sie erwartet haben, und daß wir nur durch ihren Zwiespalt davor bewahrt worden sind, zum'Aeußersten zu schreiten.

„Seitdem ich die Schilderung des Herrn Jephson, Ihren eigenen, von ersterer nur wenig abweichenden Bericht und die verschiedenen Versionen von Auasch Effendi, Osman Latif Effendi und der Sansibariten gehört habe, bin ich mir längst darüber klar, was ich zu thun habe. Diese Leute sind nicht derart, daß man mit Erfolg auf sie einreden und mit ihnen argumentiren kann; ihre Köpfe sind zu dick und ihre Herzen vom Lügen zu sehr verhärtet. Sie können nur verstehen, was sie fühlen, und damit Leute, wie sie, fühlen, müssen sie harte Püffe erhalten. Als ich die Tiefen ihrer Natur gründlich sondirt hatte, begann mein Geist die Methode zu entdecken, vermittelst welcher sie zu bemeistern waren. Es gab ein halbes Dutzend solcher Methoden, die anscheinend anwendbar waren, schließlich war aber doch bei allen ein Hinderniß im Wege.

„Sie können wol nicht rathen, Pascha, was das für ein Hinderniß war?“

„Nein, das kann ich nicht.“

„Dieses Hinderniß, welches sich schließlich bei einer jeden wohl überlegten Methode aufstellte, waren Sie selbst.“

„Ich, wie so?“

„Am 5. April hörten Sie auf, es zu sein, aber bis dahin konnte ich keinen Plan zur Ausführung bringen, ohne Rücksicht auf Sie zu nehmen. Sie waren in unsern Augen noch der Pascha, waren der Gouverneur und Befehlshaber dieser Truppen. Ich konnte Ihnen nicht vorschlagen, sie zu bekämpfen. Sie glaubten fest an sie und sagten jeden Tag: «Sie werden kommen». Dennoch kam es Ihnen niemals in den Sinn, sich die Frage vorzulegen: «Was werden sie thun, wenn sie kommen und finden, daß sie dreimal so stark sind wie wir?» Wären sie vor dem 5. April gekommen, so beabsichtigte ich mich von Ihnen zu trennen, Sie bei ihnen zu lassen, und mir 10—12 km von Ihnen ein Lager zu bauen, bei dem alle Einzelheiten der Vertheidigung in Betracht gezogen waren. Aller Verkehr sollte nur brieflich stattfinden, und ich wollte, nachdem wir den Marsch angetreten hatten und eine Tagereise vorauf waren, Ihnen Führer senden, welche Ihnen den Weg bis zu unserm letzten Lagerplatz zeigten. Ich würde keiner Truppe, gleichviel von welcher Stärke, ohne Kampf gestattet haben, sich meinem Lager zu nähern.

„Allein nach dem 5. April änderte sich die Sachlage. Ich würde unrecht gethan haben, hätte ich mich von Ihnen getrennt, da ich für mich und meine Offizière genügenden Beweis hatte, daß Sie kein Volk, keine Soldaten oder Diener hatten, sondern allein waren. Ich hatte damals die Absicht, wie ich sie auch jetzt habe, wenn Selim Bey uns erreichen sollte, weder ihm noch einem einzigen seiner Kameraden zu gestatten, sich bewaffnet dem Lager zu nähern. Lange bevor sie zu uns herankommen, werden wir am Wege Aufstellung genommen haben, und wenn sie auf den Befehl nicht sofort die Gewehre niederlegen, nun, dann fallen die Folgen auf ihre eigenen Häupter. Sie begreifen also, daß ich seit dem 5. April eigentlich gewünscht habe, daß sie kommen möchten. Ich würde nichts so gern thun, als diesen unbotmäßigen Pöbel in denselben geordneten und disciplinirten Zustand zu versetzen, in welchem er sich befunden hat, ehe er sich von Arabi, Mahdismus und chronischer Rebellion bethören ließ. Wenn die Leute aber hierherkommen, müssen sie zuerst entwaffnet werden; ihre Gewehre

werden dann in Lasten zusammengepackt und von uns weiter befördert. Ihr Lager soll mindestens 500 m von uns entfernt sein. Jeder Marsch, welcher sie weiter von Wadelai entfernt, wird uns helfen, sie in die richtige Gemüthsverfassung zu bringen; später werden sie dann ihre Waffen zurückerhalten und nicht nur sich selbst, sondern auch uns von Nutzen sein."

Am Tage nach unserer Ankunft bei Masamboni war endlich Schukri Aga, der Befehlshaber von Msswa, erschienen. Er war von seiner Station mit 20 Soldaten aufgebrochen; bei der Ankunft in Kavalli auf dem Plateau hatte er nur noch 10 und beim Eintreffen in unserm Lager war er nur noch von 2 begleitet, dem Trompeter und dem Fahnenträger. Alle übrigen waren ihrem Hauptmann desertirt. Eines Commentars bedarf das nicht.

Wir haben jetzt den 7. Mai. Wie ich heute Abend höre, befindet sich in dem Lager am Seeufer eine ganze Truppe. Während der letzten vier Tage haben wir die Vorbereitungen zum Abmarsch getroffen, morgen brechen wir auf. Wir sind seit dem 18. Januar in diesem Lande gewesen, 118 Tage. Wenn jene Truppe uns zu folgen beabsichtigt, kann sie eine Colonne wie die unserige leicht einholen, und wenn ich den Eindruck gewinne, daß die Leute uns wirklich zu begleiten wünschen, werden wir uns nicht weigern, ihnen noch weitere Zeit zu gewähren.

Am 7. Mai ersuchte ich Lieutenant Stairs, 25 Kisten Munition in der Erde unter seinem Hause zu vergraben, damit, wenn die Rebellenoffiziere erschienen und ernstliche Reue zeigten und um Erlaubniß bäten, bei Masamboni bleiben zu dürfen, sie die Mittel zu ihrer Vertheidigung erhielten. Herr Stairs führte diese Arbeit insgeheim in befriedigender Weise aus.

8. Mai. Da ich noch zu schwach war, um weiter als 50 Schritte zu gehen, wurde ich in eine Hängematte gelegt und an die Spitze der Colonne getragen, um die Führung zu übernehmen. Wir marschirten einige Kilometer nach Westen, verließen dann aber unsere alte Route nach dem Walde, wandten uns auf einem wohlbegangenen Pfade nach Süden und marschirten dem Fuße des westlichen Abhanges der als Undussuma bekannten Hügelgruppe entlang. Bald darauf befanden wir uns zwischen den ungemein üppigen Feldern, Paradiesfeigen- und Bananenpflanzungen des Dorfes Bundegunda. Mais und Bohnen gediehen aufs allerbeste und dehnten sich weit zwischen den Thälern und Vertiefungen der Berge aus, ein vollständiges Wunder überschwäng-

licher Fülle. Dieselbe machte einen großen und günstigen Eindruck auf die Aegypter und ihre Begleiter, und selbst wir wunderten uns über die überreiche Fruchtbarkeit des Bodens und den glücklichen Zustand des Districts. Ein Grund für den außerordentlichen Ueberfluß war die vor den vom See her wehenden kalten Winden geschützte Lage.

Nach einstündigem Marsche jenseit der Grenzen der bebauten Felder von Bundegunda durch weitere Strecken von gleicher Bebauung und Fruchtbarkeit schlugen wir das Lager auf oder richtiger quartierten wir uns in dem Dorfe Burjambiri ein, das die Bewohner auf Veranlassung Masamboni's verlassen hatten, um uns Platz zu machen.

Da Masamboni uns mit 300 von seinen Leuten begleitete und persönlich sich bei uns befand, erhielt jedes Mitglied der Colonne die Erlaubniß, nach eigenem Belieben in den Pflanzungen und Feldern umherzustreifen. Die Leute hielten daher buchstäblich ein Festmahl an den reifen Früchten der Bananen, jungen Bohnen, Yams, süßen Kartoffeln, Colocasien u. s. w. Als Gegenleistung für seine Dienste und Gastfreundschaft erhielt Masamboni 40 Rinder und 16 Elefantenzähne im Gewichte von durchschnittlich 23 kg. Zu unserer Schande beklagte sich der Häuptling aber darüber, daß seine Leute als Sklaven zurückgehalten würden, sodaß Lieutenant Stairs und die übrigen Offiziere sie aufsuchen, um die Dörfer begleiten und sie ihm zurückbringen mußten. Es war so richtig ägyptisch, jeden geleisteten Dienst als ein zukommendes Recht zu betrachten für etwaige Tugenden und gute Eigenschaften, die, wenn sie den Aegyptern vielleicht angeboren waren, bisher noch nicht zu Tage getreten waren.

Nachmittags erschienen drei Soldaten in Begleitung eines ägyptischen Beamten Namens Ajub Effendi mit Briefen von Selim Bey. Dieselben enthielten eine außergewöhnliche Menge von Neuigkeiten, welche erzählt zu werden verdienen, da sie nur noch einen weitern endgültigen Beweis liefern, wie völlig den Offizieren und Soldaten der Aequatorialprovinz Sinn und Verstand verloren gegangen und wie gänzlich unfähig sie sind, die Natur ihres frühern Paschas und Gouverneurs zu würdigen.

Die Briefe berichten, daß Fadl el Mulla Bey und seine Partei eine Zeit lang scheinbar damit einverstanden gewesen seien, alle Befehle von Emin Pascha und mir durch Selim Bey Mator zu empfangen, und sich mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt hätten. Selim

Bey hatte die ganze Garnison von Dufilé mit den Dampfern „Khedive“ und „Nyanza“ nach Wadelai befördert und dadurch nicht nur das uns gegebene Versprechen gebrochen, sondern auch den Befehl nicht beachtet, dem er beim Empfange buchstäblich zu gehorchen geschworen hatte. Man wird sich erinnern, daß er angewiesen worden war, mit dem Transport der Leute von Wadelai nach dem Lager am Seeufer zu beginnen, damit wir ihnen bei dem Hinauftragen des Gepäcks nach dem Plateau behülflich sein könnten, während der Dampfer die Ueberführung der Flüchtlinge auf dem See fortsetzte. Gleichzeitig konnten die Garnisonen der nördlichsten Stationen mit ihren Familien den Marsch zu Lande antreten und sich in Wadelai sammeln. Auf diese Weise hatten wir vom 25. Februar bis zum 8. Mai, eine Periode von 92 Tagen, unthätig in der Nähe des Sees auf das Erscheinen etlicher ihrer Leute gewartet, die uns als Beweis dienen sollten, daß es wirklich ihr ernster Wille sei, mit uns zu gehen.

Während Selim Bey nun die Truppen und ihre Familien von den untern Stationen nach Wadelai beförderte, hatte er unbewußt die Macht der gegnerischen Partei, der von Fadl el Mulla Bey, verstärkt, der die Maske abzuwerfen beschloß, sobald jene sich seinen Leuten angeschlossen hatten. Mitten in der Nacht marschirte er mit seinen Truppen nach den Magazinen, setzte sich in den Besitz der dort aufgespeicherten Munition und verließ Wadelai, um sich nordwestwärts nach dem Lande der Makraka zu begeben. Als Selim Bey am nächsten Morgen erwachte, fand er, daß sein Gefolge nur aus 200 Offizieren, Soldaten und Schreibern bestand, die Magazine leer und an Munition nichts weiter vorhanden war, als 40 Patronen pro Kopf, welche er einige Tage vorher seinen Soldaten ausgetheilt hatte. Sein Schicksal und Unglück bitter verfluchend begann er seine Leute auf den Dampfern einzuschiffen und fuhr, um sich soweit wie möglich aus der Gefahr der Mahdisten zu begeben, mit ihnen südwärts nach Mswa, wo er am 22. April eintraf. Er hatte noch Ueberfluß an Zeit, wenn er seine Lage nur richtig aufgefaßt hätte, denn in einer Stunde würde er in der verlassenen Station genügend Heizmaterial gesammelt haben, worauf der Dampfer ihn in neun Stunden bequem nach unserm Lager am Seeufer gebracht hätte. Erst am 7. Mai fallen ihm unsere Expedition und Emin Pascha wieder ein und er dictirt einen Brief an uns, der uns beim Durchlesen nur ein Lächeln abzwingt.

Derselbe sagt: „Wir wünschen zu wissen, weshalb Sie ägyptische Offiziere und Soldaten in Lastthiere umwandeln. Es ist uns berichtet

worden, daß Sie alle in grausamer Weise mit Gepäck beladen haben und die Soldaten zu Trägern machen. Das ist schmachvoll und wir werden die Sache streng untersuchen."

Ein zweites Schreiben war in einem ganz andern Tone gehalten. Es schilderte die Verrätherei des Fadl el Mulla Bey, durch den er getäuscht und verlassen worden sei, und bat uns, auf ihn und seine Leute zu warten, da der gänzliche Ruin ihnen ins Antlitz starre. Sie hätten nur je 30 Patronen und müßten, wenn Kabba-Rega sie angriffe, unvermeidlich vernichtet werden.

Ich ließ die Soldaten rufen, die uns weitere Einzelheiten erzählten. Es waren 20 Soldaten bei Masamboni eingetroffen, aber nur diese drei hatten sich freiwillig bereit erklärt, uns zu folgen. Auch sie flehten ganz kläglich um einen weitern Aufschub, sodaß der Pascha und ich Blicke austauschten.

„Aber meine Freunde", fragte ich, „wie können wir die Gewißheit haben, daß Selim Bey überhaupt zu kommen beabsichtigt?"

„Diesmal wird er ganz bestimmt kommen."

„Aber weshalb wartet er in Mswa? Weshalb ist er nicht selbst mit dem Dampfer nach dem Lager am Seeufer gereist? Es ist nur neun Stunden Fahrt."

„Er hat von einigen Deserteuren gehört, daß Ihr schon abmarschirt wäret."

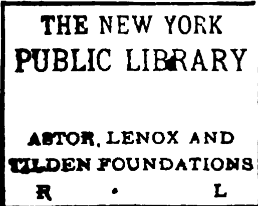
„Mit den wenigen Leuten, die er hat, wäre es ihm leicht gewesen, eine große Karavane wie diese einzuholen."

„Es geht aber alles verkehrt. Selim Bey hat zu viele Rathgeber und die ägyptischen Beamten füllten ihm die Ohren mit allerhand Geschichten. Er ist ehrlich in seinem Wunsche, das Land zu verlassen, aber die andern verwirren uns mit all ihren Lügen."

„Nun, wir können hier nicht bleiben, um auf Selim Bey zu warten. Ich werde langsam vorwärtsziehen und täglich nur ein paar Stunden marschiren. Ich muß diese Leute aber im Gange halten, weil sonst der Pascha allein übrigbleiben würde. Nachdem wir den Semliki überschritten haben, werden wir auf dem andern Ufer einen Platz aussuchen und ein paar Tage warten, dann einen oder zwei Tage langsam weiter marschiren und wieder halt machen. Wenn Selim Bey ernstliche Absichten hat, wird er uns bald einholen; außerdem wollen wir ihm, wenn wir den Fluß erreichen, einen Führer senden, sodaß er in vier Tagen dieselbe Strecke marschiren kann, zu der wir zwölf gebrauchen müßten. Ihr werdet einen Brief des Paschas für ihn



Befreite Aegypter mit ihren Familien.



mitnehmen, der alles dies erklärt. Ihr müßt aber jedenfalls freundlich gegen die Eingeborenen sein, da sie euch sonst nicht helfen werden."

Unter unsern Aegyptern befand sich ein Hauptmann Namens Ali Effendi, der über Herzkrankheit klagte und schon seit Monaten leidend gewesen war. Er hatte 9 männliche und ebenso viele weibliche Dienstboten bei sich und außerdem waren ihm noch 12 Träger zugewiesen worden. Sein Gepäck zählte 20 Lasten. Er selbst konnte keine 100 m marschiren und hatte auch ein sechsjähriges Kind bei sich, das noch zu klein war, um gehen zu können. Er verlangte noch weitere 6 Träger, während nicht ein einziger zu erhalten war, wenn ich nicht Befehl gab, die Eingeborenen mit Gewalt zum Tragen zu zwingen, was sich von Tag zu Tag wiederholen würde. Da einige wenige Tagemärsche diesen Mann getödtet haben würden, überredeten wir ihn zur Umkehr, und da er nicht ohne seine aus 15 Personen bestehende Familie gehen wollte, so übergaben wir sie alle der Obhut der Boten Selim Bey's, die sie zu ihrem Hauptmann zurückbegleiten sollten.

Unserm Versprechen gemäß sandten wir die diesem zaudernden dummen sudanesischen Offizier zugesagten Führer mit einem Briefe des Paschas ab, allein obwol wir noch einen ganzen Monat zögerten, halt machten, und dann wieder kurze Märsche von 1—3 Stunden täglich zurücklegten, war dies doch die letzte Nachricht gewesen, die wir von Selim Bey bekamen. Was aus ihm geworden ist, haben wir nie erfahren, und es ist auch nutzlos, Muthmaßungen darüber anzustellen. Er war einer von den Menschen, mit denen sich nicht argumentiren läßt und auf deren Verständniß die Vernunft keinen Einfluß übt. Er war nicht schlecht und kein Ränkeschmied, aber so dumm, daß er einen Befehl nur verstand, wenn derselbe von einer Drohung begleitet war und mit Gewalt durchgesetzt wurde; indeß konnte einem Manne von seinem Range und dem ihm angeborenen Muthe ein solcher Befehl nicht ertheilt werden. Er mußte daher als ein Mensch, der unmöglich überredet und noch weniger gezwungen werden kann, aufgegeben werden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Emin Pascha, eine Studie.

Der Entsatz David Livingstone's im Vergleich zum Entsatze Emin Pascha's. — Skizzirung des Marsches der Expedition bis zur ersten Begegnung mit Emin. — Einige Punkte bezüglich Emin's, über die wir falsch unterrichtet waren. — Unsere hohe Meinung von Emin Pascha. — Loyalität der Truppen und Emin's außerordentliche Unentschlossenheit. — Ueberraschung, als wir bei der dritten Rückkehr nach dem Njansa finden, daß Emin Gefangener ist. — Was durch Beobachtung von etwas Offenheit und weniger Zurückhaltung auf seiten Emin's hätte vermieden werden können. — Emin's Tugenden und edles Streben. — Der Pascha von unserm Standpunkte aus beurtheilt. — Emin's Rang und Stellung in Chartum und seine allmähliche Beförderung bis zum Gouverneur von Aequatoria. — Gordon's Schwierigkeiten im Sudan. — Emin's Zuvorkommenheit und Nachsicht. — Emin seit 1883 auf seine eigenen Hülfsmittel angewiesen. — Emin's kleine Entdeckungen. — Richtigkeit der Aeußerung des Kaisers Hadrian über die Aegypter. — Geschichte der Kämpfe Emin's mit den Truppen des Mahdi von 1883—85. — Dr. Junker befördert Emin's Botschaften im Jahre 1886 nach Sansibar. — Kabba-Rega der erklärte Feind Emin's. — Die wirkliche Lage Emin's vor seiner Befreiung ein Beweis, daß eine gute Regierung unmöglich war. — Zwei Documente, das eine von Osman Digna, das andere von Omar Saleh, die ich durch den Sirdar Sir Francis Grenfell erhalten habe.

Nachdem wir thatsächlich Aequatoria den Rücken gekehrt haben und in Gesellschaft von Emin Pascha, Casati und einigen hundert Flüchtlingen auf dem Heimwege sind, möchte ich einen Rückblick auf die letzten Ereignisse werfen und den Versuch machen, die Ursachen derselben zu entdecken und festzustellen, in welchem Lichte der frühere Gouverneur uns in Wirklichkeit erscheint.

Als ich in noch sehr jungen Jahren den Auftrag zur Befreiung des Missionars David Livingstone erhielt, hatte ich keine ganz bestimmte Idee, was für eine Art Mann er sei. Die Zeitungen schilderten ihn als der höchsten Achtung der Christenwelt würdig, insgeheim flüsterte man seltsame Gerüchte über ihn. Eins davon war, daß

er eine afrikanische Prinzessin geheirathet habe und ganz behaglich in Afrika wohne; ein anderes, daß er etwas von einem Misanthropen habe und Sorge tragen werde, daß ein Europäer, der sich etwa veranlaßt fühlen sollte ihn zu besuchen, ihm nicht gar zu nahe komme. Da ich also nicht wußte, was ich glauben sollte, ging ich mit neutralen Gefühlen zu ihm, auf die Gefahr hin, bei ihm anzustoßen; ich schied aber in Thränen von ihm. In seinem Falle hatten die Zeitungen recht gehabt.

In dem Falle Emin Pascha's beschrieben die Zeitungen auf Anregung von Reisenden, von denen man annahm, daß sie Emin kannten, diesen als einen Helden, einen zweiten Gordon, einen Mann von hoher, militärisch aussehender Statur und ernstem Wesen, der viele Wissenschaften aus Liebhaberei betriebe, der trotz des allgemeinen Unglücks, das über einem großen Theil des nördlichen Centralafrika schwebte, den Gleichmuth der Seele und die Ruhe des Gemüths sich bewahrt hatte und seine Leute und Angelegenheiten so gut regierte, daß er den Mahdi und seine wüthenden Horden in Schach halten konnte; er habe dessen Generale mehreremal geschlagen, dabei aber einen so schweren und verzweifelten Widerstand geleistet, daß seine Mittel fast erschöpft seien. Wie meine persönlichen Freunde, die in so hochherziger Weise das Geld für diese Expedition gezeichnet haben, erfüllte auch mich das Mitleid, wenn ich alles dies hörte, ebenso wie die Herzen solcher Männer, wie Stairs, Jephson, Nelson, Parke, Barttelot, Jameson und vieler hundert anderer, die sich eifrig um die Mitgliedschaft beworben haben. Junker sagte, seine Gefahr sei eine dringende; der Pascha müßte den gegen ihn andringenden überwältigenden Horden unterliegen, wenn er nicht bald Hülfe erhielte. Wir glaubten, daß dies wahr sein müsse. An Bord des Dampfers während unserer Herfahrt, während unserer Reise den Kongo aufwärts, im Lager von Jambuja, während des Vordringens durch die düstern Schatten des endlosen Waldes, bis wir am Rande des Plateaus standen, nein bis wir uns am Ufer des Njansa befanden, war die einzige Besorgniß, welche uns beseelte, die, daß wir ungeachtet aller Anstrengungen zu spät kommen möchten. Erst dann, als die Eingeborenen des Seeufers auf unsere eifrigen, dringenden Fragen behaupteten, sie wüßten nichts von einem Weißen oder einem Dampfer auf dem See, fühlten wir uns versucht, unsern Argwohn zu äußern, doch war es noch zu früh, darüber unwillig zu werden, da die von Sansibar über Land ausgesandten Boten Aufenthalt gehabt haben, der Dampfer bald

nach Junker's Abreise gesunken und Emin Pascha nicht im Stande gewesen sein konnte, das Südwestende des Sees zu erreichen.

Nach einer Abwesenheit von fast vier Monaten waren wir wiederum am Ufer des Sees, und jetzt erwarteten uns dort Briefe von ihm. Er hatte zufällig durch ein Gerücht von unserer Ankunft erfahren und war, um die Wahrheit festzustellen, nach dem Südwestende des Sees hinabgedampft. Dies war nur neun Stunden von seiner südlichsten Station entfernt und es war sein erster Besuch. Die Wirkung desselben war ausgezeichnet, doch war es sehr schade, daß er dem mit so vielen Kosten ihm durch Boten von Sansibar übermittelten Ersuchen nicht nachgekommen war. Schon wegen der Zahl der gesparten Menschenleben wäre es besser gewesen; von den Strapazen und Leiden, welche wir während der vier Monate ertragen haben, wollen wir nicht reden, da wir uns zu denselben verpflichtet und gelobt hatten, das Aeußerste zu thun, was er verlangen und was unsere Mission bedingen würde. Noch sagten wir nichts.

Nach unserer Begegnung waren wir 26 Tage zusammen und entdeckten während dieser Zeit, daß wir in etlichen Punkten falsch unterrichtet gewesen seien. Der Pascha war keine hohe, militärische Figur und ebenso wenig war er ein Gordon, sondern er war einfach Emin Pascha mit einer nur ihm eigenthümlichen Größe. Er glich keinem, dem wir bisher begegnet waren, aber vielleicht einigen, von denen wir gelesen hatten.

Wir erfuhren nichts, was unsere hohe Auffassung von ihm positiv abschwächte; was wir sahen, war durchaus zu seinen Gunsten. Wir beobachteten einen anscheinend hohen Grad von Disciplin bei seinen Truppen, wir sahen die Dampfer und den bewunderungswürdigen Zustand derselben, glaubten Spuren eines starken civilisirenden und regierenden Einflusses zu bemerken, erhielten Proben von Zeug, welches seine Leute aus von ihnen selbst cultivirter Baumwolle hergestellt hatten, und bekamen einen reichen Vorrath von Branntwein, der aus gegorener Hirse destillirt war. Der Pascha war außerordentlich sauber an seiner Person, steif, präcis, dabei in seinem Wesen höflich, äußerst freundlich und liebenswürdig, in der Literatur bewandert, ein unterhaltender Gesellschafter, ein aufopferungsvoller Arzt, kurz durch und durch ein Gentleman, den jeder, der ihn kannte, bewundern mußte. Hätten wir uns zu dieser Zeit von ihm getrennt, wir würden einfach entzückt von ihm weggegangen sein. Nein, er war entschieden kein Gordon; er war in manchen Dingen sehr verschieden von diesem, wie z. B.

in seiner Liebe zur Wissenschaft, seiner sorgfältigen Aufmerksamkeit auf Einzelheiten, seinen liberalen und wohlwollenden Ansichten von Menschen und Dingen, seinem hohen Wunsche, die Leute zu heben und im Praktischen und Nützlichen zu unterweisen, und seiner edlen Hoffnung auf das Land, welches den Schauplatz seiner Arbeiten bildete.

Aber während wir ihn bewunderten, hatten wir doch das Gefühl, daß etwas Unerklärliches an ihm sei. Er schickte einen Beamten und einen ägyptischen Lieutenant zu mir, um mit mir zu reden, und zu meinem Erstaunen schmähten dieselben ihn geradezu. Jedes Wort, das sie sprachen, ließ ihren Haß und unbeschreibliche Geringschätzung durchklingen.

Dann erzählte mir ein sudanesischer Hauptmann die Geschichte von einer Revolte des ersten Bataillons, welche kurz nach Dr. Junker's Abreise stattgefunden hatte. Emin floh aus der Nachbarschaft und ist diesen Soldaten nie wieder nahe gekommen. Aber das 650 Mann zählende zweite Bataillon sollte ihm treu sein, und ebenso auch die Irregulären, 3000 an der Zahl. Dieselben bildeten eine sehr respectable Macht, und solange das zweite Bataillon und die Irregulären ihm treu blieben, war auch seine Stellung noch fest.

Dann stellte er mir den Major und mehrere Hauptleute des zweiten Bataillons vor. Nach einer Weile sagte er zu dem Major: „Versprechen Sie mir nun in Gegenwart von Herrn Stanley, daß Sie mir die 40 Mann für diese kleine Station geben, welche er uns zu bauen räth." Das ist seltsam, dachte ich, für einen Gouverneur, und soviel ich auch versuchte, den Vorfall wegen seiner Geringfügigkeit nicht zu beachten, er kehrte mir wegen seiner Seltsamkeit doch immer wieder ins Gedächtniß zurück. Er blieb mir aber, da es mir an einer offenen Mittheilung darüber fehlte, unerklärlich.

Ferner fiel es uns allen auf, daß das Benehmen des Paschas sich durch eine außerordentliche Unentschlossenheit kennzeichnete. Selbstverständlich hatte er, da wir nicht im Stande waren uns alles zu erklären, unzweifelhaft unsere Sympathien. Wir dachten nicht an das erste Bataillon; wenn aber das zweite Bataillon und die Irregulären ihm sämmtlich noch treu waren und bei ihrem Beschlusse, im Lande zu bleiben, beharrten, schien es uns doch, daß ein Herz von Stein dazu gehören müsse, um sie zu verlassen. Daß die wenigen Aegypter, welche rastlos Intriguen gegen ihn spannen, heimzukehren wünschten, war von keiner Bedeutung; der Pascha ließ uns sogar glauben, daß er sich über ihre Abreise freuen würde. Allein wenn die Mehrheit der Truppen

treu war und Aequatoria Aegypten vorzog, und wenn er seine Thätigkeit liebte, wo war dann die Ursache seiner Unentschlossenheit?

Wenn Aegypten ihn los zu sein wünschte, was brauchte das ihn zu kümmern? Hier wurde ihm an Stelle von Aegypten das Anerbieten jährlicher Subsidien von 12000 Pfd. St. und ein Gehalt von 1500 Pfd. St. geboten.

Oder wenn nur gegen Aegypten Einwand zu erheben und ein anderer Theil von Aequatoria unter dem Schutze Englands vorzuziehen war, dann hatte er hier den andern Vorschlag mit den noch größern Vortheilen einer regelmäßigen Verbindung und sichern Unterstützung.

Wenn Emin Pascha von den Truppen — dem zweiten Bataillon und den Irregulären — sprach, war er bezüglich ihrer Treue sehr zuversichtlich und behauptete stets bestimmt, sie würden ihm folgen, wenn er sich für den Dienst in Aequatoria unter englischer Oberhoheit entschiede. Er sagte auch, daß dies das am meisten verlockende Anerbieten sei. Nun, wenn man hört, daß die Truppen ihm treu sind und ihm überallhin folgen werden, und daß das Anerbieten ihm selbst angenehm ist — weshalb dann diese Unschlüssigkeit?

Wir waren gezwungen, die beschwerliche Reise nach Banalja zurück und auf dem Rückwege von Fort Bodo nach dem Ituri doppelte Märsche zu machen, und bei unserer drittmaligen Ankunft am Njansa nach einer Abwesenheit von $2^1/_2$ Monaten fanden wir, daß der Gegenstand unserer Sorge Gefangener sei und alle die Truppen, welche er für treu gehalten und in die er ein so unbedingtes Vertrauen gesetzt hatte, Rebellen waren und ihn abgesetzt hatten. Diese Nachricht war ein schmerzlicher Schlag und eine traurige Ueberraschung für uns. War dieser Vorfall aber auch für ihn eine Ueberraschung gewesen?

Wenn wir seine Briefe durchblicken und sie in der Kenntniß dessen, was wir jetzt wissen, studiren, so leuchtet aus vielen derselben hervor, daß er Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten unter seinen Truppen andeutet, die wir aber, von seiner sanguinischen, optimistischen Natur verleitet, als gar zu leicht betrachteten. Die Leute in Europa waren der Ansicht, daß es sich nur um zeitweilige Ausbrüche der Unzufriedenheit handelte, und wir in Afrika wußten nur, daß das 1. Bataillon daran betheiligt sei. Dr. Junker war dies nicht einmal genügend wichtig erschienen, um es zu erwähnen; er hatte nur dem Zweifel Ausdruck verliehen, ob Emin sein Civilisationswerk aufgeben und sich zu einem unnützen Leben in Aegypten als Pascha außer

Dienst herablassen würde; daher stammt der in dem Schreiben des Khedive angedeutete Zweifel: „Sie können die Escorte des Herrn Stanley benutzen, wenn es Ihnen beliebt; wenn Sie das ablehnen, bleiben Sie auf Ihre eigene Verantwortlichkeit in Afrika.“ Allein kaum befindet sich Herr Jephson, der während unserer Abwesenheit dem Pascha Gesellschaft leistet, innerhalb der militärischen Kreise der Provinz, als es ihm auffällt, daß der Pascha uns über den wahren Stand der Dinge in Unwissenheit gelassen hat. Die Unzufriedenheit des Herrn Jephson erreicht ihren Höhepunkt, als er selbst Gefangener ist und Muße findet, um über die unglückliche Aussicht nachzudenken, als Sklave des Khalifen durch die Straßen von Chartum geführt zu werden, und meine eigene Unzufriedenheit wird verzeihlich, wenn ich unwiderlegliche Beweise habe, daß dies alles durch etwas mehr Offenheit und weniger Zurückhaltung von seiten des Paschas hätte vermieden werden können.

Denn hätte der Pascha mir mitgetheilt, daß er weder seine Truppen nach Aegypten führen, noch die ihm gebotenen Subsidien und das Gehalt annehme oder die Stellung unter den Auspicien Englands acceptiren könne, weil seine Truppen schon längst jeden Gehorsam aufgegeben hätten und chronisch untreu geworden seien, und daß er sich in Wirklichkeit nicht auf eine einzige Compagnie verlassen dürfte, dann würde man vielleicht etwas anderes haben vorschlagen können. Es wäre wol keine sehr schwierige Aufgabe gewesen, jede einzelne Station anzugreifen und eine nach der andern in eine heilsame Furcht vor der Regierung zu versetzen. Es bedurfte dazu nur der Festigkeit und Entschlossenheit auf seiten des Paschas. Hätten wir bei Mswa angefangen, so würden wir dort 60 Soldaten unter Führung von Schukri Aga gefunden haben, der sich bisjetzt noch nicht an einer unloyalen Handlung betheiligt hat. Diese 60 Soldaten würden wir mit unsern 300 Mann auf dem Dampfer eingeschifft haben, worauf wir alsdann Tunguru hätten angreifen können. Die Station wäre in einer halben Stunde abgethan, die Ungehorsamen hätten erschossen sein können, wir wären mit dem Prestige der Autorität und des Sieges weiter marschirt, Wadelai wäre ohne den Verlust eines Mannes, mit Ausnahme der Rädelsführer gefallen, und die andern Stationen würden, wenn sie von diesen aufeinanderfolgenden Maßregeln hörten, so erschreckt gewesen sein, daß überall von nichts Weiterm als der Capitulation die Rede gewesen sein würde. Da an dem einen Ende der Linie von Stationen die Truppen des Mahdi sich befanden und vom andern Ende her eine

entschlossene Colonne vorrückte, würde den Rebellen nichts weiter übriggeblieben sein, als sich der einen oder der andern zu ergeben.

Aber angenommen, wir hätten ein solches Verfahren eingeschlagen, welchen Vortheil — so darf man wol fragen — würde das gehabt haben? Emin Pascha ist wieder in seine Macht eingesetzt und wir müssen nothwendigerweise heimkehren. Was dann? In einigen Monaten ist er wieder in derselben schrecklichen Noth wegen Mangels an Hülfsquellen, es werden neue 30000 Pfd. St. gesammelt, es wird eine neue Expedition ausgesandt, und das wiederholt sich von Jahr zu Jahr mit ungeheuern Kosten an Menschenleben und enormen Opfern, denn das Land ist so weit von der See und von vielen kriegerischen Völkern und sonstigen Nachtheilen umgeben, daß wenn der Boden selbst aus Silberstaub bestände, der Transport sich kaum bezahlt machen würde. Und dennoch wäre es, wenn Emin Pascha den Wunsch ausgesprochen hätte, ein solches Unternehmen auszuführen, und fest bei seinem Entschlusse geblieben wäre, uns nicht zugekommen, die Weisheit seines Beschlusses anzuzweifeln, sondern wir hatten ihm mit gutem Willen unsern Beistand und unsere Hülfe zu leihen.

War es ein Irrthum seitens des Paschas oder hatte er die Absicht, uns irrezuleiten? Ich glaube ein Irrthum, veranlaßt durch seinen außerordentlichen Optimismus und sein bereitwilliges Vertrauen auf den äußern Schein und affectirten Gehorsam. Selbst die verschlagenen Aegypter waren in höchstem Maße von dem Gefühl ihrer Macht durchdrungen infolge der Leichtigkeit, mit welcher sie durch scheinbare willfährige Reue Verzeihung für Vergehen erlangten. Ist das zu schroff ausgedrückt? Dann möchte ich in deutlichen Worten aussprechen, daß seine Gutmüthigkeit meiner Ansicht nach nur zu bereit zum Vergeben war, wenn seine übertriebene Selbstachtung befriedigt wurde. Die schlauen Leute wußten, daß sie nur ihrem Kummer und ihrer Sorge Ausdruck zu geben brauchten, um ihn zu erweichen, und nur seine Hände zu küssen hatten, um ihn alles Unrecht vergessen zu machen. Es wurde daher zu wenig bestraft und zu viel vergeben. Seine Liebenswürdigkeit war äußerst empfindlich und zart, und die Aegypter beuteten sie soviel wie möglich aus. Der Wekil hatte alle Ursache, sie zu segnen; Auasch Effendi, Major im zweiten Bataillon, schlug in einem Briefe, den der Pascha, wie ich glaube, noch jetzt besitzt, den Rebellen vor, ihn an Stelle Emin's zum Mudir zu machen, und doch hat der Pascha ihm niemals einen Vorwurf daraus gemacht. Afra Effendi erklärte das Schreiben des Khedive für eine Fälschung, und doch ist

nie ein Verweis über die Lippen des Paschas gekommen, und Afra ist wohlbehalten an die See geleitet worden.

Die Tugenden und edlen Bestrebungen, wegen welcher wir den Mann in strengster Gerechtigkeit loben müssen, sind ebenso groß und rühmlich für ihn, wie diejenigen, welche wir ihm nicht zusprechen können. Jeder Mensch, der um des Guten willen danach strebt, das was in ihm liegt, zu thun, um die süße Anerkennung des Gewissens zu verdienen, wird mit einer glücklichen Gleichgültigkeit gegen alles übrige gewappnet; darin liegt das Verdienst des Paschas und sie war es, welche uns seine Gesellschaft so angenehm machte, als die Nothwendigkeit gewaltsamen Handelns aufhörte ihn zu ärgern. Wir haben von seinem Charakter mehr durch sein Wesen als durch Worte erfahren. Das melancholische Kopfschütteln, das Heben der Hand, der ruhige, gemessene Ernst der Züge, das Aufschlagen der Augen und das unbedeutende Achselzucken schienen uns zu sagen: „Was nützt das? Ihr seht, ich bin resignirt. Ich bin ein Feind von Gewaltthätigkeit, unterlaßt sie. Weshalb sie zwingen? Sie sollten sicherlich während dieser vielen Jahre gesehen haben, daß ich nur ihr Bestes will. Wenn sie mich nicht wollen, soll ich mich und meine Ideen ihnen dann gegen ihren Willen aufdrängen?“ So viel gab er zwar niemals zu, doch stand es uns frei, uns die Symptome nach unserer Auffassung zu erklären.

Wahrscheinlich haben die Thatsache, daß er sich beständig und liebevoll gewissen die Erweiterung der Wissenschaft bezweckenden Beschäftigungen widmet, und sein geschwächtes Augenlicht ihn untauglich gemacht zur Ausübung der ernstern Pflichten, welche, wie es uns schien, die Verhältnisse seines Wirkungskreises erheischten. Allein man kann es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er wissenschaftliche Studien mehr liebte, als die Regierungspflichten, oder daß sein Geschmack ihm den Werth des Titels eines Doctor Medicinae höher schätzen ließen als den Rang eines Paschas, oder daß er sich in die Gefahr begab, in einem Katarakte das Augenlicht ganz zu verlieren. Wenn er ein Buch 5 cm vor seinen Augen halten mußte, um lesen zu können, war es ihm physisch unmöglich, einem Menschen die Stimmung aus dem Gesichte abzulesen und zu beurtheilen, ob dessen Blick Zorn sprühte oder Treue widerspiegelte.

Welche Ansicht wir aber auch darüber gehabt haben mögen, was hätte geschehen müssen, jedenfalls haben wir stets hohe Achtung vor ihm gehabt. Man kann nicht umhin, ihn zu bewundern, wenn man

sieht, wie er in einem Augenblicke, wo sein eigenes Schicksal auf schwankender Wage liegt, jede Gelegenheit benutzt, um seinen Vorrath von Seemuscheln und tropischen Pflanzen zu vermehren, wie er eifrig um den Besitz eines seltenen Vogels ohne Rücksicht auf dessen Farbe und Schönheit sich bemüht, und mit demselben Interesse eine neue Rattenart prüft, wie er die Messungen eines Menschenschädels vornimmt. Wenn ihm ein großer Abendfalter, ein seltener Käfer oder ein Typhlops (Blödaugenschlange) gebracht wird, vergißt er sofort das Kriegsgericht, welches das Urtheil über ihn abgeben soll, und es scheint ihm vollständig gleichgültig zu sein, ob er von seinen Soldaten erschossen oder auf sein Feldbett geschnallt als Beute dem Khalifen von Chartum zugeführt werden soll. Wenn man alles dies hört und ihn zu verstehen beginnt, wird man, mag man sich auch über diese seltsamen Grillen der menschlichen Natur wundern, doch sich bewußt, daß der Mann jedes Opfers unsererseits würdig ist.

Wir können nicht mit Gewalt vorgehen, um ihn vor sich selbst zu retten, und ihn ohne seine Erlaubniß nicht rauh aus seinem Traum erwecken. Seine Stellung verbietet dies und unser Auftrag verlangt es nicht. Für uns ist er nur der erhoffte geehrte Gast, bei dem Roheit nicht angebracht ist. Ohne sein Verlangen nach Hülfe sind wir hülflos.

Von unserm Gesichtspunkte aus erscheint der Pascha ruhig und heiter, umgeben von streitenden Rebellen und dennoch anscheinend ohne Ahnung von der Atmosphäre von Treulosigkeit, in der er lebt, zum mindesten mehr zum Resigniren als zum Widerstande geneigt. Wir fühlen, daß wir an seiner Stelle rasch jedes Complot gegen uns zu Schanden machen würden, und sind überzeugt, daß nur ein kurzer entschlossener Kampf nöthig wäre, um Freiheit und Gewalt wiederzugewinnen. Betrachten wir ihn aber, wie er den kriechenden Gehorsam seiner treulosen Anhänger und Truppen für Ehrerbietung hält, und sehen wir ihn von Verrätherei und Betrug umstrickt, und dabei doch so leichtgläubig, daß er alles für Ergebenheit hält, dann werden wir staunen vor Ueberraschung und können uns nur verwundert und fragend anblicken. Denn es war ein Unglück für uns, daß wir, gleichviel was wir sagten, ihm keine Spur von unserer Ueberzeugung beibringen konnten, daß seine Lage hoffnungslos sei und seine Leute ihn vollständig verlassen hätten. Wir konnten ihm nicht sagen, daß seine Truppen ihn verächtlich als „Vogelsammler“ betrachteten, daß sie glaubten, er nähme mehr

Interesse an Käfern als an Menschen, daß sie ihm nur äußerlich Ehrfurcht bezeigten, weil sie meinten, daß ihm das angenehm sei und ihn befriedige. Wir konnten ihm alles das nicht sagen, obwol Nelson, der die Täuschung haßt, ihm gern in offenen derben Worten erklärt hätte, seine Ansichten seien falsch, Parke ihm das Vertrauen zu denselben zu nehmen gesucht, Jephson mit ihm argumentirt und Stairs ihm offene Beweise geliefert hätte. So oft diese energischen jungen Leute aber aus reiner Freundschaft und aus Mitleid ihn zu warnen versuchten, war der Pascha sofort bereit, die Vergehen seiner Offiziere zu mildern, ihre Böswilligkeit zu entschuldigen und dadurch die Bemühungen seiner Freunde zu entmuthigen. Was jeder von ihnen nach der Rückkehr von einer dieser nutzlosen Unterhaltungen fühlte, bleibt besser ungeschrieben.

Er pflegte zu sagen: „Ich kenne meine Leute aber besser, als Sie dieselben zu kennen im Stande sind. Ich bin seit 13 Jahren mit ihnen bekannt, Sie jedoch nur ebenso viele Wochen."

Wir unterdrückten, im geheimen kochend, die Erwiderung, die wir ihm gern gegeben hätten, denn er war noch der Pascha! Wir hätten ihm sagen können: „Ja, Pascha, aber Sie nehmen, wie Sie wissen, mehr Interesse an Insekten als an Menschen; Sie interessiren sich für die Anatomie des Menschen, wir für die Seele. Sie kennen seinen Schädel, wir aber fühlen den Pulsschlag und sind überzeugt, daß Ihr Vertrauen zu diesen Leuten übel angebracht ist und das Uebermaß des Vertrauens zur Thorheit wird."

Und doch lag in seinem inbrünstigen Vertrauen zu ihrer imaginären Treue, in der Wärme seines Wesens ein gewisser Adel, der uns vom Argumentiren zurückhielt. Sein unermüdliches Vertrauen war nicht überzeugend, aber es vergrößerte unsere Hochachtung vor ihm, und vielleicht flößte es uns auch die Hoffnung ein, daß doch noch, wenn auch für uns nicht sichtbar, etwas Gutes darin liege.

Man darf diese Charakterzüge einer vertrauensvollen, liebenden Natur, wie die Emin Pascha's, nicht mit kecker Oberflächlichkeit behandeln. Er ist, wie schon gesagt, ein außerordentlich liebenswürdiger Mann, der, wäre es auch nur des Vergnügens wegen, das seine Gesellschaft uns manchmal gewährt hat, verdient, daß das, was man von ihm sagt, mindestens mit Wohlwollen gesagt wird. Für die hohen, wenn auch unmöglichen Hoffnungen, mit denen er sich trug, und den eifrigen Fleiß, mit dem er sie zu verwirklichen sich bemühte, verdient er die größte Ehre und Hochachtung.

Wenn man nur den Zufall, der ihn nach Chartum brachte, den Rang und die Stellung, die er dort einnahm, die Art und Weise, wie er vom Arzt und Lagerverwalter in Ladó zum Gouverneur der afrikanischen Aequatorialprovinz emporstieg, erwägt, braucht man sich nicht zu wundern, daß seine Natur und Neigungen unverändert geblieben sind. Die Geschichte von Gordon's Schwierigkeiten im Sudan ist noch nie geschrieben worden und wird auch nicht geschrieben werden; Gordon ist ein Mann, den allzu genau zu untersuchen und zu definiren die Engländer nicht geneigt sind. Sonst möchte ich wol wissen, weshalb er so wenig englische Offiziere bei sich hatte, und entdecken, weshalb diejenigen, denen die Gelegenheit, mit ihm zu arbeiten, geboten war, ihren Aufenthalt im Sudan nicht verlängern wollten. Nach meinen eigenen Schwierigkeiten am Kongo bin ich geneigt zu glauben, daß die seinigen groß, vielleicht noch größer gewesen sind, und daß es nicht die geringste derselben war, gute, geeignete, brauchbare und willige Männer zu finden. In Emin Pascha trifft er einen Mann, der, ein Deutscher und ein Doctor der Medicin, fleißig, höflich, bereitwillig und zuvorkommend ist. Wäre Emin mir am Kongo begegnet, diese Eigenschaften würden ihn mir werth gemacht haben, ebenso wie sie von Gordon gewürdigt sein müssen. Solche Eigenschaften sind viel seltener, als Zeitungsredacteure wol glauben. Von 300 Beamten am Kongo kann ich nur zehn aufzählen, welche sie besaßen und die auf ein einfaches Ersuchen mit gutem Willen sich ihrer Pflichten annahmen und sie zur Ausführung brachten. Wieviel hatte Gordon? Emin war einer der besten und treuesten.

Nun, Emin liebte die Botanik, Ornithologie und Entomologie, beschäftigte sich mit Geologie, machte sich Notizen über Ethnologie und Meteorologie, füllte ein Buch nach dem andern mit seinen Beobachtungen und vernachlässigte zugleich auch seine Correspondenz nicht. Ich weiß, mit welcher Höflichkeit er an den Generalgouverneur zu schreiben pflegte, und kann mir denken, mit welchem Vergnügen letzterer diese präcisen, sorgfältigen, methodischen und höflichen Briefe empfing. Infolge dessen wird Emin in seiner afrikanischen Carrière rasch befördert, jetzt vom Lagerverwalter zum Stationschef, dann zum Gesandten nach Uganda, darauf, nachdem er einen Secretärposten abgelehnt hat, zum Gesandten des Vicekönigs Gordon bei dem listigen, verschlagenen Kabba-Rega, und schließlich zum Gouverneur von Aequatoria.

Während dieser Beförderungen beweist Emin, daß er Ehrgeiz

besitzt. Er braucht Samen für seine Felder, wendet sich deshalb an Gordon und erhält die Antwort: „Ich brauche Sie nicht als Gärtner, ich habe Sie zum Regieren hingeschickt. Wenn Sie keine Lust dazu haben, dann kommen Sie zurück.“ Ein stolzer junger Engländer würde ihn beim Worte genommen haben, den Nil hinabgefahren und sich im Aerger von Gordon getrennt haben. Emin sandte eine Entschuldigung und schrieb: „Sehr wohl, mein Herr.“ Später bat Emin um einen photographischen Apparat und bekam zur Antwort: „Ich habe Sie als Gouverneur, nicht als Photograph nach den Aequatorialprovinzen gesandt.“ Emin erwidert darauf: „Sehr wohl, mein Herr, ich danke Ihnen. Ich werde meine Pflicht thun.“ Auch belästigt er den Generalgouverneur nicht mit Beschwerden, daß er seine Posten und die ihm zugesandten Proviantvorräthe nie rechtzeitig erhalte. Welch werthvoller Mann war dies! Er bewies Rücksicht und Geduld, und Gordon würdigte das.

Allmählich entstanden Schwierigkeiten. Nach dem Jahre 1883 ist er auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen. Die Leute gehorchen dem Gouverneur mechanisch, es werden Stationen erbaut und man sieht einen ruhigen Fortschritt. Die Leute wissen noch nicht, wie bald jener Cromwell in Chartum vielleicht den Nil nach Ladó hinauffahren und den Zustand der Dinge mit eigenen Augen erfassen wird. Emin Bey, ihr Gouverneur, ist ein sehr milder Herrscher, der andere in Chartum hat die Gewohnheit, Meuterer zu erschießen. Deshalb verhalten sie sich ruhig, obwol viele Arabisten und Anhänger des neuen Propheten, des Mahdi, unter den Truppen Emin's sind. Dann aber taucht die Nachricht auf, daß Chartum gefallen, Gordon erschlagen und alle Gewalt und die strenge Regierung zu Boden geworfen seien, und nun kommt die Umwälzung, die Revolte des ersten Bataillons, die Flucht Emin's zu seinen treuern Irregulären und dem zweiten Bataillon und schließlich die allgemeine Auflösung der Regierung. Emin's Neigungen und Natur bleiben aber unverändert.

Ueber einige Dinge habe ich mich jedoch bei Emin gewundert. Ich habe bereits bemerkt, daß er in ernstlichster, fleißigster Weise Untersuchungen an Pflanzen, Insekten und Vögeln, über Sitten und Gebräuche anstellte und daß er für geographische Forschungen gut ausgerüstet war, aber ich fand es doch etwas befremdlich, daß er den Albert-See noch nicht erforscht hatte. Er besaß zwei Dampfer und zwei Boote, eine Station am nordwestlichen Ende des Sees, Tunguru, und eine andere in der Mitte des Westufers, Mswa, und dennoch

hatte er niemals das südliche Ende des Njansa besucht, den dortigen Zufluß erforscht, den See von Nord nach Süd und Ost nach West ausgepeilt und war auch nicht nach dem Ituri gekommen, obwol dieser nur zwei gute Tagemärsche von Mswa entfernt war. Hätte er dies gethan, so würde er vermuthlich die schneebedeckte Kette gesehen und für uns in diesem District wenig zu entdecken übriggelassen haben. Er war in den Geschäften seiner Provinz in dem Monbuttu-Lande gewesen, wo er ungeheuere Schätze von Elfenbein aufgehäuft hatte; er hatte seine Soldaten bis zur Grenze des Turkan-Gebietes gesandt; er war zweimal in Uganda und einmal in Unjoro gewesen, aber er hatte niemals den Bord seines Dampfers betreten, um das Südende des Sees zu besuchen, bis er im März 1888 dorthin kam, um wegen der Richtigkeit eines Gerüchtes von unserer Ankunft Erkundigungen einzuziehen, worauf er sofort wieder nach seinen Stationen zurückgedampft war.

Kaiser Hadrian schrieb von den Aegyptern, er habe sie „frivol, unzuverlässig, bei dem unbedeutendsten Gerüchte aufflatternd“ gefunden, sie seien „die aufrührerischste, reizbarste und verbrecherischste Rasse der Welt“.

Hätte er anders schreiben können, wenn er während unsers langwierigen Aufenthalts in Kavalli in unserm Lager gewesen wäre? Der aufrührerische Charakter, welchen sie uns zeigten, zwang uns, diese Schilderung als völlig der Wahrheit entsprechend zu unterschreiben. „Frivol!“ Wir haben es zu unserm Schaden erfahren, daß sie es sind. „Unzuverlässig!“ Gab es je so treulose Menschen wie diese? „Bei dem unbedeutendsten Gerücht aufflatternd!“ Wie der Erdboden die Fliegen, so brütete unser Lager Gerüchte aus; es waren ihrer so viele, wie zirpende Vögel in einer Volière, die geringste Kleinigkeit ließ sie wie die junge Brut unter dem Muttervogel aufflattern. Bei jeder Post aus Wadelai liefen sie von einem Kreise zum andern, von Hütte zu Hütte, vom Höchsten bis zum Niedrigsten und gackerten dabei wie ebenso viele Hennen. „Aufrührerisch!“ „Hoch Arabi!“ „Es lebe der Mahdi!“ „Hurrah für Fadl el Mulla Bey!“ „Mehr Macht für den Ellenbogen des Selim Bey Mator!“ und „Nieder mit allen Regierungen!“ Und so haben sie sich als eine reizbare, frivole, unzuverlässige und verbrecherische Rasse bewiesen, welche eines Regiments durch strenge Gewalt, nicht aber durch Gefühl und Liebe bedarf.

Als sie jedoch durch den Fall von Chartum und den Tod des Generalgouverneurs von der Furcht vor der ihnen gebührenden Strafe

und dem zwingenden Arm des Gesetzes befreit waren und bemerkten, daß ihre Isolirung von Aegypten ihnen Spielraum gab, ihrer eitlen Einbildung zu folgen, dauerte es nicht mehr lange, bis sie ihren wahren Charakter enthüllten und gegen jeden Schein von Regierung revoltirten. Der Pascha konnte von Glück sagen, daß das gute Ansehen, welches er in der Erinnerung der Soldaten besaß, gegen die Excesse sprach, zu denen ihre zügellosen Führer geneigt waren und die gewöhnlich dem Sturz der Regierung folgen.

Das waren die in der Verstellung geübten, in der Täuschung erfahrenen und im Laster groß gewordenen Leute, welche dieser sanftmüthige Mann und wissenschaftliche Forscher mehrere Jahre allein regiert hat, ehe eine Empörung unter ihnen stattfand. Während dieses Theils seiner Laufbahn als Gouverneur der Aequatorialprovinz kann ihm nur uneingeschränktes Lob zutheil werden. Die Truppen waren noch nicht alle von der im Norden herrschenden Manie ergriffen, jede Spur von Autorität zu vernichten.

Im Norden, Westen und Osten sammelten sich die Mahdisten, die jedes Entkommen auf dem Nil verhinderten und alle Verbindungen mit Chartum abschnitten. Am 7. Mai 1883 trat das erste Unglück ein. Auf der Station El-del werden 70 Soldaten niedergemacht, welche zur Verstärkung der belagerten Garnison hingeschickt sind, die dann ebenfalls gänzlich vernichtet wird. Am 27. Februar 1884 theilt Lupton, der Gouverneur der Provinz Bahr-el-Ghasal, Emin mit, daß der Rest seiner Unterthanen rebellirt hätte, und am 28. des folgenden Monats erhält er die Nachricht von der Vernichtung der Armee des Generals Hicks. Am 8. April wird ihm die Meldung überbracht, daß die Stämme der Waddiafen, Eljat, Eofen, Euknah, Kanel und Fakam sich in offener Empörung befinden, und am 30. Mai erfährt er durch den Gouverneur Lupton Bey, daß der Mahdi nur sechs Stunden Marsch von seinem Hauptquartier stehe und ihn aufgefordert habe, seine Regierung und Provinz zu übergeben; er rathe ihm, sofort Schritte zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Vier Tage später schreibt ihm Keremallah, der inzwischen von dem Mahdi an seiner Stelle zum Gouverneur von Aequatoria ernannt worden ist, er solle seine Provinz ihm ausliefern. Lupton Bey war inzwischen bereits besiegt. Eine aus sechs Offizieren bestehende Commission kam nach eingehender Erörterung dieser ernsten Angelegenheit zu dem Schlusse, daß Emin keine andere Wahl bliebe, als sich zu ergeben. Um Zeit zu gewinnen, erklärte er sich bereit, ihrem Beschlusse Folge zu leisten, und schickte den

Richter der Provinz mit einigen andern Offizieren hin, um jenen seine Bereitwilligkeit, sich zu ergeben, mitzutheilen.*

Allein nach der Abreise der Commission machte er sich ans Werk, die seiner Obhut anvertrauten Stationen zu befestigen und sich für den Widerstand gegen den gerade von der Eroberung des Bahr-el-Ghasal kommenden Keremallah vorzubereiten. Er concentrirte die Truppen von den untergeordnetern Orten in der Umgegend der Station Amadi, befestigte diesen Platz gegen den erwarteten Angriff des stolzen Feldherrn und sammelte auch in seinem Hauptquartier eine beträchtliche Truppenmacht. Zu dieser kritischen Zeit war er im Stande, diejenigen, welche am stärksten auf die Unterwerfung unter den Mahdi drangen, auszurotten, die Treuen von den Ungetreuen zu trennen, und er erließ strenge Befehle, daß die Verräther keine Gnade bei ihm erhalten würden, wenn er sie in Verbindung mit dem Feinde fände. Die Stationen Arbik, Ajak und Wafi wurden geräumt und die Besatzungen in Amadi gesammelt. Im nächsten Monat fanden Kämpfe statt. Einige der Hauptstationen wurden so gut vertheidigt, daß die Mahdisten wiederholt Verluste an Häuptlingen und Soldaten erlitten, obwol viele der Regierungsoffiziere schmachvoll ihre Posten verlassen haben und in die Dienste Keremallah's getreten sind, allein am 27. Februar 1885, einen Monat nach dem Falle Chartums, hat der Feind Amadi von allen Seiten umzingelt und es beginnt eine lebhafte Belagerung. Am 1. April wird Emin der nach außerordentlichen Anstrengungen erfolgte Fall von Amadi mit großem Verlust an Menschenleben, Munition, Geschützen, Handwaffen und Raketen gemeldet. Als er von dem Unglück hört, trifft er Maßregeln, um die Truppen der Provinz längs des Nils zu concentriren und gründet, um sich eine Verbindung mit Aegypten über Sansibar zu sichern, die Stationen Kiri, Beddén und Redjaf; aus den Soldaten, welche aus den vielen Scharmützeln und Kämpfen in den Jahren 1883 und 1884 bis zum April 1885 mit dem Leben davongekommen sind, bildet er acht Compagnien von je 80 Mann, welche er das erste Bataillon nennt und unter den Befehl des Majors Rihan Aga Ibrahim stellt. Am 1. Juni ist, nachdem die vorliegenden kleinen Stationen geräumt sind,

* Mehrere der Offiziere theilten mir mit, Emin sei allein für das dem Mahdi gemachte Anerbieten, die Provinz zu übergeben, verantwortlich. Er hat sicherlich das Document unterzeichnet; allein ich bin geneigt zu glauben, daß er es nur gethan hat, um Keremallah zu täuschen; sein späteres Verfahren scheint das zu bestätigen.

eine genügende Zahl von Offizieren gesammelt, um ein zweites Bataillon unter dem Befehl des Majors Auasch Effendi Montasir zu bilden, welcher das Commando über die südlichen Stationen erhält. In dem Schreiben Emin's vom 1. September 1885 an die ägyptische Regierung findet man gegen den Schluß die erste Andeutung bezüglich einer Unzufriedenheit mit dem Major des ersten Bataillons. Emin schreibt:

„Das zweite, was dieser Major gethan hat, ist, daß er 200 Soldaten abgeschickt hat, als es schon zu spät und alles zu Ende war. Er hat dies aus Mangel an Entschlossenheit gethan, und ohne mich um Erlaubniß zu fragen, denn wenn die Rebellen anfänglich vor der Eroberung der Geschütze und Munition schon so stark waren, wieviel mehr waren sie es nachher. Aber solcher Ungehorsam ist diesen Menschen zur Natur geworden u. s. w. Allein mit der Hülfe unsers gütigen, großen Gottes, unter dem Einfluß unserer Regierung und durch den Namen unsers erhabenen Herrschers Sr. Hoheit des Khedive sind wir bis zu diesem Tage im Stande gewesen, die Ehre der Flagge unserer Regierung zu behaupten."

Ja, die Ehre der ägyptischen Flagge ist aufrecht erhalten worden nach Vergießen von „Strömen von Blut", Entfaltung edler Beherztheit, unerschütterlichen Muthes und kluger fabischer Leitung, welche den Feind entmuthigten und die eigenen Truppen anregten; Emin ist im Stande gewesen, seine Truppen in gut umzäunten und befestigten Stationen unterzubringen, sodaß der Kampf in die Länge gezogen werden kann, bis er die Wünsche Sr. Hoheit des Khedive erfahren und seine Klagen via Sansibar dem Ohre Europas vortragen kann. Die Geschichte dieses wackern Kampfes ist es, welche meine und die Theilnahme meiner Gefährten gewonnen und uns veranlaßt hat, durch eine Hinterthür in Afrika rasch einzudringen, um ihm die helfende Hand zu bieten, erforderlichenfalls um ihn zu befreien oder ihm die nothwendigen Mittel zur Vertheidigung zu überbringen.

Im April 1885 erfährt er von „dem armen Sklaven Gottes, Mohammed el Mahdi, dem Sohn des Abdallah", aus einem Briefe an dessen Freund und Gouverneur Keremallah, den Sohn des Scheichs Mohammed, dem Gott gewähre u. s. w., von dem Tode „jenes Feindes Gottes — Gordon", von dem Angriff auf Chartum und der Eroberung der Stadt, sowie daß der ganze Sudan von Ladó bis zum Katarakt von Abu Hammed sich in den Händen der Mahdisten befindet und daß keine Hoffnung auf von Norden her zu erwartenden Entsatz vorhanden ist. Er prüft seine Aussichten und die Lage nach Süden, Osten und Westen. Im Osten sind Kabba-Rega, der König von Unjoro, und die ihm tributpflichtigen Häuptlinge. Zu ihm sendet er Kapitän Casati

als seinen Vertreter oder Gesandten. Kabba-Rega befolgt die Politik, freundlich gegen den Gouverneur zu sein, den er in frühern Jahren als einen Offizier des thätigen Vicekönigs in Chartum gekannt hat, und ist gastfrei und liebenswürdig gegen ihn. Er kennt die wunderbaren Veränderungen, welche in dieser Region Afrikas eingetreten sind, noch nicht und weiß nichts von dem Ruin, welcher die stolze Regierung betroffen hat, die ihm die Gesetze dictirt hat. Sein afrikanischer Kopf ist zu dick, um die Bedeutung der neuen Bewegung gerade vor seinem Gebiet zu erfassen, und er nimmt daher in der Besorgniß, das Misfallen des Gouverneurs zu erregen, Kapitän Casati großmüthig und unter Entfaltung der weitestgehenden Gastfreundschaft auf. Aber allmählich treffen Deserteure, schlaue Aegypter und verrätherische Sudanesen mit ihren Waffen und Munition bei ihm ein, und nach und nach entdeckt er die Bedeutung des wüthenden Kampfes und beginnt zu begreifen, daß die von ihm gefürchtete Regierung ein Wrack ist.

Am 2. Januar 1886 fährt Dr. Junker über den Albert-See nach Kibiro, einem Hafen von Unjoro. Er befindet sich nach jahrelangen Reisen im Monbuttu-Lande und im Becken des Uëlle auf der Heimreise. Es gelingt ihm Uganda zu erreichen, wo es ihm wegen seiner Armuth gestattet wird, sich mit einem Missionsboote nach Usambiro, am Südende des Victoria-Sees, zu begeben, von wo er mit Briefen Emin's nach Sansibar reist. Durch diesen Reisenden erfahren wir zuerst die wirkliche Gefahr, in welcher der Pascha sich befindet, und die ihm drohende Noth.

Kabba-Rega wartet inzwischen geduldig, wie ein hoffender Erbe; er weiß, daß er schließlich gewinnen muß, und wartet es von Tag zu Tag und von Woche zu Woche ab. Er affectirt Großmuth gegen den Gouverneur, gestattet, daß seine Briefe zwischen Sansibar und Aequatoria durch sein Gebiet hin- und herpassiren, behandelt den Gesandten mit gehöriger Zuvorkommenheit und ist scheinbar ein so fester Freund, daß Emin „nichts als herzliche Lobsprüche für Kabba-Rega" hat. Allein gegen den 13. Februar 1888 erwacht Kabba-Rega. Er hört, daß eine Expedition sich in der Nähe des Njansa befindet, die Uebertreibung der Eingeborenen vergrößert ihre Mittel und Stärke. Etwa an demselben Tage, als die Entsatz-Expedition an den Gewässern des Njansa nach Spuren von der Anwesenheit eines Weißen in dieser Gegend auf- und absucht, wird Kapitän Casati ergriffen, sein Haus ausgeplündert, er selbst mit allen Zeichen der Schmach und fast nackt

vertrieben, und von diesem Augenblicke an ist Kabba-Rega ein erklärter Feind, der seine Feindschaft zunächst mit dem Blute Mohammed Biri's, eines vertrauten Boten zwischen Emin und der Kirchenmissionsstation in Uganda, besiegelt.

Nach Westen hin liegt ein großer, breiter weißer Fleck, der sich von Emin's Provinz bis zum Kongo ausdehnt, und von dem absolut nichts bekannt ist. Nach Süden hin befindet sich eine Gegend, welche auf der Karte mit derselben weißen Leere bezeichnet ist; mag er mit Leuten, welche der Aufgabe, sich einen Weg durchzuhauen, durchaus nicht gewachsen sind und das Unbekannte fürchten, sich wenden, wohin er will, es bleibt ihm keine andere Wahl, als die Wirkungen der Enthüllungen Junker's und seiner eigenen Mittheilungen abzuwarten.

Inzwischen ist er aber nicht müßig. Durch die Niederlage der Rebellen und Mahdisten in Makraka hat er einen Waffenstillstand erzwungen und wird infolge dessen von Keremallah in Ruhe gelassen. Er hat südlich von Wadelai Tunguru und Mswa angelegt, und obwol das erste Bataillon längst seine Autorität abgeschüttelt hat, erkennen das zweite Bataillon und die eingeborenen Irregulären nach ihrer Weise seine Regierung noch an. Er beaufsichtigt den Ackerbau, das Pflanzen, Cultiviren und die Verarbeitung von Baumwolle, reist zwischen den Stationen hin und her, schließt Freundschaft mit den umwohnenden Stämmen und hält durch seinen Takt den Schein einer guten Regierung aufrecht.

Einiges vermag er aber nicht zu thun. Er kann das bereits geschehene Schlimme nicht ungeschehen machen, die schlechten Neigungen seiner Leute nicht ausrotten und ebenso wenig nur durch Ausübung von Mäßigung und Gerechtigkeit die durch die Revolution im Sudan erregten bösen Leidenschaften besänftigen. Er vermag die Stunde der Empörung nur hinauszuschieben, denn seinem Einfluß allein stehen die vereinigten Bemühungen der Offiziere des ersten Bataillons und der über die ganze Länge der Provinz zerstreuten ägyptischen Beamten gegenüber, welche durch ihre hinterlistigen Rathschläge die Wirkung einer jeden Maßregel des Paschas in das gerade Gegentheil des Beabsichtigten verwandeln und alle seine Bemühungen lähmen. Er kann durch den Ausdruck seines Willens nicht ein neues System für den Verkehr mit den Eingeborenen einführen. Das im ganzen Sudan gebräuchliche System besteht darin, daß von den Eingeborenen allerhand Contributionen an Rindern, Schafen, Getreide oder Dienstboten erhoben werden, oder daß man, wenn Mangel herrscht,

mit Waffengewalt von den Eingeborenen nimmt, was man bedarf. Und dieser Bedarf ist leider unersättlich; er ist unbegrenzt. Die Offiziere können nicht auf eine gewisse Zahl beschränkt werden; jeder hat, außer seinen Concubinen, drei oder vier Frauen, welche Dienstboten für ihren Haushalt gebrauchen. Der Haushalt von Fadl el Mulla Bey bedarf 100 Sklaven — Männer, Frauen, Knaben und Mädchen. Auch die Soldaten brauchen Frauen, und diese müssen ebenfalls Dienstboten haben, und mit dem Heranwachsen der Knaben zu Männern entstehen neue Bedürfnisse, welche die Eingeborenen mit ihren Frauen und Kindern beiderlei Geschlechts befriedigen müssen.

Das erste Bataillon zählt 650 Mannschaften und Offiziere, das zweite ebenso viel. Dann gibt es etwa 3000 Mann Irreguläre und eine kleine Armee von Schreibern, Lagerverwaltern, Handwerkern, Maschinisten, Kapitänen und Matrosen. Alle diese Leute müssen von den Eingeborenen mit Weibern und Concubinen versehen und gefüttert werden, geben aber als Gegenleistung nichts. Wir hören, daß auf einem Beutezuge 8000 Rinder fortgenommen wurden; der Pascha gab zu, daß 1600 Stiere und Kühe die größte während seiner Regierung erreichte Zahl sei. Allein diese Beutezüge wiederholen sich oft, jede Station braucht ihre eigene Heerde, und es gibt 14 Stationen. Schukri Aga, der Commandant von Mswa, war unermüdlich auf solchen Beutezügen. Selbstverständlich fand der Pascha diesen Zustand der Dinge in der Provinz vor; es war eine althergebrachte Sitte, aber eine Sitte, welche mit dem ganzen Gewicht der fürchterlichen Unterdrückung auf den Eingeborenen lastete und die einzuschränken er nicht die Macht hatte, da er durch das Vordringen Keremallah's und die wie eine Epidemie in dem Herzen seiner eigenen Unterthanen wüthende Krankheit der Rebellion gehindert ward. Wir begreifen aber, weshalb die Eingeborenen, welche so lange unter ägyptischer Regierung gestanden hatten, das Erscheinen der Mahdisten mit Freuden begrüßten und sich mit ihnen vereinigten, um die von Panik erfüllten Flüchtlinge aus den eroberten Forts der Provinz zu vernichten. Sobald der Kongostaat seine Pflichten gegen seine Unterthanen vergißt und Gewaltthätigkeit und Freibeuterei gutheißt, dann können wir überzeugt sein, daß sein Fall ebenso plötzlich und bestimmt eintreten wird wie derjenige der ägyptischen Regierung im Sudan.

Es liegt mir nicht ob, die Geschichte dieser unglücklichen Gegend zu schreiben, die seit Jahren eine Beute der niedrigsten Leidenschaften, deren die menschliche Natur fähig ist, gewesen ist; ich bin

jedoch durch die Schilderung dessen, was ich persönlich kennen gelernt habe, im Stande, den Leser für die wirkliche Lage Emin Pascha's zu interessiren.

Dieser einsame Mann war mit einer ebenso unmöglichen Aufgabe beschäftigt, wie Gordon unternahm, als er im Jahre 1884 nach Chartum aufbrach, um die Garnisonen des Sudan zu befreien. Er hat tapfere Thaten vollbracht, das Tapferste in seiner Geschichte ist aber, daß dieser es so ernstlich meinende Mann unter diesen verworfenen Leuten lebt und zulassen muß, daß seine Unterthanen beraubt und ausgeplündert werden, wenn irgendein Offizier Mangel fürchtet und deshalb einen Beutezug zu unternehmen beschließt. Er weiß genau, was geschehen wird, weiß, daß allgemeines Schießen und Plündern stattfinden, daß Dörfer zerstört und die Bewohner decimirt, daß mit den eroberten Heerden auch lange Züge gefangener Frauen und Kinder mitgebracht und als Beute vertheilt werden, und dennoch darf er diese grausamen, hartherzigen Vorgänge nicht durchkreuzen. Wie kann er es auch? Er besitzt keine Stoffe oder Gelder, um Lebensmittel zu kaufen. Welche Antwort kann er ihnen auf ihre Frage geben, was sie thun sollen, um zu leben? Obwol der Erdboden dankbar ist und die Arbeit bezahlt macht, nützt es ihm nichts, sie darauf hinzuweisen. Sie pflanzen Baumwolle, um sich bekleiden zu können, und pflegen die Gärten der Küchengemüse wegen, weil die Eingeborenen das nicht verstehen; aber das Getreide zum Brot und die Rinder zum Fleisch müssen diese den über ihnen stehenden Leuten liefern. Emin ist der einzige Mensch, der diese Handlungsweise als ein Unrecht betrachtet, aber da er die Menschen nicht zwingen kann, anders zu denken, so muß er auch dieses Uebel zulassen, wie er so viele andere erträgt. Eine gute Regierung war daher unmöglich. Sie wurde vom ersten Anfang an auf Blut und Raub gegründet, und wie bei allen Regierungen vor ihr, die mit ähnlichen Absichten geschaffen wurden, war es infolge dessen bestimmt, daß sie vollständig untergehen mußte.

Als passenden Schluß zu diesem Kapitel füge ich noch die nachstehenden Documente an, welche ich von dem Sirdar von Aegypten, Sir Francis Grenfell, erhalten habe. Wer die Wirkungen auf die Ursachen zurückzuverfolgen liebt, wird in diesen Schriftstücken den Beweis finden, daß die Rebellenoffiziere einen verbrecherischen Verkehr mit dem Feinde unterhalten haben. Die Documente erklären, was ich behauptet habe. Sie beweisen unzweifelhaft, daß, als die Offiziere zum Pascha nach

Tunguru gingen, seine Verzeihung erflehten, ihn in seine Macht wieder einzusetzen versprachen und ihn baten, sie bei mir einzuführen, sie nur die Ausführung des schändlichen Planes bezweckten, uns verrätherischerweise den Händen der Mahdisten zu überantworten. Dank Herrn Jephson, der ein „sich Notizen machender junger Bursche" war, und der Plumpheit ihres Vorgehens hatte Omar Saleh nicht die Genugthuung, jenen andern zu Emin gekommenen Reisenden zu fangen, wie er so sehr wünschte, und zur Ausstellung nach Chartum zu schicken — was er möglicherweise mehr bedauert als ich.

Schreiben Osman Digna's an den Generalgouverneur in Suakin.

Im Namen des Großen Gottes ꝛc.

Dies Schreiben ist von Osman Digna an den Christen, welcher Gouverneur von Suakin ist. Lassen Sie mich Ihnen mittheilen, daß Rundle vor einiger Zeit mir einen Brief gesandt hat, in welchem er mich nach dem Manne fragt, der Gouverneur der Aequatorialprovinzen war. Nachdem der genannte Brief in unsere Hände gelangt war, schickte ich ihn sofort an den Khalifen, mit welchem Frieden sei ꝛc. Der Khalif hat mir die Antwort gesandt und mir mitgetheilt, daß der genannte Gouverneur des Aequators in unsere Hände gefallen und jetzt ein Anhänger des Mahdi sei. Der Khalif hat Dampfer unter Führung eines unserer Anführer Namens Omar Saleh nach dem Aequator gesandt. Dieselben erreichten Ladó und fanden bei ihrer Ankunft, daß die Truppen des genannten Gouverneurs, bestehend aus Militärmannschaften und Offizieren, den Gouverneur nebst einem bei ihm befindlichen Reisenden ergriffen hatten. Sie legten sie in Eisen und überlieferten sie den Händen unsers Anführers. Jetzt ist die ganze Provinz in unsern Händen und die Bewohner haben sich dem Mahdi unterworfen. Wir haben die Waffen und Munition, die dort waren, erobert; wir haben auch die Offiziere und die obersten Beamten dem Khalifen gebracht, der sie freundlich empfing. Sie sind jetzt bei ihm und haben ihm alle ihre Banner übergeben.

Wenn daher Rundle zu wissen wünscht, was aus diesem Gouverneur geworden ist, theilen Sie ihm diese Botschaft mit.

Ich füge die Abschrift eines Briefes bei, welchen unser Anführer am Aequator an den Khalifen gesandt hat, sowie eine Copie desjenigen, den Tewfik an den genannten Gouverneur geschickt hat.

Auch schicke ich Ihnen zwei Dutzend der von dem Aequator mitgebrachten Patronen. Ich preise Gott für die Niederlage und die Vernichtung der Ungläubigen.

(Mit Insiegel.)

Die erwähnten Patronen waren Snider-Munition, gezeichnet 1869, und in sehr gutem Zustande. Diesem Briefe waren zwei Schreiben beigegeben; das erste derselben wurde von Sr. Excellenz dem Sirdar als dasjenige wiedererkannt, welches Se. Hoheit der Khedive Herrn Stanley bei dessen Abreise von Kairo überreicht hatte.

Das zweite ist ein Brief Omar Saleh's an den Khalifen, datirt vom 15. October 1888, und lautet wie folgt:

Wir fuhren mit den Dampfern und der Armee weiter und erreichten die Stadt Ladó, wo Emin, der Mudir des Aequators, sich aufhielt, am 5. Safar 1306 (10. October 1888). Wir müssen den Offizieren und Mannschaften, welche diese Eroberung leicht gemacht haben, danken, denn sie haben Emin und einen Reisenden, der bei ihm lebte, ergriffen und beide in Ketten gelegt, nachdem sie sich geweigert hatten, mit den Türken nach Aegypten zu gehen.

Tewfik hat einen der Reisenden an Emin gesandt; sein Name ist Herr Stanley. Dieser Herr Stanley brachte einen Brief von Tewfik an Emin, datirt vom 8. Gamad Awal (dem Datum des Schreibens des Khedive) mit, in welchem Tewfik ihm sagt, er solle mit Herrn Stanley kommen und dem Rest der Truppen die Wahl lassen, ob sie mit ihm gehen oder bleiben wollten, ganz nach ihrem Belieben.

Die Truppen wiesen den türkischen Befehl zurück und nahmen uns mit Freuden auf. Ich habe eine große Menge Elfenbein und Federn gefunden. Ich schicke mit diesem Brief die Offiziere und den Oberbeamten auf dem „Borden", der von Mohammed Cheir befehligt wird. Ferner sende ich auch einen Brief, der von Tewfik an Emin gerichtet ist, sowie die Banner, welche wir den Türken abgenommen haben.

Wie ich gehört habe, ist noch ein anderer Reisender da, der zu Emin gekommen ist. Ich passe auf ihn auf und werde ihn sicher fangen, wenn er zurückkommt.

Alle Häuptlinge, sowie auch die Bewohner der Provinz sind erfreut, uns zu sehen. Ich habe alle Waffen und Munition erobert. Wenn Sie die Offiziere und den Oberbeamten gesprochen und ihnen die nothwendigsten Instructionen gegeben haben, dann schicken Sie sie gefälligst zurück, da sie mir von großem Nutzen sein werden.

Richtige Abschrift.

Departement des Krieges, 15. I. 1890.

T. R. Wingate.
Kaim.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nach dem Albert-Edward-Njansa.

Beschreibung der Straße von Bundegunda. — Ein guter Blick auf die Zwillingsspitzen der Ruwenzori-Kette. — Marsch nach Utinda. — Die Offiziere des Paschas schmähen den befehlshabenden Offizier, was eine strenge Ordre zur Folge hat. — Kaibuga räth dringend zu Feindseligkeiten gegen Uhobo. — Scharmützel mit dem Feinde. — Okili, der Diener Casati's, wird getödtet. — Beschreibung der Ruwenzori-Kette, von Nboga aus gesehen. — Herr Jephson noch immer Invalide. — Der kleine Ausreißer Tukabi. — Kapitän Nelson untersucht den Semliki, um eine geeignete Stelle für eine Fähre zu finden. — Ankunft am Semliki-Fluß und Beschreibung desselben. — Uledi und Saat Tato schwimmen über den Fluß, um ein Kanoe zu holen. — Angriff durch einen Trupp Warasura. — Die ganze Expedition setzt wohlbehalten über den Fluß. — Im Awamba-Walde. — Unser Marsch nach Bakikundi. — Wir treffen einige Baundwe, Waldbewohner. — Die Aegypter und ihre Begleiter. — Unterhaltung mit Emin Pascha. — Unerforschte Theile von Afrika. — Ueberfluß an Lebensmitteln. — Der Ruwenzori von dem Ugarama-Ausläufer gesehen. — Zwei eingeborene Frauen machen uns Mittheilungen über die localen Verhältnisse. — Ein alter Mann in Butama. — Zusammentreffen mit einigen Manjema-Beutezüglern in Bukoko und ihre Erzählung. — Ankunft von Bakokoro in Mtarega am Fuße der Ruwenzori-Kette. — Lieutenant Stairs erforscht mit einigen Leuten das Mondgebirge. — Bericht des Lieutenants Stairs über seine Erfahrungen. — Das Semlikithal. — Das Ramilulu-Thal. — Vollkommenheit eines tropischen Waldes. — Dörfer in der Lichtung von Ulegga. — Unterwerfung eines Ukondju-Häuptlings. — Mittheilungen seitens der befreundeten Wakondju. — Beschreibung des Wakondju-Stammes. — Der Semliki-Fluß. — Ansicht des Ruwenzori von Mtsora aus. — Ankunft in Muhamba und Lagerung am nächsten Tage in Karimi. — Wegnahme einiger fetter Rinder Rukara's. — Die Seriba von Rusesse. — Unser erster Blick auf den Albert-Edward-Njansa.

Die Straße nach Süden, welche wir am 9. Mai nach dem Aufbruche von Bundegunda verfolgten, führte dem westlichen Fuße der großen Gebirgsmasse entlang, welche von den Balegga und den Bandussuma Masamboni's bewohnt wird; sie durchschneidet cultivirte Strecken mit Bohnen, üppigen süßen Kartoffeln, Yams, Colocasien und Zuckerrohr bepflanzten Landes, ist dicht von herrlichen Bananenbäumen eingezäunt und von kleinen Dörfern mit kegelförmigen Dächern eingefaßt;



Der Ruwenzori von Kavalli aus gesehen.

sie ist in kleinen Wildnissen aus Röhricht vergraben, führt zu klaren, durchsichtigen Wasserläufen hinab, die dem Busen der über uns aufsteigenden hohen Berge entsprungen sind, windet sich in Schlangenlinien durch reiche Weideebenen, läuft nahe dem Fuße steiler Abhänge entlang und führt dann an sanft abfallenden Rücken hinab. Etwa 8 km entfernt nach Westen oder zu unserer Rechten leistet der Wald, schwarz wie die Nacht, uns Gesellschaft, und selten verlieren wir die vorspringenden Caps und zurücktretenden Baien der ewig dunkeln Masse aus Sicht. Zur Linken steigen in unserer unmittelbaren Nachbarschaft mächtige Abhänge auf, die sich steil aufwärts bis in das unbestimmte Graublau des Himmels verlieren, und weit in der Ferne erblicken wir eine Gebirgskette mit feierlichen Linien wie ein Bataillon kolossaler Berge, zwischen denen von den unaufhörlich murmelnden Strömen gebildete tiefe Schluchten und schmale weit ins Innere reichende Thäler liegen.

Am Morgen dieses Tages trat der Ruwenzori aus seinem Wolken- und Dunstmantel heraus und zeigte uns seine Gruppen von in glänzend weißem Schnee strahlenden Spitzen und scharfen Graten; das Blau jenseit des Gebirges war wie das des Oceans von vollständiger ungetrübter Durchsichtigkeit. Fern im Westen stieg wie mit ungeheuern Schultern der Doppelpic auf, den ich schon im December 1887 beobachtet hatte, und von dem eingesunkenen Kamme unterhalb der östlichen der beiden Spitzen hoben sich scharf die dominirenden und alles überragenden Höhen des eigentlichen Ruwenzori ab, eine Vereinigung ehrwürdiger uralter Häupter im weißen strahlenden Gewande, während sich weit nach Osten wie ein großes Rückgrat eine zerklüftete Kette mit Spitzen und Sätteln, vereinzelten Gipfeln und Thälern ausdehnte, bis sie hinter den fernsten Ausläufern der Berge, an denen wir entlang marschirten, aus Sicht verschwand. Im beständigen Anblick der Berge skizzirte ich, aufrecht in meiner von zwei Männern getragenen Hängematte aus Häuten sitzend, den Plan unserer weitern Route. Westlich von dem Doppelpic fiel der Ruwenzori entweder plötzlich in eine Ebene hinab oder wandte sich nach SSW.; was ich sah, war entweder die Ecke einer Gebirgsmasse oder das westliche Ende des Gebirges. Wir wollten uns nach dem Fuß des Doppelpic wenden und dann unsern Curs der Basis desselben entlang nach Süden in unbekannte Länder hinein richten. Die Führer, deren wir eine Menge besaßen, zeigten mit den Speeren nach unbestimmter Richtung und riefen „Ukondju“ und (mit den Speerspitzen einen kleinen Hieb durch die Luft machend) „Usongora“,

was bedeuten sollte, daß das, was wir sahen, Ukondju und dahinter, uns unsichtbar, Usongora sei.

Nachdem wir in Udjungwa halt gemacht hatten, setzten wir am nächsten Tage den Weg nach dem 11 km entfernten Utinda fort. Das Thal zwischen den Balegga-Bergen und dem Walde schien sich zu verengern und der Pfad drohte in beschwerliche morastige Niederungen mit Rispengras und in röhrichtbestandene Sümpfe zu führen; doch lief derselbe dann, nachdem wir die Flüsse Tschai und Aturo sowie mehrere rauschende Bäche überschritten hatten, an einem längern Ausläufer der Balegga-Berge hinauf und brachte uns bis zur Höhe von reichlich 150 m über dem Thal.

Von diesem Punkte aus bemerkten wir, daß wir nur mit genauer Noth der Gefahr entgangen waren, uns wieder im Walde zu begraben, da derselbe hinter dem Ausläufer quer durch das Thal vorgerückt war und jeden Zoll des tiefern Landes bedeckte. Unter den düstern Schatten vereinigen die Flüsse Tschai und Aturo, sowie andere Bäche ihre Wasser zu einem achtunggebietenden Nebenflusse des Ituri.

Etwas zu unserer Linken, nach Süden blickend, befand sich ein tiefes Becken, welches in eine größere Anzahl kleiner bebauter Felder getheilt war, die zum District von Utinda gehörten. Jede Schlucht und Vertiefung schien mit langgedehnten, zerstreut liegenden Bananenpflanzungen gefüllt zu sein. Bohnen und Mais waren im Wachsthum zurück und erhoben sich nicht mehr als 12—13 cm über den Boden, während die Pflanzen in Bundegunda volle $1^1/_4$ m hoch und in Blüte standen.

Die Aegypter trafen vier Stunden nach der Vorhut im Lager ein, und der den Befehl über die Nachhut führende Offizier beklagte sich bitter über die Schmähungen der Offiziere, die ihn verhöhnt, ihm lange Nasen gemacht und Trotz geboten hätten, als er sie angetrieben hatte. Infolge dessen sah ich mich gezwungen, folgenden Befehl zu erlassen:

Da die Expedition wegen des Selim Bey gegebenen Versprechens, sowie wegen der Thatsache, daß die Aegypter, Sudanesen und ihre Begleiter an schwere Märsche und Strapazen noch nicht gewöhnt sind, und weil ich, ihr Führer, physisch zu schwach für eine Anstrengung irgendwelcher Art von mehr als zwei bis drei Stunden Dauer bin, nothwendigerweise langsam vordringen und die Märsche verkürzen muß, werden die Offiziere gefälligst die größte Geduld und Nachsicht ausüben, jedoch dürfen sie unter keinen Umständen die besondern Pflichten der Nachhut vergessen. Sie werden nicht gestatten, daß die Leute unter irgendwelchem Vorwande sich neben dem Wege zerstreuen, die Dörfer plündern, die Pflanzungen willkürlich berauben oder marodiren; bei jeder Frechheit, mag dieselbe von einem ägyptischen Offizier, Soldaten oder Begleiter ausgehen, wird der befehligende Offizier seine Wache rufen, den Uebelthäter fesseln und zur Bestrafung mir vor-

führen. Wird gewaltsamer Widerstand geleistet, so muß derselbe sofort mit der erforderlichen Kraft vollständig unterdrückt werden.

Von dem Becken von Utinda stiegen wir aufwärts an einigen Bergkegeln vorbei, welche die das Becken im Süden und Südosten einschließende Kette überragten, und gelangten dann, nachdem wir zwei weitere, von gut bewässerten Thälern getrennte Bergrücken überschritten hatten, auf das grasbewachsene hohe Plateau von Uhobo, 1500 m über dem Meeresspiegel. Etwas später kam Kaibuga zu uns ins Lager, ein Häuptling der Wahuma, welche sich unter den Balegga niedergelassen haben, deren Gebiet über der Ebene von Kavalli und dem Südende des Njansa gelegen ist und sich bis zur Mündung des Semliki ausdehnt. Er rieth dringend zu thätlichen Feindseligkeiten, da Uhobo dem Kabba-Rega gehörte, doch lächelten wir natürlich über dieses Ansinnen, da wir noch nicht eine einzige Spur von einem Feinde gesehen hatten, obwol uns allerdings aufgefallen war, daß die Eingeborenen von Uhobo bei unserm Herannahen aus Sicht verschwunden waren. In demselben Augenblicke meldete ein Posten das Heranrücken einer Colonne von Kabba-Rega's Leuten, die mit Gewehren bewaffnet seien, worauf ich zwei Compagnien unter dem Befehle von Lieutenant Stairs und Kapitän Nelson antreten ließ, welch letzterer durch die gute Kost in Kavalli und bei Masamboni so weit wiederhergestellt war, daß er jeden Dienst übernehmen konnte.

Nachdem dieselben etwa 3 km weit marschirt waren, trafen sie eine kleine Abtheilung von Leuten des Paschas, welche die Leiche Okili's trugen, eines treuen Dieners Casati's, zu dem dieser eine große Zuneigung gehabt hatte. Okili war durch eine Gewehrkugel durch den Kopf geschossen worden. Während die Sudanesen in einem Flusse südlich von Uhobo sich gebadet hatten, hatten sie die Colonne der Warasura bemerkt, welche in ziemlich geordneten Reihen mit zwei Fahnen heranmarschirten und sie in wenigen Minuten überfallen haben würden; die ganze Gesellschaft kleidete sich jedoch rasch an, ergriff die Gewehre und eröffnete das Feuer auf die Feinde. Hierbei wurden drei Mann der Warasura getödtet, wogegen Okili durch eine feindliche Kugel fiel. Beim Herannahen der Sansibariten ergriffen die Warasura die Flucht; sie wurden noch 5 km weit verfolgt, ohne aber fernere Verluste zu erleiden.

Während der Nacht trat ein sieben Stunden andauernder heftiger Regenguß ein, und am nächsten Morgen waren wir auf dem Marsche nach Mboga in Wolken und Nebel eingehüllt. Im Verlaufe des Tages

trat der Ruwenzori aber mit seinen ungeheuern Felsmassen hoch über den aus dem niedrigen Semlikithal aufsteigenden Dünsten in Sicht, bis später die höchsten Spitzen die vliesartigen Wolken um sich sammelten und die weißen Gipfel dem Blicke sich wieder verhüllten. Zu unserer Ueberraschung bemerkten wir, daß, als wir mit jedem Tage der Gebirgskette näher kamen, viel weniger Schnee zu sehen war als in Kavalli, doch erklärte sich dies bei weiterer Ueberlegung dadurch, daß die Schneelinie durch einen vorliegenden Bergrücken verborgen wurde, welche den Blick um so mehr behinderte, je mehr wir uns dem großen Berge näherten. Wir sahen auch, daß die hohe Gebirgskette die Form eines Halbmonds annahm, von welchem der Adjif-Berg das nördliche und der Zwillingspic das westliche Ende bildete, sowie daß jenseit des Adjif, dessen Höhe über dem Meeresspiegel ich auf etwa 1830 m schätze, ein wahrnehmbares stetiges Steigen der Gebirgsmasse bis zur Schneelinie und dann meist innerhalb der Firnregion ein plötzlicher imposanter Aufschwung von 600—1500 m stattfand.

Läge Mboga irgendwo anders als in Mittelafrika unter dem Aequator, so müßte man von ihm aus einen herrlichen Blick auf diese eigenartige Gebirgskette haben. In jedem andern Klima müßte die ganze Masse von dem Ende beim Zwillingspic bis ungefähr 50 km NNO. vom Adjif-Berg in Sicht sein; hier steigt der Nebel jedoch beständig in Reihen oder Schichten aus dem unten liegenden Thale auf, schwebt in wallenden Massen empor und verhüllt alle paar Minuten die Gebirgsumrisse. Zwischen diesem Punkte und dem Ruwenzori liegt das tief eingesenkte 20—40 km breite Thal des Semliki. Anfänglich glaubt man gegenüber von Mboga bis zum Rande des Njansa einen See zu sehen. Die Offiziere meinten in der That den Albert-See zu erblicken, und die sudanesischen Frauen freuten sich unmäßig über den Anblick und gaben ihrem Gefühl durch schrille Lu-lu-lus Ausdruck, der Feldstecher ließ indeß eine Ebene mit dürrem hellbraunen Grase und spärlichem Gebüsch erkennen. Als wir zu unserer Rechten bis zur Tiefe von etwa 760 m hinabschauten, sahen wir eine dichte Masse von Akaziengebüsch, welche sich fast bis zur Schwärze des in der Nähe des Tschai von uns verlassenen Waldes verdunkelte und die ganze Breite des Thals einnahm.

Herr Jephson war infolge eines Fiebers, das zwischen 39° und 40,6° C. schwankte, schon seit dem 23. April Invalide und befand sich um diese Zeit in großer Besorgniß um seinen Zustand. Wie ich, war auch er sehr abgefallen, und wir sahen beide sehr krank aus. Am 13.

hatten wir Rast gemacht, um den Kranken und kleinen Kindern etwas Ruhe zu gönnen.

Beständig dem Abfall der Ausläufer folgend, stiegen wir am 14. Mai nach Kirjama ab, einem Dorfe an dem untern Ende eines tiefen, schmalen Thals, welches in alten Zeiten, als der Albert-See noch die grasbewachsene Ebene überflutete, eine ziemlich malerische Einbuchtung gebildet haben muß. Der Boden des Thals, welches von einem dem Semliki zuströmenden Flusse entwässert wurde, war außerordentlich fruchtbar. Hin und wieder in kurzen Zwischenräumen genossen wir einen Blick auf den Ruwenzori, und wäre der Nebel nicht so unangenehm gewesen, so würden wir ein sehr willkommenes Bild von der etwa 4725 m über uns aufsteigenden großartigen und imposanten Höhe gehabt haben.

In dem Lager der ungeheuern Karavane fanden wir einen kleinen Knaben von ungefähr elf Jahren, Namens Tukabi, der sich bei uns versteckt gehalten hatte. Während unsers Aufenthalts bei Masamboni war sein Vater, ein Unterthan Kavalli's, zu uns gekommen und hatte uns um unsern Beistand gebeten, um den Knaben, der sich einem Sansibariten angeschlossen hatte, wiederzuerlangen. Wir hatten ihn ausgeliefert und den Vater beauftragt, den jungen Ausreißer sorgfältig zu behüten. Als er hier bei meinem Zelt vorbeikam, hatte er sich das Gesicht mit einem Stück Zeug verhüllt, um sich unkenntlich zu machen, doch erkannte ich ihn sofort wieder. Ich fragte ihn, weshalb er seinem Vater davongelaufen sei, um sich Fremden anzuschließen, die möglicherweise unfreundlich gegen ihn sein könnten, worauf er mir zur Antwort gab: „Weil ich meinen Freund dem Vater vorziehe.“ „Schlägt er dich?“ „Nein, aber ich möchte den Ort sehen, wo diese Gewehre herkommen und man die Donnermedicin (Schießpulver) macht.“ Es war das erste mal in meiner Erfahrung, daß ein afrikanischer Knabe in so jungem Alter aus freien Stücken seine Aeltern verlassen hat. Tukabi war ein merkwürdig kluger kleiner Bursche mit sehr intelligenten Augen und gehörte der Wahuma-Rasse an.

Ich hatte Kapitän Nelson mit 80 Büchsenschützen vorausgesandt, um sich nach dem Semliki zu begeben und nachzusehen, ob dort irgendeine Gelegenheit zum Ueberschreiten des Flusses sei. Nach einer ausgezeichneten Marschleistung kehrte er zurück und meldete mir, daß der Semliki an der Fähre etwa 75—80 m breit, sehr tief sei, rasch fließe und steile Ufer von 3—6 m Höhe habe, die von dem Fluß unterspült seien und große Neigung zum Abbröckeln hätten; die Kanoes seien sämmtlich

von Ravidongo, Kabba-Rega's General, fortgeführt, der eine große Truppenmacht gesammelt haben sollte, um sich unserm Uebergang über den Fluß zu widersetzen. Alle Eingeborenen aus Uhobo, Mboga und Kirjama hätten sich am jenseitigen Ufer des Semliki gesammelt und es sei offenbar, da die andere Seite des Flusses scharf bewacht werde, ein kräftiger Widerstand beabsichtigt; während er mit seinen Leuten den Fluß untersucht habe, hätte der Feind vom andern Ufer eine Salve abgegeben, die jedoch glücklicherweise unschädlich gewesen sei.

Nach zweitägiger Rast in Kirjama marschirten wir unter der Führung von Kaibuga südwärts quer über die Ebene nach einer andern Fähre. Was einige von uns für einen See gehalten hatten, war sehr fester Alluvialboden mit Seeablagerungen, welcher mit einem dünnen Rasen eines 45 cm hohen Grases ohne allen Nährwerth bestanden war; bei größerer Annäherung an den Fluß fanden wir aber den Grund merklich besser. Nachdem wir drei Stunden von Kirjama weiter marschirt waren, bemerkten wir eine Akazie, und später fünf und dann ein Dutzend, die aber sämmtlich verkrüppelt waren und weit auseinander standen. In der vierten Stunde waren die Bäume an dem linken Ufer des Semliki zu einem dünnen Forst geworden, während sich zur Rechten dichter undurchdringlicher, schattenspendender tropischer Wald befand. Plötzlich waren wir am Ufer des Semliki angelangt, der an dieser Stelle eine Breite von etwa 55 m und eine Strömung von 4—5 Knoten hatte. Etwas unterhalb von uns verbreiterte er sich bis auf 90 m und war anscheinend ein schöner tiefer, vielversprechender Fluß. Auf- und abwärts, sowie an der andern Seite waren Zeichen vorhanden, daß in neuerer Zeit breite Streifen Land hinabgestürzt waren. Die Ufer bestanden aus angeschwemmtem Erdreich und Kieselgeröll, welches der am Fuße entlang rauschenden starken Strömung keinen Widerstand zu bieten vermochte; überall waren unten große Massen fortgewaschen. Beständig fielen ganze Klumpen herunter und lösten sich auf, als wenn sie aus Schnee beständen, worauf plötzlich ein Bruchstück von mehrern Tonnen Gewicht von dem überhängenden Ufer ins Wasser stürzte. Der Semliki war hier ein krummer, gewundener, sich hin- und herschlängelnder Fluß, der auf jeder Meile seines Laufes ein weit gebogenes lateinisches S bildete. Das Wasser war von weißlichbrauner Farbe und mit abgelagertem Erdreich gemischt; in einem Glas voll Wasser pflegte sich ein Bodensatz von 0,6 cm feiner Erde zu sammeln.

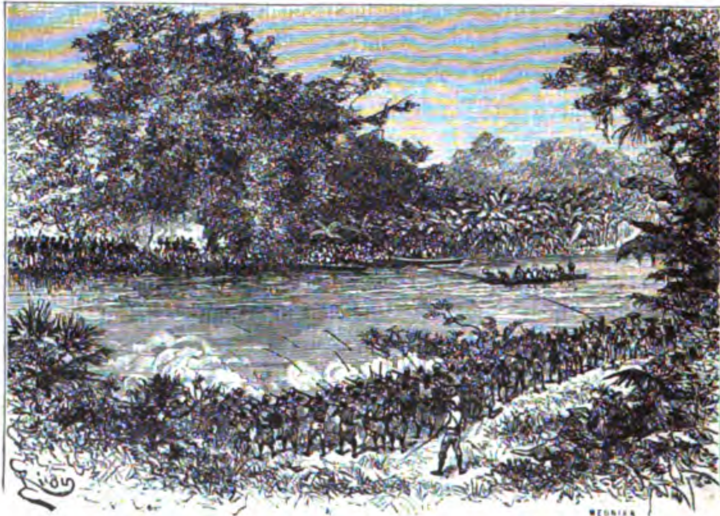
Mit Hülfe eines guten Aneroidbarometers stellten wir die Höhe

des etwa 6 m über dem Flusse liegenden Ufers auf 728 m über dem Meeresniveau fest. Der Albert-See lag nach demselben Instrumente 716 m hoch, sodaß der Unterschied etwa 12 m betrug. Nach meiner Schätzung befanden wir uns ungefähr 48 km vom See entfernt.

Als wir am Flusse eintrafen, bemerkten wir ein Kanoe, welches rasch den Fluß hinabtrieb. Wahrscheinlich waren einige Eingeborene, die unsere Stimmen gehört hatten, gewarnt worden und hatten bei der Eile ihrer Flucht das Fahrzeug entweder absichtlich losgemacht oder in der Furcht, durch das Festbinden desselben aufgehalten zu werden, es treiben lassen. Das Dorf der Awamba, von wo das Fahrzeug fortgetrieben war, befand sich in Sicht, und ich sandte sofort fluß- auf- und abwärts Leute aus, um nach einem Kanoe zu suchen, worauf Uledi — es war stets Uledi — mir bald darauf die Meldung schickte, daß er eins gefunden habe. Die Karavane wandte sich daher nach dieser Richtung und lagerte sich dann in einer großen, aber verlassenen Bananenpflanzung. Das Kanoe lag am jenseitigen Ufer in einem kleinen Bache gegenüber von unserm Lagerplatze; wir mußten uns desselben auf irgendeine Weise bemächtigen, da es von unschätzbarem Werthe für uns war. Ich befahl deshalb den Leuten mit den Haumessern, das Gebüsch gegen 20 m weit zu entfernen, aber zwischen den Scharfschützen und dem Flusse einen schmalen Gürtel zum Schutze stehen zu lassen; dann säuberten drei oder vier Salven die Gegend um das Kanoe, während inzwischen der kühne Uledi und der Jäger Saat Tato über den Fluß schwammen. Als dieselben bei dem Fahrzeug ankamen, hörten wir mit dem Schießen auf; einige Secunden später hatten sie das Kanoe losgeschnitten und ruderten es mit aller Macht nach unserer Seite über den Fluß zurück. Kaum hatten sie die Mitte des Stromes erreicht, als die feindlichen Bogenschützen sich erhoben und den Jäger trafen, während zugleich auch mit Gewehren über den Fluß geschossen wurde. Nichtsdestoweniger bekamen wir das Kanoe. Saat Tato wurde blutüberströmt der Pflege des Dr. Parke übergeben; glücklicherweise hatte die breite Spitze des Pfeils aber nur den Schulterknochen getroffen, sodaß keine edlen Theile verletzt waren. Beide wackern Burschen wurden auf der Stelle mit Stoffen im Werthe von 80 Mark belohnt.

Um 5 Uhr nachmittags leistete Herr Bonny uns vorzügliche Dienste. Er hatte die Mission übernommen, fünf Sudanesen als Vorhut der Expedition über den Semliki zu führen, und gegen Sonnenuntergang befanden sich 50 Gewehrträger an dem jenseitigen Ufer.

Am 18. Mai fuhren wir mit dem Uebersetzen der Leute bei Tagesanbruch fort, und gegen Mittag entdeckten wir noch zwei weitere Kanoes. Stairs und Jephson waren beide sehr schwer am Fieber erkrankt, ich war an Kraft und Aussehen wie ein vorzeitig gealterter Mann von 90 Jahren und gerade nur im Stande etwa 100 m weit zu gehen. Kapitän Nelson und Dr. Parke mußten daher den Transport der Expedition über den Semliki beaufsichtigen. Während wir eifrig mit der Fährarbeit beschäftigt waren, schlich sich um 2 Uhr nachmittags eine Truppe von 50 Warasura bis auf ungefähr 250 m an die Fahrzeuge heran und gab auf die in der Mitte des Flusses befindlichen Kanoes



Angriff der Wanjoro bei der Semliki-Fähre.

eine Salve ab; die eisernen Schrotkörner und Bleikugeln pfiffen den Passagieren um die Köpfe und auf der Oberfläche des Wassers hin, doch wurde glücklicherweise niemand verletzt. Wenn wir auch ihre kühne Unverschämtheit bewunderten, hätte doch eine zweite Salve von größerer Wirkung sein können; indessen sprang Kapitän Nelson vom Flußufer herbei und begann die Eingeborenen mit etwa 100 Bewaffneten, die sich um ihn gesammelt hatten, zu verfolgen. Wir hörten viel Schießen, allein die Verfolgung und der Rückzug waren so eifrig, daß nicht eine einzige Kugel ihr Ziel erreichte. Die Warasura hatten aber doch nun gemerkt, daß wir, welche Absichten wir auch haben mochten, in sehr starker Zahl waren, wir dagegen hatten

begriffen, daß sie doch fähig seien, einiges Unheil anzurichten. Bei ihrer eiligen Flucht verloren sie mehrere Patronen, die so vorzüglich hergestellt waren, wie dies nur in Woolwich möglich ist; hier hatten wir wieder einen Beweis davon, welches Nest von Verräthern sich in der Aequatorialprovinz befand, da die Warasura die Patronen selbstverständlich von den Dutzenden von Deserteuren erhalten hatten.

Gegen Abend des 18. Mai waren 669 Leute übergesetzt und um 3 Uhr nachmittags am folgenden Tage befanden sich 1168 Männer, Frauen und Kinder, 610 Lasten Gepäck, 3 Kanoeladungen Schafe und Ziegen und 235 Stück Rindvieh am andern Ufer. Der einzige Verlust, den wir erlitten hatten, war ein Kalb, das ertrunken war. Man kann sich denken, wie erfreut ich über die brillanten Dienste, die Thätigkeit und Aufmerksamkeit des Kapitäns Nelson und Dr. Parke's war.

Einige Stunden später wurde einer der Leute des Paschas mit einer tödlichen Pfeilwunde zum Doctor gebracht. Der Vorfall erinnerte mich an die sorgenvollen Zeiten, welche ich während der ersten achtzehn Monate mit den ebenso gedankenlosen Sansibariten verlebt hatte.

Am 20. Mai bewegte sich die Expedition durch den dichten Wald auf einem äußerst sumpfigen Pfade nach einem anderthalb Stunden vom Flusse entfernten kleinen Dorfe, wo wir eintrafen, als die unerträglichen Quälgeister von Mücken gerade ihre höchste Thätigkeit entfalteten. Die Thiere drangen in Myriaden in unsere Augen, Nasenlöcher und Ohren. Wir meinten daher, daß der unbewohnte Wald vorzuziehen sei, doch zogen sich die winzig kleinen Insekten um 9 Uhr zur Ruhe zurück und hörten auf uns zu quälen. Im Dorfe roch es nach verdorbenem Bananenwein und Abfällen von reifen Bananen, was vermuthlich die Mücken anlockte. Wir sahen hier zwei große Tröge von der Höhe kleiner Kanoes, in denen die Eingeborenen die reifen Früchte preßten und den Wein herstellten.

Zum ersten male fanden wir auch, daß die Awamba, in deren Gebiet wir uns hier befanden, die Kunst verstanden, die Bananen auf hölzernen Rosten zu trocknen und Mehl daraus herzustellen. Während unsers Lebens in der Waldregion hatten wir uns oft darüber gewundert, daß die Eingeborenen noch nicht entdeckt zu haben schienen, welches unschätzbare, gesunde und leicht verdauliche Nahrungsmittel sie in den Bananen besaßen. Alle Länder, in denen Bananen wachsen, wie Cuba, Brasilien und Westindien, scheinen mir in dieser Beziehung besonders lässig zu sein. Wären die guten Eigenschaften des Mehls aus dieser

Frucht allgemein bekannt, so würde man dasselbe ohne Zweifel in großen Mengen in Europa consumiren; für Säuglinge, Leute mit schwacher Verdauung oder die an zeitweiligen Störungen des Magens leiden, würde das Mehl, in gehöriger Weise zubereitet, ein Universalmittel bilden. Während der beiden Anfälle von Gastritis, welche ich durchgemacht habe, war eine leichte Brühe aus diesem Mehl mit Milch vermischt das Einzige, was ich verdauen konnte.

Am 22. Mai waren wir gezwungen, sechs Stunden durch Schlamm und stinkenden Morast zu marschiren, ehe wir einen Rastplatz zu finden vermochten. Der dichte Wald war in seiner Ueppigkeit ebenso rein tropischen Charakters wie auf irgendeiner Strecke, die wir früher passirt hatten, doch war er der überreichen Feuchtigkeit und größern Hitze wegen noch unangenehmer. Die außerordentliche Feuchtigkeit zeigte sich über uns in einem dünnen, undurchsichtigen, feuchten Dunst; in den Baumwipfeln hatte sie sich bereits zu einem Nebel gesammelt, darüber hing sie in einer Wolke, sodaß wir zwischen uns und den Sonnenstrahlen Wolken von mehrern Kilometer Dicke, das dichte, dunkle, verworrene Blattwerk des Waldes, dann sich verdichtende Nebelschichten und schließlich einen warmen Dunstschleier hatten. Wir suchten daher unsern Weg durch die flachen Tümpel und den leimartigen schwarzen Schlamm unter dem beständigen Herabtropfen des sich verdichtenden Dunstes und in einem zu Selbstmordgedanken herausfordernden bleifarbenen Lichte, während die körperlichen Strapazen an den herabrinnenden Schweißtropfen zu erkennen waren.

Als wir in ein Dorf kamen, das infolge eines kürzlich von den Warasura unternommenen Beutezuges ganz verfallen war, blickten wir nach dem Ruwenzori, doch war der alte Berg hinter blauschwarzen Wolken verschwunden, die uns an die drohenden Gewitter von früher erinnerten. Die Höhen von Mboga waren unbestimmt zu erkennen, obwol wir uns weiter von ihnen entfernt befanden, als von der ungeheuern Gebirgsmasse, hinter welcher der Donner grollte und von wo ein plötzlicher Regenguß zu drohen schien. Wir begannen zu empfinden, daß wir uns im Mittelpunkte eines großen Gärbottichs befanden, über dem die aus demselben aufsteigenden Ausdünstungen sich zu Wolken sammelten und wo diese in sich stetig verdichtenden Falten über uns schwebten, bis sie gegen den Kopf des Ruwenzori getrieben wurden, worauf sie langsam an den Abhängen hinaufglitten und sich an den Gipfeln festhielten, bis ein über die schneebedeckten Scheitel kommender Windzug sie fortjagte und den Blick aufklärte.

Am nächsten Tage passirten wir durch einen außerordentlich volkreichen District, marschirten aber nur $2^1/_4$ Stunden, um Bakikundi zu erreichen. An den Seiten des Pfades sahen wir uns wohlbekannte Zeichen, sowie mehrere Lager der Zwerge, die hier Watua heißen.

Die Entfernung vom Semliki bis zu diesen Dörfern, in denen wir jetzt unser Lager aufgeschlagen hatten, betrug 25 km; dazu hatten wir drei Tage für den Marsch und zwei Tage Rast gebraucht. So langsam dieses Vordringen aber auch war und obwol die Karavane durch die fließenden Ströme mit gutem Wasser sowie mit unbeschränkten Mengen von Fleisch und Getreide, Kartoffeln, Bananen und reifen Früchten versorgt wurde, haben wir hier doch das Reisen in Afrika von der schlechtesten Seite aus kennen gelernt. Mütter ließen ihre kleinen Kinder am Wege zurück, und ein ägyptischer Soldat Namens Hamdan hatte sich neben den Pfad hingelegt und, nicht gewillt die Lebensreise noch fortzusetzen, sich hartnäckig geweigert, noch weiter mitzugehen. Er hatte keine Lasten zu tragen und war nicht krank, gehörte aber — wie soll man es nennen? — zum Eselsgeschlecht unter den Menschen; er konnte nicht marschiren, wohl aber sterben, und die Nachhut war gezwungen ihn zurückzulassen. Infolge dessen entstand das Gerücht im Lager, daß der Befehlshaber der Nachhut ihn in der Stille umgebracht habe.

Der 24. Mai war Rasttag, den ich dazu benutzte, um zwei Compagnien auszusenden und die Pfade untersuchen zu lassen, damit ich im allgemeinen eine Idee davon bekäme, welcher von ihnen unsern Zwecken am besten passen würde. Die eine Compagnie schlug einen Weg ein, der nahezu Süd zu Ost führte, und stieß plötzlich auf etliche Baundwe, die wir als wirkliche Waldbewohner kannten. Das war an sich schon eine Entdeckung, da wir gemeint hatten, daß wir uns noch in Utuku befänden, wie das unter der Herrschaft Kabba-Rega's stehende östliche Ufer des Semliki genannt wird. Die Sprache der Baundwe war uns neu, doch verstanden sie etwas Kinjoro, und auf diese Weise erfuhren wir, daß sie den Ruwenzori Bugombowa nennen, daß die Watua-Zwerge und die Warasura ihre schlimmsten Feinde seien und erstere westsüdwestlich von ihnen im Walde zerstreut lebten.

Die andere Compagnie marschirte in der Richtung Süd zu West und erreichte einen schmalen Streifen offenen Landes, welcher die unmittelbare Basislinie des Ruwenzori vom Walde trennt. Sie sprachen ganz entzückt von dem Ueberfluß an Lebensmitteln, behaupteten aber, daß die Bewohner feindselig und kriegerisch seien. Die Waffen der-

selben waren ähnlich denjenigen anderer Waldstämme, dagegen zeichneten die Frauen sich durch eiserne Halsbänder aus, von denen kleine hohle Eisenstücke in Form von Fläschchen, sowie andere, welche in feinen spiralförmigen Ringen endigten, herabhingen.

Ein weiterer Marsch von $2^1/_4$ Stunden brachte uns zu einem Dorfe, welches aus 39 runden kegelförmigen Hütten bestand, die hübsche Eingänge, hier und dort mit roth und schwarz gemalten Dreiecken verziert, besaßen. In der Nähe des Dorfes kam die Oelpalme, Elaeïs guineensis, sehr häufig vor.

Am nächsten Tage kamen wir aus dem Walde heraus und lagerten uns in dem auf dem Streifen Grasland liegenden Dorfe Ugarama auf



Hütte vom Rande des Waldes.

0°45′ 49″ nördl. Br. und 30° 14′ 45″ östl. L. Der Pfad hatte uns längs des Scheitels eines schmalen bewaldeten Ausläufers, mit 60 m tiefen und unter riesigen Bäumen versteckten Schluchten auf beiden Seiten, hingeführt. Das Grasland zeigte nicht das kurze Weidegras, welches Kavalli so angenehm machte, sondern riesenhaftes Rispengras von $2—4^1/_2$ m Höhe.

Hier in diesem Lager stellte sich der Aegypter Hamdan wieder ein. Als er sich selbst überlassen geblieben war, hatte er vermuthlich entdeckt, wie schmerzhaft es sei, einsam im öden Walde zu sterben, und seine Thorheit dann bereut. Inzwischen hatten wir die Schwierigkeit vollständig empfunden, welche wir jeden Tag mit den unserer Obhut anvertrauten Leuten haben würden. Wie niedrig sie vorher auch in

meiner Achtung gestanden hatten, jetzt war letztere noch weit unter den Nullpunkt hinabgesunken. Worte halfen nichts, und Vernunftgründe vermochten in ihren dicken Kopf nicht einzudringen. Beim ersten Anbruch des Tages eilten sie gewöhnlich auf dem Pfad dahin, nach einstündigem raschen Marsche setzten sie sich aber nieder, um die Zeit zu vergeuden, ein Feuer anzuzünden, zu kochen, zu rauchen und zu schwatzen; wenn dann die Nachhut herankam und sie weiter trieb, zeigten sie unzufriedene saure Mienen und murrten vor sich hin über die Grausamkeit der Ungläubigen. Fast jeden Tag liefen Beschwerden von ihnen ein über Kapitän Nelson und Lieutenant Stairs, von denen der eine oder der andere stets zu streng und gebieterisch gewesen sein sollte. Es war eine beschwerliche Arbeit, ihnen begreiflich zu machen, daß jene nur den Befehlen gehorchten; daß ihre einzige Sorge nur sei, sie, die Aegypter, vor dem Tode durch die Eingeborenen und dem Verirren zu bewahren; daß es um so besser für jeden sei, je eher er das Lager erreichte; daß Märsche von 2—3 Stunden nicht einmal ein Kind erschöpfen würden; daß, wie wir die Pflicht hätten, ihr Leben zu behüten, es uns auch zukomme, für die Sansibariten zu sorgen, welche anstatt 2—3, 10 Stunden mit Kisten auf dem Kopfe unterwegs sein müßten; daß es meine Pflicht auch sei, darauf zu achten, daß die weißen Offiziere nicht durch den Aufenthalt im Regen, Schlamm und der durchkältenden Feuchtigkeit erschöpft würden mit Warten auf Leute, welche nicht einsehen können, daß es am besten sei, rasch 6—8 km nach dem Lager zurückzulegen, um sich dann 20—21 Stunden von den 24 Tagesstunden auszuruhen. Diese winselnden Leute, welche mit leeren Händen täglich keine $2^1/_2$—3 Stunden zu marschiren vermochten, waren die gelben Aegypter; diejenigen mit ein wenig Schwarz in der Hautfarbe klagten selten und die ganz Schwarzen und ganz Weißen nie.

Die Aegypter und ihre Begleiter hatten eine so große Zahl von Säuglingen und kleinen Kindern bei sich, daß, wenn der Lagerplatz irgendwie beschränkt war, wie auf schmalen Ausläufern, Schlaf kaum möglich war. Diese kleinen Geschöpfe müssen höchst reizbare Naturen besessen haben, denn ein solches hartnäckiges, unaufhörliches Schreien hat mich in meinem Leben noch nicht gequält. Die winzigen Schwarzen und Blaßgelben wetteiferten in der Kraft der Lunge bis lange nach Mitternacht miteinander und fingen dann um 3 oder 4 Uhr morgens nochmals wieder an und weckten jeden aus dem Schlafe, sodaß man von allen Seiten Grunzen der Unzufriedenheit über den schreienden Chor hörte.

Unsere Sansibariten waren der Ueberzeugung, daß die Leute aus Aequatoria vielleicht ausgezeichnete Züchter, aber sehr schlechte Soldaten seien. Die Aegypter waren so lange gewohnt gewesen, die Eingeborenen der Provinz durch ihre größere Zahl und ihre bessern Waffen in Furcht zu versetzen, daß sie jetzt, nun ihre Zahl erheblich verringert war und von derjenigen der Eingeborenen übertroffen wurde, zweifelhaft zu sein schienen, ob sie friedliche Länder erreichen würden; trotzdem waren sie aber so wenig disciplinirt und so tyrannisch, daß



Aegyptische Frauen und Kinder.

sie sehr rasch die friedlichsten Eingeborenen in erbitterte Feinde verwandelt hätten.

An diesem Tage hatte ich mit dem Pascha eine Unterredung, bei welcher ich, obwol er höflich war, sehr gut merkte, daß er doch noch unter dem Groll wegen der Auseinandersetzung vom 5. April litt. In Wahrheit war dieselbe aber nothwendig und unvermeidlich gewesen. Unsere Naturen standen sich diametral gegenüber; solange kein gebieterisches Handeln in Aussicht stand, wären wir beide fähig gewesen, uns an

unserer gegenseitigen Gesellschaft vollständig zu erfreuen. Er war gelehrt, fleißig und ein Gentleman, und ich konnte seine Verdienste bewundern und hochschätzen; allein die Verhältnisse unsers Lebens verhinderten, uns diesem Vergnügen allzu lange hinzugeben. Wir hatten nicht den Auftrag, die Zeit in Aequatoria mit wissenschaftlichen Unterhaltungen hinzubringen oder eine lange Unterredung am Albert-See abzuhalten. Die Zeit, die wir für den Beginn des Vormarsches angesetzt hatten, war gekommen, ohne die Episode auf dem freien Platze in Kavalli wäre dieser aber nicht erfolgt. Nun, da wir uns auf dem Marsche befanden, entdeckte ich zu meinem Bedauern, daß noch andere Ursachen zu Reibungen vorhanden waren. Der Pascha hatte den innigsten Wunsch, seine Vogelsammlungen zu vermehren, und war der Ansicht, daß nachdem wir so weit gekommen seien, um ihm zu helfen, wir „es etwas langsamer gehen lassen" könnten. „Wir lassen es ja schon aus verschiedenen Gründen langsam gehen: da sind die kleinen Kinder, die große Zahl der mit Säuglingen belasteten Frauen, die unfähigen Aegypter, die Hoffnung, daß Selim Bey uns einholen möge, der schwache Zustand von Jephson und mir selbst; auch Stairs ist keineswegs kräftig." „Nun denn, lassen Sie uns noch langsamer gehen." „Das haben wir gethan; $2\frac{1}{4}$ km täglich ist sicherlich langsam genug." „Dann noch langsamer." „Um des Himmels willen, Pascha, wollen Sie, daß wir ganz hier bleiben? Dann lassen Sie uns unser Testament machen und uns damit begnügen, zu sterben, ohne unser Werk vollendet zu haben." Wiederum rollte der Donner hinter den dunkeln Wolken auf dem Ruwenzori, und der Ausbruch eines neuen Unwetters stand unmittelbar bevor.

Ich wußte, daß er eifrig Vögel, Reptilien und Insekten sammelte, aber nicht, daß dies Manie bei ihm war. Er wollte jeden Vogel in Afrika tödten, häßliche Reptilien und jedes abscheuliche Insekt sammeln, und jeden Schädel mitnehmen, bis wir, wenn nur Träger erhältlich gewesen wären, zu einem wandernden Museum oder Friedhof geworden sein würden. Allein an seinen Leuten begannen bereits fressende Geschwüre sich zu entwickeln, die Syphilis hatte ihre Constitution geschwächt, und eine nadelstichgroße Verletzung durch einen Dorn im Gesicht wurde zu einer schrecklichen eiternden Wunde; sie hatten das Laster gezüchtet und ernteten jetzt die Folgen. Die Lagerstellen waren so schmutzig, daß sie bald zur Brutstätte der Pestilenz wurden und wir einen rührenden Anblick für Götter und Menschen geboten haben würden. Die Träger starben; sie wurden nicht gut

behandelt — und dann, nun dann würden wir bald überhaupt nicht mehr marschiren können. Er befand sich im Himmel, wenn sein Secretär Radjab Effendi ihm eine neue Species brachte; er sah vergnügt aus, wenn zwei Tage Rast gemacht, und traurig, wenn er erfuhr, daß marschirt werden sollte; und es war herrlich, daß wir eine Woche halten würden, sobald wir einen hübschen Platz in der Nähe des Ruwenzori erreichten!

Nun, alles das gab mir das Gefühl, als ob wir mit einer sehr undankbaren Aufgabe beschäftigt seien. Sein ganzes Leben lang wird er eine Abneigung gegen mich behalten, und seine Freunde werden auf fortwährende Klagen hören, aber nie bedenken, daß die Arbeit in dieser Welt nicht gänzlich in dem Aufstapeln von Schädeln, Vögeln und Insekten für die Museen besteht und daß der allgütige Schöpfer den afrikanischen Continent niemals nur zu einer Domäne für Botanik oder zu einem entomologischen Museum bestimmt hat.

Alles was ich von Menschen in Afrika sah, Riesen oder Zwerge, vertiefte meine Ueberzeugung, daß das Land andere Ansprüche an die Menschheit hat, nur noch mehr, und jede Eigenschaft des prächtigen Landes befestigte bei mir immer mehr den Eindruck, daß dort die Noth nach unmittelbarer Hülfe und sofortigem Beistand seitens der civilisirten Welt schrie; und daß vor allen Dingen auf diesem so lange gequälten Continent eher als auf einem andern Eisenstraßen gebaut werden und Feuer und Wasser wesentliche Factoren für den Transport bilden müssen.

Ach! Ach! Hier vor uns innerhalb Steinwurfweite von unserm Lager eine großartige Gebirgskette, deren Umrisse auf meiner Karte noch nicht verzeichnet stehen, dort der noch unentdeckte See, von dem wir durch unsern Wahuma-Häuptling Kaibuga so viel gehört haben, das noch unerforschte Semlikithal mit seinen Schätzen von Wald und vegetabilischen Producten, der noch nicht untersuchte Semliki, welcher den obern mit dem untern See verbinden soll, zu sehen; von wundervollen Salzseen, welche die ganze Welt mit Salz versorgen könnten, von großgestaltigen Wasongora und zahlreichen freundlichen Stämmen, den geheimnißvollen Wanjawingi, welche die Abkömmlinge von Weißen sein sollen, zu hören, in der Nachbarschaft von schneebedeckten kolossalen Bergen, welche ich für das verlorene Mondgebirge halte, in einem Lande, welches sich rühmen konnte, die fabelhaften Mondquellen (Fountains de la lune) zu besitzen, einem wirklichen Lande der Wunder und Geheimnisse, das von alters her die Heimat der Zwerge und Riesen

ist, zu sein und nicht den frohen Wunsch hegen, die Wahrheit aller dieser Sagen zu untersuchen! Er, der Schöpfer, der diese ewigen Berge gebildet, ihre Abhänge mit Moos und Flechten und zarten Kräutern bekleidet, sie in Myriaden von Wasserläufen für das Herabströmen des geschmolzenen Schnees in die fruchtbaren Thäler getheilt, mit jenem mächtigen, unendlichen Wald bedeckt und seinem Laubwerk den nie schwindenden Glanz gegeben, hat sicherlich beabsichtigt, daß dies Land für Höheres als eine Brutstätte für Vögel und einem Lagerplatz für Reptilien aufbewahrt werde, bis sich die Zeit erfüllt hat.

Der Ueberfluß an Lebensmitteln in dieser Gegend ist eins der bemerkenswerthesten Merkmale derselben. Zehn Bataillone hätten keines Vermittlers beburft, um ihren Proviant zu erhalten. Wir brauchten nur zu pflücken und zu essen. Unsere Kundschafter meldeten, daß zu beiden Seiten Pflanzungen lägen, die überreich an den schwersten Fruchtbüscheln seien. Die Getreidehäuser der Eingeborenen waren voll rother Hirse, die Hütten mit Mais gefüllt, und in den benachbarten Gärten wuchsen Yams, süße Kartoffeln, Colocasien und Taback.

Von dem Ausläufer von Ugarama, wo wir am 27. Mai gelagert hatten, sahen wir, daß die Abhänge bis zur Höhe von etwa 2500 m mit vielen Dutzend cultivirter Strecken besäet, daß die gewundenen Schluchten grün waren von ausgedehnten Bananenhainen und sowol das Hoch- wie das Tiefland reich an Bevölkerung, an Lebensmitteln und sonstigen Producten war. Mit Hülfe des Feldstechers konnten wir bemerken, daß die obern Abhänge und Rücken in der Höhe von etwa 2750 bis 3650 m mit dichtem Walde bedeckt und daß dieser, wo kein cultivirtes Land war, bis zum Fuße hinabreichte. Wir sahen, daß die wilde Banane bis hoch hinauf gedieh, die von Bäumen entblößten Abhänge zierte und über das höchste Gras emporragte. Die Spitzen des Ruwenzori schienen von bleifarbenen Wolken verhüllt zu sein und die untern Gebirgsketten spielten hinter den treibenden, wechselnden weißen Dunstmassen Versteckens. Nach dem Aneroidbarometer ist Ugarama 912 m, nach dem Siedepunkt 896 m über dem Meeresspiegel. Die Höhe der Kette, an deren Leeseite der Ausläufer unmittelbar bis nach dem Dorfe Ugarama geht, stellten wir durch Triangulation auf 2788 m über dem Meeresniveau fest.

In der Nähe des Dorfes fanden wir im Walde zwei Frauen von heller Hautfarbe und sehr angenehmem Aeußern, welche das Kinjoro sprechen konnten. Von ihnen erfuhren wir, daß wir uns in Ugarama im Lande der Awamba befanden; das offene Land führe

bis zum Mississi-Flusse und dem See den Namen Utuku; der nächste District, den wir nach Süden erreichen würden, sei Bukoko, wo der wichtigste Häuptling Sibaliki vom Awamba-Stamme sei; jenseit Bukoko liege Butama; von Ugarama bis zum nördlichsten Ende von Bukondju oder Ukondju sei es einen Tagemarsch; zwei Tage würden uns von dort nach Toro bringen, vorher müßten wir aber das Gebirge überschreiten; der König von Nord-Ukondju hieße Ruhandika; die Wakondju hätten früher große Rinderheerden besessen, die aber von den Warasura fortgetrieben worden seien. Ferner erfuhren wir, daß wenn wir dem Fuße der großen Berge folgten, drei Tagemärsche genügen würden, um uns in ein Land mit kurzem Gras zu bringen, wo viele Ziegen und Schafe wären und einige Rinderheerden gewesen seien, doch hätten die Warasura so viele Beutezüge gemacht, daß die Bewohner das Vieh nicht halten könnten. Die Feinde der Awamba, die den Wald gefällt und den Boden beackert hätten, seien die bösartigen Watua-Zwerge, die jenen das Leben durch die Beraubung ihrer Pflanzungen und die Vernichtung an der Arbeit befindlicher oder nach den benachbarten Districten zum Markt gehender kleiner Abtheilungen schwer machten, während die Warasura, die in den Diensten Kabba-Rega's ständen, alles nah und fern verheerten.

Auf die Frage, ob sie sich je sonnenheller Tage erfreuten und das Schneegebirge einmal 3—4 Tage oder eine Woche oder einen Monat klar und deutlich zu sehen sei, erwiderten sie, sie hätten noch nie soviel Regen erlebt wie diesmal, und glaubten, wir hätten dies absichtlich veranlaßt, um desto leichter die Leute an den Spuren auf den Pfaden zu entdecken. Sie sagten auch, sie hätten uns anfänglich für Warasura gehalten, doch hätte die große Rinderheerde, die wir mitführten, sie doch vom Irrthum überzeugt, daß wir sie den Awamba nicht genommen hätten, weil diese kein Vieh besäßen. Als wir ihnen mittheilten, daß wir die Rinder Leuten abgenommen hätten, welche Kabba-Rega als ihren Häuptling anerkannten, sagten sie: „O, wenn unsere Leute das nur wüßten, würden sie euch alles bringen.“ „Gut denn“, entgegnete ich, „ihr sollt gehen und ihnen sagen, daß wir gegen jeden Freunde sind, der uns nicht den Weg verschließt. Wir gehen nach einem fernen Lande, und da wir nicht fliegen können, müssen wir diesen Pfad benutzen, aber wir thun niemand etwas zu Leide, der nicht den Speer gegen uns erhebt oder den Bogen spannt.“

Am 28. Mai marschirten wir 8 km weit über eine Reihe von Ausläufern und tiefen Schluchten, wobei wir beständig etwa 60 m

in die nur wenige Meter breiten Vertiefungen hinab- und auf der andern Seite ebenso hoch wieder emporsteigen mußten. Die Schluchten waren so steil, daß wir entweder gleiten oder mit Hülfe der Bäume und herabhängender Schlinggewächse klettern mußten, und immer im unaufhörlichen durchdringenden Regen. Die verwesenden Bananenstiele und Fruchtabfälle verbreiteten einen ekelerregenden Geruch.

Ein Marsch von $6^1/_2$ km am nächsten Tage brachte uns nach Butama, nachdem wir anstatt der Sümpfe, Moräste, Felsen, des Absteigens und Emporkletterns vom vorherigen Tage gerade die entgegengesetzte Erfahrung gemacht hatten, da der Pfad so gut wie er in Afrika nur sein konnte und breit genug für die Gangart der Europäer war. Der sandige Lehmboden hatte rasch den Regen aufgesogen, das üppige Riedgras hatte mit Ausnahme weniger Stellen genügend freie Zwischenräume und die Elefantenheerden hatten den Boden festgestampft.

In Butama war ein alter weißhaariger Mann, der zu schwach zur Flucht gewesen war, zurückgeblieben, um sein Schicksal zu erwarten. Auf Befragen erwiderte er, der Name des Schneeberges, der jetzt unmittelbar über uns zu fürchterlicher Höhe aufstieg, sei „Avirika, Aviruka, Avrika, Avruka, Avirika und Avuruka"! Der Name klang in solcher Weise verschieden bei unsern eifrigen dringenden Fragen, zu denen uns die Anklänge an Afrika veranlaßt hatten. Gegen die Watua-Zwerge sprach er sich sehr scharf aus. Er bezeichnete sie als äußerst verrätherisch; sie pflegten mit den Häuptlingen reicher Districte durch betrügerische List und falsche Betheuerungen Freundschaft zu schließen und dann ungeachtet der Blutsbrüderschaft und geschworenen Treue sich auf sie zu stürzen und sie zu vernichten.

Am 30. Mai erreichten wir Bukoko nach einem vierstündigen bequemen Marsche über eine leicht ansteigende Terrasse, die sich aus den von Abhängen des Schneeberges herabgerollten Trümmern gebildet hatte und durch die wiederholten Regengüsse zu einer sanft abfallenden Ebene abgetragen worden war, welche üppig mit Riedgras bewachsen war und an den bebauten Stellen eine wunderbare Fruchtbarkeit zeigte. Hier und dort ragte halb eingebettet in den Lehm- und Geröllboden ein ungeheueres Felsstück hervor, welches durch einen Erdrutsch oder wolkenbruchartigen Regen von seiner ursprünglichen Stätte losgelöst und hinabgerollt war.

Bukoko war eine große mächtige Niederlassung und bestand aus einer Gruppe wichtiger Dörfer, doch fiel uns beim Betreten derselben auf, daß der Ort schon vor mehrern Tagen, wahrscheinlich schon vor

einem Monat verlassen worden war. Seine Haine schienen endlos zu sein, befanden sich in gutem Zustande und waren voll von Früchten; hier fanden wir auch Tomaten in üppiger Fülle vor.

Die Kundschafter machten sich, nachdem die Waaren aufgestapelt und das Lager in Ordnung gebracht war, in üblicher Weise auf, um die Umgegend zu untersuchen, und trafen nach kurzer Zeit einige in baumwollene Gewänder gekleidete Leute, welche mit Gewehren bewaffnet waren und Feuer auf sie gegeben hatten. Wir vernahmen den lauten Knall der Percussionswaffen und das schärfere Krachen der gezogenen Gewehre, worauf alles wieder still wurde. Gleich darauf kehrten die Kundschafter zurück und meldeten, daß sie nur ein Enfieldgewehr mitgebracht hätten, welches von dem geschlagenen Trupp fortgeworfen worden sei; sie hätten wahrscheinlich zwei der Feinde schwer verwundet, einer sollte bereits todt sein. Auch brachten sie eine Frau und einen Knaben mit, die offenbar Eingeborene dieses Landes waren, uns aber nichts Verständliches mitzutheilen vermochten.

Ich sandte sofort eine Compagnie von 70 Schützen aus, um eine weitere Recognoscirung vorzunehmen, und zehn Minuten später hatte sich ein regelrechter Kampf entsponnen, in welchem man das tiefe Donnern der Musketen und die scharfen Salven der Remington- und Winchestergewehre vernahm. Bald darauf wurden zwei von unsern Leuten verwundet ins Lager getragen und meldeten, die Feinde seien Warasura. Unsere Leute schienen die Fremden hart zu bedrängen, das Schießen zog sich mehr in die Ferne, doch bekamen wir nach einer Stunde noch zwei weitere Verwundete, während ein junger Sansibarite und ein junger Manjema getödtet waren. Ich wollte gerade eine große Abtheilung zur Verstärkung absenden, als Uledi und die übrigen Schützen ins Lager zurückkehrten in Begleitung der Führer des Feindes, die sich als Manjema-Beutejäger und Begleiter Kilonga-Longa's erwiesen!

Sie erzählten, daß sie als ein Trupp von 50 mit Gewehren Bewaffneter mit etwa 100 Speerträgern über den Ituri gegangen und, ostwärts vordringend, vor ungefähr 20 Tagen am Rande des Waldes angekommen seien, wo sie den Semliki überschritten und mit der gewöhnlichen Taktik ihre Beutezüge unternommen hätten, als sie auf einige Leute mit Gewehren gestoßen seien und in der Meinung, Warasura vor sich zu haben, das Feuer eröffnet hätten. Die Fremden hätten dasselbe erwidert und einen von ihren Leuten getödtet, einen andern tödlich und vier schwer verwundet. Der Rest sei nach ihrer Nieder-

lassung zurückgeflohen und habe geschrieen: „Es ist aus mit uns!“ Darauf hätten sie längs des Weges einige Leute in den Hinterhalt gelegt, während die übrigen die Vertheidigungswerke der Niederlassung ausgebessert hätten. Als die Vorhut der Fremden auf dem Pfade herangekommen sei, hätten sie Feuer gegeben und zwei Mann getödtet und vier leicht verwundet; als sie von jenen aber mit einem Kugelregen überschüttet worden seien, hätten sie gerufen: „Wer seid ihr?“ und zur Antwort bekommen, es seien Stanley's Leute, worauf sofort das Feuern eingestellt worden sei; die für uns stets unglückliche Bekanntschaft war also wieder erneuert. Obwol wir gern einen legitimen Grund gehabt hätten, um eine Bande gewissenloser Freibeuter zu vernichten, konnten wir doch nicht umhin, ihre Entschuldigungen für



Die höchste Spitze des Ruwenzori, vom Awamba-Walde aus gesehen.

den offenbar unglücklichen Zufall anzunehmen und Geschenke mit ihnen auszutauschen.

Wie sie erzählten, hatten sie einige Trupps Warasura getroffen, im übrigen aber nur wenig Glück gehabt, da ihre Anstrengungen bisher nur mit einem kleinen Elefantenzahn belohnt worden waren. Nach ihrer Behauptung lag Ipoto 20 Tagemärsche durch den Wald von Bukoko entfernt.

Der Ruwenzori war den Awamba dieses Districts unter dem Namen Birika bekannt.

Seitdem wir in der Nähe von Ugarama aus dem Awamba-Walde herausgekommen waren, hatten wir den Weg einem schmalen Landstreifen entlang fortgesetzt, der mit üppigem rohrartigen Gras von über 4 m Höhe bedeckt war. Von den höhern Punkten gesehen schien

der Streifen 5—13 km breit zu sein und den tiefen, dunkeln Wald von der unmittelbaren Nachbarschaft des Berges zu trennen. Obwol das Gras die Höhe und Dicke des Bambus hatte, war der Pfad doch unendlich viel besser, zumal da wir nur eine oder zwei Schluchten und Wasserläufe während des Marsches zu überschreiten hatten. Ein Wahrzeichen dieser Gegend war die fallschirmförmige Akazie, welche man in der Nähe des Njansa als einzigen Baum zu sehen bekam. In der Nähe der Waldlinie verschwindet derselbe und eine außerordentlich üppige, rein tropische Vegetation bedeckt das übrige Thal.

Die Flüsse, welche wir in der letzten Zeit überschritten hatten, waren kalte Bergströme mit ziemlich breiten Betten, welche Kiesel, Sand, große Steine und Trümmer der oberhalb befindlichen Felsen, Gneis, Porphyr, Hornblende, Sandstein, Talk, Rotheisenerz und Granit, sowie mehrere Blöcke Bimsstein erkennen ließen. Drei der wichtigsten Flüsse hießen Rami, Rubutu und Singiri und hatten eine Temperatur von 16°, 13° und 14° R.

Nach zweitägigem Halt in Bukoko marschirten wir 13 km weit nach dem Dorfe Bansombe, das auf einem schmalen, oben abgeflachten Ausläufer zwischen zwei tiefen Schluchten am Rande des Waldes liegt, der sich hier bis an den Fuß des Schneeberges vorgeschoben hat. Wie gewöhnlich war der Ruwenzori nicht sichtbar und ich fürchtete, daß wir nur wenig Aussicht haben würden, ihn zu photographiren oder eine seiner hohen Spitzen zu Peilungen zu benutzen.

Die aus dem Semlikithal aufsteigenden Dünste schienen, nach der langen Zeit zu urtheilen, welche eine Schicht aufsteigenden Nebels gebrauchte, um den Gipfel zu erreichen, von einem Gegendruck von oben niedergehalten zu werden. Auch der Rauch aus dem Lager hing wie Nebel über uns, bis wir fast blind und erstickt waren.

Wir besaßen jetzt 104 Rinder und 30 Ziegen und Schafe, doch schienen die erstern vollständig ermattet zu sein.

Am 3. Juni erreichten wir das kleine Dorf Bakokoro auf 0° 37′ nördl. Br., wo ein Kopte, einer von vier Brüdern, seinen letzten Athem aushauchte. Während eines kurzen Marsches von 5 km mußten wir drei beträchtliche Flüsse überschreiten; die Temperatur des einen betrug 13° R.

Da wir nicht im Stande waren, jenseit Bakokoro einen in der von uns gewünschten Richtung führenden Pfad zu finden, machten

wir am 4. Juni Rast. Jephson lag in schwerem Fieber, das bis auf 40,5° C. stieg; auch Herr Bonny war leidend, Stairs dagegen wiederhergestellt. Kapitän Nelson war kräftig und stark und that in diesen Tagen doppelten Dienst, um die langen Monate, während er vom October 1887 bis October 1888 krank gewesen war, möglichst wieder gut zu machen.

Einige Bananen, welche wir hier maßen, hatten eine Länge von 44 cm und die Dicke eines Unterarms.

Nach kurzem $2^1/_2$ stündigen Marsche trafen wir in Mtarega ein, einem Dorfe in der Nähe der tiefen Schlucht des Ramilulu-Flusses, wo derselbe aus einer steilen Gebirgskluft heraustritt.

In diesem Lager hatten wir alles, was wir wünschten. Wir befanden uns hier nur etwa 180 m vom Fuße des Ruwenzori, an dessen steilen Abhängen Pfade hinaufführten; 60 m unter uns floß ein schöner kühler Strom, dessen Gewässer eine Temperatur von 13° R. zeigten und frisch von den schneebedeckten Gipfeln herab durch die Schlucht stürzten. In den Pflanzungen und auf den Feldern, kaum 200 m von uns entfernt, gab es Bananen, Paradiesfeigen, Yams, Mais und Zuckerrohr. Hier war die Zeit, um Forschungen anzustellen und botanische Sammlungen anzulegen. Demgemäß machte ich darauf aufmerksam, daß hier durch Erklimmen des berühmten Mondgebirges unsterblicher Ruhm zu gewinnen sei. Ich hatte meine Kraft so weit wiedergewonnen, daß ich etwa 200 m gehen konnte; Herr Jephson mußte zu seinem Leidwesen sagen, daß das Fieber sein heißblütiges Temperament besiegt und unterjocht habe; Kapitän Nelson bedauerte ebenfalls, wenn indeß das Erklimmen eines so unbarmherzig hohen Berges wirklich von praktischem Nutzen sei — er blickte ihn nochmals feierlich an, wandte sich aber mit einem „Ich danke" ab. Die Aufgabe des Dr. Parke lag bei der leidenden Menschheit, Herr Bonny hatte kein Glück, ein hartnäckiges Fieber hatte ihn ergriffen und seine Beine zu reinen Stöcken abgemagert. Kapitän Casati lächelte traurig und schien zu sagen: „Seht mich an und stellt euch vor, wie weit ich gehen könnte." Bei dem Pascha stand jedoch die Ehre auf dem Spiel; er hatte jederzeit schon bei dem Gedanken an die Besteigung eine solche Begeisterung verrathen, und hier war nun auf dem Marsche der Expedition der kritische Augenblick gekommen. Stairs blickte die grimmigen unbesiegten Höhen listig an und sagte: „Ich werde mich blitzschnell aufmachen." Es blieb mir also nur noch übrig, ihm einige Winke zu geben, die erforderlichen Instrumente zu überliefern, seine Aneroid-

barometer mit dem Normalinstrument im Lager zu vergleichen und den Leuten mancherlei Rathschläge zu ertheilen, daß sie die Kälte vermeiden und sich nach dem Aufstiege vor Erkältung hüten sollten.

Die Nacht war sehr angenehm. Die Höhe des Lagers über dem Meeresspiegel betrug 1178 m, und es wehte die ganze Nacht von der Schlucht des Ramilulu her eine sanfte kühle Brise. Am nächsten Morgen brach Stairs auf und der Pascha begleitete ihn. Aber letzterer mußte schon nach 300 m das Steigen aufgeben und ins Lager zurückkehren, während Stairs seinen Weg fortsetzte. Er berichtet wie folgt über seine Erfahrungen:

Lager der Expedition, 8. Juni 1889.

Geehrter Herr!

Früh am Morgen des 6. Juni brachen wir in Begleitung von etwa 40 Sansibariten vom Lager der Expedition am Fuße der Bergkette auf, überschritten den Strom in der Nähe des Lagers und begannen die Besteigung des Berges.

Ich hatte zwei Aneroidbarometer bei mir, welche wir vorher beide abgelesen und mit dem im Lager unter Ihrer unmittelbaren Beaufsichtigung verbleibenden Normalinstrument verglichen hatten; außerdem hatte ich ein Thermometer mit.

Die ersten 275 m über dem Lager ging das Klettern ziemlich gut und wurde unser Vorwärtskommen durch einen Eingeborenenpfad, welcher zu einigen Hütten auf den Hügeln hinaufführte, wesentlich unterstützt. Die erwähnten Hütten waren von der in der Ebene so gewöhnlichen runden Art, nur mit dem Unterschiede, daß für den Innenraum vielfach Bambusrohr verwendet worden war. Die Nahrung der Eingeborenen bestand aus Mais, Bananen und Colocasienwurzeln. Beim Weitermarsch von den Hütten ließen wir bald das lange üppige Gras hinter uns zurück und erreichten eine Strecke von niedrigerm strauchartigen Gebüsch, untermischt mit Farrnkräutern und Dornen, welche den Weg beschwerlicher machten.

Um 8 Uhr 30 Minuten morgens trafen wir einige weitere Hütten derselben Art, fanden aber, daß dieselben schon einige Tage vorher von den Eingeborenen verlassen worden waren. Der Stand der Aneroide war hier 598,93 mm und 580,90 mm, derjenige des Thermometers 19,1° R. Rundherum sahen wir Dracänen, hier und dort auch baumartige Farrne und Palmen, während auf beiden Seiten des Pfades dichte Massen von langen Farrnkräutern in wirrem Durcheinander sich befanden. Nunmehr erschienen Eingeborene auf den Gipfeln verschiedener naher Hügel und Anhöhen und thaten durch Schreien und Hörnerblasen ihr Möglichstes, um uns zu erschrecken und von dem Berge zurückzutreiben. Wir setzten indeß den Weg an dem Abhange hinauf fort, worauf die Eingeborenen bald verschwanden und uns nur noch sehr wenig belästigten.

Von den Waldebenen, die sich tief unter uns ausdehnten, konnten wir des dichten Nebels wegen nichts sehen. Aus demselben Grunde waren wir auch verhindert, die Anhöhen im Westen und Nordwesten zu entdecken.

Um 10 Uhr 30 Min. vorm. erreichten wir nach einigem scharfen Klettern die letzte Niederlassung der Eingeborenen, deren Cultur sich nur noch auf Bohnen und Colocasien beschränkte, aber keine Bananen mehr aufwies. Barometerstand 567,94 mm, Thermometer 23,1° R. Jenseit dieser Niederlassung war ein rauher

Pfad, welcher einem Ausläufer entlang zum Wald hinaufführte und dem wir folgten, doch waren die Abhänge an manchen Stellen so steil, daß wir auf Händen und Knien kriechen mußten, um überhaupt nur weiter zu kommen.

Um 11 Uhr hatten wir den Wald erreicht und fanden, daß derselbe aus Bambus bestand und anfänglich ziemlich licht war, dann aber dichter wurde, je höher wir kamen. Wir beobachteten hier eine vollständige und plötzliche Veränderung der Luft, die viel kühler, reiner und erfrischender wurde, sodaß wir rascher vorwärts kamen und das Athmen uns leichter wurde. Jetzt, nachdem die Sansibariten erst so weit gekommen waren, schien ihnen auch allen sehr daran zu liegen, so hoch wie möglich zu steigen, und sie begannen sich gegenseitig damit zu hänseln, wer von ihnen wol die größte Last von dem „weißen Stoffe" von dem Gipfel des Berges herunterbringen würde.

Um 12 Uhr 40 Min. kamen wir aus dem Bambus heraus und ließen uns an einer mit Gras bewachsenen Stelle nieder, um unser Frühstück zu verzehren. Barometer 535,94 und 709,93 mm, Thermometer 16,9° R. Vor uns erhob sich, ganz gleichmäßig ansteigend, eine Spitze bis zur Höhe von 365 m über uns; später brachen wir auf, um ihn zu erklimmen. Nachdem wir eine kurze Strecke hinaufgeklettert waren, kamen wir an baumartiges Heidekraut und Sträucher, von denen einige 20 Fuß hoch gewesen sein müssen, und da wir uns den Weg erst Schritt für Schritt hindurchbahnen mußten, so war unser Vorwärtsbringen nothwendigerweise ein langsames und für die Vordern sehr ermüdend.

Um 3 Uhr 15 Min. machten wir zwischen den Heidekrautbüschen einige Augenblicke halt, um wieder zu Athem zu kommen. Hier und dort waren kleine Strecken mit geringwerthigem Bambus, von welchem jeder Stamm voll von Löchern war, die von irgendeinem Insekt gebohrt zu sein schienen und das Holz vollständig unbrauchbar machten. Unter den Füßen hatten wir einen dicken, schwammartigen Teppich aus nassem Moose, während die Erica-Sträucher rundherum, soweit wir sehen konnten, mit der Bartflechte (Usnea) behangen waren. Wir fanden eine große Zahl von blauen Veilchen und Baumflechten und haben von hier eine Menge Proben von Pflanzen dem Pascha zur Bestimmung mitgebracht. Allgemein hatten wir das Gefühl feuchter Kälte, und trotz unserer Anstrengungen beim Klettern machte der kalte Nebel sich uns sehr fühlbar. Wahrscheinlich ist der beständig um den Hügel hängende Nebel die Ursache, daß die ganze Pflanzendecke so von Feuchtigkeit vollgesogen und der Boden unter den Füßen so naß und schlüpfrig ist.

Bald nach 4 Uhr machten wir unter einigem hohen Heidekraut halt, um unser Lager aufzuschlagen. Indem wir die größten Zweige abbrachen, stellten wir in roher Weise ein Obdach für uns her; dann suchten wir zusammen, was wir an Brennholz finden konnten, und trafen die sonstigen Vorbereitungen für die Nacht. Das Feuerholz war jedoch sehr spärlich, da das Holz meist so naß war, daß es nicht brennen wollte. Infolge dessen hatten die leichtgekleideten Sansibariten sehr stark durch die Kälte zu leiden, obwol die Höhe erst 2590 m betrug. Als wir uns niederlegten, zeigte das Thermometer 12,5° R. Von dem Lagerplatz aus hatte ich einen guten Ausblick auf die vor uns liegenden Spitzen, doch begann ich hier bereits zu fürchten, daß ich nicht im Stande sein würde, den Schnee zu erreichen. Direct vor uns lagen drei ungeheuere Schluchten und wenigstens zwei derselben waren auf dem Grunde mit dichtem Gebüsch bedeckt. Diese mußten wir überschreiten, wobei wir uns einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen hatten. Damit mußte es auch zu einer Frage der Zeit werden, ob wir den Gipfel erreichen könnten oder nicht. Ich beschloß daher, am nächsten Morgen weiter zu gehen, genau nachzusehen, welche

Schwierigkeiten vor uns lagen, und falls dieselben in einer vernünftigerweise darauf zu verwendenden Zeit nicht zu beseitigen waren, nur so weit zu steigen, wie es möglich war.

Am Morgen des 7. brach ich auf, nachdem ich einige der besten Leute ausgewählt und die übrigen den Berg wieder hinabgeschickt hatte; das Klettern war ähnlich wie am Nachmittage vorher. Die Nacht war bitterkalt gewesen und einige der Leute klagten über Fieber, doch waren alle guten Muthes und zum Weitergehen bereit. Gegen 10 Uhr morgens wurden wir von der ersten der vorerwähnten Schluchten aufgehalten. Bei der Untersuchung derselben bemerkte ich, daß wir sehr lange Zeit brauchen würden, um sie zu überschreiten, und daß dann noch zwei weitere vor uns lagen. Hier hatten wir den ersten Blick auf



Der südwestliche Zwillingskegel des Ruwenzori, nach einer Aufnahme des Lieut. Stairs.

eine mit Schnee bedeckte Spitze, die etwa 4 km entfernt war; nach meiner Berechnung würden wir aber noch anderthalb Tage gebraucht haben, um diesen ersten Schnee zu erreichen. Dies zu versuchen, würde jedoch wahrscheinlich unheilvoll für uns geendet haben, da wir nicht mit Nahrungsmitteln und bessern Kleidungsstücken für wenigstens zwei der Leute versehen waren. Ich beschloß daher umzukehren, wobei ich die Hoffnung hegte, daß sich von einem spätern Lager aus eine bessere Gelegenheit zur Besteigung und zur Erreichung des Gipfels bieten würde. Jenseit der Schlucht lag ein kahler Felsengipfel, der sich sehr klar abhob und uns jetzt als der südwestliche der „Zwillingskegel" bekannt ist. Dem obern Theil desselben fehlte es vollständig an Vegetation, da der steile Felsboden nur an ein paar Stellen einigen wenigen Gräsern und Heidebüschchen das Dasein gestattet.

Die größte Höhe, welche wir erreicht haben, beträgt nach Berechnung der Beobachtungen unter Berücksichtigung aller Correcturen 3254 m über dem Meeresspiegel; die Höhe der schneebedeckten Spitze über unserm Standpunkte wird wahr-

scheinlich etwa 1830 m sein, sodaß der Berg insgesammt etwa 5080 m hoch ist. Dies ist indessen nicht die höchste Spitze in der Ruwenzori-Gruppe. Mit Hülfe des Feldstechers konnte ich die Form des Berggipfels genau erkennen. Die äußerste Spitze des Pics ist mit einer unregelmäßigen Masse zerrissener und schroffer Felsen gekrönt und hat eine entschieden kraterähnliche Gestalt. Durch einen Spalt in der uns zugewendeten Seite konnte ich einen entsprechenden Rand von derselben Form und Höhe auch auf der andern Seite sehen. Von dieser Felsenkrone fällt der große Pic in einem Winkel von etwa 25° nach Osten ab, bis er durch einen davorliegenden Gipfel dem Blicke entzogen wird; nach Westen hin ist der Abfall jedoch viel steiler. Die größte Schneemasse lag auf der uns zugekehrten Seite des Berges, der überall damit bedeckt war, wo der Abhang nicht gar zu steil war. Die größte Schneefläche dürfte einen Flächenraum von 180 m Länge und 90 m Breite einnehmen und war so tief, daß der schwarze Felsen nur an zwei Stellen über die weiße Oberfläche hervortrat. Kleinere Flecken Schnee reichten bis ziemlich weit in die Schlucht hinab; die Entfernung von dem tiefstliegenden Schnee bis zum Gipfel des Berges dürfte 300—360 m sein. Nach ONO. war unser Horizont durch einen Ausläufer begrenzt, der direct hinter unserm Hauptlager beginnend und steil aufsteigend in horizontalem Sinne eine Curve macht und dann die Richtung auf die Mitte des schneebedeckten Pics einschlägt. Auch der südlich von uns liegende Ausläufer strahlte von den beiden höchsten Spitzen aus. Die allgemeine Form des Gebirges scheint demnach die zu sein, daß die großen Ausläufer strahlenförmig von dem schneebedeckten Gipfel als Mittelpunkt ausgehen und sich nach den unten liegenden Ebenen zu ausbreiten. Diese Formation auf der Westseite des Berges würde die Ursache sein, daß die Flüsse vom Mittelpunkte ausströmen und sich weiter fließend immer mehr voneinander trennen, bis sie unten die Ebenen erreichen. Dort wenden sie sich nach WNW. oder richten ihren Lauf den untern Ausläufern der Kette entlang, bis sie in den Semliki-Fluß und weiter in den Albert-Njansa strömen. Von dem zweiten schneebedeckten Pic, den wir bei frühern Gelegenheiten beobachtet haben, vermochte ich nichts zu sehen, weil die „Zwillingskegel" dazwischenlagen. Dieser Pic ist meiner Ansicht nach nur der Abschluß der schneebedeckten Kette, welche wir bei Kavalli sahen, und hat, wenn dies richtig ist, eine größere Höhe als derjenige, den wir zu ersteigen versuchten. Vieles deutet darauf hin, daß diese Spitzen vulkanischen Ursachen ihre Entstehung verdanken. Der Hauptbeweis dafür liegt in der großen Zahl von kegelförmigen Spitzen, welche sich um die Mittelgruppe an der westlichen Seite scharen. Diese kleinern Kegel sind dadurch entstanden, daß der Krater des Mittelvulkans, weil der Druck der Gase nicht genügend war, um die Felsen und die Lava aus dem Innern herauszuwerfen, sich verstopft hat; infolge dessen haben die Gase sich schwächere Stellen der Erdkruste gesucht, dieselben durchbrochen und sind auf diese Weise die Ursache der Entstehung der jetzt vorhandenen kleinern Kegel geworden. Von thierischem Leben sahen wir auf dem Berge fast nichts. Daß Wild irgendwelcher Art vorhanden ist, geht aus den zahlreichen Fanggruben hervor, die wir neben dem Pfade bemerkten, sowie aus der Thatsache, daß wir in den Hütten der Eingeborenen Schlingen fanden, wie sie zum Fange von kleinem Wild benutzt werden. In einer Schlucht hörten wir den Schrei eines Affen, auch sahen wir mehrere träge graubraune Vögel, ähnlich wie Steinschmätzer, sonst aber nichts.

Dagegen fanden wir Heidelbeeren und Brombeeren in 3050 m Höhe und selbst weiter oben, und außerdem habe ich dem Pascha für seine Sammlungen eine Anzahl Pflanzen übergeben können, deren Gattungsnamen er mir freundlichst mit-

getheilt hat, sodaß ich sie nachstehend beifügen kann. Ich bedauere sehr, daß es mir nicht gelungen ist, den Schnee zu erreichen und etwas davon als Beweis für mein Unternehmen mitzubringen, doch würde es nach meinem Gefühl mehr als nutzlos gewesen sein, unter den für uns obwaltenden Verhältnissen noch weiter am Berge hinaufzusteigen, und wenn wir auch alle voll Muth und bereit waren, weiter zu gehen, so gab ich doch den Befehl zur Umkehr. Ich las dann das große Aneroidbarometer ab und fand den Zeiger auf 505,5 mm, stellte die Indexfeder direct dem Zeiger gegenüber und trat darauf den Rückweg an. Um 3 Uhr nachmittags am 7. erreichte ich Sie, nachdem wir zum Marsch von den „Zwillingskegeln" $4^1/_2$ Stunden gebraucht hatten.

Ich habe die Ehre zu zeichnen u. s. w.

Lieut. W. G. Stairs.

P. S. Folgendes sind die mir vom Pascha mitgetheilten Gattungsnamen der von mir gesammelten Pflanzen:

1. Clematis.
2. Viola.
3. Hibiscus.
4. Impatiens.
5. Tephrosia.
6. Elycina. (?)
7. Rubus.
8. Vaccinium.
9. Begonia.
10. Peucedanum.
11. Gnaphalium.
12. Helichrysum.
13. Senecio.
14. Sonchus.
15. Erica arborea.
16. Landolphia.
17. Heliotropium.
18. Lantana.
19. Moschosma.
20. Lissochilus.
21. Luzula.
22. Carex.
23. Anthistiria.
24. Adiantum.
25. Pellia.
26. Pteris aquilina.
27. Asplenium.
28. Aspidium.
29. Polypodium.
30. Lycopodium
31. Selaginella.
32. Marchantia.
33. Parmelia.
34. Dracaena.
35. Usnea.
36. Baum-Farrn.
37. Ein Farrn.
38. Ein Polypodium.

(36.–38.: Unbekannt.)

Hätten wir von unserm Lager aus einen Blick über das Semlikithal werfen können, so würden wir ein höchst interessantes Bild gesehen haben, jedoch vermochten wir durch den dicken, trägen Nebel weiter nichts zu erkennen, als daß es anscheinend in seiner ganzen Ausdehnung mit dichtem Wald bedeckt ist. Der Nebel schwebte über dem ganzen Thal in unregelmäßigen Schichten oder in einer schweren Masse, die ihm das Aussehen eines umgekehrten Himmels gab. Zuweilen tauchte für kurze Zeit das unbestimmte Bild eines endlosen Waldes auf, doch stieg der Nebel an vielen Stellen aufwärts, als ob aus einer Menge großer Geiser heiße Wasserdämpfe aufwirbelten. Im Vordergrunde unmittelbar vor uns war es nicht schwer, Erhöhungen und Vertiefungen sowie runde beckenartige Niederungen zu unterscheiden, die mit dem hellen Grün der Bananenhaine ausgefüllt waren.

Einer der Zwillingskegel, der einige hundert Meter vom Lager entfernt zu sehen war, hatte, wie wir durch sorgfältige Messung mit dem Höhenkreis feststellten, die Höhe von 3679 m.

Nach einem Halt von drei Tagen brachen wir das Lager ab,

stiegen an den steilen Wänden der Schlucht des Ramilulu hinab und kletterten, nachdem wir den schmalen Grund derselben überschritten hatten, an dem ebenso steilen mauerartigen Abhange an der andern Seite wieder empor, wobei wir eine Thatsache entdeckten, an die wir ohne das Auf- und Abklimmen wol nicht gedacht haben würden. Der Ramilulu hatte nämlich diesen tiefen Graben durch eine Terrasse gebahnt, welche aus dem von den Abhängen herabgespülten Erdreich gebildet war. Von den Bergen war Schutt, bestehend aus Erde, Steinen, Felsen und Kieseln, in die Schlucht hinabgestürzt und an den Höhen hatten Erdrutsche von solchem Umfange stattgefunden, daß der Lauf des Flusses vollständig verstopft war und sich ein ausgedehnter hoher Wall gebildet hatte. Es war jedoch dem Ramilulu gelungen, sich hindurchzuarbeiten und ein tiefes Bett auszuhöhlen, sodaß die große Schuttbank in ganz lehrreicher Weise bis zur Tiefe von 50 m in der Mitte durchgeschnitten ist.

Früh bei Tagesanbruch wurde ein Madi-Häuptling von einem kühnen Eingeborenen mit dem Speer erstochen. Etwa anderthalb Kilometer von Mtarega hörte der grasbewachsene Streifen, auf welchem wir uns des bessern Marschirens halber gehalten hatten, auf, da der Wald sich über die ganze Breite des Semlikithals ausgedehnt und die Abhänge des Ruwenzori bis zur Höhe von etwa 2150 m über uns eingenommen hatte; wir mußten also, wir mochten wollen oder nicht, wieder in den traurigen Schatten hinein. Hier umgab uns aber der tropische Wald in seiner ganzen Vollkommenheit; derselbe übertraf in Bezug auf Mannichfaltigkeit der Pflanzen und allgemeine Ueppigkeit noch das Thal des Ituri. Wir sahen dort etliche Oelpalmen, Gruppen anderer Palmen, riesenhafte Baumfarrn, wilde Bananen und hohe, stattliche Bäume, alles vom Wipfel bis zur Wurzel mit weichem grünen Moos bedeckt, undurchdringliche Dickichte von breitblätterigen Pflanzen und überall Perlen von Feuchtigkeit, sowie schmale Rinnsale, die alle paar Meter unter dem verworrenen lebhaften Grün und bethauten Unterholz hervorquollen. Es war das beste tropische Gewächshaus, welches ich je gesehen habe; es hätte nicht vortrefflicher sein können, selbst wenn die Kunst zur Verbesserung der Natur hätte beitragen können. Auf jeder Abzweigung der Bäume und auf allen wagerecht liegenden großen Aesten wuchsen die lieblichsten Farrn und Flechten, Elefantenohrpflanzen zu Dutzenden, Orchideen in dichten Gruppen, das hellgrüne Moos hatte runde weiche Kissen gebildet, fast an jeder Faser zitterte ein klarer Wassertropfen

und alles war in eine überaus feuchte Atmosphäre getaucht. Die Ursache dieser Ueppigkeit und Feuchtigkeit lag nicht fern; es waren drei heiße Quellen, deren Temperatur 31,5 ° R. betrug. Dieser Theil des Waldes lag in den geschütztesten wärmsten Falten des Schneegebirges; was die Sonne an Hitze hineinstrahlte, wurde von dem Dickicht lange festgehalten.

Wir lagerten uns an einer trockenen Stelle des Waldes und kamen am nächsten Tage nach einem Marsche von 10 km aus dem Dickicht heraus auf die herrliche Lichtung von Ulegga, wo wir in einem zerstreut liegenden Dorfe in Pfeilschußweite von den Bergen Unterkunft suchten. Dichte laubreiche Bananenhaine bekleideten die Abhänge, zogen sich in die Schluchten hinab und dehnten sich bis weit ins Semlikithal hinein; Bananen überall, doch fehlte es auch nicht an Taback oder Mais, an zwei Arten von Bohnen, Yams und Colocasien.

Wir betraten diesen District argwöhnisch und voll Mistrauen; der Tod des Madi-Häuptlings hatte uns darauf aufmerksam gemacht, daß wir nicht allzu vertrauensvoll sein durften und Tag und Nacht wachsam sein mußten. In dem ersten Dorfe stieß die Vorhut auf einige Männer, welche sofort das Eindringen unserer Leute ahndeten und Feindseligkeiten begannen, woraus wir die Ueberzeugung gewannen, daß ein wirklicher Angriff auf uns gemacht werden würde. Wohin wir blickten, befanden sich Dörfer, und wenn der Muth der Einwohner ihrer Zahl zu Hülfe kam, waren sie im Stande, uns hartnäckigen Widerstand zu leisten. Infolge dessen sandten wir einige Trupps Bewaffneter in die Berge, wo ein lebhaftes Scharmützel stattfand, bis es um 4 Uhr nachmittags Matjera, einem unter den Leuten des Paschas befindlichen Bari-Dolmetscher, gelang, mit einigen Eingeborenen ein Unterredung anzuknüpfen und ihren Häuptling zu veranlassen, Frieden zu halten. Der Häuptling kam zu uns und sagte, er werfe sich uns zu Füßen, damit wir ihn erschlügen oder am Leben ließen. Ich ließ sofort durch den Trompeter das Signal zum Einstellen des Kampfes geben, die Plänkler wurden zurückberufen und nach zwei Minuten herrschte überall die tiefste Stille.

Dieser Häuptling und seine Freunde waren die ersten Vertreter der Bewohner von Ukondju, welche wir sahen; ihre unterthänige Botschaft gewann sofort unsere Sympathien und Bewunderung. Ich wurde indessen durch ihre Erscheinung einigermaßen enttäuscht, obwol bei näherer Ueberlegung keine Ursache dazu war. Es liegt kein Grund vor, weshalb ich hätte erwarten können, daß diese auf den Höhen des Gebirges



Der Ruwenzori von Mtsora aus gesehen.

lebenden Bergbewohner, wie ich mir vorgestellt hatte, von hellerer Hautfarbe sein sollten als die Bewohner des Waldes im Semliki- und Iturithal; im Gegentheil, sie sind in Wirklichkeit sogar noch viel dunkler als die Sansibariten. Angenommen, es lebte ein Volk um den Fuß der Schweizer Alpen und es bräche eine unwiderstehliche Armee von Skandinaviern über sie herein, so würden die ursprünglichen Bewohner selbstverständlich in den Bergen Zuflucht suchen; in derselben Weise haben diese dunkelhäutigen Leute vom richtigen Negertypus den Invasionen der indo-afrikanischen Watschwesi und der kupferfarbigen Stämme des Waldes keinen Widerstand zu leisten vermocht und in den Bergen und Schlupfwinkeln der Aequatorial-Alpen Schutz gesucht, und da die hellern Rassen rundherum ab- und zufluteten, so sind die Wakondju auf ihr Gebirge beschränkt worden.

Während des Marsches nach Mtsora am nächsten Tage überschritten wir fünf Flüsse, welche von den Bergen herabkamen und dem Semliki zuströmten. Einer derselben war von erheblicher Größe und führte den Namen Butahu; seine Temperatur betrug 11° R.

In Mtsora gewannen wir binnen kurzer Frist ziemlich viel Localkenntnisse, da die Wakondju jetzt unsere Freunde waren; von ihnen erfuhr ich folgende interessante Einzelheiten:

Einige Kilometer nördlich von hier soll ein Stück des obern Sees liegen, von dem wir schon so viel gehört haben und den ich im Januar 1876 entdeckte. Die Eingeborenen nennen ihn Ingesi, was im Kinjoro Fluß, Sumpf oder kleiner See bedeutet. Der Ruweru oder See ist zwei Tagemärsche nach Süden entfernt.

Sie nennen ihn auch Njansa, und als ich nach seinem eigentlichen Namen fragte, antworteten sie Muta-Nsige. Einige von ihnen kannten drei Muta-Nsiges, den Muta-Nsige von Unjoro, den Muta-Nsige von Usongora und den Muta-Nsige von Uganda.

Was die Njansas betrifft, so wirkte ihre Zahl geradezu verwirrend. Es gibt einen Njansa von Unjoro, von Usongora, von Unjampaka, von Toro, den Njansa Semliki, den Njansa Unjawingi, den Njansa von Karagwe und den Njansa von Uganda, sodaß also jeder Fluß von einiger Bedeutung, welcher einen See speist, jede große Bai zu einem Njansa wird und jeder kleinere oder größere See ein Njansa oder Ruweru genannt wird.

Die halbäthiopischen Völker, welche uns in Kavalli als Wahuma, Waima, Wawitu und Watschwesi bekannt wurden, heißen hier Waijana, Wanjawingi, Wasongora und Wanjankori.

Der Ruwenzori, den die Waldstämme schon Bugombowa, Avirika und Viruka genannt hatten, wird uns hier als Ruwenzu-ru-ru oder Ruwendjura bekannt, je nachdem ein Eingeborener das Wort aussprechen kann.

Der Butahu-Fluß trennt Ulegga von Uringa.

Die Warasura sind unter Rukara, einem General des Königs Kabba-Rega von Unjoro, vereinigt. Einige von dessen wilden Beutejägern sollen bei der Fähre von Waijana, einige Kilometer nördlich von hier, stationirt sein. Die Wakondju haben sich erboten, uns Beistand zu leisten, um jene aus dem Lande zu treiben.

Rukara's Hauptquartier soll sich in Katwe, einer Stadt in der Nähe der ungefähr südlich gelegenen Salzseen befinden.

Am westlichen Ufer des Semliki leben die Stämme der Wakowi und Wasoki; auch gibt es dort Watua-Zwerge.

Ferner erfuhren wir, daß Usongora und Toro sich Kabba-Rega unterworfen haben, jedoch haben die Bewohner der Seeinseln den Gehorsam bisher verweigert, und ihr Häuptling Kakuri hat sich an die Wanjawingi und Wanjankori um Beistand gegen Kabba-Rega gewendet. Man verspricht uns die Unterwerfung aller Wakondju und Wasongora, wenn wir einen Vertrag oder ein Abkommen mit ihnen schließen wollen. Ich habe das Anerbieten angenommen.

Die Wakondju haben runden Kopf, breites Gesicht und sind von mittlerer Größe. Sie tragen Ringe aus Rotangfasern, die sehr zierlich gearbeitet sind, zu Hunderten die Knöchel bedecken und in großer Zahl auch am Oberarm getragen werden. Die Häuptlinge zeichnen sich durch schwere Armbänder aus Kupfer oder Messing aus und der Halsschmuck der Frauen besteht aus gewichtigen eisernen Ringen, die an den Enden spiralförmig aufgerollt sind. Wie man mir erzählt, findet man an den Abhängen des Berges viele schöne Quarzkrystalle.

Am Eingange fast eines jeden Dorfes in Ukondju sieht man ein winziges Zelt mit einem ganz kleinen Eingange, vor welchem die Eingeborenen eine Banane oder ein Ei hinlegen. Nach der Tradition hat Mikondju, der Gründer des Stammes, der zuerst den Wald ausgerodet und Bananen gepflanzt hat, diese Sitte eingeführt, um Diebstähle zu verhindern; sie soll ein Opfer darstellen, welches man dem Fetisch oder Geist darbringt, um ihn daran zu erinnern, daß er die Bananenhaine und die Eier, aus denen die Hühner hervorgehen, schützen soll.

Am 12. Juni sandte ich Lieutenant Stairs mit 60 Gewehrträgern sowie einer Anzahl Wakondju-Führer ab, um nach dem Semliki

zu gehen und jeden Zweifel über den Fluß zu beseitigen. Am nächsten Tage kehrte er mit der Meldung zurück, daß er von den Eingeborenen freundlich aufgenommen worden sei; sie hätten ihre Unterwerfung angeboten und ihn nach dem Flusse begleitet, um ihm alles Interessante zu erklären. Lieutenant Stairs fand, daß der Fluß gegen 40 m breit, 3 m tief war und mit einer Strömung von 5 km in der Stunde zwischen 15—18 m hohen Ufern dahinfloß. Nachdem er das Wasser gekostet, den Flußlauf genau betrachtet und alle Eingeborenen, die etwas mitzutheilen wußten, befragt hatte, kam er zu dem Schluß, daß 1) wegen des ununterbrochenen Zusammenhanges der Bergkette im Westen, welche auf unserm ganzen Wege vom Albert-See dem Ruwenzori gegenüberlag; 2) wegen der eigenthümlichen grauen, schlammartigen Farbe des Wassers; 3) wegen des seltsamen Geschmackes des Wassers, das leicht salzhaltig ist und wie das des Albert-Sees den Durst nicht stillt; 4) nach der einstimmigen Behauptung der Eingeborenen, daß der Fluß in der Richtung Nord zu West, dann in nördlicher, darauf in nordöstlicher dem See von Unjoro, welcher der Albert-See ist, zuströmt; 5) nach der ausdrücklichen Versicherung eines eingeborenen Reisenden, der den ganzen Lauf des Flusses von seinem Austritt aus dem einen bis zum Eintritt in den andern See genau kennt — der Semliki den obern See verläßt, einen gewundenen Lauf mit einer starken Wendung nach der westlichen Bergkette hin verfolgt, um sich dann nach Nordosten zu richten und sich dem Ruwenzori-Gebirge mehr zu nähern, darauf durch den Awamba-Wald strömt und sich in Utuku in den Albert-Njansa ergießt.

Von einem Ameisenhügel in der Nähe von Mtsora bemerkte ich, daß $1\frac{1}{2}$ km nach Westnordwest eine Ebene begann, welche ein Ebenbild derjenigen war, welche die Aegypter getäuscht und veranlaßt hatte, sie für ihren See zu halten. Die Ebene dehnte sich nach Süden hin aus und schien der Boden eines Sees zu sein, aus welchem das Wasser erst neuerdings ausgeflossen war. Der Semliki, der dieselbe entwässert hatte, lag jetzt 15—18 m unter dem Uferrand. Das aus Seeablagerungen, grauem Lehm und Sand bestehende Ufergehänge hatte einer Strömung von 5 km in der Stunde keinen Widerstand zu leisten vermocht. Lägen nicht unter der aus den Seeablagerungen gebildeten Oberfläche gewisse Riffe des Felsenbettes, dann würde dieser Fluß ohne Zweifel bald auch den obern See trocken legen. Der Wald breitete sich wie eine dunkle Barrière von einer Seite des Thals bis zur andern aus und bildete einen sehr großen Contrast zu dem ge-

bleichten Grase, das in dem salpeterhaltigen alten Seeboden seine spärliche Nahrung fand.

Während unsers Halts in Mtsora hatten wir eines Abends kurz vor Sonnenuntergang einen prachtvollen Blick auf den Ruwenzori, von dem ein Schneefeld und die hinter dem vordersten Gebirgsrücken liegenden schneebedeckten Pics in Sicht traten. Während des ganzen Tages hatte das Auge auf einer langen Linie dunkler, ernst aussehender Ausläufer geruht, deren Gipfel von dem bleifarbenen Nebel verhüllt waren; allein bald nach 5 Uhr nachmittags tauchten die obern Spitzen dieser Ausläufer einer nach dem andern aus dem Dunste auf, es trat eine lange Linie von Gebirgsrücken hervor, und dann löste ein Pic nach dem andern sich aus den pechschwarzen Wolken heraus, bis endlich die ungeheuere wundervolle Kette, ein vorzügliches Bild erhabenster und großartigster Oede, aller Augen auf sich zog und Ehrfurcht gebietend die Aufmerksamkeit eines jeden fesselte. Wie die Eingeborenen mir sagen, ist die Bedeutung des Wortes Ruwenzori Regenmacher oder Wolkenkönig.

Am 14. Juni marschirten wir in Begleitung eines großen Gefolges von Wakondju, bis wir nach $4^1/_2$ Stunden Muhamba in Usongora erreichten. Bald nachdem wir Mtsora verlassen hatten, waren wir in die grasbedeckte Ebene hinabgestiegen, die noch innerhalb einer berechenbaren Zeit ein Theil des Seebodens gewesen ist, dem wir uns jetzt näherten. Etwa auf halbem Wege passirten wir einen achtunggebietenden Nebenfluß des Semliki, den Ruimi, welcher Ukondju von Usongora trennt. Einer der Flüsse, den wir gleich darauf überschritten, entsprang aus einer heißen Quelle.

Am nächsten Tage verließen wir nach einstündigem Marsche von Muhamba die Ebene und begannen an den Bergen hinaufzusteigen, da die nach Süden abfallende Kette ein längeres hügeliges Vorgebirge bildet, welches Usongora in einen westlichen und östlichen Theil trennt, die beide in frühern Zeiten vom See bedeckt gewesen sind. Nach einem Aufstieg von etwa 460 m erhob sich eine Welt von Bergen vor uns und wir würden einen der Erinnerung werthen Anblick gehabt haben, wenn nicht der ewige Nebel die großartigern Ketten verhüllt hätte. Dennoch bot sich uns ein bezauberndes Schauspiel, ein Anblick, der in spätern Zeiten jedenfalls oft gemalt, gezeichnet und beschrieben werden wird. Er erinnerte mich mächtig an die untern Alpen, von Bern aus gesehen, obwol die aufeinander folgenden Ketten dieser afrikanischen Alpen viel höher sind; die weißköpfigen Bergfürsten stiegen



Der Ruwenzori von Karimi aus gesehen.

noch weit über diese Ketten auf, waren in diesem Augenblicke aber vollständig in dichte Wolken gehüllt. Nachdem wir das Vorgebirge überschritten hatten, stiegen wir etwa 90 m hinab und kreuzten ein tiefes, schmales Thal, worauf wir uns bei Karimi lagerten.

Um $5^1/_4$ Uhr wurden Dunst und Nebel durch einen Windstoß von den Kronen des Ruwenzori fortgeweht und sofort erhielten wir den schönsten Anblick, den wir bisher von dem Berge erhalten hatten, dessen Beschreibung ich mir für ein anderes Kapitel vorbehalte. Rasch war der photographische Apparat zur Hand, um ein dauerndes Bild von einem der seltensten Schauspiele der Welt und einem der großartigsten Anblicke, die Afrika zu bieten vermag, zu erhalten.

Nach einem langen, $4^3/_4$stündigen Marsche trafen wir am 16. Juni bei der Seriba von Rusesse ein. Wir stiegen von Karimi etwa 215 m bis zur Ebene von Ost-Usongora hinab und kamen eine Stunde später zu dem 12 m breiten und 30 cm tiefen Ruverahi, einem Flusse mit krystallklarem, direct von den Schneefeldern herabkommendem eiskalten Wasser. Der Ruwenzori war den ganzen Morgen als herrliches Bild von Gebirgsschönheit und Pracht in Sicht. Als wir uns Rusesse näherten, kam uns ein im Dienste Rukara's, des Generals der Warasura, stehender Hirte aus Usongora über die Ebene entgegen und theilte uns mit, er könne uns den Weg zu einer der Heerden Rukara's zeigen. Wir nahmen das freundliche Anerbieten an, das er als patriotisch gesinnter Sohn seiner von Rukara tyrannisirten und verwüsteten Heimat uns machte. Ich sandte 50 Gewehrträger mit ihm aus, und nach einer Viertelstunde befanden wir uns im Besitze einer Heerde von 25 schönen fetten Rindern, die wir ohne weitern Unfall mit unsern eigenen 100 Stück nach der Seriba von Rusesse trieben. Von einem Haufen Viehdünger, der wie eine große Schanze das ganze Dorf umgab, erhielten wir den ersten Blick auf den 5 km von uns entfernten Albert-Edward-Njansa.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Quellen des Nils. — Das Mondgebirge und der Ursprung des Nils.

Pater Jerome Lobo und der Nil. — Die Kartographen aus der Zeit Homer's. — Hekatäus' Ansichten von Afrika. — Afrika nach Hipparchus. — Die große Karte des Ptolemäus. — Edrisi's Karte. — Karte der Margarita Philosophica. — Karte des John Ruysch. — Karte des Sylvanus. — Karte Sebastian Cabot's. — Willkür der neuern Kartenzeichner. — Karte von Constable in Edinburg. — Auszüge aus dem im Jahre 1818 veröffentlichten Werke Hugh Murray's. — Eine hübsche Abhandlung über den Nil von Pater Lobo. — Auszüge aus einem Theil eines Manuscripts im Besitze Sr. Exc. Ali Pascha Mubarek. — Skizze des Berges Gumr. — Eine gute Beschreibung von Afrika von Scheabeddin. — Der Nil nach Abdul Hassan Ali. — Abu Abd Allah Mohammed über den Nil.

Jeder Leser dieses Kapitels wird mit dem Pater Jerome Lobo von der Gesellschaft Jesu einverstanden sein, der im 16. Jahrhundert schrieb, „es sei nicht schwierig, nachdem man die Quellen des Nils und der ihm zuströmenden Flüsse gefunden habe, die Lösung der Frage seines Ursprungs zu finden, einer Frage, die den alten und neuern Schriftstellern so viel Mühe gemacht hat, weil sie das, was nicht entdeckt werden konnte, in ihrem Kopfe suchten und sich dadurch in vergebliche Gedanken und Vernunftgründe verloren."

Zur gefälligen Benutzung für diejenigen, welche die quälenden Sorgen, die mit der Erforschung von Ländern in der Region der Nilquellen verknüpft sind, nicht durchgemacht haben und vorziehen, sich mit dem Lesen ihrer Beschreibung vor einem knisternden Kaminfeuer und beim Lichte der Zimmerlampe zu begnügen, erlaube ich mir hier etliche Copien alter Karten, von der Zeit Homer's vor 40 Jahrhunderten an bis zu denjenigen, aus welchen wir unsere Belehrung über die Geographie Afrikas geschöpft haben, vorzuführen. Sie werden mit Vergnügen bemerken, daß wir keine große Ursache haben, uns zu rühmen, da die alten Reisenden, Geographen und Schriftsteller schon eine sehr

gute Idee davon besaßen, wo der Nil entsprang, und bereits von den Lunae Montes, den drei Seen und den Quellen gehört hatten, welchen der berühmte Fluß Aegyptens seine Entstehung verdankte. Wir nehmen für uns nur in Anspruch, daß wir für eine Zeit lang die interessante Gestaltung Afrikas vom 10.° nördl. bis 20.° südl. Br. und von Osten bis nach Westen der zeitweiligen Vergessenheit wieder entrissen und mit ziemlicher Genauigkeit das großartige alte Mondgebirge und die Albert- und Victoria-Quellen des Nils festgelegt haben. Aber nur für eine Zeit lang! „Denn was hat der Mensch von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt. Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird. Und geschieht nichts Neues unter der Sonne. Geschieht euch Etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Denn es ist vor euch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind. Man gedenkt nicht, wie es zuvor gerathen ist, also auch deß, das hernachkommt, wird man nicht gedenken, bei denen die hernach sein werden."

Was die Kartographen zu Homer's Zeiten von geographischen Kenntnissen illustrirt haben, ist von spätern Kartenzeichnern wieder weggewischt worden, und was diese gezeichnet haben, wurde wieder von denen ausgelöscht, die nach ihnen kamen. Vergeblich haben die Forschungsreisenden unter der glühenden Sonne geschwitzt und die Strapazen und Entbehrungen der beschwerlichen Reisen ertragen, vergeblich haben sie sich bemüht, ihren Entdeckungen eine Form zu geben, denn schon nach wenigen Jahren haben die rücksichtslosen Kartenzeichner alles wieder weggewischt. Man blicke auf die Reihe kleiner Karten und überzeuge sich selbst davon, was diese Leute gethan haben, um jede Entdeckung zu Schanden und Arbeit und Studium vergeblich zu machen. Ein noch jetzt lebender Kartograph ist der größte Sünder, den es gibt. Im Jahre 1875 fand ich am Nordostende des Victoria-Sees eine Bai; eine große gebirgige Insel, geräumig genug, um 20000 Menschen mit den erforderlichen Producten zum Lebensunterhalt zu versehen, hinderte die Einfahrt vom See zu der Bai, doch befand sich an jeder Seite ein Kanal von genügender Tiefe und Breite, daß ein transatlantischer Dampfer ohne Gefahr hindurchfahren konnte. Die Bai ist weggewischt, die große Insel sonstwohin verlegt worden und die malerischen Kanäle sind auf seinen letzten Karten nicht vorhanden und werden auch nicht wiedererscheinen, bis irgendein anderer Reisender nach Jahren sie wieder dorthin verlegt, wo sie schon 1875

waren. Und junge Reisende kichern, wie ich weiß, vor böswilliger Freude darüber und denken nicht daran, was der alte Salomon einst gesagt hat: „Man gedenkt nicht, wie es zuvor gerathen ist, also auch deß, das hernach kommt, wird man nicht gedenken bei denen, die hernach sein werden.“

Deshalb füge ich, obwol es mir einige Genugthuung bereitet, daß ich im Stande bin, die ältern Geographen bis zu einem gewissen Grade zu vertheidigen, am Schluß der alten Skizzen die kleine Karte an, welche illustrirt, was wir während unserer letzten Reise haben berichtigen können. Ich thue das mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß irgendein dummer englischer oder deutscher Kartenzeichner aus Laune oder Unverstand das Becken vielleicht innerhalb der nächsten zehn Jahre 500 oder 700 km weiter nach Osten oder Westen, nach Norden

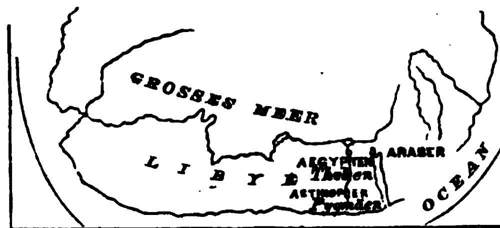


Afrika in der Welt Homer's.

oder Süden verlegen und unsere Arbeiten vollständig wegwischen wird. Indessen tröste ich mich damit, daß sich in den Schränken des Britischen Museums ein Exemplar des Werkes „Im dunkelsten Afrika“, welches diese Karten enthält, vorfinden wird und ich dann Aussicht habe, als ehrlicher Zeuge der Wahrheit angeführt zu werden, in derselben Weise, wie ich zur Beschämung der Kartographen des 19. Jahrhunderts die gelehrten Geographen des Alterthums citire.

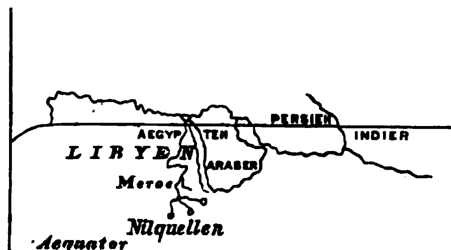
Aus der kleinen Skizze von der „Welt Homer's“, welche ich mir erlaubt habe, nebst einigen andern aus den gelehrten und werthvollen Beiträgen von Richard Charles P. Daly, Vorsitzendem der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft in New-York, zur Kenntniß der Geographie des Alterthums zu copiren, wird man erkennen, daß der Nil bis zu einer ungeheuern Gebirgskette hinaufgeht und die Zwerge hinter jene placirt worden sind.

Fünf Jahrhunderte später illustrirt ein berühmter Reisender Namens Hekatäus seine Begriffe von Afrika in der nachstehenden Karte. Obwol er Aegypten besucht hat, sind doch offenbar nicht viel neue Entdeckungen gemacht worden. Nach Hekatäus entspringt der große ägyptische Fluß am äußersten südlichen Ende von Afrika, wo die Zwerge leben.



Karte des Hekatäus, 500 v. Chr.

Die nächste Karte von Afrika, welche ich zur Besichtigung vorlegen möchte, ist von „dem größten Astronomen des Alterthums“, Hipparchus, der 100 Jahre v. Chr. lebte. Seine Skizze enthält drei verschiedene Seen, die aber weit nördlich vom Aequator liegen.

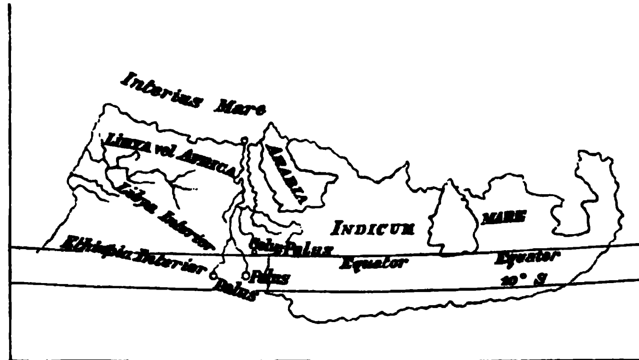


Der Nil und seine Quellen, von Hipparchus, 100 v. Chr.

Alsdann folgt der große Ptolemäus, der Ravenstein oder Petermann seiner Zeit. Seine Vorgänger haben etwas mehr Licht verbreitet, und er hat alles, was bekannt war, durchgearbeitet und ausgeschmückt. Er hat die Quellen des Nils mit der Zuversicht der Wissenschaft weit südlich vom Aequator verlegt und dem östlichsten See den Namen Coloe Palus gegeben.

Weitere 1000 Jahre bringen uns auf Edrisi, einen arabischen Geographen vom Jahre 1154 n. Chr. Inzwischen hat man über das dunkle Innere Afrikas einige wenige Kenntnisse erworben, das Mond-

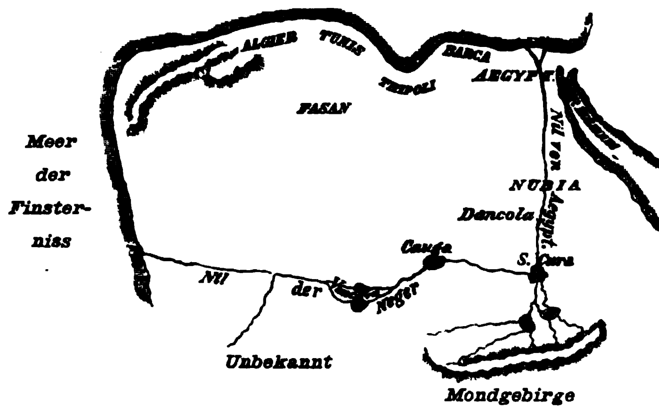
gebirge tritt jetzt hervor, liegt aber mehrere Grade südlich vom Aequator. Zwei der Seen ergießen ihr überflüssiges Wasser in einen dritten im Norden liegenden, dem der nordwärts nach Aegypten fließende Nil entströmt. Auf dieser Karte sieht man die Resultate



Karte des Ptolemäus, 150 n. Chr.

geographischer Berathungen und zahlreicher Nachfragen bei den Elfenbeinhändlern.

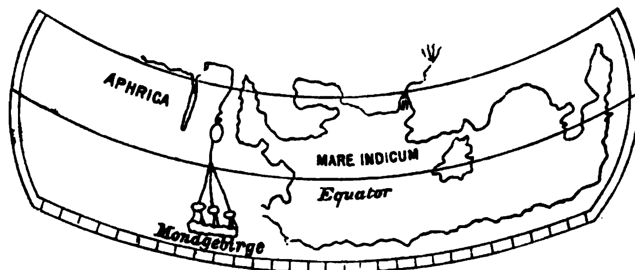
Auf der nächsten Karte sieht man, daß die Seen vier Jahrhunderte später ihre Lage verändert haben. Ehrgeizige Kartenzeichner



Centralafrika nach Edrisi, 1154.

haben bei den neuesten Reisenden Erkundigungen eingezogen, scheinen in der fernen Gegend um die Nilquellen aber nicht so gut bekannt zu sein wie die vor Edrisi lebenden Alten. Die neuesten Reisenden müssen es jedoch am besten wissen.

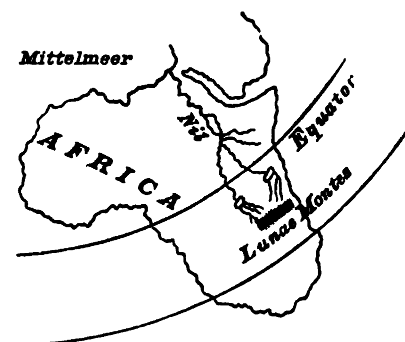
In dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren ist jedoch neues Licht verbreitet, oder ist es nur die Phantasie des Kartenzeichners? Siehe da, das „Mondgebirge“ ist wieder viele Grade südlich vom Aequator zurückverlegt, doch gibt es jetzt nur zwei Seen südlich von demselben,



Karte der Margarita Philosophica, 1503.

während der dritte eine ungeheuere Strecke über die Linie nach Norden gewandert ist.

Im Verlaufe von drei Jahren scheint Afrika etwas aus seiner Form gehämmert worden zu sein. Die drei Seen haben sich gegen-



Karte von John Ruysch, 1508.

seitig angezogen und zwischen zweien derselben beginnt das Mondgebirge Gestalt und Bedeutung anzunehmen. Die Montes Lunae haben offenbar an Höhe und Länge zugenommen; sie sind etwas gewachsen.

Ich lasse auch eine Reproduction der Karte von Sebastian Cabot aus dem 16. Jahrhundert folgen. Die Bilder von Elefanten und Krokodilen, großen Kaisern und Zwergen, welche mit ziemlich eigenthümlichem Geschmack in großer Zahl auf der Karte angebracht waren, habe ich weggelassen. Die drei Seen haben wieder ihre gerade Linie

angenommen und das Mondgebirge ist malerisch am obern Ende aller Flüsse aufgebaut, die Zeichnung des Continents deutet aber, nach der Form zu urtheilen, offenbar auf allgemeine Unsicherheit.



Karte des Sylvanus, 1511.

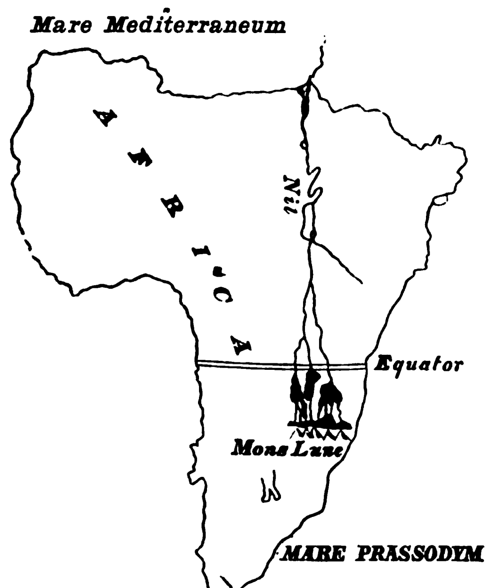
Vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ist nur sehr wenig mehr über die Nilquellen bekannt geworden. Die Karten zeigen einen entschiedenen Rückschritt infolge der entwickelten Dummheit der Zeichner. Alles, was wir seit den Tagen des alten Homer



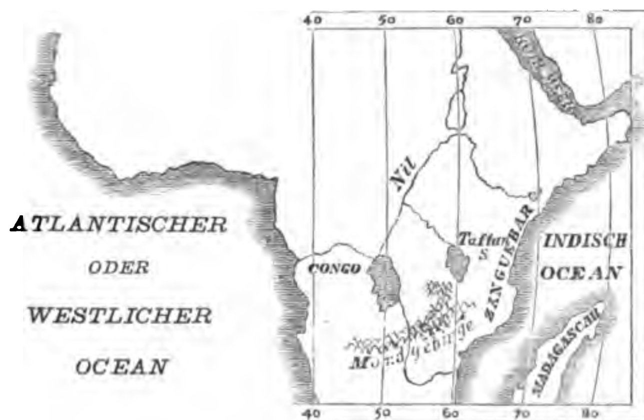
Karte des Hieronymus de Verrazano, 1529.

bis zum 17. Jahrhundert erfahren haben, ist fort, die drei Seen sind weggewischt und das Mondgebirge erstreckt sich von etwa 5° bis 10° nördlich vom Aequator und dehnt sich von 20° östl. L. bis zum Golf von Aden aus. Wir verdanken unsere Unwissenheit

einfach den Kartenzeichnern, die, sobald wir eine neue Einzelheit der Natur Afrikas entdecken, sie aus der nächsten Ausgabe wieder entfernen.



Karte Sebastian Cabot's, 16. Jahrhundert.



Die Nilquellen nach den Geographen des 16. und 17. Jahrhunderts.

Die Willkür der Kartenzeichner der Neuzeit ist ebenso groß wie die ihrer Vorgänger. Beispielsweise ist auf einer neuern Karte, welche in Deutschland als die beste betrachtet wird, eine große Bai vom

Victoria-Njansa vollständig entfernt und eine gerade Linie nimmt die Stelle der höchst interessanten und stark eingeschnittenen Küstenlinie ein, welche ich im Jahre 1875 erforscht habe. Speke's Urigi-See ist nach Osten gedrängt und im Norden verkürzt, Ukerewe vollständig in Unordnung gerathen und der Tanganika-See besitzt eine große Bai, welche nach einer Persönlichkeit benannt worden ist, die in die Fußstapfen von sechs frühern Forschern getreten ist. Der Leopold II.-See ist nur mit genauer Noth der Auslöschung entgangen, weil zwei Deutsche, Kund und Tappenbeck, sich verirrt hatten und ihn nicht finden konnten, doch hatte inzwischen ein englischer Missionar den See besucht, worauf man ihn in Ruhe ließ. Die englischen Kartenzeichner sind ebenso launenhaft.

Nachstehende Karte, welche mit den Angaben Homer's, Hipparchus', Ptolemäus' und anderer ähnlich grausame Veränderungen vornimmt, wurde 1819 von Constable, ohne Zweifel als ihm die Galle stark übergelaufen war, veröffentlicht.

Im Jahre 1818 hat Hugh Murray, ein Sammler afrikanischer Reiseschilderungen, in London ein Werk veröffentlicht unter dem Titel: „Historical Account of Discoveries and Travels in Africa", und da er alles, was die besten Autoren während 20 Jahrhunderten zu liefern vermocht haben, zusammengestellt hat, nehme ich seine Hülfe in Anspruch. Er sagt:

Herodot beweist, daß ihm der Lauf des Nils wahrscheinlich höher hinauf bekannt gewesen, als er von irgendeinem Europäer der Neuzeit verfolgt worden ist.

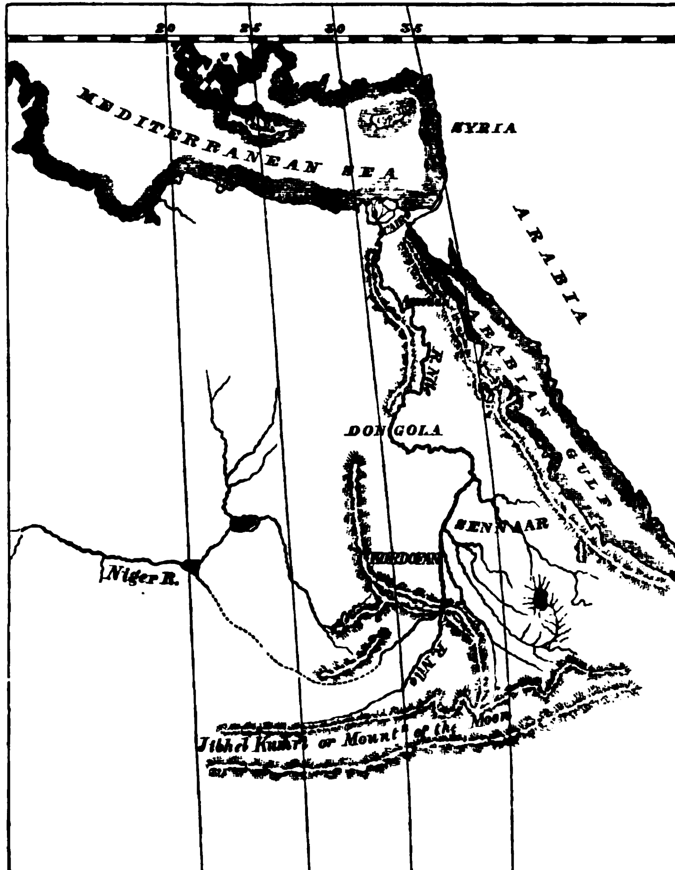
Von Elephantine am äußersten südlichen Ende von Aegypten (Assuan) bis Meroë, der Hauptstadt von Aethiopien, war eine Reise von 52 Tagen und von dort war es ebenso weit bis zum Lande der Automolos oder Verbannten*, zusammen also eine Reise von 104 Tagen. Die weiter ins Innere hinein liegenden Gegenden waren ihm nur aus der sehr kurzen Schilderung des „Ausfluges der Nassamoner" bekannt. Der Fluß, nach welchem die Reisenden geführt wurden, floß nach Osten und ist, wie man glaubt, der Niger gewesen, obwol Herodot ihn für den Nil hielt. Da durch diese Angaben festgestellt ist, daß er vom Westen herkam, scheint es selbstverständlich zu sein, daß er einer der Hauptströme war.

Eratosthenes verglich Afrika mit einem Trapez, an welchem die Mittelmeerlinie die eine, der Nil die andere, die Südküste die längste und die Westküste die kürzeste Seite bildete. Die Alten wußten so wenig von seiner Ausdehnung, daß Plinius Afrika als den kleinsten Continent und noch kleiner als Europa bezeichnete. Am Nil maßen sie daher die bewohnte Welt in Afrika, deren Grenze sie an den höchsten bekannten Punkt legten, bis zu welchem man den Fluß hinaufgefahren war. Dies wird auf etwa 3000 Stadien (500—650 km) oberhalb Meroë angegeben. Sie scheinen sehr gut gewußt zu haben, daß zwei große Flüsse aus Seen kamen und die Namen Astaboras und Astapus führten, von denen der letztere (der

* Das Land diente bis auf die Zeit Emin Pascha's demselben Zwecke.

Weiße Nil) aus dem See nach Süden strömt, durch die Sommerregen zu größter Höhe anschwillt und dann den Hauptarm des Nils bildet.

Ebenso berühmt wie die Geographische Schule des Eratosthenes war diejenige des Ptolemäus. Letztere zeigt eine Zunahme der wirklichen Kenntnisse, die jedoch nicht immer von gesundern Ansichten über unentdeckte Gegenden begleitet waren. Ptolemäus scheint der erste gewesen zu sein, der sich einen rich-



Karte des Nilbeckens,
nach einer englischen Karte aus d. J. 1819.

tigen Begriff von dem ganzen Lauf des Nils gebildet hat und seinen Quellen einen Platz in der ungeheuern Kette des Mondgebirges anweist. Dagegen versetzt er das Innere von Aethiopien viel weiter südlich bis jenseit des Aequators, beinahe bis auf die Breite von Raptum (Kilwa?).

Der Prior von Neuville les Dames et de Prevessin, der Auszüge aus dem Werke des portugiesischen Jesuitenpaters Lobo ver-

öffentlichte, hat eine hübsche Streitschrift über den Nil ausgearbeitet, aus der ich das Folgende entnehme:

Die größten Männer des Alterthums haben sich leidenschaftlich bemüht, die Quellen des Nils zu entdecken, in der Meinung, daß es nach ihrer Eroberungslaufbahn nur dieser Entdeckung bedürfe, um ihren Ruhm zu krönen. Kambyses hat bei diesen Nachforschungen viel Leute und Zeit verloren.

Als Alexander der Große das Orakel des Jupiter Ammon befragte, wünschte er zuerst zu wissen, wo der Nil entspränge, und als er sich am Indus gelagert hatte, meinte er, daß die Entdeckung ihm endlich gelungen sei.

Ptolemäus Philadelphus führte mit Aethiopien Krieg, um den Nil hinauffahren zu können. Wie aus den von Kosmas Indikopleustes gesammelten und während der Regierung des Kaisers Justinian I. copirten Inschriften ersichtlich ist, eroberte er die Stadt Axum.

Lucanus läßt Cäsar in seinen „Pharsalia" sagen, er würde gern bereit sein, seine Kriegspläne gegen sein Land aufzugeben, wenn er nur das Glück hätte, den ersten Ursprung des Nils zu sehen:

Nihil est quod noscere malim,
Quam fluvii causas per saecula tanta latentes,
Ignotumque caput, spes sit mihi certa videndi
Niliacos fontes, bellum civile relinquam.

Nero war von demselben Ruhmesdurst beseelt, da er ganze Armeen absandte, um die Entdeckung zu machen, doch gab er infolge der ihm zugekommenen Meldungen jede Hoffnung auf Erfolg auf.

Die Alten versuchten daher, nachdem sie vergeblich nach den Nilquellen geforscht hatten, ihre Unwissenheit hinter Geheimnissen zu verbergen, die sie als Fabeln erzählten. Selbst den Auslegern der Heiligen Schrift geht dieser Mangel nicht ab, da sie in Aethiopien kein anderes Land kannten als Afrika; sie meinten, daß der im 1. Buche Mosis erwähnte Gihon der Nil sei, weil sie nicht im Stande waren, die Heilige Schrift zu bestreiten, in welcher gesagt wird, der Gihon entspringe im irdischen Paradiese und bewässere das Land Chus; er führe unter dem Meere und der Erde durch, um in Aethiopien wiederzuerscheinen. Wieviel gescheite Männer haben sich bemüht, diese Fabeln aufzuklären und wieviel verschiedene Systeme sind aufgestellt worden! Der Bischof von Avranches behauptet in seinen „Abhandlungen über das irdische Paradies", der Gihon sei ein östlicher Arm des Euphrat und fließe vom Lande Eden dem Lande Chus, jetzt Chiseslam, entlang. Er fügt hinzu, daß Homer erkläre, er stamme vom Jupiter her und heiße Δητετῆ; daher komme es, daß Plautus, wenn er von einem Flusse spricht, dessen Namen er nicht nennt, sagt, er habe seinen Ursprung im Himmel unter dem Throne Jupiters. Die Aegypter, Aethiopier, Abessinier und Gymnosophisten haben sich, nachdem sie herausgefunden hatten, daß der Fluß göttlichen Ursprungs sei, verpflichtet gefühlt, die alten Irrthümer, sogar die abgeschmacktesten derselben, beizubehalten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Aegypter, nachdem die Dichter dem Nil einen himmlischen Ursprung gegeben haben, ihm Tempel erbaut, Altäre errichtet, Festlichkeiten zu seinen Ehren veranstaltet und ihn schließlich unter dem Namen Osiris angebetet haben, weil sie ihm die Fruchtbarkeit ihres Landes verdanken.

Die Juden und Mohammedaner, welche sich in Bezug auf Abgötterei sehr fernstehen, haben das Wasser des Nils für heilig und geweiht gehalten, und die

Agau, die in der Umgebung der Quellen des Flusses leben, bringen ihm, obwol sie in der christlichen Religion unterrichtet sind, noch jetzt Opfer dar, sodaß also Halsstarrigkeit und Eitelkeit den von der Unwissenheit eingeführten Aberglauben und Götzendienst stützen.

Der Nil hat seinen Namen nach den Zeiten und Orten verändert. „Nec ante Nilus, quam se totum aquis concordibus rursus junxit. Sic quoque etiamnum Siris, ut ante, nominatus per aliquos in totum Homero Aegyptus, aliisque Triton.“ Plinius behauptet nicht, wie andere gesagt haben, daß der Nil den Namen „Aegypten“ zuerst geführt und den von ihm auf seinem Laufe nach dem Meere entwässerten Ländern gegeben habe, und erwähnt auch nicht, ob er nach dem Namen des Landes benannt worden sei, wie Flüsse häufig ihren Namen nach denjenigen Ländern erhalten, welche sie durchströmen. Hesychius erzählt, der Nil habe anfänglich Aegypten geheißen und seinen Namen dem Lande gegeben. Αἴγυπτος, ὁ Νεῖλος ὁ ποταμὸς ἀχ΄ οὗ καὶ ἣ χαρὰ ὑπὸ τοὺς νεωτεροῦς Αἴγυπτος ἐπωνομασμένος. (Aegyptus, Nilus fluvius a quo regio a recentioribus Aegyptus est appelata.) Nichtsdestoweniger ist Aegypten nicht der erste Name, unter welchem der Fluß bekannt war; früher hieß er Oceanus, dann Aetus oder Aquila, darauf Aegyptus; später wurde er wegen dieser drei Namen Triton genannt, und schließlich war er sowol den Griechen wie den Lateinern als Nil bekannt. Nach Plinius führt er den Namen Syris, weil er durch das Land Syene fließt. Die Aegypter, welche sich ihm für die Fruchtbarkeit ihres Landes und aller Producte des letztern verpflichtet fühlen, haben ihn den Heiland, die Sonne, den Gott und zuweilen auch den Vater genannt. In der Sprache der Aethiopier, die von den Gebildeten gesprochen wird, heißt er Gejon; man glaubt, daß er wahrscheinlich nach dem Namen des Gihon so genannt wird, von dem Moses in seiner Beschreibung des irdischen Paradieses spricht, bezüglich dessen es heißt: „Et nomen fluvii fecundi Gihon; ipse qui circumit omnem terram Aethiopiae.“ Vatable sagt bei der Erklärung des Wortes Kuseh oder Aethiopien, dies müsse das östliche Aethiopien bedeuten, „de Aethiopia Orientali intelligit“. Der Nil oder Gejon umfaßt nicht das ganze Aethiopien oder das ganze Abessinien, sondern nur denjenigen Theil, der das Königreich Gojam bildet.

Man wird aus diesen kurzen Andeutungen ersehen, wieviel falsche Hypothesen und unrichtige Behauptungen über diesen Gegenstand aufgestellt worden sind, indessen gibt es noch Leute, welche so hartnäckig an dem Alten festhalten, daß sie denen keinen Glauben schenken wollen, die an Ort und Stelle gewesen sind und, weil sie sich mit eigenen Augen überzeugt haben, alles beseitigen könnten, was die Alten in dieser Hinsicht geschrieben haben. Es war schwierig und sogar unmöglich, den Lauf des Nils bis zu seinen Quellen hinaufzufahren; diejenigen, welche es unternahmen, sind stets durch die Katarakte aufgehalten worden und haben, weil sie daran verzweifelten, daß es ihnen oder andern gelingen könnte, tausend Geschichten erfunden. Ich will noch hinzufügen, daß die Griechen und Römer, die einzigen, denen wir unsere Kenntnisse entlehnt haben, niemals ihre Waffen nach jener Seite hinübergeführt haben; daß sie niemals von den vielen barbarischen Völkern, welche an dem großen Flusse leben, auch nur haben sprechen hören; daß das Land, wo der Nil entspringt, und die ganze Umgebung nur von wilden, barbarischen Leuten bewohnt werden, und daß, um dorthin zu kommen, schreckliche Berge zu überschreiten sowie undurchdringliche Wälder und Wüsten mit wilden Thieren, die kaum etwas Nahrung finden, zu passiren sind. Wenn diejenigen aber, welche so viele Versuche zur Entdeckung der Nilquellen gemacht

haben, durch das Rothe Meer gegangen wären, würden sie vielleicht mit weniger Mühen und Kosten gefunden haben, was sie suchten.

Nachdem wir gehört haben, was die alten Griechen und Römer von den Quellen des Nils gesagt und gedacht haben, wollen wir nun auch sehen, was man von den Arabern erfahren kann.

Nachstehende Auszüge sind ein Theil einer Handschrift, die sich im Besitze Sr. Exc. Ali Pascha Mubarek, des jetzigen Ministers für den Oeffentlichen Unterricht in Aegypten, befindet. Der Name des Compilators ist nicht angegeben, nur das Datum 1098 der Hedjra, d. i. 1686 n. Chr. Die Uebersetzung ist von Herrn Vandyck, Lehrer der englischen Sprache an den Staatsschulen in Kairo, besorgt worden.

Abu el Fadel, der Sohn des Kadama, sagt in seinem Buche, „daß die Zahl aller Flüsse in bewohnten Ländern 228 sei. Einige fließen wie der Nil von Süden nach Norden, andere von Osten nach Westen, noch andere von Norden nach Süden, und wieder andere, wie der Euphrat und Gihon, in mehr als einer dieser Richtungen“. Er sagt ferner: „Was den Nil anbetrifft, so kommt er von dem Gebirge von Gumr (Kamar) jenseit des Aequators aus einer Quelle, aus der zehn Flüsse strömen, von denen je fünf in einen See fließen; aus jedem dieser beiden Seen strömen zwei Flüsse und diese vier Ströme vereinigen sich dann zu einem einzigen großen See in der ersten Zone, aus welchem der Nil kommt.“

Der Verfasser des Buches „Der Wunsch des Forschers“ bemerkt, dieser See heißt der See von Likuri*, nach dem Namen eines Stammes, der um einen See im Sudan lebt, sehr barbarisch ist und zu den Kannibalen gehört. Diesem See entströmen der Garna und der abessinische Fluß. Nachdem der Nil diesen See verlassen hat, durchschneidet er das Land Likuri und dann das Land der Mennan, eines andern sudanesischen Stammes, zwischen Chartum und Nubien.

Nachdem er Dongola, die Hauptstadt Nubiens, erreicht hat, wendet er sich nach Osten und kommt dann nach der zweiten Zone. Hier sind die Ufer von den Nuba bewohnt; der Fluß hat viele große, bebaute Inseln mit Städten und Dörfern, und die Boote der Nuba kommen flußabwärts bis zu diesem Punkte, während die Fahrzeuge von Oberägypten flußaufwärts bis hierher gelangen. Es liegen dort zerrissene Felsen, welche das Passiren der Schiffe verhindern, ausgenommen bei hohem Wasserstande. Der Nil strömt dann nordwärts und kommt bei Assuan vorbei nach Oberägypten, wo er zwischen zwei Bergketten, welche das ägyptische Gebiet im Osten und Westen begrenzen, durchpassirt, bis er Fostat erreicht; von dort fließt er eine Tagereise und theilt sich dann in zwei Arme, von denen der eine sich bei Damiette ins Mittelmeer ergießt und der östliche Fluß heißt, der andere, der Hauptnil, aber weiterströmt, bei Rosetta ins Mittelmeer mündet und der westliche Arm genannt wird.

Die Länge des Nils von seiner Quelle beträgt 3748 Parasangen. Er soll vier Monate durch unbewohnte Gegenden, zwei Monate durch sudanesisches Gebiet

* Der Victoria-Njansa, der See von Likuri, so genannt nach einem noch jetzt vorhandenen Stamme Namens Wakuri oder Wakori am Nordufer des Sees. Vgl. „Das Leben des Bischofs Hannington“. Dieser Wakuri-Stamm ist möglicherweise ein Ueberbleibsel einer einst mächtigen Nation.

und einen Monat durch moslemitisches Territorium fließen. Kein anderer Fluß ist, während alle übrigen ihren niedrigsten Stand haben, im Steigen begriffen, außer dem Nil, der in der trockenen Jahreszeit steigt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses, des Löwen und der Jungfrau steht.

Der Nil soll Nebenflüsse haben. Einige behaupten, daß sein Steigen die Folge des im Sommer schmelzenden Schnees ist und dasselbe je nach der Menge des gefallenen Schnees größer oder geringer sei. Andere sagen, das Steigen entstehe durch die verschiedene Richtung des Windes; d. h. beim Wehen starken Nordwindes werde das Mittelländische Meer aufgeregt und das Wasser des Nils zurückgetrieben, sodaß es das Land überflutet; und wenn der Südwind weht, höre das Mittelmeer auf zu stürmen, und das aufgeregte Wasser fließe wieder ab.

Andere behaupten, das Steigen werde durch Quellen am Ufer verursacht, die von Reisenden gesehen worden sind, welche den höchsten Punkt erreicht haben.

Noch andere behaupten, daß der Nil von Schneebergen herabkomme, welche das Kaf-Gebirge genannt werden. Der Fluß passire durch das Grüne Meer und über Gold-, Silber-, Smaragd- und Rubinenminen, fließe bis ins Unendliche weiter, bis er den See von Singh (Sansibar) erreiche; würde das Wasser sich nicht ins salzige Meer ergießen und sich mit diesem vermischen, dann könnte es seiner großen Süßigkeit wegen gar nicht getrunken werden.

Bezüglich der Ableitung des Wortes „Gumr" bestehen Meinungsverschiedenheiten. Die einen behaupten, es müsse ausgesprochen werden wie „Kamar", was den Mond bedeutet, dagegen erklärt der Reisende Ti Farschi, der Berg werde mit diesem Namen benannt, „weil das Auge von der großen Helligkeit geblendet werde". Der Berg Gumr dehnt sich auf beiden Seiten nach Osten und Westen bis in unbewohntes Gebiet aus. In der That ist die ganze Gebirgskette an ihrem südlichen Abhange unbewohnt. Sie hat Gipfel, die hoch in die Luft aufsteigen und andere, die niedriger sind. Einige haben gesagt, daß gewisse Leute dieses Gebirge erreicht, es bestiegen und auf der andern Seite hinabgeblickt hätten, wo sie ein unruhig bewegtes Meer, so dunkel wie die Nacht, sahen. Das Meer würde von einem weißen Strom, so hell wie der Tag, durchschnitten, welcher von Norden her ins Gebirge hineingehe und bei dem Grabe des großen Hermes vorbeipassire. Hermes ist der Prophet Idrisi (Enoch).

Wie es heißt, hat Idrisi dort einen Dom gebaut. Einige behaupten, es hätten Leute den Berg bestiegen und einer von ihnen habe begonnen zu lachen und in die Hände zu klatschen* und sich auf der andern Seite hinabgestürzt. Die übrigen fürchteten sich, von demselben Unfall betroffen zu werden und kehrten deshalb wieder um. Wie es heißt haben diejenigen, welche dabei waren, hellen Schnee gesehen, welcher wie weißes Silber im Lichte glänzte.** Wer sie anblickte, wurde von ihnen angezogen und festgehalten, bis sie starben, und diese Kunst heißt „menschlicher Magnetismus".

Wie ferner erzählt wird, hat ein gewisser König eine Expedition ausgesandt, um die Nilquellen zu entdecken. Dieselbe erreichte Kupferberge, und als die Sonne aufging, wurden die Strahlen so stark zurückgeworfen, daß die Leute verbrannten.

---

* Ich habe nicht erfahren, ob Lieutenant Stairs sich bei der Besteigung des Berges einer solchen Extravaganz schuldig gemacht hat.

** Genau wie die Beschreibung dessen, was den Wahuma-Hirten zufolge auf dem Ruwenzori zu sehen sein soll.

Andere behaupten, der Gumr sei ein Berg auf einer Insel desselben Namens. Gegenüber liege das Land Serendib*, das 4 Monate Reise lang und 20 Tagereisen breit sei; von dem Berge komme der Gimre genannte Vogel.

Der Verfasser des Buches „Der Zeitspiegel" berichtet: „Hamid, der Sohn des Biktiari, habe erzählt, die Quelle, welche die erste aller Quellen sei, liege im Berge Gumr. Von dieser Quelle gehen zehn Flüsse aus, von denen einer der Nil ist. Die Leute behaupten, derselbe durchschreite die erste Zone, komme dann in die zweite und seine Länge von der Quelle bis zum Mittelmeer betrage 3000 Parasangen. Einige Leute haben gemeint, die Quelle sei die Ursache des Steigens des Wassers, während andere behaupten — und das ist am wahrscheinlichsten —, daß der Grund in dem Ueberfluß an Regen und den Bergströmen in Abessinien und Nubien liege; das späte Steigen in Aegypten sei eine Folge der weiten Entfernung. Alle übrigen Flüsse strömen nach Süden, bis auf den Nil, der nordwärts fließe, wie der Orontes in Nord-Syrien bei Hamath."

Ti Farschi sagt, „einige Astronomen behaupteten, daß der Nil von $11\frac{1}{2}$° jenseit des Aequators komme und nach Damietta und Alexandria auf 30° nördl. Br. fließe. Nach ihrer Behauptung beträgt die Entfernung von der Quelle bis zur Mündung fast $142\frac{1}{3}$°, sodaß die Länge des Flusses mit allen Windungen 15800 km betragen würde. Derselbe winde sich stark nach Osten und Westen."

Achmed, der Sohn Ti Farschi's, erzählt in seiner Beschreibung des Nils: „Die Geschichtschreiber behaupten, Adam habe seinem Sohne Seth den Nil vermacht, der im Besitze dieser Kinder der Prophezeihung und Religion geblieben sei; sie seien nach Aegypten (oder Kairo) hinabgekommen, wo sie den Fluß Lul genannt hätten, und hätten auf den Bergen gewohnt. Nach ihnen sei ein Sohn Kinaan, dann dessen Sohn Mahalil, dann dessen Sohn Jaud, dann dessen Sohn Hamu, dann dessen Sohn Hermes gekommen — dies sei Idrisi der Prophet.** Idrisi habe begonnen, Gesetz und Ordnung im Lande herzustellen. Der Nil pflegte auf sie herabzukommen und sie seien vor den Wassern auf die großen Berge und das höhere Land geflohen, bis der Fluß wieder fiel, worauf sie alles Land, was kahl geblieben war, bepflanzten. Idrisi habe die Leute von Aegypten gesammelt und sei mit ihnen zu dem ersten Strom des Nils gezogen*** und habe die Ausgleichung des Landes und Wassers unternommen, indem er das hohe Gebiet niedriger machte und das niedrige erhöhte, sowie noch sonstige Arbeiten gemäß der Wissenschaft der Astronomie und Vermessungskunst verrichtete. Idrisi sei der erste gewesen, der über diese Wissenschaften gesprochen und Bücher geschrieben habe. Dann zog er nach Abessinien und Nubien und sammelte die Leute und vergrößerte oder verringerte die Länge des Strombettes des Nils, je nachdem dieser zu rasch oder zu langsam floß. Er berechnete sogar das Volumen des Wassers und die Geschwindigkeit der Strömung. Er war der erste, der die Strömung des Nils bis Aegypten regulirte. Wie es heißt, wurde Idrisi zur Zeit des Am-Kaam, eines der Könige von Aegypten, gen Himmel geführt, und da er das Kommen der Flut voraussah, blieb er auf der andern Seite des Aequators und baute dort auf den

* Madagaskar.

** Enoch.

*** Ich möchte wissen, ob dieser berühmte Idrisi identisch ist mit dem Patriarchen Kintu in der Legende der Waganda. Vgl. mein Werk: „Durch den dunkeln Welttheil".

Abhängen des Berges Gumr einen Palast.* Er stellte ihn aus Kupfer her und fertigte 85 kupferne Statuen an, durch deren Mäuler das Wasser des Nils strömte, der dann in einen großen See und von dort nach Aegypten floß."

Idiar el Wadi sagt: „Die Länge des Nils ist zwei Monate Reise auf moslemitischem Gebiet und vier Monate in unbewohntem Lande. Die Quelle liegt auf dem Berge Gumr jenseit des Aequator, der Fluß kommt aus der Dunkelheit, strömt dem Licht entgegen und fließt dem Fuße des Berges Gumr entlang."

Mohammed, der Prophet Gottes, sagt:

„Der Nil kommt aus dem Garten des Paradieses, und wenn ihr ihn untersuchen würdet, wo er ihn verläßt, würdet ihr Blätter aus dem Paradiese in ihm finden."

Der oben erwähnte König Am-Kaam ist Hermes I. Die Teufel trugen ihn nach diesem Berge, der Gumr heißt, und dort sah er, wie der Nil aus dem Schwarzen Meer strömt und in den Berg Gumr hineinfließt. König Am-Kaam baute auf den Abhängen des Berges einen Palast, der 85 Statuen hatte, zu denen er alles Wasser, das von diesem Berge fließt, hinleitete; er führte es durch gewölbte Gänge, bis es die Statuen erreicht und in bestimmten Mengen mit genau berechnetem Kubikinhalt aus den Mäulern fließt. Dann strömt es in vielen Flüssen weiter, bis es den großen Mittelsee** erreicht. Rund um diesen See liegt das Land des Sudan mit seiner großen Stadt Garma. In diesem großen See ist ein Berg, der quer hindurchführt und sich außerhalb des Sees nach Nordwesten ausdehnt.*** Von diesem Berg fließt der Nil einen Monat Reise und theilt sich dann in dem Lande Nubien; der eine Arm geht nach dem fernen Westen und an diesem liegt der größere Theil des Landes, welches der Sudan genannt wird, während der andere nach dem Lande Aegypten hinabfließt und sich jenseit Assuan wieder in vier Arme theilt und sich so bei Damietta und Alexandria ins Meer ergießt. Wie es heißt, strömen drei von diesen Armen in das Mittelmeer, während der vierte in den Salzsee mündet und von dort nach Alexandria fließt.

Die Flüsse Sihon, Gihon, Nil und Euphrat sollen alle in einem Dom von grünem Jaspis auf einem Berge entstehen, der in der Nähe des dunkeln Sees† liegt. Das Wasser ist süßer als Honig und wohlriechender als Moschus, doch verändert dasselbe sich im weitern Laufe des Flusses.

Scheich Izz Edin, der Sohn des Ibn Gamar, sagt in seinem Werke über Medicin (ich habe von dem eigenhändigen Manuscript copirt), daß die Quelle des Nils auf dem Berge Gumr etwa 11° 20′ jenseit des Aequators liege. Von diesem Berge gehen zehn Flüsse von verschiedenen Quellen aus; je fünf davon fließen in einen großen runden See, welcher 57° von dem äußersten Ende des unbewohnten Landes im Westen und 7° 31′ von dem Aequator nach Süden entfernt ist. Beide Seen sind gleich und haben einen Durchmesser von 5°. Aus jedem der beiden Seen fließen zwei Flüsse, welche sich in einen großen See in der ersten Zone ergießen, der von dem unbewohnten Lande des Westens 53° 30′ entfernt ist und 2° nördlich vom Aequator liegt. Jeder dieser vier Flüsse ergießt sich getrennt in den großen See, den nur ein einziger Fluß wieder verläßt, und das ist der Nil. Er

* Genau so wie in der Legende von Kintu, nur mit mehr Einzelheiten.

** Der Albert-See.

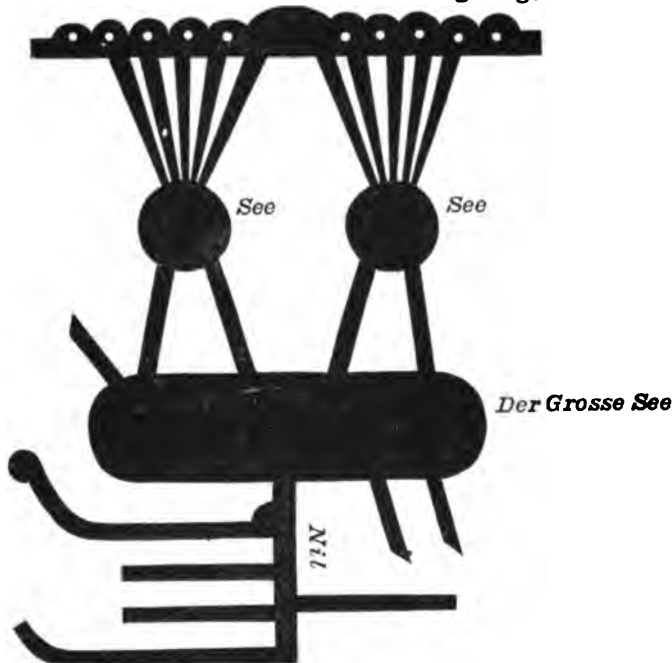
*** Der Berg Adjif (?). Wenn der See 15 m höher läge, könnte dieser Berg so beschrieben werden.

† Der Albert-Edward-See (?).

läuft durch das Land nach Nubien und vereinigt sich dort mit einem andern Flusse, dessen Quelle in einer andern Gegend in der Nähe des Aequators liegt und der aus einem großen See kommt, welcher einen Durchmesser von 3° hat und von den Grenzen des unbewohnten Landes im Westen 71° entfernt ist.

Nachdem der Fluß die Stadt Kairo passirt hat, erreicht er eine kleinere Stadt Namens Schatanuf, wo er sich in zwei Arme theilt, die beide in dieses salzige Meer fließen und von denen der eine der Rosetta-, der andere der Damietta-Fluß heißt. Dieser Fluß erreicht auch Mansura, wo sich ein Arm Namens Aschmun von ihm

DJEBEL GUMR ODER KAMMAR



Das Mondgebirge. — Massudi, II. Jahrhundert.

abzweigt; letzterer ergießt sich dort in einen See, während der übrige Fluß in der Nähe von Damietta ins Meer mündet. Vorstehend gebe ich einen Plan des Berges Gumr.

Der Geschichtschreiber El Gahez sagt in seiner Länderbeschreibung: „Die Quellen des Flusses Sindh* und des Nil liegen an einer Stelle; er sei zu dieser Ueberzeugung gekommen, weil die beiden Flüsse zur selben Zeit steigen, man in beiden das Krokodil finde und die Art der Cultur des Landes bei beiden dieselbe

* Vielleicht meint er Sing oder die Ostküste, genannt Singiber, Sandjibar, Sansibar.

sei." Der Geschichtschreiber Maschi sagt in seiner Geschichte Aegyptens, im Lande Tegala lebe ein sudanesischer Stamm desselben Namens, in dessen Land Gold aus der Erde wachse; der Nil spalte sich dort und werde zu zwei Flüssen; der eine sei der Nil Aegyptens, der andere sei grün, fließe ostwärts, durchschneide den Salzsee bis zum Landungsplatze von Sindh und werde Meharaam genannt.

Der See, in den das Wasser fließt, heißt Biliha.* Ein Theil des Nils fließt nach dem Sudanlande, wendet sich dann ostwärts von Kusseb und geht darauf an einem der Berge dieses Landes vorbei und kommt beim Aequator wieder heraus. Dort ergießt er sich aus einem See und setzt den Weg westwärts nach dem Lande Laknur fort und von da nordwärts, bis er in das große Meer fließt. Dann strömt er nach dem Lande Abessinien, darauf nach dem Lande Sudan und nun ostwärts von Dongola, bis er zu den Katarakten von Assuan gelangt, von wo er ins Mittelmeer fließt.

Makrisi sagt, „es besteht keine Meinungsverschiedenheit; der Nil kommt vom Berge Gumr". Er berichtet ferner: „Merka-Il, der Sohn Dubar-Il's, der Sohn Garabat's, der Sohn Asfusan's, der Sohn Adam's, habe, als er mit einer Anzahl Leute vom Stamme Arabat nach Aegypten gekommen sei, sich dort niedergelassen und Assus und andere Städte gebaut; sie hätten den Nil gegraben, bis sie das Wasser zu sich geleitet hätten, weil es vorher nicht regelmäßig geflossen sei, sondern sich über das Land bis zum Gebiet des Königs Mekronse von Nuba ausgebreitet habe. Sie regulirten den Lauf des Nils und leiteten von demselben mehrere Flüsse ab nach den von ihnen erbauten Städten. Sie führten auch einen Strom nach der Stadt Susan, und dann, nachdem die Erde von der Sündflut befreit und die Zeit vergangen war bis zu den Tagen Berdaschir's, des Sohnes Bsar's, des Sohnes Ham's, des Sohnes Noah's, wurde das Bett des Nil, das durch die Sündflut vollständig zerstört war, zum zweiten male regulirt." Dagegen sagt der Geschichtsschreiber Ibn Wasifscha: „Als Berdaschir regierte, welcher zuerst Priester wurde, sich mit Magie beschäftigte und sich unsichtbar zu machen pflegte, schickte er den Prinzen Hermes nach dem großen See**, aus dem die Wasser des Nils fließen. Auch heißt es, daß er den Strom regulirte, weil derselbe an einigen Stellen überzutreten pflegte, an andern aber nicht."

Was den Ort betrifft, wo sich die kupfernen Statuen befinden, so enthält derselbe 58 Figuren; Hermes sammelte das Wasser, das aus dem Nil strömt, und führte es durch gewölbte Gänge und Aquäducte nach diesen Statuen, sodaß es erst zu diesen Figuren floß und dann vom Berge Gumr herabkam; darauf wieder unter der Mauer durchströmte und endlich durch die Mäuler der Statuen herauslief. Er regulirte und maß die ausströmende Wassermenge, sodaß gerade so viel herauskam, wie für das Land in Aegypten gebraucht wurde, nämlich so viel, daß das Wasser nur 18 Cubitus von je 32 Finger Breite stieg. Wäre das nicht geschehen, dann würde der Nil alle von ihm durchströmten Länder zu Morästen machen.

El Welid, der Sohn Romah's des Amalekiters, war im Stande, zur Entdeckung der Nilquellen auszuziehen. Er brauchte drei Jahre, um die Expedition vorzubereiten, brach dann mit einer großen Armee auf und vernichtete alle Stämme, die er traf. Er kam durch die Völker des Sudan und das Goldland, wo er die goldenen Stöcke aus dem Boden emporsprossen sah. Er setzte die Reise fort,

---

* Batua (?), nach den Zwergen.

** Der Albert-See.

bis er den großen See* erreichte, in den der Nil strömt, der von den unter dem Berge Gumr hervorkommenden Flüssen gebildet wird. Er ging dann weiter, bis er zum Sonnentempel kam und passirte ihn, worauf er den Berg Gumr oder Kamar erreichte, der sehr hoch ist. Er sagt, der Berg werde Gumr genannt, weil der Mond nur ihn bescheine, da er außerhalb des Aequators liege.** Er sah den Nil unter dem Berg Gumr hervorströmen und von den Flüssen des Berges Kaf hervorkommen. Nachdem der Fluß den Aequator überschritten hat, vereinigt er sich mit den Wassern eines Stromes, der aus der Gegend von Tekraan*** in Indien kommt; die Quelle kommt unter dem Berg Gumr hervor und fließt in jener Richtung. Der Fluß Tekraan soll wie der Nil sein; er steigt und fällt zur selben Zeit und hat Krokodile und Fische ähnlich wie diejenigen im Nil.

Einige Leute haben behauptet, sie hätten, als sie dort gewesen seien, weder Sonne noch Mond gesehen, sondern das einzige Licht sei der Abglanz des allgütigen Gottes gewesen, so hell wie das Sonnenlicht.

Andere Forscher haben behauptet, daß alle vier Flüsse, Gihon, Sihon, Euphrat und Nil, von einer Quelle stammen und aus einem Dom im Goldlande, welches jenseit des dunkeln Sees liegt, kommen, daß das Land einen Theil der zum Paradies gehörenden Gegenden bildet und der Dom aus Jaspis besteht. Sie sagen auch, daß Hyad, eins der Kinder von Is, Gott gebeten habe, ihm das äußerste Ende zu zeigen. Gott habe ihm Macht gegeben, er sei über den dunkeln Fluß gegangen und habe seine Füße auf das Wasser gesetzt, ohne daß dies an denselben haftete, bis er zu dem Dom gekommen sei. Diese Legende habe ich dem Buche El Makrisi's entnommen.

Die beste Beschreibung, welche ich zu entdecken vermocht habe, ist von Scheabeddin, einem arabischen Geographen, der um das Jahr 1400 n. Chr. geschrieben hat:

Die Insel Mogreb (Afrika) liegt mitten in der See mit Wasser auf allen Seiten. Nach Osten ist sie von dem Meer von Kulzum (dem Rothen Meer), nach Süden und Westen von dem Ocean begrenzt, dessen Ausdehnung und Grenzen nur Gott kennt; im Norden bildet die Grenze das Meer von Chars, welches dasselbe ist, auf dem die Franken bei der Landung an der Küste von Syrien ins Heilige Land kamen.

In der Mitte der Insel Mogreb liegen die Wüsten der Neger, welche das Land der letztern von denen der Berber trennen. Auf dieser Insel befindet sich auch die Quelle jenes großen Flusses, der auf der Erde seinesgleichen nicht hat. Er kommt vom Mondgebirge, das jenseit des Aequators liegt. Von diesem Berge kommen viele Quellen, die sich in einen großen See vereinigen. Aus diesem See fließt der Nil, der größte und schönste Fluß der Welt. Viele Flüsse, welche sich von diesem großen Strome abzweigen, bewässern Nubien und das Land der Djenawa. Der Fluß schneidet den Aequator horizontal, fließt durch Abessinien, das Land Kuku, kommt nach Syene, durchschneidet Aegypten seiner ganzen Länge nach und ergießt sich dann zwischen Tunis und Damietta ins Meer.

---

* Der Albert-See.

** Wegen des Nebels (?).

*** Turkan.

Abul Hassan Ali, ibn el Hassan, ibn Ali el Masudi, der in Bagdad geboren war und im Jahre 955 n. Chr. nach Aegypten kam, wo er seine Rechnung mit der Welt abschloß, schreibt:

Ich habe in einer Geographie einen Plan des Nils gesehen, der von dem Mondgebirge — Djebel Kumr — herunterfließt.

Die Wasser strömen aus zwölf Quellen hervor und fließen in zwei Seen, wie die Teiche von Bussora. Nachdem sie diese Seen verlassen haben, vereinigen sie sich wieder und strömen durch ein sandiges und gebirgiges Land hinab.

Der Lauf des Nils geht durch den Theil des Sudan, der in der Nähe des Landes Sendj — Sansibar — liegt.

Als ich die Abschrift dieser interessanten alten Legenden beendet hatte, sagte ich im stillen zu mir: „Wie es diesen alten Schriftstellern gegangen ist, so wird es auch mir gehen. Weshalb war ich denn klüger? Ich habe alle Arbeiten und jedes richtige Werk berücksichtigt, daß dafür ein Mensch von seinem Nachbar beneidet wird! Deshalb haßte ich das Leben, da die Arbeit, die bei hellem Tageslicht gethan wird, mir unangenehm ist — weil alles Eitelkeit und Seelenqual ist."

Nachstehendes ist von Sr. Exc. dem Grafen von



Englische Karte des Nilbeckens bis 4° südl. Br.).

Landburg, Generalconsul für Schweden und Norwegen in Kairo, freundlichst übersetzt worden.

Chams ed-din Abu Abd Allah Mohammed ed Dimachge (geboren 1256 n. Chr., gestorben December 1336 [31]) sagt in seiner von Professor Mehren in St. Petersburg (1866) herausgegebenen Geographie, „Mukhbat ed-dahr fê Ajaîb al-barr wal-bahr" (S. 88) in dem Kapitel, welches die vier Flüsse des Paradieses behandelt:

„Die Gelehrten behaupten hiervon, daß der ägyptische Fluß Namens Nil der Fluß Nubiens sei. Seine Quellen befinden sich im Mondgebirge, welches das bewohnte Land im Süden des Aequators und das draußen liegende von den südlichen unbekannten Ländern trennt, von denen man keine Kenntniß hat. Die Quellen sind zehn Flüsse, welche in zehn Thälern zwischen hohen Bäumen und festem Sand rasch dahinströmen. Die Entfernung von dem am weitesten entfernten nach Westen beträgt etwa 15 Tage und alle fließen zusammen in zwei Seen, welche 4 Tage voneinander entfernt sind. Die Ausdehnung des östlichen Sees mit allen seinen Inseln und Bergen ist ungefähr 4 Tage für den, der rund herumgeht, und die Ausdehnung des westlichen ist ungefähr fünf Tage für den, der rund herumgeht, und an beiden Seen und in dem Lande, welches zwischen den erwähnten beiden Strömen liegt, sind die wilden Stämme des Sudan, deren Natur derjenigen der Thiere ähnlich ist. Sie essen jeden, den sie erschlagen, und wer jemand von einem andern Stamme fängt, tödtet und ißt ihn, wie man Wild ißt. Die Lage dieser Seen ist 50—56° Länge von den Quellen des Flusses und 6—7° Br. südlich vom Aequator. Der östliche See heißt Kuku oder Tamim es-Sudanese, der westliche Damâdim und Galjûr und Hajami. Weiter fließen aus jedem der beiden Seen vier Flüsse, welche durch bevölkerte Thäler strömen, in denen die Sudanesen ihre Niederlassungen haben. Diese Flüsse fließen in der Nähe des Aequators bis 7° Br. und vereinigen sich dann zu einem langen, großen See, der Djawas und el Djamia (arabisch = der Sammler) heißt und auch Kuri* der Sudanesen genannt wird. Sein Umfang mit den Inseln Djawas und Kuri, die von den Sudanesen bewohnt werden, beträgt etwa 6 Tage. Aus diesem See strömen drei große Flüsse. Der eine fließt nach Westen und heißt Rhâna; ein anderer wendet sich nach Süden und dann nach Osten und wird ed Damadim oder Magid Schu der Neger genannt, und der dritte ist der Fluß Nubiens und führt den Namen Nil. Sein Lauf geht nach Norden, bis er ins Mittelmeer mündet, während der Damadim nach dem südlichen Meere und der Rhâna nach dem westlichen Ocean strömt."

---

* Nach dem noch heute vorhandenen Stamm der Wakuri oder Bakuri am nördlichen Ufer des Victoria-Sees.

Dreißigstes Kapitel.

Der Ruwenzori oder Wolkenkönig.

Neuere Reisende, welche die Kette nicht gesehen haben. — Die classische Geschichte der Kette. — Die Gebirgskette im Jahre 1887 vom Berge Pisgah aus von uns gesehen. — Die Zwillingskegel und der schneebedeckte Berg, im Jahre 1888 und im Januar 1889 von uns gesehen. — Beschreibung der Kette. — Das Semliki-Thal. — Eine ziemlich zutreffende Beschreibung der Form des Ruwenzori. — Der Hauptabfluß aus den Schneeregionen. — Die üppige, fruchtbare Gegend des Awamba-Waldes oder Semliki-Thals. — Schutz vor den Winden. — Seltsame Neuheiten in Pflanzen im Awamba-Walde. — Die Ebenen zwischen Mtsora und Muhamba. — Veränderung des Klimas und der Vegetation bei Annäherung an den südlichen Fuß des Ruwenzori. — Gemüthsbewegungen beim Anblick des Ruwenzori. — Der Grund, weshalb so viel Schnee auf dem Ruwenzori zurückgehalten wird. — Abwärtsbewegung der Schneefelder und großen Trümmerhaufen. — Kurze Blicke auf den stolzen Regenerzeuger oder Wolkenkönig. — Die Eindrücke der himmelhohen Grate und schneebedeckten Firne des Ruwenzori auf uns.

Nach den Geschichten aus den alten Zeiten wollen wir jetzt die Ruwenzori-Kette schildern, wie wir sie gesehen haben. Ruwenzori ist der moderne afrikanische Name bei den Hauptstämmen der Seenregion für das Gebirge, welches die classischen und europäischen Geographen Montes Lunae oder Mons Lune, die arabischen Compilatoren von Reisebeschreibungen Djebel Kumr, Gumr oder Kammar — das Mondgebirge — nannten. Es sind mehrere Jahrhunderte verflossen, seitdem das Gebirge zuletzt von jemand gesehen worden ist, der im Stande war, einen verständlichen Bericht über seine Reisen zu veröffentlichen, und es werden Jahre vergehen, ehe ein englisch sprechender Reisender es wieder erblickt. Die Nilroute ist auf lange Zeit hinaus geschlossen; die Vorhut der Manjema breitet sich bereits an der Westseite wie eine lange Plänklerlinie aus, vernichtet und erschlägt alles auf dem Marsche nach Osten und Norden und macht es sehr zweifelhaft, ob eine von Westen kommende Expedition Subsistenzmittel finden würde; die Wildheit und große Zahl der Warasura und der verrätherische Charakter der Wanjoro lassen es als gewiß erscheinen, daß nur eine mächtige

Truppe im Stande sein wird, durch Toro zu passiren; und die wechselnden Ereignisse, von denen aus Uganda verlautet und die Uddu und Ankori beeinflussen, regen Zweifel an, ob die südöstliche Route, trotz Uganda, ausführbar wäre, während die östliche ebenfalls ernste Schwierigkeiten bietet. Aus diesem sowie aus andern Gründen, wie z. B. daß so viele Reisende der Neuzeit — Sir Samuel und Lady Baker, Gessi Pascha, Mason Bey im Jahre 1877, unsere eigene Expedition im Jahre 1887 und Emin Pascha im Jahre 1888 — nicht gesehen haben, was sie hätten sehen sollen, ist es sehr nothwendig, eine etwas detaillirtere Beschreibung von dieser Bergkette zu geben.

Es ist eine ganz geheimnißvolle Thatsache, daß Sir Samuel Baker den Ruwenzori nicht gesehen hat, da derselbe von der Stelle, die er erreicht hat, so gut hätte sichtbar sein müssen, wie die St. Paul's Kirche in London von der Westminster-Brücke; ebenso würde jeder, der um den Albert-See herumdampft, wie Gessi Pascha und Mason Bey dies gethan haben, sich gut in Sicht der schneebedeckten Berge befunden haben, vorausgesetzt, daß sie nicht von dichten Wolken und tiefen Nebelschichten verhüllt waren, hinter denen die große Gebirgskette an 300 Tagen des Jahres ihre kolossale Krone zu verschleiern pflegt.

Die classische Geschichte der Gebirgskette, die Fabeln, welche um dieselbe ihr Netz gewoben haben, ihre Beziehungen zum lieben alten Nil, zum ehrwürdigen Nil, dem Nil der Pharaonen, Joseph's, Moses' und der Propheten; die Thatsache, daß sie die Stelle, wo so viele Quellen des Nils entspringen, daß sie der Schöpfer des „Sees der Dunkelheit", des Albert-Edward-Sees ist, aus dessen Schoße der Semliki-Nil nach Westen und der kleine Kafur nach Osten treten, um einerseits den Albert-, andererseits den Victoria-Nil zu speisen; der Umstand, daß der Ruwenzori gerade der Berg ist, vor dessen Schrein, wenn man den Dichtern Glauben schenken darf, Alexander und Cäsar die Götter anbeten wollten; sein seltenes Hervortreten aus den pechschwarzen Wolken; sein plötzliches, geheimnißvolles Erscheinen auf einem großen Theile jenes „unbegrenzten" Sees eines Reisenden der Neuzeit; sein seltsamer Name, das so oft vergeblich gesuchte Mondgebirge, seine großartige Massenerscheinung, seine Zerklüftung und ungeheuere Höhe — alles dies zusammen macht es außerdem erklärlich, weshalb das Gebirge mehr als einer kurzen Erwähnung bedarf. Wer wird den Eindruck vergessen, den man erhält, wenn man das Berner Oberland zum ersten mal erblickt? Sowol die Entdeckung als auch das Schauspiel waren einzig in ihrer Art während meiner 22jährigen Reisen in Afrika, und die vollständig

unerwartete Erscheinung des Berges, sowie sein interessanter Charakter und seine Geschichte gemahnen mich, ihn so genau wie möglich zu schildern und mit einigen Einzelheiten das zu beschreiben, was wir gesehen haben.

Als wir im December des Jahres 1887 uns dem Albert-See näherten, erhielten wir vom Pisgah einen Blick auf eine lange Bergkette, welche bis zu den Gipfeln hinauf bewaldet war, nach unserer Schätzung eine Höhe von 2100—2450 m hatte und sich von Südost nach Süden ausdehnte. Bei der Rückkehr vom See in demselben Monat traten plötzlich zwei ungeheuere abgestumpfte Kegel in Sicht, welche $185\frac{1}{2}°$ peilten und nach unserer Ansicht 3050—3650 m hoch sein mochten. Wir nannten sie die Zwillingskegel und hielten sie für bemerkenswerthe Wahrzeichen, da ihr Anblick uns auf den Gedanken brachte, daß in ihrer Nachbarschaft oder zwischen ihnen und dem Gordon-Bennett-Berg ein interessantes Land zu finden sein müsse.

Als wir im April 1888 zum zweiten mal nach dem Njansa zurückkehrten, waren die Zwillingskegel nicht sichtbar, aber siehe da! am 25. Mai 1888, als wir kaum einen zweistündigen Marsch von dem Strande des Sees entfernt waren, zeigte sich uns ein ungeheuerer Schneeberg, der 215° auf dem Kompaß peilte, in der Mitte wie eine fast viereckig aufsteigende, vollständig mit Schnee bedeckte Masse von gegen 50 km Länge aussah und zwischen zwei über 1500 m niedrigern großen Ketten lag, die sich auf beiden Seiten etwa 50 km weit ausdehnten. An diesem Tage war der Berg stundenlang sichtbar, dagegen blieb er, nachdem wir an den nächsten Tagen das Hochland überschritten hatten, den Blicken entschwunden und es war keine Spur von den Zwillingskegeln oder dem schneebedeckten Gipfel mehr zu sehen.

Bei unserer dritten Rückkehr nach dem Njansa im Januar 1889 und während unsers langen, $2\frac{1}{2}$ monatlichen Aufenthalts in Kavalli war das Gebirge nicht zu entdecken, bis die Kette plötzlich, als wir wie gewöhnlich die Augen nach der Richtung, wo sie hätte zu sehen sein sollen, schweifen ließen, in ihrer ganzen Länge aus den dunkeln Wolken hervortrat und über tausend Paare aufmerksamer Augen erfreute, die den Blick auf das seltsame, großartige Schauspiel gerichtet hatten.

Der obere Theil der Kette, die jetzt deutlich in zahlreiche Pics mit viereckigen Kuppen getheilt war, schien in eine Leere von wunderbarer Klarheit, in den dunkelblauen, hellen und reinen Himmel wie ein Krystall aufzusteigen, und ein breiter Gürtel aus milchweißem Nebel, welcher die Mitte verhüllte, gab ihm Aehnlichkeit mit einem in der

Luft schwebenden geisterhaften Inselberg, eine Verwirklichung des Traumes von der Insel der Seligen. Als die Sonne im Westen herabsank, trieb der Nebel fort, die schwimmende Erscheinung vereinigte sich mit den niedrigern Bergregionen und die scharf hervortretenden Umrisse und gröbern Einzelheiten waren mit den Feldstechern leicht zu erkennen. Obwol wir uns über 120 km entfernt befanden, konnten wir sogar hochgelegene Waldsäume und die buschartigen Baumgruppen sehen, welche die breiten Rücken, die schlanken Spitzen und die über jähen Tiefen hängenden thurmartigen Felsen bedeckten; ja, wir waren sogar der einstimmigen Ansicht, daß die Farbe der in den Sonnenstrahlen erglänzenden kahlen Felskuppen, die sich scharf von dem dahinterliegenden Blau abhoben, rothbraun war. Wir bemerkten, daß die uns zugewendete Seite merkwürdig steil und unzugänglich war und daß, wenngleich die Schneefelder nur kleine Flecken zu sein schienen, viele federartige Strecken bis tief unter den Scheitel eines kahlen Gebirgsrückens hinabreichten, welcher zwischen der mittlern Kette und den 18 km von uns entfernten Balegga-Hügeln lag, über deren Gipfeln noch gegen 100 km weiter entfernt der Ruwenzori hoch und großartig aufstieg.

Man wird daher begreifen, daß eine durchsichtige Luft in dieser Gegend sehr selten ist und der Ruwenzori, wenn wir uns ebenso kurze Zeit aufgehalten hätten, wie andere Reisende, noch länger unbekannt geblieben sein würde.

Als wir während des Monats Mai 1889 längs der westlichen Seite von Masamboni's Gebiet und der Balegga-Berge südwärts vordrangen, war die große Schneekette fast täglich in Sicht, nicht in ihrer Gesammtheit, sondern in Stücken und Theilen, hier ein Pic, dort ein Felsengrat; zuweilen war ein unbestimmtes Bild der Spitzen zu sehen, manchmal traten nur die untern Partien hervor. Entweder glänzte der Schnee weiß aus einem dunkeln Wolkenrahmen hervor, oder die Abhänge des Gebirges tauchten düster wie die Nacht gleich Regen und Sturm verkündenden Gewitterwolken auf. In seltenen Augenblicken trat das Ganze mit scharf geschnittenen klaren Umrissen, die zur Feststellung unserer zukünftigen Route von großem Nutzen für uns waren, vor das Auge.

Und dennoch verstanden wir während der ganzen Zeit kaum den Charakter des Gebirges, vielmehr erhielten wir ein Verständniß und einen Begriff von demselben erst, als wir den Semliki überschritten und einen großen Theil des in der Treibhausluft des Semliki-Thals gedeihenden dichten hohen Waldes passirt hatten.

Die meisten Leser in Europa werden den Charakter des Semliki-Thals und der dasselbe begrenzenden Ketten verstehen, wenn ich sage, daß seine durchschnittliche Breite etwa der Entfernung zwischen Dover und Calais gleichkommt und in der Länge ungefähr die Distanz zwischen Dover und Plymouth oder zwischen Dünkirchen und St.-Malo in Frankreich bedeckt. Für die englische Seite haben wir hier die Balegga-Berge und ein wellenförmiges circa 920—1050 m über dem Thal liegendes Hochland; an der entgegengesetzten Seite befinden sich Höhen von 920—4725 m über dem Thal. Nun nimmt der Ruwenzori ungefähr 145 km der östlichen Gebirgslinie ein und streckt sich wie eine ungeheuere uneinnehmbare Bastion einer Festung vor, welche im Nordosten die Annäherung auf dem Albert-Njansa und im Semliki-Thal und an der Südseite das Becken des Albert-Edward-Sees beherrscht. Einem an Bord eines auf dem Albert-See südwärts fahrenden Dampfers befindlichen Passagier würde diese große Bastion an einem klaren Tage als von Osten nach Westen laufend erscheinen, während sie für einen von Süden kommenden Reisenden so aussehen würde, als ob sie jede Durchfahrt nach Norden verhindere. Wer sie von Balegga oder dem westlichen Plateau anblickt, erhält den Eindruck, als ob das langsam aufsteigende Tafelland von Unjoro nur das Glacis der Gebirgskette sei. Die Westseite derselben scheint so steil zu sein, daß sie vollständig unzugänglich ist, und die Südseite sieht aus wie eine Reihe von Querriegeln und Rücken, die hintereinander nach dem Albert-Edward-See zu abfallen, während die östliche Seite einen zerklüfteten und zerrissenen Anblick bietet, kleinere aus der Kette hervorragende Bastionen besitzt und durch isolirte vorliegende Forts, wie der Gordon-Bennett-Berg, von 4270—4570 m, und der Mackinnon-Berg, von ähnlicher Höhe, noch weiter vertheidigt wird. Dies würde eine ziemlich genaue Beschreibung der Gestalt des Ruwenzori sein.

Der Hauptwasserablauf von der Schneekette findet nach Westen in den Semliki-Fluß und nach Süden in den Albert-Edward-See statt. Der in den Victoria-See fließende Katonga und der dem Victoria-Nil zuströmende Kafur werden von der Ostseite des Ruwenzori gespeist, und der sich in den Albert-See ergießende Mississi entspringt direct auf dem nördlichen Ende des Gebirges.

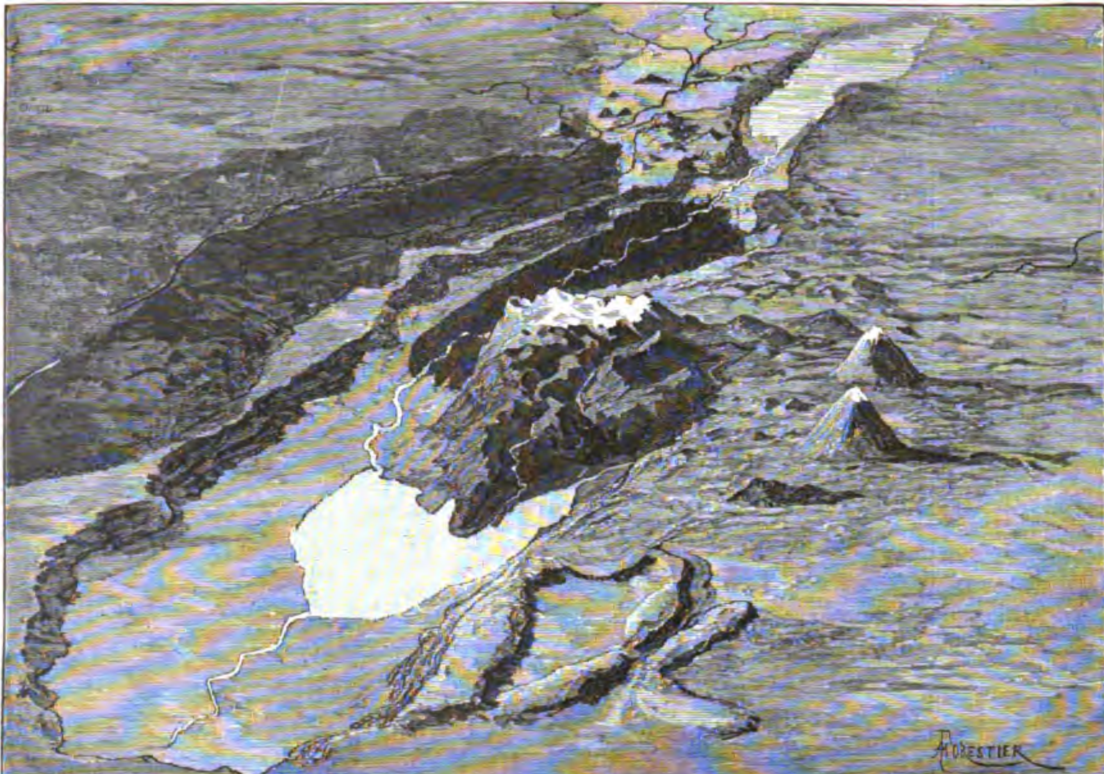
Während unsers Marsches nach Süden durch das Semliki-Thal und längs der Küsten des Albert-Edward-Sees zählte ich 62 Flüsse, welche allein vom Ruwenzori herabkamen und von denen die wichtigern der Rami, Rubutu, Singiri, Ramilulu, Butahu, Rusirubi und Ruimi,

die sich in den Semliki ergossen, und Ruverahi, Njamagasani, Unjamwambi, Rukoki, Nsongi und Rusango waren, welche in den Albert-Edward-See mündeten.

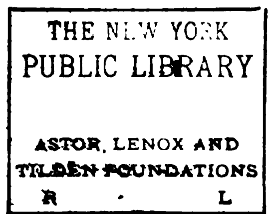
Mit Hülfe einer Siedebestimmung stellten wir die Höhe des obern Sees auf 1008 m und diejenige des Albert-Sees auf 716 m über dem Meeresspiegel fest, sodaß also der Niveauunterschied auf einer Strecke von etwa 240 km Flußlänge 292 m war. Der Semliki muß daher auf seinem Laufe von einem See zum andern außer der starken Strömung und den von uns beobachteten Stromschnellen noch eine weitere erhebliche Zahl von großen Katarakten haben.

Das Semliki-Thal zeichnet sich durch seine Treibhausatmosphäre nur auf einer Strecke von ungefähr 60 km aus. Derjenige Theil, welcher der Gewalt der vom Albert-See kommenden Stürme ausgesetzt ist, scheint nur einen kümmerlichen Boden zu haben, da das Wachsthum dort nur aus scharfem Gras, welches die Rinder nicht fressen wollen, und dünnen Akazienwäldern besteht; dagegen befindet sich zwischen dieser den Einwirkungen des Sees ausgesetzten Gegend und dem obern Ende ein so reicher und fruchtbarer Boden, wie man seinesgleichen in dem ganzen Wald kaum findet. Die Eingeborenen haben diese Thatsache längst entdeckt und sich in einer Menge kleiner Stämme hier gesammelt, um den dichten Wald auszuroden und Bananen und Paradiesfeigen zu pflanzen. Man kann kaum einen Kilometer weit nach irgendeiner Richtung gehen, ohne üppige, schwer mit Früchten beladene Bananenhaine zu treffen. Einen solchen Ueberfluß an Lebensmitteln findet man in keinem andern Theile von Afrika, nicht einmal in Uganda; zehn solche Colonnen wie die von mir geführte, hätten hier im Ueberfluß schwelgen können. Die Paradiesfeigen hatten in reifem Zustande eine Länge von 20—30 cm und waren so dick wie der Unterarm eines gewöhnlichen Menschen.

Wir brauchten 16 Tage, um diese reiche Waldregion zu passiren, welche im allgemeinen Awamba nach dem gleichnamigen Stamme genannt wird, und während dieser Zeit hatten wir zehn verschiedene Regengüsse, von denen einige über neun Stunden dauerten. Der Donner rollte täglich. Als wir aus dem Walde herauskamen und an dem grasbewachsenen Fuß der Kette etwa 100 m über dem Thale den Weg fortsetzten, bemerkten wir, daß ersterer sich ununterbrochen weithin ausdehnte, mit Ausnahme der Stellen, wo die zahlreichen Bananenpflanzungen waren. Seitlich vom Wege bezeichneten Vertiefungen die Wasserläufe, doch fanden wir nur wenige Erhöhungen von irgend-



Der Ruwenzori, der Albert-Edward-See und der Albert-See aus der Vogelschau.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

welcher Bedeutung. Ueber dem Ganzen lagerte der träge Nebel in breiten, unregelmäßigen Schichten, die sich dann und wann zu einer einzigen Masse vereinigten, welche uns, die wir von oben darauf hinabblickten, wie ein umgekehrter Himmel erschien. Für uns war der Nebel sehr unangenehm, weil wir neugierig auf den Rundblick waren und die Welt, in welcher wir uns befanden, kennen zu lernen dringend wünschten; andererseits ließ er uns aber den Grund erkennen, weshalb diese Gegend so besonders fruchtbar und der Ruwenzori so spröde war. In diesen Theil der Thals vermochte wegen der Ausdehnung und großen Höhe des Ruwenzori aus keiner Richtung des Kompasses der Wind einzudringen, um die Hitze zu kühlen, die Dünste fortzutreiben und die Luft aufzuklären. Der große Berg fing jede Brise von Ost bis herum nach Süd auf und verhinderte, daß die ewigen Ausdünstungen des Thals in der genannten Richtung fortgeführt wurden, verdichtete sie aber, wenn sie die höhern kalten Luftschichten erreichten, und vertheilte sie wieder in reichlichen Regenschauern. Von Nord bis West verhinderte die nördliche Gebirgskette den freien Durchzug der Winde und trug dazu bei, die für das Wachsthum der wunderbaren Vegetation erforderliche gleichmäßige Hitze im Thale zu erhalten. In jedem Lager in dieser Gegend hing der Rauch wie ein Mantel über unsern Köpfen, sodaß uns die Augen schmerzten und wir halb erstickten. In einem solchen natürlichen Treibhaus, wie das unter seinen eigenen warmen Ausdünstungen vergrabene Semliki-Thal, gedeiht die Vegetation, die jedes erforderliche günstige Element für Wachsthum und Ernährung findet, selbstverständlich in wunderbarer Ueppigkeit. Wo der Humus tief liegt, findet man hohen stattlichen Wald mit undurchdringlichem Unterholz von jungen Bäumen, die durch unzählige Schlinggewächse und kräftige Schmarotzerpflanzen miteinander verbunden und oft vollständig von ihnen bedeckt sind; wo die Humusschicht, wie am Fuß der Gebirgskette dünner ist, gedeiht üppiges dichtes undurchdringliches Rispengras von 3—4½ m Höhe. Jeder Baumstamm ist mit weichem grünen Moos bekleidet, von dem der Thau herabtropft, und jeder Baumfarrn und horizontale Ast hat seine Orchideen oder Pflanzen mit breiten, elefantenohrförmigen Blättern. Jeder Felsen ist mit Baumflechten bedeckt, und selbst die kleinste Vertiefung in demselben ist mit einer Menge tropischer Pflanzen gefüllt, die jeden Zoll des Bodens einnehmen und überall wachsen; kurz mit Ausnahme der senkrecht aufsteigenden Seiten erst kürzlich abwärtsgewanderter Felsstücke gedeiht das Pflanzenthum in jeder Art des Grüns, der Form und des Charakters.

welcher Bedeutung. Ueber dem Ganzen lagerte der träge Nebel in breiten, unregelmäßigen Schichten, die sich dann und wann zu einer einzigen Masse vereinigten, welche uns, die wir von oben darauf hinabblickten, wie ein umgekehrter Himmel erschien. Für uns war der Nebel sehr unangenehm, weil wir neugierig auf den Rundblick waren und die Welt, in welcher wir uns befanden, kennen zu lernen dringend wünschten; andererseits ließ er uns aber den Grund erkennen, weshalb diese Gegend so besonders fruchtbar und der Ruwenzori so spröde war. In diesen Theil der Thals vermochte wegen der Ausdehnung und großen Höhe des Ruwenzori aus keiner Richtung des Kompasses der Wind einzudringen, um die Hitze zu kühlen, die Dünste fortzutreiben und die Luft aufzuklären. Der große Berg fing jede Brise von Ost bis herum nach Süd auf und verhinderte, daß die ewigen Ausdünstungen des Thals in der genannten Richtung fortgeführt wurden, verdichtete sie aber, wenn sie die höhern kalten Luftschichten erreichten, und vertheilte sie wieder in reichlichen Regenschauern. Von Nord bis West verhinderte die nördliche Gebirgskette den freien Durchzug der Winde und trug dazu bei, die für das Wachsthum der wunderbaren Vegetation erforderliche gleichmäßige Hitze im Thale zu erhalten. In jedem Lager in dieser Gegend hing der Rauch wie ein Mantel über unsern Köpfen, sodaß uns die Augen schmerzten und wir halb erstickten. In einem solchen natürlichen Treibhaus, wie das unter seinen eigenen warmen Ausdünstungen vergrabene Semliki-Thal, gedeiht die Vegetation, die jedes erforderliche günstige Element für Wachsthum und Ernährung findet, selbstverständlich in wunderbarer Ueppigkeit. Wo der Humus tief liegt, findet man hohen stattlichen Wald mit undurchdringlichem Unterholz von jungen Bäumen, die durch unzählige Schlinggewächse und kräftige Schmarotzerpflanzen miteinander verbunden und oft vollständig von ihnen bedeckt sind; wo die Humusschicht, wie am Fuß der Gebirgskette dünner ist, gedeiht üppiges dichtes undurchdringliches Rispengras von 3—4$^1/_2$ m Höhe. Jeder Baumstamm ist mit weichem grünen Moos bekleidet, von dem der Thau herabtropft, und jeder Baumfarrn und horizontale Ast hat seine Orchideen oder Pflanzen mit breiten, elefantenohrförmigen Blättern. Jeder Felsen ist mit Baumflechten bedeckt, und selbst die kleinste Vertiefung in demselben ist mit einer Menge tropischer Pflanzen gefüllt, die jeden Zoll des Bodens einnehmen und überall wachsen; kurz mit Ausnahme der senkrecht aufsteigenden Seiten erst kürzlich abwärtsgewanderter Felsstücke gedeiht das Pflanzenthum in jeder Art des Grüns, der Form und des Charakters.

Etwa einen Tag, bevor wir endgültig aus der Waldregion herauskamen, wurden wir noch weiter darauf aufmerksam gemacht, welche seltsamen neuen Pflanzenarten ein natürliches Treibhaus hervorzubringen vermag. Zwischen Mtarega und Ulegga erstaunten wir über den ungeheuern Umfang der wilden Bananenbäume, von denen einige etwa 60 cm über dem Erdboden einen Durchmesser von über 45 cm hatten; die Wedel sammelten sich am Kopfe des Stammes wie zu einem künstlichen Bouquet, breiteten sich dann aber in der Länge von 3 m und der Breite von 60 cm aus, bildeten anmuthige Bogen und gewährten sehr erfrischenden Schatten; die Blätter lagen kreisförmig um die Blüten, die wie große Rosetten mit herabhängenden Quasten aussahen. Die Höhe, bis zu welcher die wilden Bananen am Gebirge hinauf wuchsen, schien unbeschränkt zu sein, obwol wir bemerkten, daß ihre Zahl auf den Abhängen über 2500 m Höhe geringer wurde. Die Baumfarrn, welche die Höhe von 9 m über dem Erdboden erreichten, traten in einer Reihe von schmalen Hainen längs der feuchten Vertiefungen und an den Ufern der kleinen Flüsse auf, während in der Nachbarschaft eine Unmasse von kleinern Farrn der mannichfaltigsten Art wuchsen, als ob sie ihre Verwandtschaft zu den Riesen des Farrngeschlechts beweisen wollten. Alsdann erregte der Rotang, der von einem Baum zum andern reichte und denselben mit festem Griff erkletterte, unsere Aufmerksamkeit. In der Umgebung der Baumfarrnhaine waren die Bäume wirkliche Riesen, auf ihren Aesten wuchsen zahllose Orchideen, die horizontalliegenden Zweige waren mit elefantenohrförmigen Baumflechten bedeckt und jeder Baum mit von Thau perlendem und übermäßiger Feuchtigkeit durchzogenem weichen grünen Moos bekleidet.

Obwol die Waldregion endet, sobald man nach Ulegga kommt, ist das Land zwischen dort und Mtsora von den Eingeborenen doch derartig bebaut worden, daß man erst in dem letztgenannten Orte die volle Ueberzeugung gewinnt, eine neue Gegend erreicht zu haben. Nach Westnordwest blickend sieht man den Anfang einer braunen, grasbewachsenen Ebene, das genaue Ebenbild derjenigen, welche sich am südlichen Ende des Albert-Sees ausdehnt. Dem Aussehen nach ist sie flach, als ob der ebene Grund des Sees soeben erst dem Blicke sich gezeigt hätte, und dem Anschein nach bleibt sie so bis zum Albert-Edward-Njansa.

Zwischen Mtsora und Muhamba marschirten wir dem Rande der niedrigen Ebene oder des alten Bettes des nördlichen Theils des südlichen Njansa entlang, jedoch begannen wir bald nach dem Verlassen

des letzten Dorfes an den Bergen hinaufzusteigen, um den Umweg längs der Ebene um das Vorgebirge von Sangwe-Mirembe zu vermeiden.

Als wir über diese Berge nach Südwesten weiter wanderten, bemerkten wir, daß in derselben Weise, wie der Charakter des Semliki-Thals sich veränderte, auch die Abhänge des Ruwenzori einer ähnlichen Veränderung unterworfen waren. Anstatt des dichten Waldes, der an den untern Abhängen emporklomm und die Schluchten ausfüllte, der wilden Bananen und wundervollen Farrnhaine, der allgemeinen Saftigkeit und Ueppigkeit der verschiedenen Arten der Vegetation, war jetzt jeder Rücken und Scheitel mit wogendem Weidegras bedeckt und eine gesunde kühlende Brise ließ uns unser Glück preisen, daß wir aus der schwülen, heißen, feuchten Atmosphäre des Semliki-Thals befreit waren.

Allein während eines zweitägigen Marsches beobachteten wir, daß eine weitere Veränderung stattfand. Wir waren jetzt in einem viel trockenern Klima und eine Betrachtung der Oberfläche des Landes ließ erkennen, daß dieses gerade war, was man von einem verhältnißmäßig regenlosen District erwarten konnte, eine ausgemergelte, ausgedörrte Gegend. Dem Gras fehlte es an Saft und Nährwerth. Die Abhänge der abgerundeten Hügel zeigten Einschnitte von der Farbe des Ziegelstaubes; hier und da wuchs ein verkrüppelter Baum mit runzeligen, knorrigen Aesten und häßlichen olivengrünen Blättern, ein sicherer Beweis, daß der beste Erdboden entweder fortgespült oder durch die jährlichen Feuer zerstört worden war und das vegetabilische Leben trotz der reichlichen Schauer der Regenzeit nur unter ärmlichen Verhältnissen sein Dasein fristete. Wie diese Hügel, welche die südliche Flanke des Ruwenzori bilden, sich dem Blicke darbieten, so sehen auch die untenliegenden Ebenen zwischen ihrem Fuße und dem Albert-Edward-See mager, ausgehungert, baumlos und uninteressant aus. Obwol die Vegetation eine verschiedene ist, sind doch die Gummibäume, wie Akazien, die starren, schwarzen Euphorbien Anzeichen eines magern Bodens und eines salzausscheidenden Erdreichs, und thatsächlich ist das auch der Charakter des frühern Seebodens des Njansa.

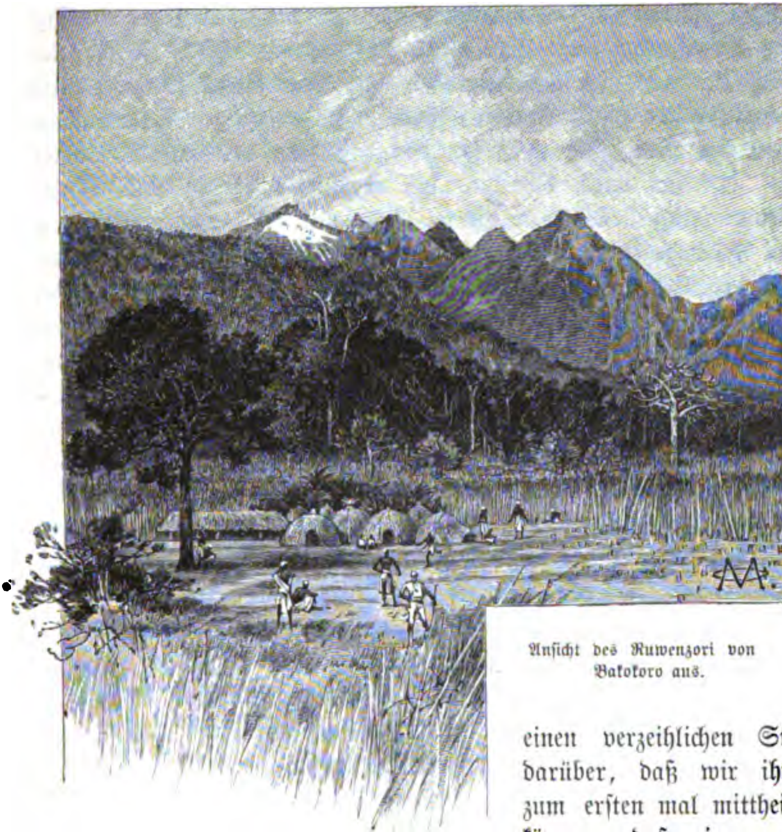
In kurzen Worten, die nordwestliche und westliche Seite des Ruwenzori, die fast täglich mit Regen und alles erfrischendem Thau gesegnet ist, erfreut sich eines beständigen Frühlings und ist in ewiges Grün gekleidet, während die südliche und die südwestliche Seite ihre genau bestimmten regenreichen und trockenen Jahreszeiten haben; und wenn man die letztern Seiten in der trockenen Zeit sieht, kann man

sich keinen größern Contrast denken, als diese gegentheiligen Bilder von der Jugend und dem Verfall der Natur.

Ohne Zweifel gibt es viele Leute, die wie ich bereitwillig zugestehen, daß sie beim Betrachten eines alterthümlichen Werkes, mag es eine ägyptische Pyramide oder Sphinx, das Parthenon in Athen, der Sonnentempel in Palmyra, der Palast von Persepolis oder nur ein altes englisches Schloß sein, eine gewisse Erregung fühlen. Die Ehrwürdigkeit, welche nur die Zeit zu verleihen vermag, und die Beziehungen zu Menschen, die längst zu ihren Vätern versammelt worden sind, sowie zu den jetzt vergessenen Erbauern und Bewohnern fordern eine gewisse Sympathie bei den Lebenden; man fühlt ein unbestimmtes Verlangen nach der Geschichte des Werkes, und sein Alter erweckt etwas wie Freude, daß wir kleinen Sterblichen solche der Zeit trotzenden Bauten herzustellen vermögen. Aber noch mächtiger und größer ist das Gefühl, welches beim Anblick eines eisgrauen Berges wie der Ruwenzori erweckt wird, von dem man weiß, daß er unzählige Jahrtausende alt ist. Wenn man bedenkt, wie langer Zeit es für den geschmolzenen Schnee bedurfte, um diese Hunderte von Faden tiefen Schluchten aus dem felsigen Scheitel der Kette auszuhöhlen, oder wie vieler Zeitalter es brauchte, um die von den Seiten und aus dem Schoße des Gebirges herabgespülten Trümmer auszubreiten und über das Semliki-Thal und die Njansa-Ebenen zu zerstreuen, wird man staunen über die Unermeßlichkeit der Zeit, die vergangen ist, seitdem der Ruwenzori zum Dasein emporstieg; es befällt uns auf die leise kleine Frage: „Wo warst du, als die Grundlagen der Erde gelegt wurden? Erkläre dies, wenn du es verstehst?" eine wohlthuende Ehrfurcht und man gewinnt die frohe Ueberzeugung, daß es gut war, dies gesehen zu haben.

Eine weitere Erregung wird hervorgerufen dadurch, daß in einem der dunkelsten Winkel der Erde, eingehüllt in beständigen Nebel, brütend hinter ewigen Gewitterwolken und umgeben von Dunkelheit und Geheimniß, bis auf den heutigen Tag ein Riese unter den Bergen verborgen gelegen hat, dessen von den Gipfeln herabfließender Schnee schon seit einigen 50 Jahrhunderten für die Bevölkerung von Aegypten von allergrößter Wichtigkeit gewesen ist. Man stelle sich nur vor, zu welchem Gott die zur Anbetung geneigten ersten Völker diesen Berg erhoben haben würden, welcher aus einer so weit entfernten Gegend wie diese so reichlich zu ihrem wohlthätigen und heiligen Nil beiträgt. Und dieser Gedanke an die Wohlthätigkeit des Nils bringt mich auf

einen andern. In der Phantasie blicken wir an der gewundenen silbernen Ader hinab bis dahin, wo sie sich theilt und ausbreitet, um in der Nähe der mehr als 6500 km entfernten Pyramiden Aegypten neues Leben einzuflößen, dort, wo man zahlreiche Schwärme von Völkern sieht: Araber, Kopten, Fellahs, Neger, Türken, Griechen, Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche und Amerikaner, und wir fühlen



Ansicht des Ruwenzori von Batokoro aus.

einen verzeihlichen Stolz darüber, daß wir ihnen zum ersten mal mittheilen können, daß ein großer Theil des Wassers, welches von ihnen getrunken wird und dessen gute Eigenschaften so oft von ihnen gelobt worden sind, aus den tiefen und ausgedehnten Schneelagern des Ruwenzori oder Ruwendjura, des „Wolkenkönigs“, stammt.

Obwol wir uns an dem nächsten Punkte 13 km in der Luftlinie von der mittlern Kette entfernt befanden, ließ der Feldstecher während der wenigen klaren Ausblicke, die wir hatten, und nament-

lich von Bakokoro aus, uns doch den Grund erkennen, weshalb auf dem Ruwenzori so viel Schnee liegen bleibt. Wie man aus den verschiedenen Profilskizzen ersieht, ist der Scheitel der Kette in zahlreiche scharfe dreieckige Helme und schmale sattelförmige Grate zerklüftet. Jeder einzelne Grat besonders betrachtet, scheint ein kleines Abbild des ganzen Gebirges zu sein, und jede Seite des Ruwenzori, durch die Elemente, durch Zeit, Wetter, Wind, Regen, Kälte und Schnee zerrissen, scheint nur in höherm Grade die vielfachen Unregelmäßigkeiten der Abhänge und Scheitel zu repräsentiren, welche so charakteristisch für ihre uns näherliegenden und dem bloßen Auge deutlich erkennbaren mächtigen Nachbarn sind. Die dreieckigen helmförmigen Gipfel der Kette sind meist so steil, daß trotz des ewigen Schneefalls, der sich durch die über die exponirten Seiten und Spitzen wehenden eisigen Winde verhärtet, doch nur sehr wenig Schnee zu sehen ist, dagegen ist der Boden etwa 100 m nach unserer Schätzung tiefer mehr für das Festhalten des Schnees geeignet, der an manchen Stellen sich so ausbreitet, daß er wie ein ungeheueres Feld erscheint. Unterhalb hiervon zeigt aber ein weiterer jäher Abgrund seine braunen Mauern, an deren Fuße sich wieder ein großes Schneefeld ausbreitet, das hier und da an steile Abhänge stößt. Daraus erklärt sich, weshalb die unsern Blicken zugewendete Seite nicht allgemein mit Schnee bedeckt ist und die Felder durch braune Flecken unterbrochen sind. Wie man auf dem von Karimi aus aufgenommenen Bilde sieht, befindet sich etwa 900 m von der Spitze ein großer Schneecontinent, in welchem zahlreiche braune Inseln liegen.

Selbstverständlich trägt das rauhe Wetter, dem die steilen nackten Scheitel und die schroffen hohen Mauern der Abgründe ausgesetzt sind, dazu bei, daß sie zerreißen und stark abbröckeln. Bruchstücke des Felsens und ganze Tonnen von zerstäubtem Gestein und Erdreich stürzen auf das zusammengepreßte Schneelager herab, das sich unter dem Einfluß des Thauens und des unterminirenden abtropfenden Wassers unmerklich nach dem etliche Kilometer abwärts liegenden Thal hinabbewegt. Je tiefer es kommt, um so stärker wird das Aufthauen, um so schneller die Bewegung, bis bei der Ankunft in der Nähe der tropischen Hitze oder inmitten einer großen Wolke aus dem Thal aufsteigender warmer Dünste, ein plötzliches Schmelzen des Schnees stattfindet und die soweit getragenen Felsenfragmente, Trümmer und Staub hinabgeschleudert werden und durch die Schluchten und über die Abhänge donnern, bis sie im Thal durch irgendein Hinderniß aufgehalten

werden, in der Nähe der Mündung einer Schlucht eine Bank bilden oder am Fuße eines flachen Berghangs über viele Hektare weit zerstreut werden.

Manchmal verursachen die sich abwärts bewegenden Schneefelder durch die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, ihr gewaltiges Schleifen und Schleppen und die Wucht und Festigkeit ihrer Masse ausgedehnte Erdrutsche, bei denen große Strecken Wald und Busch mit dem ganzen Erdreich, das ihnen auf dem Felsenlager Nahrung gegeben hat, herabgeschleudert werden, woraus sich ergibt, daß enorme Massen Material, bestehend aus Felsblöcken und kleinern Stücken, Kieseln, Steinen, Sand, Bäumen, Pflanzen und Erdreich, von den unzähligen Abhängen des Berges und den Seitenmauern der Schluchten in das Thal des Semliki hinabgeworfen werden.

Gerade beim Austritt des Ramilulu aus dem Gebirge hat einmal ein solch unglückliches Herabstürzen von Trümmern eines Bergabhangs stattgefunden, das so plötzlich kam, daß der Fluß blokirt und das Land 15 qkm weit bedeckt wurde. Seitdem hat der Ramilulu aber sich wieder bis auf sein altes festes Felsenbett durchgefurcht und jetzt fließt er zwischen sehr steilen, 60 m hohen Ufern dahin, von denen man auf die Höhe der Trümmer schließen kann.

Zwischen Ugarama und Bukoko entdeckten wir eine sehr fruchtbare Stelle am Fuße eines Bergabhangs, wo der Boden außerordentlich reich an Melonen, Kürbissen, Zuckerrohr und Hirse war. Der Boden besteht hauptsächlich aus Kieseln und Sand, untermischt mit reichem dunkeln Lehm, doch ist die ungeheuere Zahl der in die Erde eingebetteten und halb vergrabenen Felsstücke ein charakteristisches Merkmal, das auf Gletscherthätigkeit deutet.

Zwischen Bukoko und den 5 km entfernten Bergen und 7—10 km an deren Fuß entlang sich ausdehnend, liegt ein weiteres großes Gebiet, das aus dem gleichen Material wie der Bergabhang besteht, da jedoch die Trümmer hauptsächlich aus losen Massen gebildet werden, hat dasselbe infolge der langdauernden Regenfälle eine ziemlich glatte, gestufte Oberfläche erhalten.

Bedenkt man, daß solche Naturereignisse seit der Zeit der Erhebung der großen Gebirgskette und der gewaltigen Versenkung, durch welche die jetzt vom Albert-Edward-Njansa, dem Semliki-Thal und dem Albert-See eingenommene Schlucht entstanden ist, periodisch stattgefunden haben, dann wird man sich nicht sehr darüber wundern, daß der Ruwenzori jetzt nur noch ein Skelet ist von dem, was er ursprüng-

lich war. „Du bist Staub und sollst wieder zum Staube zurückkehren.“ Seinem Haupt ist viel von seiner glorreichen Höhe abgeschoren, seine Schultern sind abgeschliffen und abgewetzt, durch seine Seiten haben Dutzende von Flüssen sich tiefe Kanäle gebahnt und die Rippen treten, wenn auch nicht kahl und nackt, so doch als unbestreitbare Merkzeichen hervor von den Erschütterungen und Zerstörungen, denen das Gebirge ausgesetzt gewesen ist, seitdem es vom Feuer geboren wurde. Langsam aber sicher kehrt der Berg dahin zurück, woher er gekommen ist. Nach einigen Generationen wird der Albert-Edward-Njansa eine große Ebene sein und später wird der Albert-See dasselbe Schicksal theilen. Die Geographen dieser fernen Zeit werden sich dann die Augen reiben müssen, wenn sie zufällig die Umrisse der beiden Njansas und des dazwischenliegenden Thals, wie ich sie im Jahre 1889 beschrieben habe, entdecken sollten.

Dunkel wie die Nacht tritt an den meisten Tagen in den ersten Morgenstunden eine ungeheuer lange, feierliche Masse in Sicht, deren Gipfel bis nahe an den wolkenlosen grauen Himmel zu reichen scheinen. Wenn aber der rasch herankommende Tag im Osten das Grau in Gold verwandelt, dann werden oben schwache weiße Wolkenbänke sichtbar, während gleichzeitig dem Fuße des Gebirges entlang eine sich stetig erhebende lange Linie vliesartigen Nebels erscheint. Im nächsten Augenblicke wird dieser von den offenen Thälern und Spalten in den Abhängen angezogen, wo er durch den nach oben führenden Zug in rollenden Massen am Gehänge der gewundenen Felsmauern entlang aufwärts steigt und beständig an Dichtigkeit und Zusammenhang gewinnt, obwol die Massen jeden Augenblick ihre Form verändern. Nach rechts und links schweben abgetrennte Theile, welche die vereinzelten zerstreuten Nebel anziehen, die einer nach dem andern aus den tiefen Abgründen der Spalten emporsteigen. Dann treten sie, zu einer langen schwankenden Linie vereinigt und die Schultern der Legionen von Spitzen einhüllend, aus jedem Loch und jeder Oeffnung des Abhangs hervor und gruppiren sich in geordneter Weise, als ob sie die Absicht hätten, sich hoch oben um die ungeheuere weiße Kette zu sammeln. Wenn der jetzt dichte, tiefe Nebel die Luftbewegung in der größern Höhe zu spüren beginnt, wird seine Bewegung rascher, er nimmt plötzlich neue Formen an, aus den obern Schluchten dringt eine Schar ruheloser rollender weißer Compagnien hervor und schließt sich der Hauptlinie an, deren Vorhut kühn aufwärts dringt und unwiderstehlich den Weg himmelwärts führt.

Wenn die Sonne erst eine Viertelstunde über dem östlichen Horizonte steht, die in den Schneebergen auf den hohen Bergspitzen verborgenen Schönheiten zu enthüllen beginnt und die Umrisse und Kronen mit reichen Regenbogenfarben umspielt, dann hat der Nebel, der jetzt dick und breit ist, gleichsam unmerklich mit seinen zahlreichen kühnen Vorposten sich dem Schnee genähert, mit dem er in blendender Weiße rivalisirt; im nächsten Augenblicke erhält seine Front das klare starke Sonnenlicht, besiegt dessen prachtvolle Farbe und Vergoldung und breitet sich nun in herrlichem Triumph über den Schnee und die purpurnen Spitzen der Kette aus. Wenn aber Minute auf Minute dem Nebel neue Massen zuführt, das gärende Semliki-Thal mit unerschöpflicher Kraft eine Armee nach der andern emporsendet und diese eilig sich den obern Reihen anschließen, die bewegungslos an den Abhängen lagern und um jeden stolzen alpenhaften Gipfel hängen, dann verliert der Nebel seine Schönheit und sein glänzendes Colorit und nimmt bleierne Farbe an, bis er sich schließlich in solchen Mengen angesammelt hat, daß er schwarz und schrecklich wie eine Gewitterwolke wird. In dieser Form ruht er den ganzen Tag und oft bis tief in die Nacht hinein. Manchmal wird aber etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang die Wolke fortgeweht, und es treten dann Pic hinter Pic, Grat hinter Grat, Schneefelder und Bergkuppen in voller Glorie ans Tageslicht, und man hat bis zum Eintritt der Dunkelheit wieder einen kurzen aber prachtvollen Anblick, ehe die Nacht den Ruwenzori mit einem noch dunklern Mantel verhüllt.

Diese kurzen, allzu kurzen Blicke auf den prächtigen Regenmacher oder Wolkenkönig, wie die Wakondju zärtlich ihre nebelumhüllten Berge nennen, erfüllen den Betrachter mit einem Gefühle, als ob er einen Widerschein der himmlischen Herrlichkeit gesehen hätte. Ich habe während ihrer Dauer die Gesichter der entzückten Weißen und Schwarzen beobachtet, die in sprachloser Bewunderung fest hinaufblickten zu jener obern Region kalter Helle und vollkommenen Friedens, so hoch über dem Bereich des Menschen, in so heiliger erhabener Ruhe, in solch unberührter, fleckenloser Reinheit, daß Gedanken und Wünsche zu tief waren, um sie zu äußern. Was könnte es aber auch für einen seltsamern Contrast geben, als zwischen unserer eigenen Welt mit ihrer heißen Luft, den ewig grünen saftigen Pflanzen, der nie schwindenden Ueppigkeit des Grüns, der Wildheit, dem Kriegslärm und den dunkeln blutigen Flecken der Sünde, und andererseits dem hohen Bergkönig, gekleidet in sein reines weißes Schneegewand, umgeben von Myriaden niedriger

dunkler Berge, die wie anbetend zum Throne des Monarchen aufschauen, auf dessen kalten weißen Zügen die Worte geschrieben stehen: „Unendlichkeit und Ewigkeit". Diese Augenblicke der höchsten Gemüthsbewegung sind denkwürdig wegen der vollständigen Ablenkung des Geistes von allem Niedrigen und Unwürdigen, der äußersten Inanspruchnahme durch die Gegenwart der unerreichbaren Hoheit und unbeschreiblichen Majestät, und wegen des Zwanges nicht allein zur ehrfurchtsvollen Bewunderung, sondern auch zur stillen Anbetung des Bildes des Ewigen. Der Mensch ist nie so geeignet für den Himmel, wie in solchen Momenten, denn wie trotzig und frech er zu andern Zeiten auch gewesen sein mag, jetzt ist er gleichsam zum kleinen Kinde geworden und von Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt von dem, was er als erhaben und göttlich erkennt. Das Eingehen auf Gedanken solcher Art war uns schon seit vielen Monaten fremd, war doch unser Geist in den Stunden zwischen Schlafen und Wachen mit den dringenden, gebieterischen Nothwendigkeiten beschäftigt gewesen, welche unablässige Wachsamkeit und Vorsicht erforderlich machten. Wir waren allerdings gerührt gewesen von dem Blick, den wir vom Berge Pisgah auf die unendliche Fläche des mit Ausnahme einer Richtung sich nach allen Seiten Hunderte von Meilen ausdehnenden Waldes gehabt hatten; wir waren fast toll geworden vor Freude, als wir nach fünfmonatlicher Einkerkerung in den Tiefen des wilden Waldes wieder das grüne Gras betraten und uns ergötzen konnten an dem offenen unbegrenzten Blick über unsere Umgebungen, die üppigen Thäler, die verschieden gestalteten Hügel auf allen Seiten, die wellenförmigen Ebenen, auf denen das lange Frühjahrsgras vor dem kühlenden Winde froh zu hüpfen und zu springen schien; wir hatten die große Ausdehnung und die silberne Oberfläche des Albert-Sees bewundert und eine Zeit lang die höchste Freude empfunden, als wir wußten, daß wir nach unendlichen Beschwerden dieses Ziel und die Grenze unserer Reise erreicht hatten; allein wir waren nie zu so inniger, unwillkürlicher Anbetung angeregt worden und empfanden nie so tief, wie in dem Augenblicke, als wir plötzlich emporblickten und die in den Himmel ragenden Scheitel und schneebedeckten Firne des bis in unerreichbare Höhe aufsteigenden Ruwenzori sahen, der nach unserer Auffassung wol einem himmlischen Schlosse mit allbeherrschenden Schanzen und Meilen über Meilen langen unersteigbaren Mauern gleichen konnte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Ruwenzori und der Albert-Edward-See.

Wichtigkeit der Karten in Reisewerken. — Die Zeit, welche ich zur Herstellung meiner Karten gebrauchte. — Das trockene Bett eines Sees in der Nähe von Karimi; seine berechnete Größe. — Aus dieser wunderbaren Gegend gezogene Lehren. — Was wir durch die Beobachtung des Semliki-Thals bis zum Becken der Zwillingsseen lernen. — Ausgedehnte Ebene zwischen Rusesse und Katwe. — Die Euphorbienseriben der Wasongora. — Der vor 18 Jahren gemachte Beutezug der Waganda. — Gras und Wasser auf den weiten flachen Ebenen. — Der letzte Anblick und die südliche Seite des Ruwenzori. — Die Stadt Katwe. — Der Albert-Edward-See. — Analyse der Salzlake aus dem See bei Katwe. — Umgebung des Salzsees. — Blutrothe Flecken im Wasser. — Der größere Salzsee bei Katwe, zuweilen auch der See von Mkijo genannt. — Große Berühmtheit des Katwe-Salzes. — Die Seebewohner am Albert-Edward-Njansa. — Bevwa spricht für uns mit den Eingeborenen und macht sie uns zu Freunden. — Katuri erscheint mit einigen Wasongora-Häuptlingen. — Erforschung des großen Katwe-Sees. — Die Niederlassung Kaijura's. — Die Berge von Katwe. — Ein schwarzer Leopard. — Die Eingeborenenhütten in Mukungu. — Wir umgehen einen Arm des Sees, den sogenannten Beatrice-Golf, und machen in Muhokja halt. — Hinterhalt einiger Warasura in der Nähe des Rukoki; wir jagen sie in die Flucht. — Gefangennahme einer Wahuma-Frau. — Kapitän Nelson verfolgt mit seinen Leuten die Nachhut Rukara's. — Halt in Buruli; unsere Wakondju- und Wasongora-Freunde verlassen uns. — Krankheit infolge schlechten Trinkwassers. — Uebergang über den Nsongi-Fluß. — Gefangennahme eines Warasura. — Krankheit und Todesfälle unter den Aegyptern und Schwarzen. — Unser letztes Scharmützel mit den Warasura im Paß von Kavandare. — Bulemo-Ruigi stellt uns sein Land zur Verfügung. — Die Musterrolle des Paschas. — Ich und andere werden in der Niederlassung von Katari vom Fieber darniedergeworfen. — Die Südseite des Albert-Edward-Njansa und die den See speisenden Flüsse. — Unser erster und letzter Blick auf den See; die Farbe desselben. — Was wir vielleicht gesehen hätten, wenn der Tag klarer gewesen wäre.

Die Recensenten pflegen fast immer zu unterlassen, die den Reisebeschreibungen beigegebenen Karten zu erwähnen. Das ist jedoch nicht ganz gerecht; die meinigen haben mir mehr Mühe gekostet, als alle meine Notizen, Schilderungen, Skizzen und photographischen Aufnahmen zusammen. Insgesammt haben mir das tägliche Aufziehen der drei Chronometer während beinahe drei Jahren, die 300 Beobachtungen,

die Berechnung und das Einzeichnen derselben in die Karte, die Aufnahme der Flußläufe, die Zeichnung der Gebirgsketten, die zahllosen Kompaßpeilungen, die Siedepunktsbestimmungen, das Ablesen der Aneroidbarometer, die Berechnung der Höhen, die Aufzeichnung der Temperatur, was alles für eine gute Karte nothwendig ist, nicht weniger als 780 Stunden ehrlicher Arbeit gekostet, was den Tag zu sechs Stunden gerechnet, 130 Arbeitstage ausmachen würde. Wenn Bücher dieser Art nicht von Karten begleitet wären, würde man kaum im Stande sein, die Beschreibung zu verstehen und die Schilderung würde eine unerträglich trockene werden. Ich vermeide die Trockenheit durch die Karten, die mir eine langwierige Beschreibung ersparen und zugleich hübsche, nothwendige und interessante Beigaben des Buches, außerdem aber auch meinem Wunsche nach verständlicher Darstellung förderlich sind; ich bin auch fest überzeugt, daß der Leser durch einen Blick auf die Profilkarte des Ruwenzori, des Semliki-Thals, des Albert-Edward- und des Albert-Sees die großartigen physikalischen Züge dieser Gegend besser kennen lernen wird, als ihm die Umgebung des Michigan-Sees bekannt ist.

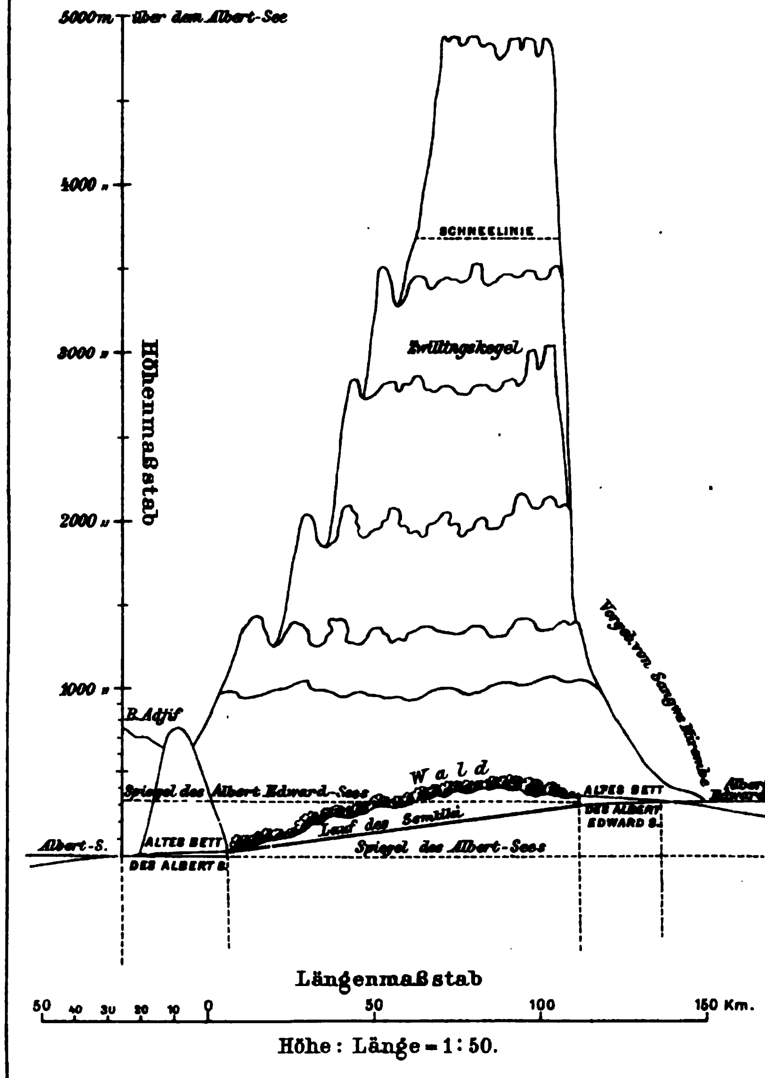
Wenn wir von Karimi nach dem Becken des Albert-Edward-Sees hinabsteigen, ist das erste, was uns auffällt, daß wir uns auf dem Boden eines ausgetrockneten Sees befinden. Wir brauchen keinen gescheiten Geologen, um uns das zu sagen. Eine Erhöhung des Sees um anderthalb Meter würde den Spiegel 8 km weiter nach Norden und ebenso weit nach Süden ausdehnen. 15 m Erhöhung würde ihn aber wieder in seine alte ehrwürdige Lage zurückversetzen, als seine Wellen über den kieselbedeckten Strand unter den Waldesschatten bei Mtsora rollten. Wir finden, daß wir den Küsten des Albert-Edward-Sees wirklich diesen Besuch abstatten mußten, um die physikalischen Veränderungen gründlich zu verstehen, welche den früher großen See während der letzten wenigen hundert Jahre bis auf seine jetzigen beschränktern Grenzen verringert haben, würden uns aber eines Tadels und einer scharfen Kritik würdig machen, wenn wir versuchen wollten, einen bestimmten, festen Zeitpunkt anzugeben, wann der Albert-See sich von Norden her bis zum Walde von Awamba und der Albert-Edward-See von Süden her sich über die Ebene von Makara bis zum südlichen Rande des Waldes ausgedehnt hat. Indessen bedarf es keines geübten Mathematikers, um die Anzahl der Jahre zu berechnen, seitdem der Semliki sein Bett tief genug ausgefurcht hat, um die Makara-Ebene trocken zu legen. Das ist leicht nachzurechnen. Die salpeter- und

PROFILSKIZZE DES

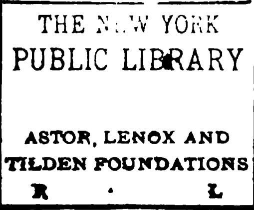
RUWENZORI

UND DES

SEMLIKI-THALS.



Leipzig: F. A. Brockhaus.



salzhaltigen scharfen Niederschläge, welche der zurücktretende See auf der Ebene zurückgelassen hat, sind noch nicht gründlich fortgewaschen worden; das Gras ist für die abgehärteten Rinder nahrhaft genug, an den Rändern der Ebene finden sich dunkle Euphorbien, Akazien und Dornsträucher, sowie eine kleine dünne Humusschicht aus vermodertem Grase, allein neun Zehntel der Ebene ist mit Gras bewachsen und der tropische Wald von Awamba vermag ihre Grenzen nicht zu überschreiten. Dasselbe ist auf der südlichen Ebene des Albert-Sees der Fall. Dort finden wir eine über 30 km lange Strecke, welche mit armseligem, dem Vieh schädlichem Grase bedeckt ist, darauf einen etwa 13 km breiten Gürtel eines dünnen Waldes mit fallschirmähnlichen Akazien und ab und zu eine Euphorbie, und dann erst gelangt man an den uralten Wald.

In jeder Mußestunde kehren meine Gedanken zu den Lehren zurück, welche ich in dieser wunderbaren Gegend bekommen habe. Es hat einmal eine Zeit gegeben, als der Ruwenzori noch nicht vorhanden, sondern dort ein grasbewachsenes Hochland war, welches sich von Unjoro bis zum Balegga-Plateau ausdehnte. Dann kam in sehr ferner Zeit die Erhebung des Landes; der Ruwenzori stieg bis in die Wolken empor und es entstand ein gähnender Abgrund von 400 km Länge und gegen 50 km Breite von Südwest nach Nordost. Während langer Zeitperioden sind die tropischen Regen gefallen und haben den Abgrund bis zum Ueberlaufen mit Wasser gefüllt, das dann seiner Zeit einen Abfluß fand durch das heute unter dem modernen Namen Aequatoria bekannte Land. Das abfließende Wasser hat auf seinem Laufe das Erdreich bis zum Felsenbett hinab mit fortgespült und es seit langer Zeit von Secunde zu Secunde atomweise weggewaschen, um Unterägypten zu bilden und das Mittelmeer auszufüllen, während gleichzeitig der Grund der Schlucht mit dem Erdreich und den Trümmern des Ruwenzori, den Ueberresten unzähliger Generationen von Fischen und der abgestorbenen Vegetation zahlloser Jahrhunderte verstopft worden ist, bisjetzt nach dem Fortschleifen der Felsendämme und Riffe im Laufe des Weißen Nils sich zwei Seen gebildet haben. Inzwischen sind, anfänglich als Gruppen von Inselchen, dann bedeckt mit Gras, zwischen den beiden Seen weitere Felsendämme erschienen, bis sie schließlich das von den Gletschern herabgetragene Erdreich aufgefangen haben, von Fels zu Fels durch Moränen verbunden worden sind und ein Thal gebildet haben, welches ein wunderbares Wachsthum tropischen Waldes aufweist, während auf beiden Seiten des letztern Ebenen

liegen, die in langsamer krystallinischer Umformung begriffen sind. An den Ufern des Sees sieht man noch das Mittelstadium in dem täglich zunehmenden Schlamm und thierischen und vegetabilischen Leben, welche das Land aufhöhen, sodaß es bald trockener fester Grund sein wird. Nun tauche man eine Stange in das flache Wasser am Südende des Albert-Sees; dieselbe wird anderthalb Meter tief in den Schlamm eindringen, der aus den Niederschlägen besteht, welche die Zuflüsse des Semliki von den Abhängen des Ruwenzori herab und durch den See in die stillen Gewässer des Albert-Sees führen. Peilt man aber die Tiefe des Albert-Edward-Sees, so dringt die Stange anderthalb Meter tief in grauen Schlick ein, an welchem Tausende von Partikeln Glimmer, winzig kleine Schuppen und pulverisirte Fischknochen hängen, die einen überwältigenden Gestank entwickeln. Atomweise wird das Felsenbett zwischen dem Awamba-Walde und dem Albert-Edward-See beseitigt und weggewaschen, bis letzterer endlich trockenes Land wird, durch dessen Mitte der Semliki sich schlängelt, nachdem er die Zuflüsse vom Ruwenzori, sowie von den Hochlanden von Ankori und Ruanda gesammelt hat. Und im Laufe der Zeit, wenn die salpetrigen und scharfen Substanzen von der Ebene vollständig fortgewaschen sind und die Humusschicht gewachsen ist, wird der Awamba-Wald sich allmählich vorschieben und seine Bäume werden Oel und Gummi ausschwitzen und gute Früchte für den Gebrauch der Menschen tragen. Das ist in kurzen Worten, was man bei der Beobachtung der Gegend vom Semliki-Thal bis zum Becken der Zwillingsseen lernt und was sich auf unserm Marsche über die zwischen Rusesse und Unjampaka liegenden Strecken des Seebettes bestätigen wird.

Zwischen Rusesse und Katwe liegt eine ausgedehnte Ebene, welche mit einer Reihe von aufeinanderfolgenden niedrigen Terrassen bis zum Njamagasani-Flusse hinabtaucht und mit Weidegras bedeckt ist. Diese terrassirte Ebene zeichnet sich aus durch das Wachsthum der Euphorbien', welche vor Generationen von Wasongora gepflanzt worden sind, um Seriben zum Schutz ihrer Heerden vor wilden Thieren und zur Vertheidigung gegen die Bogenschützen und Speerwerfer beutesüchtiger Stämme zu bilden. Diese Euphorbien finden sich überall auf der Ebene in dichten Mengen zerstreut; viele, welche im Umkreise um die Hüttengruppen gestanden haben, sind zu ehrwürdigen Patriarchen geworden und volle fünf Jahrhunderte alt; es ist daher anzunehmen, daß die Wasongora sehr lange Zeit in dieser Gegend ansässig gewesen sind und eine mächtige Nation gebildet haben, bis die Waganda und Wa-

njoro, die von den Arabern mit Gewehren und Büchsen versehen worden sind, auf ihren periodischen Beutezügen durch das Land fegten. Wer „Durch den dunkeln Welttheil" gelesen hat, wird sich der Geschichte von dem Beutezuge des Katekiros, der vor ungefähr 18 Jahren stattgefunden haben muß, sowie der angeblichen Wunder erinnern, welche der Feind beobachtet haben soll, als er über eine große Ebene marschirte, wo Geiser Schlamm emporwarfen, heiße Quellen, unerträglicher Durst, ungeheuerer Verlust an Menschenleben, traurige Conflicte zwischen den eingeborenen Stämmen und den Waganda vorkamen und das schlechte Wasser Hunderte tödtete. Wir befinden uns hier auf dem Gebiete, welches den Beutezug der Waganda sah und damals seiner prächtigen Viehheerden beraubt wurde. Seitdem hat Kabba-Rega mit Hülfe seiner mit Gewehren bewaffneten Warasura das Land besetzt, die Regierung des Districts an sich gerissen und sich in den Besitz einer jeden Kuh gesetzt. Wie Kapitän Casati mir mittheilt, hat derselbe einmal die Beutejäger bei der Rückkehr von Usongora und die Tausende von Rindern gesehen, welche von ihnen mitgebracht wurden.

Die weit gedehnte Ebene, welche von ausgeschiedenem Natron weiß beschlagen und voll heißer Quellen und schlammiger Geiser sein sollte, erwies sich als bloße Uebertreibung eines phantasiebegabten Knaben; wir haben von allen den erwarteten Schrecknissen weiter nichts gesehen, als vielleicht eine schrecklich monotone horizontale Ebene und gleichmäßige Gestaltung der Oberfläche, infolge der Trockenheit verdorrtes Gras und für dürren Boden charakteristische starre Euphorbien. Die Stille der Ebene ist eine Folge der Auswanderung des Stammes im großen, der Durst eine Folge der Thatsache, daß in der Nähe des Sees die Flüsse weit auseinanderliegen, und Krankheit die Folge davon, daß die Leute das in Tümpeln gefundene stagnirende Wasser zu trinken pflegen.

Das Gras bereitete uns beim Durchwandern der Ebene viel Unannehmlichkeit. Die Halme erreichten fast die Höhe von 1 m und die kleinen Aehren drangen selbst durch die dicksten Kleider, hefteten sich, während wir weiter gingen, an jedes Kleidungsstück und wurden sehr unbequem und lästig.

Die beiden besten Anblicke, welche wir von dem Ruwenzori erhielten, hatten wir in Karimi, von einem langen schmalen Thale aus, und von der Ebene in der Nähe des Njamagasani-Flusses. Der letztere Anblick war gleichsam ein Lebewohl vom großen Berge, der plötzlich sein Wolkenkleid abwarf, um uns noch einmal eine Freude zu bereiten. In einer

Reihe hinter der andern stiegen die Gebirgsketten auf, bis sie im Ruwenzori gipfelten. Von Süden sieht derselbe wie eine einzige Kette von 50 km Länge mit etwa 30 abgestumpften Spitzen aus, welche durch tiefe Thäler voneinander getrennt sind. Bis dahin hatten wir die Höhe auf etwa 5200 m geschätzt, als er uns aber seine Südseite mit den bis weit hinabreichenden tiefen, reinen Schneefeldern enthüllte, stieg er nach der allgemeinen Ansicht noch um weitere 450 m. Ich benutzte die Gelegenheit, um die Scenerie zu photographiren, damit auch noch andere Augen das höchst charakteristische Bild des Ruwenzori erblicken möchten. Hier und da sieht man, wie auf Bleistiftzeichnungen, dunkle Stellen, welche die steilern Theile der Abhänge andeuten, die so schroff abfallen, daß der Schnee sich dort nicht sammeln kann. Die Sichtbarkeit größerer Schneemassen an der Südseite ist eine Folge der geringern Höhe der zwischenliegenden Bergkämme, welche auf der Nordseite den Blick auf die Schneekette verhindern.

Einige Kilometer jenseit des Njamagasani, der 12 m breit und 30 cm tief ist und krystallklares, wundervoll kühles Wasser hat, kamen wir an die Stadt Katwe, das Hauptquartier Rukara's, des commandirenden Häuptlings der Warasura. Derselbe hatte den Ort am Abend vorher mit seinen Truppen verlassen, offenbar aber in solcher Eile, daß er seine Getreidevorräthe nicht mit fortschaffen konnte.

Die Stadt Katwe muß eine große Bevölkerung, vermuthlich 2000 Seelen gehabt haben. Da das umliegende Land sich nur zur Viehzucht eignet, müssen die Bewohner ihren Unterhalt durch den Verkauf des Salzes aus den in der Nähe liegenden beiden Salzseen gewinnen. Die Stadt bestand aus einer Anhäufung von Euphorbien-Seriben, welche durch labyrinthische Gänge zwischen Rohrzäunen und Einfriedigungen miteinander in Verbindung standen.

Sie liegt auf einem schmalen grasbewachsenen Rücken zwischen dem Salzsee von Katwe und einer geräumigen Bai des Albert-Edward-Njansa; der Rücken ist etwa 3 km lang und hat eine Breite von 0,8 km vom Ufer des einen Sees bis zum andern.

Vermittelst des Siedepunktes stellten wir die Höhe des Albert-Edward-Njansa auf 1008 m fest, während der Scheitel des grasbedeckten Rückens von Katwe 1055 m und der Salzsee 995 m über dem Meeresniveau liegt, sodaß sich also der Scheitel des Rückens 60 m über den Salzsee und 47 m über den Albert-Edward-See erhebt; der Höhenunterschied zwischen den beiden Seen beträgt 13 m. Die Stadt liegt auf 0° 8′ 15″ südlich vom Aequator.

Nachdem ich die Vertheilung des Getreides beaufsichtigt hatte, schritt ich über den Rücken und stieg an einem oben fast klippenartigen Abhange 60 m tief hinab, bis ich an den dunkeln sandigen Strand des Salzsees von Katwe kam, an einer Stelle, wo ganze Haufen von Salzkuchen umherlagen. Die Temperatur des Wassers betrug 20,7° R., diejenige eines schmalen Streifens schwefelhaltigen Wassers 23,1° R. Die Flüssigkeit hatte den Geschmack einer sehr kräftigen Salzlake.* Wo der Sand aus flachen Löchern ausgegraben und das in letztere hineingeleitete Wasser verdunstet war, war ein Lager von krystallisirtem

---

* Ich sandte eine Flasche dieser Salzlake behufs chemischer Analyse an das Regierungslaboratorium zu Kairo und erhielt darauf von den Chemikern folgenden Bericht:

Laboratorium des Khedive.

Kairo, 25. März 1890.

Die Zusammensetzung des Wassers ist folgende:

Kaliumoxyd K_2O			2,667
Natriumoxyd Na_2O			13,94
Schwefelsäureanhydrid (in Verbindung)		SO_3	3,17
Kohlensäureanhydrid	"	CO_2	2,36
Chlor	"	Cl	11,33
Schwefelwasserstoff	"	SH_2	0,02
Kalk und Magnesia			Spuren
Kieselerde			0,01
Wasser			68,77
			102,26
Abzüglich der dem Chlor äquivalenten Sauerstoffmenge			2,55
			99,71

Rechnet man Basen und Säuren zusammen, so ist die Zusammensetzung:

Chlornatrium	18,67
Natriumsulfat	5,63
Natriumcarbonat	2,72
Kaliumcarbonat	3,87
Kaliumsulfat	0,04
Kieselerde	0,01
Kalk und Magnesia	Spuren
Wasser	68,77
	99,71

Der Unterschied zwischen der Gesammtsumme und 100 erklärt sich wahrscheinlich durch kleine Mengen organischer Substanzen.

Die Dichtigkeit ist 1,2702; benutzt man diese Ziffer, so ergibt sich in Gramm per Liter ausgedrückt, folgendes Resultat:

Salz, ganz steinhart und compact und fest wie grober Quarz, zurückgeblieben. Aus der Ferne sahen diese Salzbetten wie gefrorene

---

Chlornatrium	15,367 gr
Natriumsulfat	3,986 „
Natriumcarbonat	2,239 „
Kaliumcarbonat	3,185 „
Kaliumsulfat	0,033 „
Kieselerde	0,008 „
Gesammtgehalt an Salzen per Liter	24,818 gr

Als wir die Probe erhielten, hatte dieselbe den Geruch von Schwefelwasserstoff, eine Folge der vorhandenen Sulfide, und eine helle blaßrothe Farbe, welche durch suspendirte Substanzen verursacht wurde. Die eingesandte Probe war zu gering, um eine Prüfung der letztern, sowie der organischen Substanzen im Wasser zu gestatten.

Das Wasser ist, da es aus einer fast gesättigten Lösung besteht, sehr merkwürdig; man findet ein natürliches Wasser von dieser Zusammmensetzung sehr selten. Das Vorkommen von Sulfiden ist auf die reducirende Wirkung von Organismen auf die Schwefelsalze zurückzuführen. Die Flasche, in welcher die Probe sich befand, war vollständig gefüllt und seit mehrern Monaten sicher verkorkt.

A. Pappe,
H. Droop Richmond, } Chemiker.

Snow Hill Buildings, London, 12. April 1890.

Lieber Herr Stanley!

Nachstehend folgt das Resultat der quantitativen Analyse des natürlich krystallisirten Salzes, welches Sie mir vorgelegt haben:

	In Procenten
Wasser	0,82
Eisenoxyd (Fe_2O_3)	0,15
Kaliumoxyd (K_2O)	4,56
Natriumoxyd (Na_2O)	47,68
Kohlensäure (CO_2)	1,02
Schwefelsäureanhydrid (SO_3)	6,87
Chlor (Cl)	50,42
	111,52
Ab dem Chlor äquivalenter Sauerstoff . . .	11,36
	100,16

Wie die Basen und Säuren miteinander in Verbindung getreten sind, läßt sich unmöglich sagen, aber nach ihrer Affinität berechnet, würden sie sich folgendermaßen zu Salzen verbinden:

	In Procenten
Kaliumsulfat	8,43
Natriumsulfat	5,32
Natriumcarbonat	2,46
Chlornatrium	82,71
Eisenoxyd	0,15
Wasser	0,82
	99,89

In der Hoffnung, es möge Ihnen dies von Werth sein, verbleibe ich

Ihr stets ergebener

Henry S. Welcome.

Teiche aus. Wo das Ufer von den Salzsammlern unberührt bleibt, ist es von einem Kranze von Ukindu-Palmen, gestrüppartigem Gebüsch, Röhricht, Euphorbien und aloëartigen Pflanzen umgeben; bei Mkijo, einem von den Salzarbeitern bewohnten Dorfe, befinden sich auch ein kleiner Bananenhain und etliche Felder mit Mais und Hirsekorn. Der See sieht eigenthümlich todt und verlassen aus, doch wird er durch den schmalen grünen Gürtel am Fuße der klippenartigen Abhänge etwas gehoben. Unmittelbar hinter den grünen Pflanzen und Büschen steigen die steilen Seiten des Hügelrückens in einer Reihe von horizontalen Terrassen aus grauen dichten Ablagerungen auf, die an verschiedenen Stellen durch eine dünne Salzkruste ein weißes Aussehen erhalten haben.



Der kleine Salzsee bei Katwe.

Ab und zu bemerkt man auch kalkähnliche Stellen, von denen eine bei der Untersuchung als aus Tropfstein bestehend sich erwies. An einer Stelle fand ich einen Elefantenzahn, Knochen von kleinen Thieren, Zähne und Muscheln etwa von der Größe der Herzmuschel. Rund um den See herum bemerkte ich mehrere Tropfsteinlager.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit des Sees war die blutrothe Färbung des Seewassers oder einiger darin befindlicher Ablagerungen. Als ich ins Wasser blickte, sah ich die Niederschläge wie geronnenes Blut auf und unter der Oberfläche treiben. Ich ließ einen Mann aufs gerathewohl in den See treten, der ihm bis ans Knie reichte; als er sich bückte, hob er ein größeres Stück grobkörniges krystallisirtes Salz auf, an wel-

chem sich ein blutrother Fleck befand. Diese rothe klebrige Substanz gibt dem See, wenn man ihn vom Scheitel des Katwe-Rückens betrachtet, ein purpurnes Aussehen, als ob rothe Farbe unter das Wasser gemischt sei.

Am Ufer lagen Hunderte von todten Schmetterlingen verschiedener Farbe. Fische waren nicht im Wasser zu sehen, obwol die Ufer des Sees ein Lieblingsaufenthalt für Silber- und andere Reiher, Störche und Pelikane zu sein schienen.

Der größere Salzsee von Katwe, der nach dem gleichnamigen Dorfe manchmal auch Mkijo-See genannt wird, ist ungefähr 5 km lang, $^3/_4$—$1^1/_4$ km breit und etwa 1 m tief. Der kleinere See liegt in einem runden grasbewachsenen Becken 3 km weiter nach Osten und ist ein runder flacher Teich von etwa $^3/_4$ km Durchmesser.

Wer die vorstehenden Thatsachen beachtet, wird sofort bemerken, daß diese Salzbecken Theile des ursprünglichen Sees sind, welcher die durch den Zurücktritt der Wasser des Albert-Edward-Sees entstandene Einsenkung einnahm, und daß die Verdunstung das ehemalige süße Wasser zu dieser starken Salzlake umgewandelt hat.

Salz ist ein sehr werthvoller Artikel und wird von den umliegenden Stämmen eifrig begehrt. Der Ruf von diesen Lagern war sogar bis nach Kavalli gedrungen, wo ich zuerst von dem größern Salzsee von „Katto" hörte. Von Makara, Ukondju, Unjampaka, Ankori und Ruanda kommen ganze Flotillen von mit Getreide beladenen Kanoes, um Salz einzutauschen, und von dem östlichen Ukondju, dem nördlichen Usongora, Toro und Uhaijana treffen Karavanen ein, um Salz gegen Hirse, Baumrindenstoffe, Bohnen, Erbsen, Sesam, eiserne Werkzeuge, Waffen u. s. w. einzuhandeln. Die Inselbewohner des Albert-Edward-Sees befrachten ihre kleinen Fahrzeuge damit und machen mit getrockneten Fischen Reisen nach den westlichen und südlichen Küsten, wo sie durch den Austausch ihrer Producte einen guten Verdienst haben. Der Besitz der Stadt Katwe, welche die Seen beherrscht, gibt Ursache zu großer Eifersucht. Anfänglich gehörte sie den Wasongora, dann Antari von Ankori; darauf erbte der Inselhäuptling Kakuri sie, bis schließlich Kabba-Rega von den reichen Salzlagern hörte und Rukara hinschickte, um die Stadt zu besetzen.

Unser Marsch nach Ukondju hinein hatte die Warasura veranlaßt, die Ebene von Makara sofort zu räumen, und ebenso hatte Rukara mit seiner Armee von Gewehrträgern und Speerwerfern bei unserm Herannahen schleunigst die Flucht ergriffen. In unserm Lager

befanden sich etwa 150 Wakondju, auch stellten sich Wasongora ein, die uns unentgeltlich mit Nachrichten versorgten.

Am Nachmittage des ersten Tages nach unserer Ankunft in Katwe sahen wir eine Kanoeflotille von einer etwa 5 km entfernten Insel dem Lande zusteuern, doch waren die Mannschaften so vorsichtig, nicht mehr als bis auf Rufweite sich dem Ufer zu nähern. Wie sie uns mittheilten, waren sie von Kakuri gesandt, um festzustellen, was das für Fremde seien, die Rukara und seine Warasura aus dem Lande fortgescheucht und damit „der ganzen Welt" gute Dienste geleistet hätten. Wir erwiderten in passenden Worten, doch stellten die Eingeborenen sich so, als glaubten sie uns nicht. Schließlich erklärten sie, daß wenn wir die Stadt Katwe in Brand steckten, sie das als einen Beweis ansehen würden, daß wir nicht Warasura seien. Infolge dessen zündeten wir die nahe am Ufer liegenden Dörfer an, was von den Bootsmannschaften mit lautem Freudengeschrei begrüßt wurde.

Dann rief der Sprecher: „Ich glaube jetzt, daß ihr Wanjawingi seid. Schlaft in Frieden und morgen wird Kakuri kommen, um euch Geschenke zum Willkommen zu bringen."

Darauf stand Bevwa, der Häuptling unserer Wakondju, in einem auf dem See liegenden Kanoe auf und fragte: „Ach, ihr Kinder Kakuri's, des großen Häuptlings des Sees, erinnert ihr euch nicht Kuaru-Kuansi's, der Kakuri's Söhnen die Speere geliehen hat, um das Land gegen die Warasura-Räuber zu vertheidigen? Siehe, Kuaru-Kuansi, ein treuer Sohn der Wanjawingi, ist wieder hier. Freut euch, meine Freunde, Rukara und seine Diebe sind geflohen, und das ganze Land wird sich wie ein Mann erheben, um sie zu verfolgen."

Die Mannschaften klatschten ihm mit den Händen Beifall zu und trommelten auf einem halben Dutzend kleiner Trommeln. Dann sagte der Hauptsprecher der Insulaner: „Kakuri ist ein Mann, der sich noch keinen Zahn hat ausziehen lassen und er wird sich von einem lebenden Mrasura auch keinen ausziehen lassen. Wir haben ein Dutzend Warasura gefangen, als sie vor diesen Fremden aus Makara flohen. Kakuri wird dafür sorgen, daß sie sterben, ehe die Sonne untergeht, und morgen wird er dann den Häuptling der Fremden von Angesicht zu Angesicht sehen."

Damit ruderten sie fort und ich fragte nunmehr Bevwa über diese Wanjawingi, wer sie seien und ob sie einen Stamm bildeten?

Bevwa blickte mich scharf an und sagte:

„Weshalb fragst du? Weißt du nicht, daß wir glauben, daß ihr zu den Wanjawingi gehört? Wer ist außer den Wanjawingi und Watschwesi von euerer Farbe?“

„Was? Sind sie weiße Leute wie wir?“

„Sie haben keine Kleider wie ihr und tragen auch nichts an den Füßen, wie ihr es thut, sie sind aber große starke Männer mit langen Nasen und von blasser Farbe, und kamen, wie ich von unsern alten Männern gehört habe, von irgendwo jenseit des Ruwenzori her. Ihr kamt auch aus jener Richtung und deshalb müßt ihr zu den Wanjawingi gehören?“

„Wo leben sie aber?“

„In Ruanda, und Ruanda ist ein großes Land, das sich rundherum von Süd zu Ost bis Südsüdwest ausdehnt. Ihre Speere sind nicht zu zählen und ihre Bogen länger als ich groß bin. Der König von Usongora, Njika, war ein Mnjawingi. Es gibt einige Leute in diesen Gegenden, die Kabba-Rega nicht besiegen kann; sie leben in Ruanda, wohin sich selbst der König von Uganda nicht wagt.“

Als Kakuri am nächsten Morgen kam, brachte er uns Geschenke mit, bestehend aus mehrern Fischen, Ziegen, Bananen und Bohnen. In seiner Gesellschaft befanden sich einige Wasongora-Häuptlinge, welche sich erboten uns zu begleiten, in der Hoffnung, daß wir wie auf dem Marsche nach Toro und Uhaijana einige feindliche Horden treffen würden. Der Inselhäuptling war ein schöner Mann, unterschied sich in der Hautfarbe aber nicht von den dunkeln Wakondju, während die Wasongora in ihren Zügen so viel Aehnlichkeit mit den schönsten Somali- und den Galla-Typen hatten, als wenn sie von derselben Rasse abstammten.

Ich forderte Kakuri auf, nachmittags mit einem Kanoe zu kommen, dasselbe mit Salz zu befrachten und letzteres auf der Insel zu lagern, da ich in einem oder zwei Tagen den Marsch nach Osten würde fortsetzen müssen. Infolge dessen waren etwa 100 Eingeborene den ganzen Nachmittag mit dem Transport von Salz nach der Insel Kakuri beschäftigt, wobei die uns begleitenden Wakondju ihnen tüchtig Beistand leisteten. Die Leute schritten etwa 100 m weit in den See hinein, wo ihnen das Wasser bis ans Knie reichte, und hoben dann große Kuchen krystallisirtes Salz auf, das sie ans Land und über den Landrücken nach den Kanoes im Albert-Edward-See trugen.

Nachdem ich am 19. ein unbeholfenes, schweres, aber ziemlich großes Kanoe gefunden hatte, bemannte ich dasselbe mit 12 Ruderern und fuhr auf den See hinaus, um denselben zu erforschen. Gegen 11 Uhr vormittags war ich ungefähr 12 km weit gekommen, worauf ich vor der Niederlassung Kaijura's halt machte, einem aus 81 großen Hütten bestehenden Dorfe, das reich an Ziegen und Schafen war. Kaijura ist ein Mſongora, der bis dahin noch unbesiegt von den Warasura geblieben war. Unser Fahrzeug war so plump und schwerfällig, daß wir uns nicht weiter in den See hinein wagen durften, da bei der leichtesten Brise das Wasser hineinlief, indeß befand ich mich während des größten Theils der Fahrt doch etwa $1^1/_2$ km vom Lande entfernt. Ich ließ alle paar Minuten das Loth werfen, das stets beinahe einen Meter tief in den weichen Schlick einsank; die größte Wassertiefe, die ich erhielt, war 4,6 m. Ungefähr 400 m vom Lande benutzte ich eine lange Peilstange, die jedesmal $1^1/_4$ m in den Schlamm hineindrang, welcher, wenn sie wieder herausgezogen wurde, einen fürchterlichen Gestank, wie ein Abzugskanal, entwickelte.

Am frühen Morgen des nächsten Tages war die Oberfläche des Sees spiegelglatt und von graugrüner Färbung. Am Ufer sahen wir eine merkwürdig große Zahl von Schmetterlingen, von denen viele auch todt auf der Wasseroberfläche trieben.

In der Mitte der Einbuchtung von Katwe lagen zwei Inseln, die etwa 30 m aus dem See emporragten und von denen eine sich durch eine kalkfarbige Klippe bemerkbar machte. Beide trugen große Ansiedelungen und waren anscheinend stark bevölkert.

Bei der Rückkehr nach Katwe erblickte ich in etwa 250 m Entfernung einen großen schwarzen Leopard, der sich gerade vom See zurückzog, in welchem er seinen Durst gelöscht hatte. Er verschwand jedoch, bevor wir unser schwerfälliges Fahrzeug näher ans Ufer rudern konnten.

Der einzige Nutzen, den ich von dieser eintägigen Forschungstour erhielt, war eine vollständige Besichtigung der Bai und ein Blick in die jenseit des Vorgebirges von Kaijura liegende chaotische, formenlose Leere. Der Dunst war so dicht wie Nebel, sodaß man über die Entfernung von 5 km hinaus nichts erkennen konnte.

Begleitet von einer großen Zahl von Häuptlingen und Hirten der Wasongora, sowie unsern Freunden aus Ukondju, marschirte die Expedition von Katwe am 20. Juni weiter, schlug einen Pfad nach Osten ein, welcher an dem größern Salzsee entlang führte, und

tauchte in das grasbewachsene runde Becken des kleinern Salzteiches hinab. Nachdem wir einen ostwärts von letzterm liegenden Rücken erstiegen hatten, ging es in eine große Ebene hinab, welche offenbar noch ganz kürzlich von den Wassern des Albert-Edward-Sees bedeckt gewesen war, da noch Tümpel und schmale Sumpfstreifen vorhanden waren. Nach einem Marsche von etwa 30 km trafen wir in Mukungu in Unjampaka bei dem Häuptling Kassesse von Toro ein, dessen Name mir schon im Januar 1876 bekannt geworden war.

Gegenüber dem halben Dutzend Seriben von Mukungu lag eine lange niedrige Insel Namens Irangara, die von einem schmalen Arm des Sees umspült wurde; zwischen ihr und Katero, Kateribba und vier oder fünf andern östlich von Irangara liegenden Inseln trieben große Massen von Pistia. In weiter Ferne tauchten über den Inseln im Nebel die Hochlande von Uhaijana auf, während wir im Süden ein sehr schwaches Bild von Kitagwenda hatten, dessen Häuptling Ruigi ist; ich wußte also, daß wir uns westlich von dem Seearm befanden, den wir den Beatrice-Golf genannt hatten.

Alles Vieh war über den See nach der Insel Irangara geschafft und jeder Werthgegenstand fortgeschleppt; eine ungeheuere Heerde war erst ganz kürzlich von Mukungu nach Buruli getrieben und durch den zurückweichenden Rukara und seine Armee zu einem Eilmarsch veranlaßt worden. Die Hütten der Häuptlinge ließen erkennen, daß diese Eingeborenen in der Kunst der ornamentalen Architektur vorgeschritten waren. Das Haus, welches der Pascha bewohnte, war das am hübschesten verzierte, welches ich bisjetzt gesehen hatte. Dasselbe war ungefähr 6 m hoch und hatte einen Durchmesser von etwa $7^1/_2$ m, sowie einen Eingang, der mit bunten Farben wie eine rohe Nachahmnng der Stuckarbeiten der alten Aegypter geschmückt war. Der Eingang war groß, volle $1^1/_2$ m hoch, ebenso breit und mit einem hübschen Bogengang versehen. Das Innere war durch getünchte Scheidewände in verschiedene Kreissegmente getheilt, in die dreieckige und rautenförmige Figuren und Dreiecke über Rauten, alles in Roth und Schwarz gemalt, eingegraben waren. Die an dem breiten Eingange befindliche Abtheilung war zum Audienzsaal bestimmt; hinter der buntverzierten Scheidewand lag das Familien-Schlafzimmer und die Kreissegmente zur Rechten waren den Kindern zum Aufenthalte angewiesen gewesen.

Jede Seriba war nicht nur von außen von einem Dornenzaun eingefaßt, sondern auch im Innern von einem bis $1^1/_2$ m hohen runden Damm aus Kuhdünger umgeben. Diese großen runden Unrath- und

Düngerhaufen werden in Usongora sehr häufig angetroffen und noch nach einem Jahrhundert die Stellen bezeichnen, wo die Niederlassungen gestanden haben, wenn die Dörfer und Generationen über Generationen längst verschwunden sind.

Die Arme des Sees, die bald schmäler, bald breiter werden, schwärmen von Silber- und andern Reihern, Enten, Gänsen, Ibissen, Störchen, Pelikanen, Schnepfen, Königsfischern, Tauchern und sonstigen Wasservögeln.

Am nächsten Tage folgen wir der Spur Rukara's und seiner Truppen und Heerden und setzten den Marsch in erst westlicher und dann nördlicher Richtung um einen längern Arm des Sees, den Bea-



Theil eines Hauses am Albert-Edward-Njansa.

trice-Golf, herum fort, der noch vor einigen Jahren eine große Ausdehnung gehabt haben muß. Die Ebene war vollständig flach und von langen, weit ins Land hineinreichenden seichten Wasserzungen durchschnitten, die wir überschreiten mußten. Als wir mehr nach Norden kamen, traten die Berge von Toro in Sicht, doch wandten wir uns in der Nähe derselben nach Nordosten und machten nach einem Marsch von $17^1/_2$ km in Muhokja halt, einem kleinen Dorfe, das ungefähr gleichweit vom See wie von den Bergen entfernt lag. Als die Kundschafter die Umgebung des Dorfes untersuchten, fingen sie einen Deserteur von Rukara's Armee, der uns mittheilte, daß die Warasura sich jetzt in Buruli befänden.

Am 22. Juni marschirten wir weiter; zu unserer Rechten lag, so flach wie eine Billardtafel, eine Ebene ausgebreitet, die etwa 12 m niedriger war als die Terrasse, auf welcher wir uns befanden; zur

Linken sahen wir die südöstliche Seite der Ruwenzori-Kette, die in meist als kegelförmige Hügel endigende Vorgebirge auslief, zwischen denen weit ins Innere hineinreichende Einbuchtungen des Landes lagen. Wir überschritten mehrere kleinere und zwei größere Flüsse, den Unjamwambi und den Rukoki, von denen der erste reichlich mit großen runden Kieselsteinen besäet war, die durch das lange starke Rollen in der ungestümen Strömung ganz glatt und blank geworden waren.

Bei der Ankunft in der Nähe des Rukoki, dessen Ufer hinter hohem Röhricht verborgen liegen, wurde die Vorhut plötzlich von einer großen Anzahl in dem dichten Morast versteckter Gewehrschützen mit einer Salve empfangen. Leider bestand die Vorhut aus den Wasongora und Wakondju, die uns auf dem Wege führten und nun sich haufenweise in den Fluß stürzten, wobei sie auf ihrer eifrigen Flucht mit den scharfen Speeren mehr Unheil anrichteten, als der im Dickicht verborgene Feind. Indessen wurden die Lasten abgeworfen und schon nach wenigen Minuten waren zwei Compagnien mit bewundernswerther Unerschrockenheit durch den Sumpf gestürmt, wo sie gerade noch früh genug kamen, um die aus den Schlupfwinkeln sich zurückziehenden Warasura zu sehen. Zwar wurde noch eine Zeit lang ein lebhaftes Feuer unterhalten, jedoch in den Kämpfen mit Eingeborenen braucht man Cavalerie, da jene beständig im Laufen sind, entweder zum Angriff oder auf dem Rückzuge. Einige Warasura flohen südwärts, andere rannten, um den Kugeln unserer Gewehre zu entgehen, an den Bergen hinauf. Als die Compagnien den Feind in voller Flucht sahen, kehrten sie zurück; wir nahmen unsere Lasten wieder auf und setzten den Weg nach Buruli fort, dessen ausgedehnte Bananenhaine bald in Sicht erschienen und uns einen seltenen Ueberfluß an Lebensmitteln versprachen.

Kurz vorher, ehe wir den Hinterhalt erreichten, kamen wir an einer geschlachteten Ziege vorbei, welche quer über unsern Weg gelegt und von ein paar Dutzend tomatenähnlicher gelber Früchte eines sehr häufig vorkommenden Strauches umgeben war. Wie wir alle wußten, bedeutete dies soviel, daß wir uns vor der Rache hüten sollten, allein unsere Eingeborenen hatten ein so großes Vertrauen zu uns, daß sie ohne Zögern weitergingen; nichtsdestoweniger erhielten sie bei dem Hinterhalt einen großen Schreck.

Nachmittags verfolgten unsere Plänkler die Warasura und stellten fest, daß dieselben ihre zerstreuten Truppen wieder sammelten und in ostnordöstlicher Richtung quer über die Ebene marschirten. Die Kund-

schafter, die nicht an sich halten konnten, sandten ihnen einige Kugeln nach und gaben damit ihrer Flucht einen neuen Antrieb. Die Warasura warfen ihr Gepäck fort, und wir sahen, wie sie ihre Gefangenen mit Stöcken antrieben, bis mehrere, wahnsinnig vor Furcht und Schmerz, ihre Bürden fortschleuderten und unter den Schutz der Waffen unserer Plänkler desertirten. Die Flüchtlinge hatten sich vieler Gegenstände entledigt, die von großem Werthe für uns waren; und unter den Gefangenen befand sich eine Mhuma-Frau von sehr angenehmem Aeußern, die uns viel über Rukara und seine ungeheuern Viehheerden mittheilen konnte.

Früh am nächsten Morgen sandte ich Kapitän Nelson mit 100 Büchsenschützen und 50 Wakondju- und Wasongora-Speerträgern aus, um die Nachhut Rukara's zu verfolgen und wenn möglich den Feind einzuholen. Er folgte demselben etwa 18 km weit; da er aber kein Zeichen von den Warasura zu entdecken vermochte, kehrte er nach Buruli zurück, das wir nach einem brillanten Marsche bald nach Sonnenuntergang erreichten.

Wie man mir erzählte, befanden sich in einer Entfernung von einigen Kilometern zwei heiße Quellen, von denen die eine in der Nähe eines Ortes Iwanda, Nord zu Ost von Buruli, und die andere, „heiß genug um Bananen zu kochen", bei Luadjimba, nordöstlich von unserm Lager, liegen sollte.

In Buruli blieben wir zwei Tage, da wir auf der Ebene, wo die Wege gut, breit, frei von Dornen, Steinen, Wurzeln, rothen Ameisen und sonstigen Hindernissen gewesen waren, einen vorzüglichen Marsch gemacht hatten. Außerdem war es nicht klug, die Leute anzutreiben, wo sich Ueberfluß an Lebensmitteln bot. Ehe wir diese wohlgedeihende Niederlassung verließen, baten unsere Wakondju- und Wasongora-Freunde um die Erlaubniß, umzukehren, worauf sie, nachdem ich jedem Häuptling und Stammesältesten ein Geschenk gemacht hatte, zu unserm Bedauern Abschied nahmen. Bevwa und seine Wakondju waren jetzt fast 140 km von ihrer Heimat entfernt; ihre Gutmüthigkeit, Bereitwilligkeit und Harmlosigkeit hatten unsere ganze Sympathie gewonnen.

Ein Marsch von 19 km brachte uns am 25. Juni über eine sehr flache Ebene, die so glatt wie ein Rasenplatz war und von fünf Flüssen und breiten sumpfigen Strecken durchschnitten wurde, auf der zweiten Hälfte aber in sanften Wellen, zwischen denen breite Grasflächen lagen, wieder anstieg. Die Anhöhen waren mit dichten Akazien-

wäldern bestanden, während an den Rändern der flachen Vertiefungen drei Arten von Euphorbien, kräftige Fächer-, einige Borassus- und Ukindu-Palmen wuchsen. Bald nach Mittag lagerten wir uns, eine Stunde von dem Nsongi-Flusse entfernt, in einem Walde.

Diese Stelle war offenbar schon oft von den Warasura-Horden und den nach den Salzseen bestimmten Karavanen aus Toro als Lagerplatz benutzt worden, und da Trinkwasser weit entfernt war, gebrauchten die ermüdeten Köche das Wasser aus einigen Gruben, die von durstigen eingeborenen Reisenden gegraben worden waren. Dasselbe verursachte schreckliche Krankheit unter uns.

Am nächsten Tage überschritten wir den 15 m breiten und $^3/_4$ m tiefen Nsongi und begannen unmittelbar darauf zu dem hohen Tafellande von Uhaijana aufzusteigen, das mit dem östlichen Toro, Kitagwenda und Ankori die östliche Mauer des Beckens des Albert-Edward-Sees bildet. Gegen Mittag schlugen wir auf einer breiten ebenenartigen Terrasse bei Kavandare in Uhaijana, 1215 m über dem Meeresniveau und 207 m über dem Spiegel des Sees, das Lager auf.

Die Warasura waren wieder auf der Wacht und begannen von den Gipfeln der Hügel herab zu schießen, entflohen jedoch, als die Vorhut zum Angriff heranstürmte, und ließen einen kräftigen Gefangenen in unsern Händen zurück. Derselbe war gerade in dem Augenblicke, als er seinen Speer schleudern wollte, von einem unserer Plänkler, der sich hinter ihm herangeschlichen hatte, ergriffen worden.

Bevor wir die Terrasse erreicht hatten, waren wir durch Kakonja und seine aufs beste gedeihenden Felder mit weißer Hirse, Sesam, Bohnen und süßen Kartoffeln gekommen. Ost zu Nord von Kakonja liegt etwa eine Stunde Weges entfernt die sehr bedeutende Ansiedelung Karamulli.

Bald nach unserer Ankunft im Lager starb Juffuf Effendi, ein ägyptischer Offizier, an Leberverhärtung. Ich glaube, dies war schon der sechste Todesfall unter den Aegyptern, die in ihrer Provinz ein so fürchterlich ausschweifendes, zügelloses Leben geführt hatten, daß nur wenige von ihnen noch viel Kraft in sich hatten, sodaß sie unter Anstrengungen zusammenbrachen, die von unsern Sansibariten nur als mäßige betrachtet wurden.

Nachdem wir das Lager erreicht hatten, stellten sich die Wirkungen des am Tage vorher, also vor 24 Stunden getrunkenen Grubenwassers ein. Unter den Sansibariten entwickelten sich über 30 Fieberanfälle; außerdem waren zwei von den europäischen Offizieren niedergeworfen

und auch ich fühlte die Krankheitssymptome herannahen. Die Leute des Paschas taumelten im Fieber umher und außer mehrern Manjema sollten auch von ihnen etliche vermißt werden.

Am 27. Juni ließ ich Rast machen und sandte Lieutenant Stairs mit seiner Compagnie zurück, um wenn möglich einige der Vermißten aufzusuchen. Mehrere derselben kamen ihm schon auf dem Wege entgegen und versuchten die Colonne wieder einzuholen. Die Frau eines der zum Gefolge des Paschas gehörenden Leute wurde mit durchbohrtem Körper aufgefunden und ein Manjema entging nur durch das rechtzeitige Eintreffen des Lieutenant Stairs demselben Schicksale. Die äußerst unbesonnenen Leute hatten, um sich den Blicken der Nachhut zu entziehen, die List angewandt, sich ins Gras hinzuwerfen und still liegen zu bleiben, bis der Offizier mit seinen Leuten vorüber war.

Insgesammt hatte die Zahl der Krankheitsfälle sich bis auf 200 gesteigert; Aegypter, Sansibarneger, Sudanesen und Manjema ächzten und stöhnten in gleicher Weise bei ihren Leiden. Auch der Pascha, Dr. Parke und Jephson waren von starken Fieberanfällen ergriffen worden.

Am 28. Juni machten wir unter Führung eines gefangenen Warasura einen kurzen Marsch über den Höhenzug von Kavandare. Die Vorhut und die Hauptcolonne kamen im Gänsemarsch unbelästigt über den Paß, dagegen hatte der Nachtrab einen wüthenden Angriff auszuhalten, obwol der Feind sich sofort zur Flucht wandte, als unsere Magazingewehre ernstlich zu antworten begannen. Dies war unser letztes Zusammentreffen mit den Beutejägern Kabba-Rega's, den sogenannten Warasura.

Am nächsten Tage erreichten wir, nachdem wir inzwischen nach der ebenen Terrasse am Fuße der östlichen Mauer des Albert-Edward-Beckens hinabgestiegen waren, Tschamlerikwa und am 1. Juli trafen wir in Kasunga-Njansa in Ost-Unjampaka ein, einem uns im Januar 1876 bekannt gewordenen Orte, wo ich damals eine Anzahl Waganda aussandte, um Kanoes zur Ueberfahrt über den von mir entdeckten See zu suchen. Der König Bulemo-Ruigi, welcher von den inzwischen vor uns über den See angekommenen Insulanern Kakuri's bereits unser Lob gehört hatte, sandte uns Boten entgegen und stellte uns sein Land zur vollen Verfügung mit dem Recht, von jedem Garten und Felde und jeder Pflanzung zu essen, was uns beliebte, nur mit der gern von uns erfüllten bescheidenen Bitte, die Bananenbäume gefälligst nicht umzuhauen.

Die Musterrolle, welche der Pascha mir an diesem Tage wie gewöhnlich zu Anfang des Monats überreichte, enthielt folgende Zusammenstellung:

44 Offiziere, Familienoberhäupter und Beamte,
90 verheirathete Frauen und Concubinen,
107 Kinder,
223 Wachen, Soldaten, Ordonnanzen und Diener,
91 Begleiter,
555 Köpfe.

Am 3. Juli erreichten wir die Niederlassung Katari in Ankori an dem Rande des Sees. Schon im Lager am 28. Juni hatte ich die Symptome des herannahenden Fiebers gespürt, sodaß auch ich zu den von demselben Befallenen gehörte; die Krankheit wüthete wie die Pest in unsern Reihen, ohne Rücksicht auf Alter, Hautfarbe oder Geschlecht, und ich hatte bis zum 2. Juli ebenso schwer an derselben zu leiden wie alle übrigen. Als jeder von der Krankheit befallen war, ergriff sie auch Kapitän Nelson, der jetzt der Kräftigste von uns allen war. Der Verlauf war Schüttelfrost, Uebelkeit und hohes Fieber, das sich durch keine Arznei beseitigen ließ; nach zwei- oder dreitägigem ernstlichen Leiden war man matt und verwirrt, jedoch hatte kein einziger Fall mit dem Tode geendigt, obgleich fast alle am Fieber gelitten hatten.

Von dem Lager am 28. Juni, über welchem der Edwin-Arnold-Berg dem Blicke sich zeigte, waren wir dem Fuße des Hochlandes entlang marschirt und zwei Tage später in das Land der Kitagwenda gekommen. Als Ost-Unjampaka wird das Seeufer von Kitagwenda bezeichnet. Die ganze Entfernung von dort bis nach Katari in Ankori ist eine fast ununterbrochene Linie von bis an das Ufer des Sees reichenden Bananenpflanzungen und Feldern mit Mais, Zuckerrohr, Eleusine und Holcus; die Felder liegen hinter den Bananenpflanzungen ins Land hinein und sind wie diese Eigenthum von etwa einem halben Dutzend an der Küste zerstreuter Salzmarktplätze. In 5—10 km Entfernung läuft das gebirgige Hochland mit dem Seeufer parallel.

Wir sind also längs des nördlichen, des nordwestlichen und des östlichen Ufers des Albert-Edward-Sees marschirt und haben reichliche Gelegenheit gehabt, uns über die Süd- und Westküste zu unterrichten; alles was wir über den See in Erfahrung gebracht haben, ist auf der diesem Werke beigegebenen Karte sorgfältig eingetragen worden. Die Südküste des Sees, die wir zum großen Theile von dominirenden Höhen, wie diejenige von Kitete, betrachtet haben, besitzt denselben

Charakter wie die flachen Ebenen von Usongora und dehnt sich 30—45 km weit bis zum Fuße der Hochlande von Mpororo und Usongora aus. Die Kanoeleute Kakuri's, die häufig Reisen nach den verschiedenen Häfen von Ruanda und der westlichen Länder, sowie rund um den See herum gemacht haben, theilten mir mit, daß die Ufer sehr flach sind, sich mehr nach Süden als nach Norden, und mehr nach Westen als nach Osten ausbreiten. Der Albert-Edward-See wird von keinem Flusse von großer Bedeutung gespeist, wenn auch mehrere solche von 6—15 m Breite und 60 cm Tiefe in denselben münden. Die beiden größten Flüsse sollen der Mpanga und der Nsongi sein; wenn dies wahr ist, würde der wichtigste Fluß vom Süden her einen gewundenen Lauf von nicht mehr als 95 km Länge haben, sodaß die entferntesten Quellen des Albert-Nils sich nicht weiter als bis nach 1° 10′ südl. Br. erstrecken können.

Sowol der erste als auch der letzte Anblick, den wir von dem Albert-Edward-See hatten, war durchaus verschieden von allen denen, die wir früher auf Land und Wasser einer neuen Gegend bekommen hatten, da wir alle übrigen jungfräulichen Scenen stets bei mehr oder weniger klarer Luft betrachteten, die verschiedenen Wirkungen des Sonnenscheins sahen und uns auch an den Reizen erfreuten, welche die Fernsicht bot. Hier aber blickten wir durch federartige leicht bewegte Dunstschichten von unbekannter Tiefe, die einen undurchsichtigen Schleier bildeten, durch welchen der See wie zerstäubtes Quecksilber oder eine glanzlose Silberplatte aussah, die in der Ferne von den unbestimmten, schattenhaften Umrissen eines rothbraunen Landes begrenzt wurden. Das Bild war in jeder Beziehung höchst unbefriedigend. Wir konnten weder Entfernung, Form und Gestaltung unterscheiden, noch die Höhe des Bergrückens über dem Wasser oder die Tiefe des Sees schätzen, weder eine richtige Grenze der Ausdehnung der Wasserfläche feststellen, noch zu sagen wagen, ob hier ein Binnenmeer oder ein flacher Teich war. Der Dunst oder eigentlich die Wolke schwebt wie ein grauer Mantel über ihm; wir seufzten nach Regen, damit derselbe die Luft aufkläre, und der Regen fiel auch, allein dann kam an Stelle des verdichteten Dunstes ein wirklicher Nebel, so dick, wie er London an Novembertagen zu quälen pflegt.

Die natürliche Farbe des Sees ist ein helles Meergrün, das sich jedoch schon in kurzer Entfernung vom Lande wegen des unfreundlichen Nebels in ein trübes Grau, die Farbe der Sackleinwand, verwandelt. Es gibt weder Sonnenschein noch Sonnenstrahl, nur eine todte Undurchsich-

tigkeit, ein Kampf durch die ungemessene Tiefe des Nebels. Wenn wir uns bemühten, unter demselben durchzublicken oder ihn zu durchdringen, um einen Blick auf das geheimnißvolle Wasser zu werfen, wurden wir von dem sich dem Auge bietenden Chaos überrascht, das auf der ruhigen Oberfläche unter der zitternden, wallenden Luft lag; es machte vollständig die Beschreibung: „Im Anfang war die Erde wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe", zur Wirklichkeit, und diese Ansicht verstärkte sich noch, wenn man aufblickte, um die Zusammensetzung dieses dunstartigen Nebels zu prüfen und festzustellen, ob es Dunst, Nebel oder Wolke war. Das Auge wurde bezaubert durch die Wolken von phantastischen, formlosen Gestalten, die Luftgebilde, Flocken, Häutchen, Kügelchen und ausgefransten oder wurmartigen Fäden, die in solch zahllosen Mengen umherschwebten, schwammen und trieben, daß man eine Hand voll greifen zu können meinte. Im Fieberdelirium habe ich solche, wie winzige Thierchen sich hin- und herbewegende Gestalten gesehen, welche mit der Geschwindigkeit des Gedankens ihre Form änderten und sich vor den verwirrten Sinnen zu seltsamen misgestalteten Figuren verwandelten. Allgemeiner und deutlicher gesprochen, schien die Luft mit schattenhaften, in die Länge gezogenen Organismen gefüllt zu sein, die meist eine rohe Aehnlichkeit mit wurmartig sich bewegenden Kaulquappen hatten. Während man vom Lande das unbestimmte Bild einer etwa 5 km entfernten Insel betrachtete, bemerkte man, daß dasselbe sich vertiefte oder mehr vom Nebel umhüllt wurde, je nachdem eine dünnere oder dickere horizontale Schicht dieser luftigen Gestalten sich herniedersenkte oder aufwärts schwebte; und wenn man die letztern mit festem Blicke verfolgte, bemerkte man das Vibriren derselben ebenso deutlich, wie man es von der Luft in den Sonnenstrahlen sieht. Von dem Scheitel eines grasbewachsenen Rückens, der Krone eines hohen Hügels und dem traurigen grauen Strande versuchte ich zu erkennen, was nur 5 km entfernt meinem Blicke sich zeigte, und festzustellen, ob es braunrothes Land, graue Wasserfläche oder aschfarbener Himmel sei, aber alles war vergeblich. Ich brauchte nur aus der Ferne die traurigen Weisen eines Klageliedes zu hören, um mir vorzustellen, daß auf dem windstillen See eins von Kakuri's Kanoes dort draußen ein Leichenboot sei, welches langsam mit seiner Fracht von todten Forschern dem düstern Ziele zuglitt, von dem noch kein Forscher zurückgekehrt ist.

Und ach! was hätten wir sehen können, wenn wir nur einen der wunderbar klaren Tage mit dem tiefen, reinen Azur und der blenden-

den Durchsichtigkeit des Aethers gehabt hätten, wie man sie in Neuyork so häufig hat! Wir hätten der Welt ein Bild von dieser unbekannten Gegend malen können, wie es noch kein Maler gemalt hat. Wir hätten ihr den See zeigen können mit seiner zartblauen Farbe, hier sich herrlich verbreiternd, dort mit seinen glitzernden weißen Armen Gruppen von tropischen Inseln umfassend oder lange Zungen silbernen, glänzenden Wassers in die ausgedehnten wiesenartigen Ebenen vorstreckend, bald runde Buchten bildend, bald den schlanken Küstenlinien entlang oder unter dem Schatten der hoch aufsteigenden Plateaumauern sich ausbreitend, ganze Flotillen von Kanoes, welche über seine helle Fläche gleiten, um ihm Leben zu verleihen, breite Bänder von grünem Sumpfgras, Palmen, Bananen, wogendem Zuckerrohr und schattenreichen Laubdomen, welche seine Ufer verschönen. Und rundherum nach jeder Richtung des Kompasses hätten wir ihr die unregelmäßige Kreislinie der Hochländer zeigen können, deren stolze Bergfürsten hoch in die klare Luft emporsteigen, mit ihren gebirgigen Vorsprüngen, den tief bis ins Becken vorgestreckten kuppenartigen Kronen, den weit in die dunkeln Bergfalten eindringenden schönen Thälern und den silberfädenartigen Flüssen, die wie Pfeile an den klippenförmigen Abhängen herabstürzen; breite Bänder von lebender grüner Masse, Strecken dunkelgrünen Waldes, der mit den drohenden grauen oder weißen Abgründen abwechselt, und fern im Norden die Alpen des Ruwenzori, die den Horizont begrenzen und meilenhoch über den Spiegel des Sees aufsteigen, in ihrem prächtigen reinen weißen Gewande, bezaubernd malerisch in ihrer Versammlung von Pics, Bataillonen von Bergtrabanten, die sich herrlich vom krystallklaren Himmel abheben.

Aber leider wandten wir die verlangenden Augen und sehnenden Blicke vergeblich nach ihrer Richtung. Das Mondgebirge schlummerte stets in seinem Wolkenzelte und der See, aus welchem der Albert-Nil entspringt, lag ewig brütend unter dem undurchdringlichen lieblosen Nebel.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Durch Ankori nach dem Alexandra-Nil.

Die Routen nach der Küste, über Uganda, durch Ankori, durch Ruanda und von dort nach dem Tanganika-See. — Wir entscheiden uns für die Ankori-Route. — Halt in Kitete, wo wir im Namen des Königs Antari willkommen geheißen werden. — Unterhaltung mit Masakuma und seinen Frauen. — Frohe Botschaft von der Mutter des Königs Antari. — Die Waganda-Christen Samuel und Zacharias erscheinen im Lager; letzterer erzählt mir die erstaunlichen Ereignisse, welche in Uganda passirt sind. — Mwanga, König von Uganda, und sein Verhalten. — Unsere Leute erholen sich von der Fieberepidemie. — Marsch in dem Thale zwischen der Iwanda- und der Denny-Kette. — Lager bei Wamaganga. — Dessen Bewohner. — Uebergang über den Ruisi-Fluß. — Ein Geschenk von der Mutter des Königs. — Die durch skandalöse Handlungen einiger unserer Leute hervorgerufene Stimmung der Eingeborenen. — Ein Vorfall zur Illustrirung der verschiedenen Auffassungen der Menschen von den Dingen. — Halt im Thal von Rusussu. — Auszug aus meinem Tagebuche. — Fortsetzung des Marsches durch das Namianga-Thal. — Die feindlichen Eingeborenen wenden sich gegen uns, werden aber von den Leuten des Prinzen Utschunku gezüchtigt. — Blutsbrüderschaft mit dem Prinzen. — Die Verwunderung des Prinzen über das Maximgeschütz. — Eine zweite Deputation von den Waganda-Christen; langes Kreuzverhör derselben; Auszug aus meinem Tagebuche. — Meine Antwort an die Christen. — Ankunft im Thal von Mavona. — In Sicht des Alexandra-Thals. — Der Alexandra-Nil.

Am Abend des 3. Juli berief ich die Offiziere der Expedition zu meinem Freunde, um mir bei dem Entschluß über die Frage, welche der drei folgenden Routen wir auf dem Marsch nach der Küste einschlagen sollten, zu rathen. Ich sagte ihnen Folgendes:

„Meine Herren! Wir sind hier zusammengekommen, um zu entscheiden, welche Route wir für den Marsch nach der See wählen sollen. Es kommt Ihnen zu, bei dieser Entscheidung Ihre Stimme abzugeben, ich werde Ihnen daher unparteiisch auseinandersetzen, was für und gegen eine jede derselben zu sagen ist.

„1. Haben wir die Route über Uganda, meiner alten Straße nach der Mündung des Katonga entlang. Wenn der König, wie in frühern

Zeiten freundlich gesinnt wäre, könnte ich die Expedition nach Dumo am Victoria-See bringen, wo ich Mittel finden würde, um seine Kanoes zu leihen, damit dieselben uns nach Kavirondo bringen, von wo wir nach Beschaffung von Rindern und Getreide nach Kikuju und von dort nach Mombas aufbrechen könnten. Allein Muanga ist nicht Mtesa, und der Mörder des Bischofs Hannington kann nicht unser Freund sein. Wenn wir nach Uganda gingen, würden wir die Alternative haben: entweder zu kämpfen oder unsere Waffen abzuliefern. Thäten wir das eine oder das andere, so würden wir alle Mühen nur durchgemacht haben, um diejenigen nutzlos zu opfern, welche wir unter unserer Obhut haben.

„2. Südwärts die Route direct durch Ankori. Im Jahre 1876 bezahlte der König Antari dem König von Uganda Tribut und er gibt denselben ohne Zweifel noch jetzt. In der Hauptstadt müssen ganze Scharen von Waganda sein, und sie sind klug genug, um zu hoffen, daß sie sich die Gunst Muanga's erringen würden, wenn sie ihm etliche hundert Gewehre und Munition überliefern könnten. Was sie durch List nicht durchzusetzen vermögen, werden sie vielleicht mit Gewalt versuchen. Lange bevor wir den Alexandra-Nil erreicht hätten, würde eine Armee von Waganda und Wanjankori unsere Flucht aufgehalten und ein entscheidender Kampf stattgefunden haben. Antari selbst ist sehr wohl im Stande, uns an dem Durchmarsch durch sein Land zu verhindern, da er nach meiner Schätzung im Falle einer Invasion 200000 Speerträger wird aufstellen können, während 10000 schon vollständig genügen würden, um unsere kleine Truppe aufzuhalten. Was er thun wird, weiß kein Mensch. Mit 50 Sansibariten würde ich meinen Weg durch die Wildniß finden können, aber mit 600 Leuten beschwert, wie der Pascha sie bei sich hat, ist die Wildniß unmöglich. Wir müssen daher auf das Schlimmste vorbereitet sein.

„3. Die beiden ersten Routen führen an jenen Plateaumauern hinauf, die Sie dort sehen. Die dritte und letzte läuft einen Tagemarsch am Fuß derselben entlang und wendet sich dann südwärts nach Ruanda, durch dieses Land nach Uzige und an den Tanganika, von wo wir Boten nach Udjidji oder Kavele senden könnten, um Kanoes oder Boote zu erhalten. Wir könnten dann von Udjidji über Unjanjembe nach Sansibar oder nach dem Südende des Sees und von dort nach dem Njassa und so weiter den Schire und Sambesi hinab nach Quelimane gehen. Allein lange bevor wir den Tanganika erreicht hätten, würden alle unsere Künste auf die Probe gestellt worden sein. Bei

den Arabern ist es, wie ich weiß, beinahe schon zum Sprichwort geworden, daß es leichter ist, nach Ruanda hineinzukommen, als wieder heraus. Eine arabische Karavane ist vor 18 Jahren hineinmarschirt, aber nie zurückgekehrt, und Mohammed, Tippu-Tib's Bruder, hat mit 600 Gewehrträgern vergeblich versucht, durch Ruanda vorzudringen. Ich glaube nicht, daß in Ruanda Truppen genug sind, um uns aufzuhalten, und wenn es keinen andern Weg gäbe, dann würden wir nicht weiter zu berathen haben, was wir thun sollen, sondern geradeaus marschiren. Es ist ein interessantes Land und ich möchte gern seinen König und sein Volk kennen lernen; allein es ist eine lange Reise.

„Sie haben also den kürzesten Weg über den Victoria-See und Kavirondo, hier aber mit den Waganda zu rechnen. Dann haben Sie den nächstkürzesten Weg über Ankori und Karagwe, aber mit den vereinigten Waganda und Ankori. Die längste Route führt durch Ruanda."

Nach einer sehr lebhaften Discussion wurde beschlossen, mir die Entscheidung zu überlassen, worauf die Ankori-Route gewählt wurde.

Ich erließ infolge dessen den Befehl, Lebensmittel für fünf Tage vorzubereiten, um mit dem am Njansa umsonst erhaltenen Proviant ziemlich weit nach Ankori hineinzukommen, ehe wir mit der Vertheilung von Perlen und Stoffen an etwa 1000 Leute begannen. Ferner zog ich die Erlaubniß, daß jeder sich nach Belieben mit eßbaren Dingen versehen könne, zurück und ließ durch die Ausrufer in den verschiedenen Sprachen im ganzen Lager bekannt machen, daß an jedem, der bei der Beraubung von Pflanzungen betroffen oder der Plünderung der Dörfer überführt werde, öffentlich ein Exempel statuirt werden sollte.

Am Morgen des 4. Juli wandten wir dem Albert-Edward-Njansa den Rücken und schlugen einen Weg ein, der uns S. z. O. über die Ebene führte. Nach etwa einer Stunde nahm die bis dahin flache Ebene einen wellenförmigen Charakter an und war mit Gruppen von Gebüsch und einigen wenigen Bäumen bedeckt. Ein Marsch von einer weitern Stunde auf diesem Terrain brachte uns an den Fuß der ersten Linie von Hügeln, an denen wir auf- und abstiegen, bis wir um Mittag in Kitete halt machten, wo wir die Höhe von 305 m über dem Njansa erreicht hatten. Wir wurden freundlich empfangen und im Namen des Königs Antari bewillkommnet. Fast gleichzeitig mit uns waren Boten von Masakuma, dem Gouverneur der Seeprovinz von Ankori, eingetroffen, der befahl, daß wir mit jeglicher Gastfreund-

schaft und allen Ehren aufgenommen und stationsweise zu ihm geführt werden sollten. Die Macht der Abgesandten der Regierung war eine so große, daß sie alle Dorfbewohner aus ihren Hütten beorderten mit Rufen, wie: „Platz für Antari's Gäste! Platz für Masakuma's Freunde! Ha, ihr Schurken, hört ihr nicht? Heraus mit Sack und Pack!“ und ähnlichen Rufen, wobei sie uns hin und wieder listig anblickten, um zu sehen, ob wir die Art und Weise ihres Verfahrens auch gehörig bewunderten. Wir waren noch nicht lange in Ankori, als wir die Lage auch gründlich erkannt hatten: Ankori war das Eigenthum



Ein Dorf in Ankori.

des Königs. Die Leute, mit denen wir zu thun haben würden, waren nur die Gouverneure, Wakungu genannt, und der König, seine Mutter, Brüder, Schwestern, Onkel, Tanten u. s. w. Ankori war eine Copie von Uganda.

Von Kitete zeigte sich ein beträchtlicher Theil des Südostendes des Albert-Edward-Sees unsern Blicken. Wir befanden uns hier 305 m über demselben, die Sonne schien stark, und zum ersten male sahen wir etwa 15 km weit durch den Dunst. In $312\frac{1}{2}°$ bis 324° vom magnetischen Meridian wurden die untenliegenden Ebenen von weit hineinreichenden schmalen Einbuchtungen des Sees durchschnitten, der eine große Anzahl kleiner niedriger Inseln umspülte; unter $17\frac{1}{2}°$ vom magnetischen Meridian erhob sich der Nsinda-Berg 760 m über

den Wasserspiegel, und weiter zurück, etwa 5 km entfernt, stieg die Kette von Kinjamagara auf, während an der Ostseite eines tiefen Thals, das dieses Gebirge von den Hochlanden von Ankori trennte, die westliche Seite der steilen grauen drohenden Felsmauern der Denny-Kette sich zeigte.



Aufstieg an der Felswand von Ankori.

Der Weg führte uns am 5. Juli beständig aufwärts in ostnordöstlicher Richtung nach Kibwiga am Fuße der Denny-Kette, von wo der Nsinda-Berg jetzt nach Nordnordwest lag. Dem Dorfe gegenüber war der Kinjamagara. In dem dreieckigen Thale zwischen den beiden Bergen entdeckten wir die ersten Heerden der Wanjankori.

Am 7. Juli marschirten wir in sehr geschlossener fester Ordnung den Paß zwischen den Ketten des Kinjamagara- und des Denny-Gebirges hinauf, bis wir den Gipfel der erstern in der Höhe von 1878 m erreicht hatten, wo wir es infolge der kühlen Winde ungewöhnlich kalt fanden; dann ging es beinahe 250 m am östlichen Abhange der Kette wieder hinab, bis wir an das



Zug der Expedition durch das Thal von Ankora.

Hauptdorf Masakuma's, des Gouverneurs der Seeprovinz von Ankori, kamen.

Wir fanden in Masakuma einen prächtigen alten Burschen, der von allen unsern Treffen mit den Warasura sehr gut Bescheid wußte. Bei einer am Nachmittage abgehaltenen großen, feierlichen Versammlung bestand er darauf, daß wir selbst unsere Geschichte erzählen sollten, damit seine Unterhäuptlinge und Aeltesten erführen, wie die Wanjoro bei Mboga, Utuku, Awamba, Ukondju und Usongora geschlagen und bei Toro vollständig in die Flucht gejagt worden waren. „Seht“, sagte er, „das ist die Art und Weise, wie die Diebe von Unjoro aus allen Ländern vertrieben werden sollten, die sie geplündert haben. Ach, wenn wir nur gewußt hätten, welches tapfere Werk ihr ausführtet, wir wären bis Mruli mit euch gegangen“, eine Bemerkung, die mit lautem Beifall aufgenommen wurde.

Dann kamen die Frauen des Häuptlings heraus und statteten uns eine Staatsvisite ab. Sie waren mit aus Perlen gearbeiteten Kappen mit Perlentroddeln, sowie einer dicken Rolle von Halsbändern und breitem Brustzierath, ebenfalls aus hübscher Perlenarbeit, geschmückt, sagten uns viele schöne Complimente wegen des von uns vollbrachten guten Werks und baten uns, den Ausdruck ihrer Dankbarkeit entgegenzunehmen. „Ankori ist in Zukunft euer Land; kein Unterthan Antari's wird euch die rechte Hand der Kameradschaft verweigern, denn ihr habt euch als echte Wanjawingi erwiesen.“

Darauf traten die Aeltesten vor, grauköpfige, schwache Männer, vom Alter gebeugt und schon fast kindisch, und sagten mit ausgestreckten Händen, die Handfläche nach oben erhoben: „Wir begrüßen euch mit Freuden. Wir haben heute zum ersten mal erblickt, was unsere Väter nie gesehen haben, die wirklichen Watschwesi und die echten Wanjawingi. Seht sie euch an, ihr Leute; das sind die, von denen wir gehört haben, daß die Warasura bei ihrem Anblick den Rücken gewendet haben und geflohen sind, als ob sie Flügel an den Füßen gehabt hätten.“

Als wir am Abend des 8. Juli über die Straße berathschlagten, welche wir einschlagen sollten, hatten wir nicht geahnt, daß uns ein solcher Empfang zutheil werden würde, und wenn die Ausdrücke Watschwesi und Wanjawingi auch nicht gerade sehr wohlklingend waren, so waren es doch jedenfalls Ehrentitel, die von bewundernden Blicken begleitet waren, welche der Häuptling Masakuma und die den ganzen Tag Wasser tragenden und sonstige kleine Arbeiten verrichtenden halbnackten Sklavinnen uns zuwarfen.

Am folgenden Tage brachte man uns über 300 Bananenbüschel und mehrere Krüge mit Bananenwein zu unserer Verwendung während unsers Aufenthalts. Auch trafen aus den benachbarten Niederlassungen Deputationen ein, denen Masakuma aufs neue die Geschichte von der Verjagung der Warasura und der Befreiung der Salzseen erzählte, worauf uns nochmals für die geleisteten Dienste öffentlich gedankt wurde. In der That wunderten wir uns in Anbetracht der vielen Stämme, welche von unserer Dazwischenkunft Nutzen zogen, nicht so sehr über die allgemein gezeigte Freude. Die Geschichte war das Zaubermittel zu der ungetheilten Aufmerksamkeit und Zuneigung der Wanjankori.

Gegen Sonnenuntergang kehrten die nach der Hauptstadt gesandten Läufer von der Mutter des Königs mit einer Botschaft zurück, die allerdings diplomatisch war, von uns aber sehr gut verstanden wurde. Dieselbe lautete:

„Masakuma wird euch Führer geben, um euch den Weg nach Karagwe zu zeigen. Ihr werdet in jedem Lager Lebensmittel erhalten, solange ihr in Ankori seid. Man wird euch reichlich Ziegen und Rinder geben. Reist in Frieden. Die Mutter des Königs ist augenblicklich krank, hofft aber wieder wohl genug zu sein, um euch zu empfangen, sobald ihr das Land nochmals besucht. Aber von heute an gehört das Land euch, und alles was darinnen ist. Der König Antari ist auf einem Kriegszuge abwesend, und da seine Mutter krank und bettlägerig ist, hat sie niemand, der würdig ist, euch zu empfangen.“

In der Hauptstadt hatte man infolge der Erzählungen Bevwa's und Kakuri's unsere Stärke und Zahl übertrieben, immerhin war aber auch unsere im Gänsemarsch ziehende lange Colonne sehr imposant. Auch das fürchterliche Maximgeschütz hatte einen moralischen Einfluß ausgeübt, und die Thatsache, daß wir die Wanjoro oder Warasura aus so vielen Ländern vertrieben und Ruigi, König von Kitagwenda, für uns gesprochen hatte, hatten in Verbindung mit der Natur des Dienstes, den wir dadurch geleistet, daß sie so viele Ladungen Salz mit so geringen Kosten hatten bekommen können, zu unsern Gunsten gesprochen. Wenn die königliche Familie deshalb herzlich und freundlich zu sein geneigt war, so war sie gleichzeitig doch auch nicht vollständig ohne Furcht, daß die Colonne, welche durch das südliche Unjoro marschirt war, in gewisser Weise auch für Ankori eine Gefahr bilden könne.

Die arme Königin-Mutter! Hätte sie gewußt, wie froh ich insgeheim über die beste Botschaft war, die ich in ganz Afrika erhalten habe, sie würde sich gewiß keine Sorge darüber gemacht haben, wie ich ihre Botschaft aufnehmen würde. Denn wenn wir auch mit Stoffen und Perlen für die Eingeborenen ziemlich reichlich versehen waren, so waren wir doch arm an Gaben, die eines Königthums von solchen Ansprüchen wie in Ankori würdig waren.

Das Land soll von Löwen und Leoparden unsicher gemacht werden, doch hörten wir während der Nacht nichts von denselben. Dagegen brach am ersten Abend unsers Aufenthalts bei Masakuma eine Hyäne in unser Lager ein und schleppte eine Ziege fort.

Zwei kurze Tagemärsche von $4^3/_4$ und von 3 Stunden brachten uns nach Katara, wo wir am 11. Juli eintrafen. Der Weg hatte uns durch ein langgewundenes Thal geführt, in welchem wir die Denny-Kette zur Rechten und den Iwanda zur Linken gehabt hatten. Die Bäche, welche wir hier überschritten, waren die Quellen des Rusango, der nordwärts nach dem Edwin-Arnold-Berg fließend, sich mit dem nach Süden strömenden, aus den Schluchten des Gordon-Bennett- und des Mackinnon-Berges kommenden Mpanga vereinigt. Letztern überschritten wir, als wir parallel mit der Ostküste des Albert-Edward-Sees marschirten.

Bald nach unserer Ankunft im Lager stellten sich mit Erlaubniß von Antari zwei Waganda-Christen, Namens Samuel und Zacharias, mit einer beträchtlichen Zahl von Begleitern bei uns ein und sagten, nachdem sie uns begrüßt hatten, sie wünschten mir einige Mittheilungen zu machen, wenn ich eine ruhige Stunde für sie übrig hätte. In der Erwartung, die üblichen Lobsprüche auf ihren König Muanga zu hören, mit denen jeder getreue Mganda, wie ich die Leute kennen gelernt hatte, nur allzu bereitwillig bei der Hand war, verschoben wir die Unterredung bis zum Abend. Sie lieferten ein Packet Schießpulver und Zündhütchen, die sie am Wege gefunden hatten und welche das Eigenthum eines Manjema waren, an mich ab, was mich sehr zu ihren Gunsten stimmte; ich legte beides in der Nähe meines Stuhles nieder, doch schon nach wenigen Minuten war es von einem langfingerigen Moslem gestohlen.

Als es Abend geworden war, übernahm es Zacharias, mir die erstaunlichen Ereignisse, welche im letzten Jahre in Uganda passirt waren, zu erzählen. König Muanga, der Sohn Mtesa's, hatte es schlimmer und immer schlimmer getrieben, bis die eingeborenen Mo-

hammedaner sich mit den „Amasia“ genannten Christen vereinigten, um den grausamen Tyrannen wegen seiner unbarmherzigen Hinrichtungen abzusetzen. Die Christen fühlten sich einstimmig veranlaßt, sich den Mohammedanern, Proselyten der arabischen Händler, anzuschließen, nicht nur weil Muanga ihre Religionsgenossen ebenfalls abgeschlachtet, sondern auch weil er in jüngster Zeit geplant hatte, sie vollständig auszurotten. Er hatte nämlich eine große Anzahl Ziegen auf eine Insel bringen lassen und dann die Christen aufgefordert, sich in seinen Kanoes einzuschiffen, um die Ziegen zu fangen. Hätten sie seine Einladung angenommen, so würde er nach der Landung mit seinen Kanoes fortgefahren sein und die Christen zurückgelassen haben, die dann zunächst von den Ziegen leben, schließlich aber verhungern mußten. Einer seiner Pagen hatte indeß seine Pläne verrathen und die christlichen Häuptlinge vor der Absicht des Königs gewarnt. Sie hatten deshalb seine Einladung abgelehnt.

Die Vereinigung der beiden Parteien im Königreich Uganda führte bald zu einem erfolgreichen Absetzungsversuche. Muanga leistete mit seinen Getreuen kurze Zeit Widerstand, wurde dann aber, als seine beiden Hauptstädte Rubaga und Ulagalla genommen waren, gezwungen, das Land zu verlassen. Er fuhr mit Kanoes nach dem Südende des Victoria-Sees und suchte Zuflucht bei Said ben Saif, alias Kipanda, einem Händler und alten Freunde von mir aus dem Jahre 1871, der sich in Usukuma niedergelassen hatte. Der Araber Said mishandelte aber den entthronten König, sodaß dieser im geheimen weiter floh, bis er bei den französischen Missionaren in Bukumbi Schutz fand. Früher waren sowol die englischen wie die französischen Missionare von Muanga aus Uganda vertrieben und bis auf ihre Unterkleider aller ihrer Habseligkeiten beraubt worden. Die Franzosen hatten sich dann in Bukumbi und die Engländer in Makolo in Usambiro, am äußersten südlichen Ende des Victoria-Sees, niedergelassen.

Nach der Entfernung Muanga's aus Uganda wählten die siegreichen moslemitischen und christlichen Proselyten Kiwewa zum König. Kurze Zeit verlief alles ganz glatt, bis man entdeckte, daß die moslemitische Partei bei dem neuen König eine feindselige Stimmung gegen die Christen hervorzurufen sich bemühte. Jene sprengten das Gerücht aus, daß, da England von einer Königin regiert werde, die Christen nun ebenfalls beabsichtigten, eine von den Töchtern Mtesa's auf den von Kiwewa eingenommenen Thron zu er-

heben. Der König lehnte sich infolge dessen an die Moslemin an und gab die Christen auf; jenen beliebte es jedoch, Zweifel an die Anhänglichkeit des Königs an sie und ihren Glauben auszudrücken, und sie wollten sich nicht eher von seiner Aufrichtigkeit überzeugen lassen, als bis er formell die Ceremonie der Beschneidung an sich vornehmen ließe. Die Nothwendigkeit hiervon wollte aber der König nicht einsehen, und die Moslemin beschlossen daher, die Operation gewaltsam an ihm ausführen zu lassen, und wählten 12 Watongoli (Obersten), welche dieselbe vornehmen sollten. Unter diesen Obersten befand sich auch mein Freund Sabadu, dem ich die mündlich überlieferte Geschichte von Uganda verdanke.* Kiwewa erhielt jedoch Kenntniß von dem Plane und füllte sein Haus mit Bewaffneten, die, als die Obersten hereindrangen, diese ergriffen und einen nach dem andern mit den Speeren erstachen. Die Nachricht hiervon verbreitete sich rasch in der Hauptstadt; es wurde sofort ein Angriff auf den Palast und seinen Hof gemacht, und bei dem Kampfe wurde Kiwewa gefangen und erschlagen.

Die Rebellen erwählten dann Karema, einen Bruder des erschlagenen Kiwewa und des entthronten Muanga, zum König von Uganda; dieser saß noch jetzt auf dem Throne.

Die Christen hatten die Truppen Karema's wiederholt angegriffen und ihre Sache im allgemeinen gut, zuweilen mit Erfolg behauptet; allein in der vierten Schlacht erlitten sie eine Niederlage, worauf die Ueberlebenden nach Ankori geflohen waren, um Zuflucht bei Antari zu suchen, der, ihrer Meinung nach, die Hülfe einer solchen Schar von Kriegern bei seinen verschiedenen Kämpfen mit Mpororo und Ruanda nicht verachten würde. Es lebten jetzt etwa 2500 Christen in der Hauptstadt von Ankori und weitere 2000 zerstreut in Uddu.

Als die Christen in Uddu erfuhren, daß Muanga Christ geworden und während seines Aufenthalts bei den französischen Missionaren in Bukumbi von diesen getauft worden sei, boten sie sich ihm als Unterthanen an, worauf er in Gesellschaft eines englischen Händlers Namens Stokes nach Uddu kam, um sie zu sehen; allein da seine Mittel zur Wiedergewinnung seines Thrones zu geringfügig waren, nahm er Besitz von einer nicht weit von der Murchison-Bai entfernten Insel, wo er mit etwa 250 Gewehrträgern noch jetzt sein sollte, während

* Vgl. „Durch den dunkeln Welttheil“.

Stokes, wie man glaubte, nach der Küste zurückgekehrt war, um zur Unterstützung Muanga's in Sansibar Gewehre und Munition gegen Elfenbein einzutauschen. Bisjetzt stand das Festland von Uganda noch unter der Herrschaft Karema's, während die Inseln Muanga anerkannten, dem auch die ganze Flotille von Uganda, mehrere hundert Kanoes, zur Verfügung stand.

Wie meine Gäste mir ferner mittheilten, war ihr Erscheinen in meinem Lager dem Umstande zuzuschreiben, daß sie in der Hauptstadt von der Ankunft weißer Männer gehört hatten und von ihren Landsleuten aufgefordert worden waren, uns um unsern Beistand zu bitten, um Muanga wieder auf den Thron von Uganda zu setzen.

Da nun dieser König infolge seiner Excesse, Ausschweifungen und der in niederträchtigster und barbarischster Weise ausgeführten Christenmorde einen wenig beneidenswerthen Ruf erworben hatte und Schuld daran war, daß Bischof Hannington durch Luba von Usoga ermordet und mehr als 60 seiner armen sansibaritischen Begleiter niedergemetzelt wurden, so hatte ich, wenngleich die Geschichte Zacharias' und Samuel's ziemlich klar und ohne Zweifel wahr war, doch starke Gründe, weshalb ich nicht sofort ein unbedingtes Vertrauen in die Bekehrung und Reue Muanga's setzen oder auch nur die Enthüllungen der Convertiten als vollständig glaubwürdig anerkennen konnte. Ich hatte nur zu genaue Kenntniß von der Doppelzüngigkeit der betrügerischen Waganda und ihrer merkwürdigen Geschicklichkeit im Täuschen, um mich auf dieses in Aussicht gestellte Abenteuer einzulassen; aber selbst wenn ich geneigt gewesen wäre, die Mission, Muanga wieder auf den Thron zu erheben, anzunehmen, so verhinderte doch meine noch unerfüllte Pflicht, den Pascha und seinen Freund Casati, sowie die Aegypter und ihr Gefolge nach der See zu geleiten, jeden Gedanken daran. Es ist aber nicht leicht, den afrikanischen Eingeborenen zu erklären, weshalb man ihre vom Impuls eingegebene Wünsche nicht erfüllen kann; und wenn die Waganda-Natur irgendwie ähnlich geblieben war, wie ich sie im Jahre 1876 kennen gelernt hatte, dann waren die Waganda sehr wohl einer Intrigue mit Antari fähig, um meinen Marsch aufzuhalten. Wer die Kapitel über die Waganda in meinem Werke „Durch den dunkeln Welttheil" gelesen hat, wird meine Behauptung nicht bezweifeln. Ich theilte Zacharias und Samuel daher mit, ich würde mir die Sache überlegen und ihnen meine definitive Antwort geben, wenn wir einen Ort in der Nähe des Alexandra-Nils erreicht hätten, wo genügende Vorräthe von Lebensmitteln zu haben seien für

die Leute, welche ich zurücklassen müßte, um ihren Wünschen nachzukommen; es würde daher am besten sein, wenn sie zu den Waganda zurückkehrten, um festzustellen, wo Muanga zur Zeit sich befinde und ob Nachrichten von Herrn Stokes eingetroffen seien.

In Katara starb Mohammed Eher, ein ägyptischer Offizier. Abdul Wahid Effendi hatte vorgezogen, in Kitega zurückzubleiben, und Ibrahim Telbaß war nach dem Abmarsche von letzterm Orte mit seinen Begleitern im hohen Grase verschwunden und, wie wir annahmen, umgekehrt, um bei seinem kranken Landsmann zu bleiben.

Unsere Leute erholten sich jetzt wieder einigermaßen von der Fieberepidemie, welche so viele von uns niedergestreckt hatte. Der Pascha, Kapitän Casati, Lieutenant Stairs und Jephson waren aber diejenigen, welche in dieser Zeit am meisten gelitten hatten. In der Nacht vorher hatten wir in der Höhe von 1753 m über dem Meere geschlafen; die lange Denny-Kette war noch 213 m höher, und an diesem Morgen bemerkte ich, daß der Boden mit Reif bedeckt war. Während des Marsches an diesem Tage fanden wir an dem Weg im Gebüsch Brombeeren, eine Frucht, die ich schon seit zwei Jahrzehnten nicht mehr gesehen hatte.

Bei dem dritten Marsche in dem Thale hinauf, welches wir zwischen dem Iwanda-Berg und der Denny-Kette verfolgt hatten, erreichten wir das Ende desselben, worauf wir einen schmalen Landrücken überschritten und dann zum Becken des Ruisi hinabstiegen. Allmählich begann die nebelige Luft dieser Gegend sich aufzuklären, sodaß wir jetzt etwa 8 km weit sehen und die Umrisse des hohen Weidelandes von Ankori erkennen konnten. Dasselbe zeigte sich aber keineswegs von seiner besten Seite, da wir uns schon ziemlich tief in der trockenen Jahreszeit befanden. Dieselbe hatte bereits vor zwei Monaten begonnen, und alle Hügelketten, steilen Felsen, Anhöhen und Ebenen waren mit für das Feuer reifem Grase bedeckt. Die Zahl der Heerden war eine große und die Rinder waren so fett, als wenn sie sich um einen Preis bewerben sollten. In dem Thale zwischen der Denny- und der Iwanda-Kette waren wir an mehr als 4000 Rindern einer langhornigen Rasse vorübergekommen. Das Becken des Ruisi, in dem wir uns jetzt befanden und welches das Herz von Ankori bildet, besaß Dutzende von Heerden.

Am 11. Juli lagerten wir uns in Wamaganga, dessen Bewohner aus Watusi-Hirten und Wanjankori-Ackerbauern bestehen. Dieselben repräsentiren die beiden Klassen, in welche die Bevölkerung von Ankori

zerfällt, und nicht nur diese, sondern alle Stämme der Weideregionen, von dem Graslande am Ituri bis Unjamjembe und von den westlichen Ufern des Victoria-Sees bis zum Tanganika. Die Frauen der Watusi trugen Halsbänder aus kupfernen und an den Knöcheln Ringe von kleinen eisernen Schellen. Die Sprache war diejenige von Unjoro, doch war ein geringer dialektischer Unterschied vorhanden; sie hatten in ihrem Wortschatze einen besondern Ausdruck für Dankbarkeit und benutzten häufig das Wort „Kasingi" in diesem Sinne.

Hier starb einer unserer Leute, den wir sehr bedauerten, infolge einer Krankheit, die mit Lähmung endete, und ein anderer, ein Nubier, verschwand in dem hohen Grase und ging uns verloren.

Am 12. Juli marschirten wir den Ruisi entlang und überschritten nach anderthalbstündigem Marsche den Fluß, der sich dort zu einem $1^1/_2$ km breiten Sumpf ausdehnte und mit üppigem Dickicht von Papyrus überwachsen war. Bei dem Uebergang über diesen Morast verringerte sich unsere Viehheerde um 24 Stück. Eine Stunde Weges von diesem schrecklichen Sumpf entfernt lagerten wir uns in der Ansiedelung Kasari.

Die Mutter des Königs sandte uns hier vier und der König drei Rinder, sowie einen prachtvollen Elefantenzahn mit der freundlichen Botschaft, er hoffe, daß er und ich uns durch Blutsbrüderschaft verbinden würden. Unter den Boten befand sich auch ein Prinz von königlichem Geblüt aus Usongora, ein Sohn des Königs Njika, von so reiner äthiopischer Abstammung, wie man sie sich nur wünschen kann. Die Boten hatten den Auftrag, uns mit allen Ehren zu geleiten und unterwegs für gastfreundliche Aufnahme für uns zu sorgen.

Obwol es sehr billig ist, Gast eines mächtigen afrikanischen Königs zu sein, hat dies doch auch seine Schattenseiten, da die Unterthanen über die ihrem Vermögen auferlegte große Steuer unwillig und unzufrieden werden. Sie belästigen uns daher beständig mit Klagen, von denen einige jedoch erfunden sind. Auch nehmen unsere Leute, kühn gemacht durch die ihnen gegebenen Vorrechte, weit mehr als ihnen zukommt und sie in strenger Gerechtigkeit verlangen können. Sie nahmen den Wanjankori die Milch fort; auch wird es als großes Verbrechen angesehen, wenn jemand, der an Pflanzenkost gewöhnt ist, ein Milchgefäß mit den Lippen berührt, und ebenso wird, wer seine Nahrung kocht, als untauglich angesehen, ein solches anzurühren, weil dadurch der Tod des Viehes und andere schlimme Folgen herbeigeführt werden sollen. Sieben von unsern Leuten waren dieser schrecklichen Verbrechen

angeklagt; die Hirten, welche ebenso proceßsüchtig sind, wie die Somali in Aden, geriethen in Weißgluthitze, als sie mir ihre Beschwerden vortrugen, und es kostete mir große Mühe, um die Leute abzuurtheilen und die durch solch skandalöse Vorgänge verwundeten Gefühle zu besänftigen.

Am 14. Juli trafen wir in Njamatoso, einer großen wohl gedeihenden Niederlassung ein, welche am nördlichen Fuße der Ruampara-Kette liegt. Wegen des Ueberflusses von Bananen in der Umgegend gab ich Befehl, hier Bananenmehl auf sieben Tage zu bereiten.

Südsüdwestlich von diesem Orte liegt Mpororo, das vor einigen Jahren von Antari angegriffen und besetzt worden ist; nach mehrern blutigen Zusammenstößen sind die Bevölkerung und ihr König den Antari tributpflichtig geworden. Ruanda beginnt an einer nach Westsüdwest gezogenen Linie und wird von dem König Kigeri beherrscht, doch vermag man nicht viel mehr Auskunft über das Land zu erhalten, als daß es groß sein und so weit wie von Njamatoso bis Kafurro reichen soll. Die Bevölkerung wird als zahlreich und kriegerisch beschrieben und gestattet nie Fremden, das Land zu betreten, oder wenn sie hineinkommen, dasselbe wieder zu verlassen.

Einer unserer Offiziere, der durch die häufigen Fieberanfälle sehr geschwächt war, sprach sich an diesem Tage sehr böse über die Wanjankori aus, und ich führe diesen Zwischenfall hier an zum Beweise, wie verschieden die Menschen über Dinge urtheilen und wie unbedeutende Ereignisse sie gegen eine Rasse einnehmen können. „Gestern", sagte er, „war die Sonne, wie Sie wissen, glühend heiß, und die Hitze, der weite Marsch und ein leichtes Fieber verursachten mir ein Gefühl, daß ich alles für einen Trunk kühlen Wassers gegeben hätte. Ich kam dann zu jenem kleinen Dorfe auf der Ebene und bat einen Mann, der vor der Thür seiner Hütte stand und uns unverschämt anglotzte, um etwas Trinkwasser. Glauben Sie, daß er es mir gab? Er wies nach dem Sumpf und zeigte mit dem Speer nach dem schwarzen Schlamm, als ob er sagen wollte: «Da ist Wasser, nimm dir, was du brauchst!» Wie können Sie diese Leute eine gute Rasse nennen? Ich verstehe nicht, woher Sie Ihre Begriffe nehmen. Ist das gut, einem Menschen einen Trunk Wasser zu verweigern? Wenn der Mann bekäme, was er verdiente — doch, es nützt ja nichts, darüber zu sprechen."

„Mein lieber, guter Freund", antwortete ich, „haben Sie ein wenig Geduld und ich werde Ihnen eine andere Ansicht mittheilen, die man

von dem Mann haben könnte. Haben Sie Ihren Taschenspiegel verloren? In diesem Falle werde ich Ihnen den meinigen leihen, und Sie werden ein höchst unliebenswürdiges Gesicht sehen, umrahmt von Borsten, unrasirt, halb verhungert und krankhaft. Ihre Augen sind kleiner denn je und glanzlos und sehen krank aus. Ihr schlaffer Körper ist in Lumpen gehüllt. In London war ich von Ihrer Erscheinung entzückt, Adonis war nichts gegen Sie, aber jetzt leider! Entschuldigen Sie, aber wir haben alle ein höchst ungraziöses Aussehen. Und nun Sie gar, der Sie im Fieber sind! Bitte, sehen Sie in einen Spiegel und überzeugen Sie sich selbst! Nun, dieser Eingeborene hat einen solchen Mann mit einem so unliebenswürdigen Aeußern auf sich zukommen sehen. Wie haben Sie ihn gefragt? Lächelten Sie in Ihrer liebenswürdigen Weise dabei, die einen Büffel von seinem Angriffe abhalten würde? Ich bezweifle es. Sie waren ermüdet, fieberisch, durstig — Sie sagten befehlshaberisch «Gib mir einen Trunk Wasser», und Ihre Geberden fügten hinzu «Sofort oder —». Weshalb sollte er als freier Mann vor seiner eigenen Schwelle einem solchen Befehle Folge leisten? Er kannte Sie nicht von Adam her und schloß wahrscheinlich aus Ihrer Erscheinung, daß es nicht ganz angenehm sein würde, Ihre Bekanntschaft zu pflegen. Wollen Sie sich auch der Clique von Reisenden anschließen, welche niemals das Gute zu erkennen vermögen, das in Afrika und in dem Afrikaner steckt? Zu Ihrer äußersten Beschämung, Sie Unglücklicher, lassen Sie mich Ihnen ein Ereigniß erzählen, das gestern einem Ihrer persönlichen Freunde passirt ist. Der Mann, von dem die Geschichte handelt, war vielleicht ein Bruder oder Vetter desselben Individuums, das Ihr allerhöchstes Misfallen erregt hat.

„Dieser andere Offizier bekam einen bösen Fieberanfall; er wurde vom Schwindel ergriffen, taumelte und sank am Wege ins Gras nieder. Der Befehlshaber der Nachhut bemerkte ihn nicht und schritt an ihm vorbei, ohne alle Ahnung, daß ein kranker Kamerad von ihm einer Ohnmacht nahe und fast bewußtlos am Wege lag. Bald darauf kam ein eingeborener Krieger, bewaffnet mit Speer, Bogen und Pfeilen, vorbei und sah, daß etwas im Grase sich bewegte; er ging hin und fand einen unserer Offiziere hülflos im Grase liegen. Wenn er ein Thier gewesen wäre, hätte er ihm den scharfen Speer durch die Brust treiben können und wir würden einen der Unserigen verloren haben. Aber dieser Mann — passen Sie auf — that nichts dergleichen, sondern ging, obwol er niemals die Geschichte vom barmherzigen Samariter gehört hat, hin und kehrte nach einer halben

Stunde mit einer einen halben Liter fassenden Kalebasse mit frischer kühler Milch zurück und gab ihm zu trinken, sodaß unser Freund nach einiger Zeit sich gestärkt erheben und ins Lager marschiren konnte, wo er mir die Geschichte von der Freundlichkeit des Eingeborenen erzählt hat. Dieser gehörte nicht zur Gesellschaft vom Rothen Kreuz, und alle die freundlichen Lehren von Barmherzigkeit und Wohlthun, welche man den Ohren der englischen Rasse seit 16 Jahrhunderten gepredigt hat, waren ihm vollständig fremd. Er war nicht wie jener englische Missionar, von dem erzählt wird, daß er einem holländischen Kapitän einen Trunk Wasser verweigert habe, und deshalb verdient auch der Menschenstamm, der nur ein Beispiel solcher humanen Freundlichkeit aufweisen kann, den Namen einer guten Rasse. Bezweifeln Sie die Geschichte? Dort steht Ihr Freund, fragen Sie ihn selbst.

„Außerdem denken Sie an die Gastfreundschaft, welche wir von ihnen empfangen. Tausend Menschen nähren sich, ganz nach Belieben und ohne irgendetwas dafür zu bezahlen, von den Producten ihrer Pflanzungen und Felder, Bananen, Bohnen, Hirse, süßen Kartoffeln zum Essen, Taback zum Rauchen, der Weg ist völlig frei und ohne Zoll, Steuer oder Abgabe irgendwelcher Art! Wie können Sie wissen, ob der Mann vor Ihrem Kommen nicht durch allerhand Dinge geärgert worden ist? Vielleicht haben einige von unsern Leuten ihn durch ihre Verachtung gekränkt, sein Haus geplündert oder seine Familie bedroht, ehe Sie erschienen. Kommen Sie, versuchen Sie es nochmals. Gehen Sie in eins von diesen Dörfern rundherum, bitten Sie mit einem Lächeln um irgendetwas, Milch, Butter oder Taback, und ich werde Ihnen garantiren, daß es Ihnen nicht verweigert werden wird.

„Und vergessen Sie ferner nicht, daß dieses Land erst ganz kürzlich von Antari erobert worden ist. Wie ich höre, hat der König den in der Umgegend wohnenden Häuptlingen 40 ihnen gehörende Frauen weggenommen und als Geschenke an seine tapfersten Krieger vertheilt, die hervorragendsten Häuptlinge sind später getödtet worden, und es wundert mich daher nicht, daß sie erbittert sind, wenn der König ihnen eine solche Abgabe wie die Verproviantirung der bei uns befindlichen Menge auferlegt. Wenn Sie nur das Benehmen der Boten des Königs beobachten, werden Sie finden, daß dasselbe höchst tyrannisch, überhebend und sehr wenig geeignet ist, ihre Hochachtung vor uns zu vergrößern.“—

Unsere Expedition marschirte nun in einem Paß der mit Weideland bedeckten Ruampara-Bergkette hinauf, deren westliches Ende meiner An-

sicht nach an die Gebirgslinie stößt, welche das Albert-Edward-Becken begrenzt und dasjenige des Ruisi vom Alexandra-Nil scheidet, und stieg darauf nach Ueberschreitung mehrerer hohen Berggipfel in das kesselartige Thal von Rusussu hinab, wo der Fluß Namiandja entspringt. Hier machten wir drei Tage Rast, damit die Leute sich erholen konnten.

Unter dem 20. Juli finde ich folgende Bemerkungen in meinem Tagebuche:

Heute Morgen verschwand das Fieber, das mich niedergeworfen hatte. Ich bin etwas zu voreilig gewesen, als ich sagte, wir erholten uns wieder von den bösen Wirkungen des Grubenwassers von Usongora. Wenn der eine von uns kaum wiederhergestellt ist, legt der andere sich wieder nieder. Der Pascha und ich sind jetzt dreimal zur selben Zeit von schweren Fieberanfällen niedergestreckt worden. Stairs ist seit gestern fieberfrei, bei Bonny ist die Temperatur seit zwei Tagen normal. Casati wurde am 17. krank, lag am 18. den ganzen Tag im Bett, war am 19. aber wieder auf. In dieser Weise leben wir jetzt. Beständig treten Rückfälle des Fiebers ein, das zwei oder drei Tage von unsicherer Gesundheit unterbrochen wird. Chamis Wadi Nassib ist ebenfalls an Lähmung gestorben und ein Nubier ist verschwunden.

Vier ägyptische Offiziere haben mich gebeten, wegen zunehmender Geschwüre in Ankori bleiben zu dürfen. Da wir mit kranken Weißen und Aegyptern, schwächlichen alten Frauen und Kindern überbürdet sind, muß ich ihren Bitten nachgeben; sie werden daher mit ihren Familien hier bleiben. Ich erwarte den Thronerben von Ankori jeden Tag, um Blutsbrüderschaft mit ihm zu schließen, sodaß ich im Stande sein werde, für ihre Behaglichkeit zu sorgen.

Das Klima von Ankori ist ein ganz eigenthümliches. Die von Ost bis Südost und dann von Nordost her fegenden kalten Stoßwinde verursachen Brustaffectionen; man klagt allgemein über Husten, Katarrhe und Kopfschmerzen, und der starke Unterschied zwischen der höchsten und niedrigsten Temperatur macht uns alle außergewöhnlich fieberhaft. Dennoch erinnere ich mich, daß meine Begleiter und ich gesund und kräftig waren, als wir im Januar 1876 durch Nord-Ankori zogen, meine Privattagebücher von damals enthalten keine solchen Bemerkungen, wie ich sie jetzt täglich hinwerfe. Vielleicht ist diese außerordentliche Krankheit eine Folge der Jahreszeit oder des tödlichen Grubenwassers; möglicherweise benutzen unsere Köche auch das schwarze Wasser des Ruisi, welches aus verwesendem Sumpf Zufluß erhält. Wir haben jetzt Winterzeit, während es im Januar Frühling ist.

Die Gefahren haben weniger Reiz für das Ohr, als die Entfernung für das Auge. Erstere werden zu oft von der zügellosen Zunge über alle maßen übertrieben, während letztere, wenn sie auch oft die Gräßlichkeit der Schluchten und die Unzugänglichkeit der Berge oder abgrundartiger Thäler verbirgt, doch das Ganze mit Anmuth, fließenden Contouren und sanften Linien bekleidet. Wir haben dies auf unserer Expedition sehr oft bemerkt, und die Aegypter, welche sich ohne unsere Erlaubniß von der Colonne entfernt haben, werden die Gefahren in Wirklichkeit viel größer finden, als sie sich dieselben bei unsern wiederholten Warnungen vorgestellt haben.

Am 21. Juli nahmen wir unsern Marsch wieder auf, indem wir einen Weg verfolgten, welcher in ein mit dem Namiandja parallel

laufendes Thal hinabführte. Disteln von ungewöhnlicher Größe, einige Sonnenblumen und Brombeersträucher faßten den Weg ein. Der Fluß hat drei Quellen, einen schmalen Faden süßen Wassers, der aus einem dichten Farrngebüsch hervorquillt, einen Tümpel mit salpeter- und schwefelhaltigem und einen Teich mit stark alkalinischem Wasser. Nachdem wir drei Stunden marschirt waren, hatte der Fluß eine Breite von $1^1/_2$ m, der Geschmack seines Wassers hatte sich aber noch nicht verbessert. Am Pfade entlang wechselten Bananenpflanzungen mit Viehhürden ab.

Am nächsten Morgen brachen wir mit Tagesanbruch auf, um den Weg ins Namiandja-Thal fortzusetzen, das schmal und gewunden ist und an einzelnen Stellen in die gekrümmten Linien der Berge eingreifende weite ebene Stellen hat. Nach einer Stunde wandten wir uns von Ost zu Nord scharf nach Südost zu Süd in ein anderes Thal hinab, wo wir Heerden über Heerden der schönsten, fettesten Rinder begegneten, die zur Weide auf das reiche heuartige, an feuchten Stellen aber grüne Gras getrieben wurden. Nach kurzer Zeit wandte der Weg sich mehr nach Osten, bis wir an den Eingang eines Engpasses kamen, in welchem wir in einer halben Stunde den kahlen Rücken eines Felsenhügels erstiegen. Als wir denselben erreicht hatten, überschritten wir den schmalen Grat, worauf es sofort an der Südseite in ein mit reichen Bananenpflanzungen, Weideland und Heerden bedecktes Thal hinabging, wo wir in dem Dorfe Viaruha vor den glühenden, sengenden Sonnenstrahlen Schutz suchten.

Beim Verlassen des Namiandja-Thales wurde die Nachhut außer Fassung gebracht durch die vorher friedlichen Eingeborenen, die plötzlich unter Kriegsgeschrei und drohenden Geberden in Scharen heranrückten und zweimal zum Angriff vorgingen, wobei sie aber nur die Speere hoben und zum Schleudern bereit hielten. Bei dem dritten Vorgehen schossen sie, in der Ansicht, daß unsere Wachen fürchterlich erschrocken über ihre große Zahl sein müßten, acht oder zehn Pfeile ab, worauf der Befehlshaber der Nachhut einige harmlose Schüsse abgeben ließ, die vollständig genügten, um die Eingeborenen mit lautem Geschrei zur Flucht an den Hügeln hinauf zu veranlassen.

Dicht hinter der Nachhut, aber ohne daß diese es wußte, rückte Utschunku, der Thronerbe von Ankori, mit seiner aus Gewehrträgern und Speerwerfern bestehenden Begleitung und eine zweite Deputation der Waganda-Christen heran. Der Prinz befand sich auf Befehl seines Vaters auf dem Wege zu unserm Lager, um Blutsbrüderschaft mit mir zu

machen und einen Vertrag abzuschließen. Als er das Schießen hörte, wollte er den Grund davon wissen; einige Wahuma-Hirten, die das kriegerische Schauspiel mit angesehen hatten, erklärten ihm alles, worauf er sofort seine Gewehrträger zur Verfolgung absandte. Dieselben tödteten zwei der Wanjankori und entwaffneten zwanzig.

Um 2 Uhr nachmittags erreichte Prinz Utschunku mit seiner Escorte Viaruha und bat sofort um eine Zusammenkunft. Er war ein sanfter, mild blickender Knabe von 13—14 Jahren, ein echter Mhuma mit abessinischen Zügen. Er wurde von seinem Gouverneur oder Vormund begleitet, dem Offizier, der die Speerträger und mit Carabinern bewaffneten Wachen des Prinzen befehligte. Er brachte uns zwei große Stiere mit, von denen der eine so massige und lange Hörner hatte, daß er nur schlecht marschiren konnte und des Fleisches wegen geschlachtet werden mußte. Nachdem wir die üblichen Freundschaftsbetheuerungen ausgetauscht und er durch Besichtigung alles Sehenswerthen und Merkwürdigen im Lager seine Neugier befriedigt hatte, kamen wir überein, die Ceremonie am nächsten Tage vorzunehmen.

Am 23. Juli fand die Feierlichkeit mit ungemeinem Glanze statt. Die Sansibariten, Sudanesen und Manjema waren sämmtlich unter Waffen aufgestellt und salutirten den Prinzen mit einigen Salven nach den Abhängen einiger etwa 350 m entfernter Hügel; auch das Maximgeschütz war aufgefahren, um in selbstthätiger Weise an der Feierlichkeit theilzunehmen.

Der Ritus der Blutsbrüderschaft begann mit dem Hinlegen eines persischen Teppichs, auf welchem wir, der Prinz und ich, die linken Hände quer über die Knie ergreifend, mit gekreuzten Beinen niederkauerten. Alsdann traten unsere Professoren vor; sie machten auf jedem linken Arm einen Einschnitt, nahmen eine kleine Menge Butter und zwei als Teller dienende Blätter, mischten erstere mit dem Blute und tauschten dann letztere aus, worauf sie unsere Stirn mit der Mischung einrieben. Die Ceremonie war also frei von den Widerwärtigkeiten, mit denen sie bei den Stämmen am Kongo verknüpft ist. Alsdann faßte der Prinz, jetzt mein junger Bruder, mich bei der Hand und zog mich in meine Hütte, wo wir lächeln und froh ausschauen mußten. Ich erfreute sein junges Herz mit einigen sehr feinen Stoffen aus Kairo und einem Halsband aus schönen großen Perlen, das die ägyptischen Frauen und der Pascha beigesteuert hatten, und gewann mir damit im Sturm seine Zuneigung. Der Gouverneur erhielt eine Kuh und seine Wachen bekamen einen Ochsen, um ein Festmahl abzuhalten, während

der Prinz seinerseits unserm Professor eine Ziege schenkte, da dieses Amt, sogar im Kongogebiet, in hohen Ehren steht und mit hübschen Geschenken bedacht werden muß.

Darauf gaben die Gewehrträger fünf Salven ab zur großen Freude des Knaben, der aber, als das Maximgeschütz seinen Hagel von Geschossen entsendete und die Kugeln an dem gegenüberliegenden Abhang der Hügel eine Wolke von Staub aufwirbelten, geradezu in Ekstase gerieth und, um nicht seiner freudigen Stimmung durch Schreien Ausdruck zu geben, die Hand fest auf den Mund legte. Die Meinungen über den Grund dieses Bedeckens des Mundes waren getheilt, und da es selbst beim Scherz nicht gut ist, von der Wahrheit abzuweichen, so bemerke ich, daß einige behaupteten, er fürchte, daß in seiner schrecklichen Angst seine Zähne durch das gewaltige Klappern in Stücke brechen würden, während ich der Ansicht bin, daß es nur von seiner kindlichen Ueberraschung und Freude herrührte.

Jedenfalls war ich öffentlich als Sohn Antari's anerkannt und hatte fortan die Erlaubniß, nach Belieben das Gebiet von Ankori zu durchstreifen, und das Recht, mich niederzulassen und jede Pflanzung im ganzen Königreiche frei zu betreten. Außerdem schwor der Prinz im Namen seines Vaters, der ihm dies aufgetragen hatte, daß in Zukunft alle Weißen, die nach Ankori kommen wollten, eine Empfehlung von mir haben müßten, dann aber auch dieselbe freundliche Aufnahme finden würden wie ich persönlich. Ausgenommen waren nur Rinder, Ziegen und Waffen, die Privateigenthum waren, über welches selbst der König nicht verfügen konnte, außer wenn es Verbrechern gehörte.

Wie bereits erwähnt, befand sich bei dem Prinzen von Ankori auch eine zweite Deputation der Waganda-Christen. Das Resultat meines langen Kreuzverhörs mit ihnen habe ich in folgenden Eintragungen aus meinem Tagebuche niedergelegt:

Als ich zuerst von der Vertreibung der Missionare aus Uganda hörte, befürchtete ich, daß sie unüberlegt, nach der Eingebung des Augenblicks und ohne die Folgen zu bedenken gehandelt hätten und daß, wenn sie auch streng aufrichtig und nach ihren Vorschriften sich benommen hätten, doch ihre Engherzigkeit und Mangel an Sympathie die Ursache zu Irrthümern geworden seien; allein die christlichen Convertiten stellten ihnen ein vorzügliches Zeugniß aus und wiederholten mir viele von den guten Lehren, welche Herr Mackay ihnen gegeben hatte, und die unzweifelhaft als Beweise gelten konnten, daß die Missionare, obwol das Joch Muanga's sehr schwer auf ihnen lastete, sich doch vollständig jeder Einmischung in die Politik des Landes enthalten hatten. Seit der Gründung dieser Mission muß eine Summe von ungefähr 50000 Pfd. St. für dieselbe verausgabt worden sein; würde ihre Geschichte der Wahrheit gemäß geschrieben werden, so würde sie in sich selbst alles

Nöthige enthalten, um die an der Mission Betheiligten zu leiten: Der tragische Tod Smith's, O'Neil's, Penrose's und des Bischofs Hannington, die tödlichen Krankheiten, welche Dr. Smith und, wie Zacharias mir erzählt, noch zwei weitere Männer, von denen der eine Bishop hieß, niedergeworfen haben, der fast fruchtlose Aufenthalt der Herren Wilson, Pearson und Felkin, die glänzenden Erfolge Mackay's und der Fleiß und die Hingebung Ashe's und Gordon's. Die Geschichte der Mühen, Erfolge und Fehlschläge dieser Herren könnten nicht niedergeschrieben werden, ohne sofort die Ursachen verständlich zu machen, welche einige von ihnen zum Triumph geführt haben, wo sie Klugheit entwickelten, während Voreiligkeit unterlag.

Kein Mensch, der die Hand auf den Pflug gelegt hat und zurückblickt, eignet sich für das Himmelreich; kein Mensch, dem eine Aufgabe anvertraut ist, kann in Ehren anders als dies Vertrauen rechtfertigen, bis der Sieg gewonnen ist. Wie ich annehme, wird der Vorstand der Christlichen Missionsgesellschaft, da zum Rückzug geblasen ist, ehe ich Afrika verließ, Herrn Mackay anweisen, sich zurückzuziehen. Hoffentlich nicht. Die Vertreibung der Missionare und die Zerstreuung ihrer christlichen Heerden würde, vom Standpunkt des Laien betrachtet, jedermann als der Anbruch des Tags des Sieges berühren. Das Triumphgeschrei der jetzt an der Macht befindlichen Mohammedaner sollte sie nicht entmuthigen, sondern zu edlern und klügern Anstrengungen, zum geduldigen, unablässigen Ausharren anspornen. Keine große Sache, kein großes Werk oder Unternehmen ist je erfolgreich gewesen ohne die vollständige Ueberzeugung, daß es unermüdlicher Arbeit und eifrigen Strebens werth ist.

Nehmen wir an, daß von den 4000 oder 5000 Convertiten, die nach Zacharias und Samuel jetzt in Ankori und Uddu sich befinden sollen, 2000 den Bemühungen des Herrn Mackay und seiner würdigen Begleiter zu verdanken sind, dann würde jeder Bekehrte, bei der Gesammtsumme von 50000 Pfd. St., 25 Pfd. St. gekostet haben. Ich bin keiner von denen, die in einer Krisis wie diese beständig nach Staatshülfe rufen, sondern würde mich an diejenigen wenden, welche etwas von ihrem großen Reichthum entbehren können, und denen, welche mir sagen, daß sie zunächst für die Heimat sorgen müßten, mit den Worten der klugen vornehmen Frau antworten: „Ja, Herr, aber die Hunde suchen die Krumen auf, die vom Tische ihres Herrn fallen."

Der Erfolg der Mission an den Njansa hat sich durch die Opfer der Convertiten, ihren entschlossenen Widerstand gegen den Tyrannen und ihre erfolgreiche Absetzung desselben erwiesen. Ich habe irgendwo gelesen, daß die Anerkennung von Kriegführenden nicht statthaft ist, wenn sie nicht beweisen können, daß sie sich zu behaupten vermögen. Wenn dies der Fall ist, dann haben die Waganda-Convertiten bewiesen, daß die Mission ein Erfolg und ein ganz bemerkenswerther Erfolg ist. Die Missionare waren gezwungen, tief zu bohren, aber dann sprang das Element aus freiem Antriebe empor. Nach jahrelanger vergeblicher und wenig versprechender Arbeit scharten sich die Bekehrten freiwillig um die neue Kirche des äquatorialen Afrika; Fürsten und Bauern, Häuptlinge und Krieger kamen herbei, um sich in der christlichen Religion unterrichten, sich in der Kunst des Lesens und Schreibens belehren zu lassen und stolze Besitzer von in ihrer eigenen Sprache gedruckten Büchern zu werden, welche von dem Urheber des Heils und seinen Leiden für die Menschheit handeln.

Die Fortschritte dieser Religion wurden für die Mohammedaner und ihre eingeborenen Anhänger Besorgniß erregend, doch durften sie es erst nach dem Tode des politischen Mtesa wagen, die Vernichtung des Wachsthums derselben zu planen. Die Besteigung des Throns durch einen Prinzen in knabenhaftem Alter und die

Laster, Bangi-Rauchen, Völlerei und Zügellosigkeit, gaben ihnen die Mittel an die Hand, mit denen die Christen unterdrückt werden konnten, und die Moslemin, beseelt von niedriger, gemeiner Hinterlist und concentrirter Böswilligkeit, zögerten nicht, die Gelegenheit zu benutzen. Der junge König betrachtete die Weißen jetzt ungeachtet des vorzüglichen Rufes, den dieselben sich bei allen Klassen der Bevölkerung erworben hatten, in einer Stimmung, die durch maßlose schmutzige Verleumdung umgewandelt worden war; seinem irregeleiteten Blick erschienen die Missionare als Männer, welche sich zur Untergrabung seiner Autorität, zur Entfremdung der Liebe und Treue seiner Unterthanen und zur demnächstigen Besetzung von ganz Uganda verbunden hatten. Diese verschiedenen Expeditionen, welche, wie jeder wußte, im Lande umherstreiften, jetzt im Massai-Lande, dann in Usoga, darauf wieder in Usukuma und Unjamwesi, die Streitigkeiten an der Küste zwischen dem Sultan Bargasch und den Deutschen, die Anwesenheit von Kriegsschiffen in Sansibar, die in den Küstengebieten zerstreuten kleinen Kolonien der Deutschen — zu welchem andern Zwecke konnten alle diese Bewegungen dienen, als zur gewaltsamen Eroberung von Afrika? Daher wurde eine Aera der Verfolgung begonnen mit dem Befehle zu brennen und zu morden; daher kam das Auto de Fé in Uganda, die Ermordung des Bischofs Hannington, die Niedermetzelung der Karavane in Usoga, das Verhängniß, das stets über dem Haupte des treuen, geduldigen Mackay schwebte, und die drohende Einstellung der Missionsthätigkeit. Als die Christen in ihre Verstecke zerstreut waren und die Eifersucht der Moslemin sich abgekühlt hatte, wurde der junge König zu einem unerträglichen Despoten und keinen Unterschied machenden Mörder. Viele hervorragende Persönlichkeiten des Landes fielen seinem Argwohn zum Opfer und wurden auf seinen Befehl entweder zu Tode geprügelt oder erdrosselt. Da war es, als die Mohammedaner, für ihr eigenes Leben fürchtend, die Christen um Beistand anflehten und der Tyrann gezwungen wurde, aus seinem Königreiche zu fliehen, um während seiner Reise an den Seen in Muße zu bereuen und sich schließlich der Taufe zu unterwerfen.*

---

* Aus einem Briefe des Herrn C. Stokes, datirt vom 21. November 1889 aus Bukumbi, am Südende des Victoria-Sees, ersehe ich, daß er die Insel Muanga's wohlbehalten erreicht hat. Bei seiner Ankunft fand er, daß die Lage zwar eine ziemlich günstige, Lebensmittel aber knapp waren und im Lager Krankheiten herrschten. Er beschloß, kühn den Vormarsch gegen die Hauptstadt zu unternehmen, und forderte zu diesem Zwecke das Oberhaupt der Christen in Uddu auf, über Land vorzudringen. Als letztere sich der Hauptstadt bis auf einen Tagemarsch genähert hatten, wurden sie angegriffen und befanden sich in großer Gefahr, doch eilten Herr Stokes, Muanga und seine Getreuen ihnen zu Hülfe, worauf Karema und die mohammedanische Partei geschlagen wurden. Am 4. October fand in der Nähe der Hauptstadt Rubaga eine weitere Schlacht statt, in welcher Karema und seine arabischen Bundesgenossen vollständig in die Flucht gejagt wurden, und am 5. October zogen Muanga und sein weißer Freund in die Hauptstadt ein. Karema mit seinen arabischen Bundesgenossen suchten in Unjoro Zuflucht zu erhalten, jedoch verweigerte der König Kabba-Rega ihm den Zutritt, wenn er sich nicht von seinen arabischen Freunden trennte. Er war daher gezwungen, in der Nähe der nördlichen Grenze von Uganda eine Stellung zu besetzen, wo er sich nach den letzten Nachrichten noch mit 500 Gewehrträgern befand. Auf diese Weise endet die romantische Geschichte für den Augenblick. Muanga sitzt wieder auf seinem Thron und die englischen und französischen Missionare haben sich wieder in Uganda niedergelassen.

Ich theilte Zacharias und Samuel mit, daß es mir unmöglich sei, die meiner Sorge Anvertrauten zu verlassen, und es deshalb am besten sei, wenn sie auf die Herren Stokes und Mackay vertrauten; ich würde, falls ich ihren englischen Freunden die Sache auseinandersetzen könnte, dies sicherlich thun. Als sie dann sahen, daß ich zum Weitermarsche entschlossen sei, baten fünf der Christen mich um Erlaubniß, mich nach der Küste zu begleiten, was ich ihnen bereitwillig gestattete.

Am 24. Juli, nachdem wir uns durch mehrere Thäler zwischen mit Weideland bedeckten Hügeln, die infolge der jüngsten Feuer vollständig schwarz waren, während das Gras vor Alter und Trockenheit ganz weiß aussah, hindurchgewunden hatten, gelangten wir in das Thal von Mavona, in welchem wir durch einen lichten Akazienwald, in dem vereinzelt auch Euphorbien, Wolfsmilch, Disteln und aloëartige Pflanzen vorkamen, allmählich abwärts stiegen. Die Niederlassung von Mavona brachte Ueberfluß an sehr mannichfaltigen Gartenproducten hervor, wie Erbsen, Bohnen, Tomaten, süßen Kartoffeln, Maniok, Gurken, Eierpflanzen, Paradiesfeigen und Bananen.

Am nächsten Tage kamen wir bei Fortsetzung des Marsches in dem Mavona-Thal nach $4^1/_2$ Stunden plötzlich in Sicht des Alexandra-Thals und fanden, daß eine sich nach Südsüdost wendende lange Hügelkette auf der Karagwe-Seite des Flusses lag. In dieser Jahreszeit sieht das Land auf beiden Seiten desselben sehr widerwärtig aus, da es durch keinerlei bebaute Strecken gehoben wird, und der Anblick wird noch häßlicher gemacht durch die Feuer, die alle Hügel und Thäler in wüste, öde Gebiete voll schwarzer Asche verwandelt haben.

Während des 26. und 27. Juli wurden wir vermittelst vier höchst schwerfälliger Doppelkanoes über den Fluß gesetzt, worauf wir unsere Ankori-Begleiter entließen, nachdem wir Antari und jeden unserer Freunde mit Geschenken versehen hatten, für die sie uns ihre warme Dankbarkeit betheuerten.

Der Alexandra-Nil war an dieser Stelle etwa 115 m breit, im Durchschnitt 3 m tief und floß in der Mitte mit einer Geschwindigkeit von 3 Knoten in der Stunde.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Eingeborenenstämme des Graslandes.

Die Wahuma gerade das Gegentheil der Zwerge; ihre Abkömmlinge. — Die dem wahren Negertypus nahe verwandten Stämme. — Die Stämme des Nilbeckens. — Hirten. — Traditionen von Unjoro. — Meine in Kavalli gesammelten Erfahrungen von den Wahuma. — Die Umgegend des Lagers bei Kavalli. — Die Häuptlinge Kavalli, Katto und Gavira theilen mir das ihnen zugefügte Unrecht mit. — Erinnerungen des alten Rugudji. — Das Weideland zwischen dem Albert-See und dem Walde. — Das Vieh in dem District um Kavalli und der Milchertrag. — Drei auf Rinder bezügliche Streitfälle werden mir zur Entscheidung vorgelegt. — Die häuslichen Pflichten der Frauen. — Kleidung der Wahuma. — Altägyptische und äthiopische Merkmale unter den Stämmen des Graslandes bewahrt. — Sitten, Gebräuche und Religion der Stämme. — Der arme Gabdo ist der Verschwörung gegen seinen Häuptling Kavalli verdächtig; sein Tod. — Kost der Wahuma. — Klima des Graslandes.

Nächst den Zwergen sind die Wahuma die interessantesten Leute in ganz Centralafrika. Einige Philologen haben sie unter dem Sammelnamen Bantu klassificirt, und jeder Reisende, der den Ehrgeiz besitzt, sich bei den wissenschaftlich Gebildeten verständlich zu machen, trägt durch sein Zeugniß und seinen Einfluß noch dazu bei, diesen ganz unwissenschaftlichen Ausdruck zu einem dauernden zu machen. Bantu ist ein innerafrikanisches Wort, welches in der Uebersetzung Menschen heißt; wir werden also allen Ernstes aufgefordert, auf Grund wissenschaftlicher Autorität es als feierliche Thatsache hinzunehmen, daß die Wahuma wie die Zwerge Menschen sind.

Die Wahuma sind das gerade Gegentheil der Zwerge. Letztere sind Nomaden von geringerer als der gewöhnlichen Größe und haben sich durch ihre Gewohnheiten dem Leben im Walde angepaßt; erstere sind große, schön geformte Menschen mit fast europäischen Gesichtszügen und eignen sich wegen ihrer seit undenklichen Zeiten angenom-

menen und ihnen zur zweiten Natur gewordenen Sitten nur für das Leben auf den Weidegebieten. Vertauscht man ihre Wohnsitze, so schwinden die Leute dahin und sterben. Man nehme die Zwerge aus ihren Schlupfwinkeln und dem ewigen Dämmerlicht im Walde, entziehe ihnen die vegetabilische Kost, verpflanze sie auf das den Winden und dem Sonnenschein offene Land, und mäste sie, soviel man will, mit Fleisch, Getreide und Milch, sie werden in der kalten Luft schauern, das Fleisch zurückweisen und zu Tode schmachten. Andererseits versetze man die Wahuma in den Wald, gebe ihnen die besten Gemüse und stets im Ueberfluß zu essen, und die Folge wird sein, daß sie niedergeschlagen werden, ihre schöne braunschwarze Hautfarbe sich in ein Aschgrau verwandelt, die stolze, aufgerichtete Haltung verloren geht, sie ein elendes Aussehen erhalten und vor Verzweiflung und Müdigkeit sterben. Und doch werden diese beiden Gegensätze der Menschheit Bantu oder Menschen genannt, ein Ausdruck, der durchaus bedeutungslos und so alt ist wie die Geschichte der Schöpfung. In Nordamerika sehen wir heutigentags Eskimo-, Englisch-, Irisch-, Deutsch-, Französisch-, Spanisch-Amerikaner und Indianer, und müßten sie, nach der obigen wissenschaftlichen Methode, Bantu nennen. Das Interesse an den verschiedenen Familien der Menschheit wird aber nicht erweckt, wenn man sie unter solchen unphilosophischen Bezeichnungen zusammenfaßt.

Die Wahuma sind die echten Abkömmlinge der semitischen Stämme oder Gemeinden, welche von Asien über das Rothe Meer ausgewandert sind und sich an der Küste und den einst unter dem Namen Aethiopien bekannten Hochlanden von Abessinien niedergelassen haben. Von diesem großen Mittelpunkte leitet mehr als ein Drittel der Bewohner von Innerafrika seinen Ursprung ab. Als sie südwärts vordrangen und die Negerstämme besiegten, entstand eine Vermischung der Rassen; das semitische Blut verunreinigte sich mit dem Negerblut, die Bastardstämme mischten sich durch Zwischenheirath wieder mit den Urrassen, arteten infolge dessen noch mehr in Gesichtszügen und Gestalt aus und haben im Laufe der Zeitalter fast jegliche Spur ihrer Abstammung von asiatischen Völkern verloren. Wenn der Reisende diese Thatsache nur im Auge behält und seine Untersuchungen beim Cap der Guten Hoffnung beginnt, wird er, nordwärts gehend, leicht im Stande sein, die weniger entarteten Stämme von denen zu trennen, welche sich dem echten Negertypus schon so sehr genähert haben, daß sie zur Klasse der Neger gezählt werden können. Das krause, wollige

Haar ist allen gemeinsam, aber selbst bei diesem gibt es eine Menge von Unterschieden, von demjenigen, das so grob wie Pferdehaar ist, bis zu dem, welches an Feinheit der seidenweichen Samenwolle gleichkommt. Das Studium des Haares möge indeß unterbleiben; hier kommt es auf die große umfangreiche Prüfung der kaukasischen Gesichtszüge unter dem Negerhaar an. Man nehme aus den Kaffern, Zulus, Matebele, Basuto, Betschuanen oder andern der wilden Stämme des südlichen Afrika ein gewöhnliches Individuum dieser prächtig gestalteten Stämme, die so unbarmherzig als Neger bezeichnet werden, stelle es neben einen Westafrikaner, Kongobewohner oder einen Eingeborenen aus der Gegend von Gabun und schiebe einen Hindu dazwischen, so wird man, wenn man erst einmal auf der richtigen Spur ist, sofort bemerken, daß der Kaffer, was die Gesichtszüge anbetrifft, eine feine Verschmelzung des Hindu- und des westafrikanischen Typus ist. Noch mehr tritt die Beziehung zum Hindu aber hervor, wenn man einen Mhuma von reiferm Alter nimmt.

Geht man über den Sambesi weiter nach der Wasserscheide des Kongo und Loangwa, so bemerkt man unter den Stämmen ein vollständiges Durcheinander von Typen, welche für sich als eine Zwischenfamilie zwischen dem Westafrikaner und Kaffer klassificirt werden können und eine Besserung gegen den erstern aufweisen, die normale Beschaffenheit des letztern aber noch nicht erreichen. Dehnt man seine Reise nach Osten oder Westen aus, so wird man diesen Typus weit verbreitet finden; er umfaßt die Babisa, Barua, Balunda und die Stämme des ganzen Kongogebietes sowie nach Osten die Watschunga, Wasipa, Wakawendi, Wakonongo, Wanjamwesi und Wassukuma. Unter diesen Eingeborenen fällt dann und wann die große Aehnlichkeit auf, welche kleinere stammartige Gemeinden mit den schönsten Zulus haben, und in der Nähe des östlichen Küstengebietes sieht man die negerartigen Westafrikaner reproducirt in den Waiau, Wasagara, Wangindo und den Schwarzen von Sansibar. Kehrt man von der Ostküste wieder nach den an den Tanganika-See grenzenden Hochlanden zurück und geht dann nördlich bis Udjidji, so findet man den Typus an Gestalt und Zügen wesentlich verbessert. Durch Udjidji gelangt man nach Urundi, wo wiederum eine Verbesserung bemerkbar wird. Marschirt man darauf einige Tage nach Osten, so gelangt man nach Uhha, zu den Zwillingsbrüdern der Zulus, hohen kriegerischen Gestalten mit kaukasischen Köpfen und Zügen, aber ganz dunkel gefärbt; begibt man sich noch ein wenig weiter nach Osten unter die Mischlinge von reinen Negern

mit dem Kafferntypus des alten Ukalagansa, jetzt Usumbwa genannt, so findet man hohe, anmuthige Hirten mit europäischen Zügen, aber von dunkler Farbe. Fragt man einen, wer er sei, so wird er sagen, seine Beschäftigung sei, das Vieh zu hüten; er sei ein Mtusi vom Watusi-Stamm. „Gibt es denn ein Land, das Utusi heißt?" „Nein", wird er antworten, „aber er kam von Norden." Schreiten wir nach Norden vor, so gehen wir dem Kamme des Weidelandes entlang und befinden uns im Nilbecken. Jeder kleine Bach wendet sich ostwärts nach einem großen Binnensee, dem Victoria-Njansa, oder westlich dem Albert-Edward-Njansa zu. Dieses Hochland umfaßt Ruanda, Karagwe, Mpororo, Ankori, Ihangiro, Uhaija und Usongora, und alle Stämme, welche diese Länder bewohnen, besitzen Vieh, doch sind die Bewohner nicht sämmtlich Hirten, sondern viele von ihnen widmen sich dem Ackerbau. Bei dem Hin- und Herreisen fällt einem die Thatsache auf, daß alle diejenigen, welche sich mit Ackerbau beschäftigen, Aehnlichkeit mit dem anmuthigen Mtusi haben, den wir in Usumbwa trafen und der in unbestimmter Weise mit dem Speer nach Norden, als seiner ursprünglichen Heimat, wies, sowie daß alle Ackerbauer in den Gesichtszügen ebenso negermäßig sind, wie irgendein Afrikaner der Westküste mit seinen wulstigen Lippen. Bei längerm Aufenthalte daselbst erfährt man auch, daß die Hirten die Ackerbauer mit derselben Verachtung ansehen wie der Commis eines großstädtischen Bankgeschäfts einen gewöhnlichen Landarbeiter. Geht man noch weiter nach Norden, so erblickt man eine ungeheuere schneebedeckte Kette, die eine unübersteigbare Barrière bildet, und schwenkt man nach Westen ab, so findet man diesen Mtusi-Typus sehr häufig, da er sich dem Fuße des Gebirges entlang ausbreitet und sich bis zum dichten, undurchdringlichen Walde ausdehnt, in welchem Viehzucht nicht möglich ist. Sofort hört auch der kaukasische Typus auf und die Negerzüge mit kupferiger, schwarzer oder gemischter Hautfarbe, platter Nase, eingesunkener Nasenwand und vorstehendem untern Theil des Gesichts sind stumme Zeugen, daß die Woge der höhern Rassen hier aufgehalten worden ist. Lenken wir nun die Schritte zurück, steigen wieder nach dem Hochlande hinauf und wenden uns ostwärts am Fuße der Schneekette hin, so kommen wir durch die prachtvollen Weideländer nach Toro, Uhaijana und Unjoro. Hier sehen wir wieder die Hirten mit ihren feinen Zügen in Scharen die ungeheuern Heerden hüten und die dunkeln, plattnasigen Neger das Land in derselben Weise mit Hacken bearbeiten, wie wir es weiter nach Süden beobachtet haben. Haben wir das Nordende des schnee-

bedeckten Gebirges passirt, so gehen wir westlich über das flache grasbewachsene Semliki-Thal nach weitern grasbedeckten Hochlanden, die parallel mit Unjoro liegen, von diesem aber durch den Albert-Njansa getrennt sind, und auch in dieser Weidegegend leben die Hirten und Ackerbauer zusammen, aber beide streng ihrer eigenen Beschäftigung nachgehend. Während unsers Marsches von Usumbwa haben die Hirten ihren Namen von Watusi in Wanjambu, Wahuma, Waima, Wawitu und Watschwesi geändert; d. h. sie haben diese verschiedenen Namen hauptsächlich von den ackerbautreibenden Klassen erhalten, während sie selbst sowol in Ankori, als auch unter den Balegga und Bavira oder unter den Waganda und in Unjoro sich Watusi, Wahuma oder Watschwesi nennen. In Karagwe, Ankori und Usongora sind sie die herrschenden Klassen; ebenso haben ihre Abkömmlinge in Ihangiro, Uhaija, Uganda und Unjoro die Macht in Händen, doch sind die Völker dieser Länder eine Mischung der Zulu und westafrikanischen Stämme und beschäftigen sich daher mehr mit dem Ackerbau. Wenn beispielsweise Stämme wie die Waganda, Wasoga und Wakuri, sich überlassen waren, um heranzuwachsen und zu Macht und Reichthum zu gelangen, braucht man nur auf die meerartige Fläche des Victoria-Njansa zu sehen, um den Grund davon zu begreifen. Es war kein weiteres Vordringen der wandernden Völkerwoge möglich, die westwärts und ostwärts von den Stämmen vorbeiging und auf ihrem Wege nach Süden einige Mitglieder zurückließ, welche von den Angehörigen der ackerbautreibenden Klassen absorbirt wurden und ihre charakteristischen Merkmale verloren haben.

Da die Traditionen von Unjoro melden, daß die Watschwesi vom östlichen Ufer des Victoria-Nils gekommen seien, wollen wir diesen Fluß überschreiten, worauf wir finden, daß zwischen uns und Abessinien keine großartigen physischen Schwierigkeiten, wie große Seen und lange Bergketten vorhanden sind, um den Strom der nach Süden wandernden barbarischen Völker aufzuhalten. Ferner bemerken wir, daß der Boden armselig, das Klima trocken, das Weideland wenig versprechend und die Stämme mit Viehzucht beschäftigt sind; daß die eingeborenen Rassen, wie wir sie im Kongobecken und in der Nähe des ostafrikanischen Küstengebietes sehen, von den Wogen der wandernden Völker auf ihrem Wege nach Süden getrennt und von der höhern indoafrikanischen Rasse so gründlich beseitigt worden sind, daß das ungeheuere Gebiet des Hochlandes vom Victoria-Nil bis zum Golf von Aden einfach die schon längst fest ansässigen Typen, die wir Galla, Abessinier, Aethiopier oder

Indoafrikaner* nennen können, wiederholt. Diese kurzen Umrisse sollen den Leser vorbereiten auf einige weitere Mittheilungen über die Wahuma, die echten Abkömmlinge der Aethiopier, die seit 50 Jahrhunderten auf der Suche nach Weideland östlich und westlich vom Victoria-Njansa über den afrikanischen Continent geströmt sind und auf ihrer Bahn vom Golf von Aden bis zum Cap der Guten Hoffnung höher stehende Stämme und Völker gebildet und eine ungeheuere Verbesserung gegen die alten afrikanischen Urrassen geschaffen haben.

Ich beabsichtige die Wahuma nach den Erfahrungen zu schildern, die wir bei denjenigen gemacht haben, welche Kavalli als Häuptling anerkennen.

Schaut man von Kavalli westwärts, so überblickt man ein Gebiet von mehr als 2500 qkm. Obwol dasselbe ziemlich stark bevölkert ist, ist es für den Blick doch ein so ungeheueres, daß man außer unmittelbar im Vordergrunde wenig von der Anwesenheit des Menschen bemerkt. Was waren im Vergleiche zu den gebirgigen Rücken und großen Anhöhen des Landes die wenigen Gruppen strohfarbiger Hütten mit den breiten Zwischenräumen, welche die kleinen cultivirten Strecken der Bavira-Ackerbauer erkennen ließen? Während der ersten Zeit unsers Aufenthalts in Kavalli ließen wir froh den Blick über das freie, ununterbrochene, unbegrenzte Weideland, die ansteigenden Rücken, jähen Bergabhänge, isolirten Hügel, in die Tiefe führenden Thäler und ausgedehnten Ebenen schweifen, und es frischte, ungestört wie wir waren von der Sorge um Lebensmittel und zufrieden mit der Kost, welche die eßbaren Dinge des Graslandes und das nahrhafte Fleisch uns boten, die Nerven auf, wenn wir nach unserm langen Leben im Walde beobachteten, wie die zahllosen Grashalme in breiten Wogen vor den vom Njansa kom-

* Es scheint daher nothwendig zu sein, wenn man von den farbigen Rassen von Innerafrika spricht, nicht zu vergessen, daß dieselben sich jetzt in fünf verschiedenen Typen entwickelt haben, welche man den Zwerg-, Neger-, halbäthiopischen, äthiopischen und berberischen oder maurischen Typus nennen kann, sowie daß man unter diesen Typen eine Anzahl anderer findet, die durch Verschmelzung des einen mit dem andern entstanden sind, wie des Zwerges mit dem Neger, wodurch Stämme gebildet wurden, bei denen die erwachsenen Männer eine durchschnittliche Größe von nur 1,55 m haben, des Negers mit dem Oman-Araber, wie an der Ostküste, des Aethiopiers mit dem Araber, wie im Küstengebiete in der Umgegend des Jub, des Berber mit dem Neger, wie in Darfur und Kordofan, und wie die Hirten am obern Nil und die Bewohner östlich von Sierra Leone.

Leider fehlt es mir an Zeit, das Vorstehende durch eine Karte zu illustriren, an welcher der Leser mit einem Blick erkennen würde, welche Umgestaltung die langen aufeinanderfolgenden Wanderzüge von Asien nach Afrika während 50 Jahrhunderten bewirkt haben.

menden Stoßwinden sich neigten und in wallenden Strömen mannichfaltigen Grüns schwankten und rollten.

Die Seriba Kavalli's, in welche er jeden Abend seine Rinder- und Ziegenheerden hineintrieb, lag im Mittelpunkte eines mit grünem Rasen bedeckten sanft abfallenden Abhanges. Das beständige Abgrasen durch seine und die Heerden der benachbarten Wahuma hielt das Gras kurz und verschaffte uns einen ungehinderten Blick und Spaziergang über köstliche Weidegründe, wo man bis auf Bogenschußweite das kleinste der von der Henne beschützten Küchlein erkennen konnte. In Zwischenräumen von wenigen Metern erhoben sich Ameisenhügel von 1—4 m Höhe, die von den Hirten in passender Weise benutzt wurden, um die Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden zu beaufsichtigen, während die den Kraals näher gelegenen den Lieblingsplatz der Dorfältesten bildeten, wo dieselben sich mit ihren Bekannten über die Zeitereignisse unterhielten. Dort habe ich zu Zeiten in leiser Unterhaltung mit Kavalli und seinen bejahrten Unterthanen einen tiefen Einblick in die Localgeschichte der umliegenden Dörfer und Stämme erhalten, und in der That könnte man hierzu kaum einen passendern Ort finden, da vor uns über ein halbes Hundert Districte ausgebreitet lagen.

Fern im Westen erhob sich der Pisgah, der hoch über dem Hunderte von Meilen sich ausdehnenden dunkeln Waldlande thronte und mit seinen bis auf die kleinste Linie scharfen Umrissen sich von dem gerötheten Himmel abhob. In einsamer Majestät emporsteigend war die düstere Masse durchaus geeignet, in jeder Pause in der Unterhaltung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Vom Pisgah, der für Kavalli das Ende der Welt bedeutete, weil dahinter alles Fabel und Nacht war, richtete unser Blick sich auf die Kuppen von Kimberri und den dicht dahinter sichtbaren, einen Tagemarsch von dort nach Nordnordwest entfernten Pic von Kuka, und dann auf den viereckig umgrenzten Duki-Berg, sowie auf die unter uns liegenden Ebenen der Balungwa, von deren zahlreichen Viehheerden Kavalli, für den es, beiläufig erwähnt, kein interessanteres Thema gab als Viehzucht, uns viel zu erzählen wußte. Nach Südwesten erhob sich im Lande Masamboni's eine mit Gras bewachsene Hügelkette, die sich in ununterbrochener Länge bis an den Rand der Schlucht hinzuziehen schien, welche von dem Albert-See und den daran grenzenden Ebenen, Thälern und Terrassen eingenommen wird. Der westliche Theil der Kette wird von Masamboni, der östliche von dem Häuptling Komubi beherrscht. Die Ebene, welche sich von den Bergen bis Kavalli ausdehnt, heißt Usansa

und wird von den ackerbautreibenden Bavira bewohnt, die ursprünglich aus der Gegend hinter dem in der Nachbarschaft des Kuka-Pics liegenden Berge Duki hergekommen sind. Ein großes Stück der Ebene zwischen Kavalli und Kimberri ist Eigenthum des kriegerischen Musiri und seiner Leute.

Nachdem Kavalli über die allgemeinen Eigenschaften des Landes gesprochen hat, beginnt er sein Herz auszuschütten. Er fürchtet für sein Leben wegen Kadongo, eines Verbündeten von Kabba-Rega, und besitzt einen Feind in Katonsa. Vor einigen Jahren besaß er ein Dorf in der Nähe des Njansa, wo seine Fischer lebten; Kadongo beneidete ihn um den schönen Besitz, griff ihn mit Katonsa und einigen Beutejägern aus Unjoro an, brannte das Dorf nieder, erschlug viele von seinen Leuten und beraubte ihn aller seiner Rinder, alles in einer Nacht. Kavalli floh nach Melindua, kehrte aber nach einiger Zeit zurück, um unter den Bavira zu leben, wo er es durch Sparsamkeit und hin und wieder durch ein günstiges Tauschgeschäft so weit gebracht hat, daß er heute wieder 80 Rinder sein eigen nennt. Es ist ihm jedoch bereits mitgetheilt worden, daß Kadongo ihn wieder anzugreifen beabsichtigt.

Kaum ist Kavalli mit der malerischen Schilderung der von ihm erlittenen Unbilden zu Ende, als Katto und Kalenge, der Bruder und der Vetter Masamboni's, mit der genauen Beschreibung des ihnen von Musiri zugefügten Unrechts beginnen. Der grausame Musiri hat einen Bruder, eine Schwester, mehrere Verwandte und viele Freunde von ihnen hingemordet, was sie mir mit ausdrucksvollen Geberden, welche das blutgierige Verfahren Musiri's illustriren sollten, umständlich erzählen.

Dann fängt Gavira an zu berichten, wie die Balegga von Mutundu und Musiri ihn mishandelt haben. Nach seiner Behauptung sind die wenigen Heerden, welche den begehrlichen Warasura auf ihren periodischen Beutezügen entgangen sind, von den nächtlichen Viehräubern aus Mutundu und Musiri, die abwechselnd bei ihm stehlen, noch verringert worden. „Ach“, sagt Gavira, „heute sind es die Warasura, morgen Musiri, übermorgen Mutundu; wir sind beständig vor jemand auf der Flucht in die Berge.“

Wer könnte beim Anblick des vor uns liegenden wunderbar anmuthigen grünen Graslandes, über welchem keine Wolke am Himmel zu sehen ist und wo alles träumerische Ruhe athmet, aber denken, daß dieses arkadiengleiche Land von Streitigkeiten, Feindseligkeiten und Kriegen beunruhigt wird?

Die meisten der jetzt westlich vom Albert-See lebenden Wahuma kamen aus Unjoro, von wo sie wegen der Tyrannei und Habsucht der Könige geflohen sind.

Beispielsweise ist der alte Rugudji, der nächste Nachbar Kavalli's, dessen aus 40 Rindern bestehende Heerde wir von Melindua für ihn retteten, in Unjoro geboren. Er erinnerte sich noch seines Urgroßvaters, der um das Jahr 1760 geboren sein muß; Rugudji entsann sich, daß als er 10 Jahre alt war (1829), Tschowambi, der Vater Kamrasi's, des Vaters von Kabba-Rega, zu seinem Urgroßvater um Vieh schickte. „Damals floß der Semliki in eine große Lagune, die Katera hieß und an der Südostseite des Sees lag. Die Wanjoro wurden oft durch die Lagunen an dem Marsch zu den Balegga hinüber verhindert, jetzt sind die Lagunen jedoch mit Schlamm ausgefüllt und der Semliki ergießt sich in den See. Da Kamrasi fortwährend Vieh haben wollte und eines Tages meine sämmtliche Rinder nahm, sammelte ich meine Frauen und Kinder und kam, als ich noch ein junger Mann war, hierher."

„Habt Ihr hier Frieden gehabt, Rugudji?"

„Seht meine Narben an, die erinnern mich an die Balegga, an Melindua, Musiri und die Warasura. Die Vavira kamen von Kukaland ebenfalls hierher und fragten uns um Erlaubniß, ob sie, während wir unsere Heerden hüteten, hierher kommen und unter uns leben dürften, aber sie haben ebenfalls dicke Köpfe, und wir werden eines Tages Schwierigkeiten mit ihnen haben."

Das Weideland zwischen dem Albert-See und dem Walde ist infolge der Regengüsse häufig Ueberschwemmungen unterworfen. Obwol die Gipfel der Hügel, Rücken und Dämme im allgemeinen ziemlich gleichmäßig hoch sind, ist die Höhe des zwischenliegenden Terrains doch sehr verschieden; am höchsten ist es selbstverständlich in der Nähe des Albert-Sees und am niedrigsten nach dem Ituri zu, der fast das ganze Gebiet entwässert. Es würde indessen schwer halten, eine absolut ebene Stelle von größerer Ausdehnung zu finden, obwol ein oberflächlicher Blick das Land vollständig flach erscheinen läßt; in Wirklichkeit ist es ein complicirtes System von einander gegenüberliegenden Gehängen, die viele Dutzende von kleinen Flüssen, Bächen und Wasserläufen füllen, welche alle zu irgendeinem Hauptzufluß des Ituri gehören.

Die Beschaffenheit des Bodens, der aus lockerm sandigen Lehm besteht und durch zahllose, das Amt der Maulwürfe und Regenwürmer versehende Bohrkäfer noch lockerer gemacht wird, bietet kein Hinderniß

dafür, daß die Oberfläche trotz des reichen Graswuchses durch die häufigen starken und lange anhaltenden Gewitterschauer beständig abgetragen wird. Beim Besuch eines Flusses nach einem solchen Regengusse erkennt man, wie rasch der Zerstörungsprozeß vor sich geht, und wenn man einem dieser kleinen Wasserläufe bis zu seiner Mündung in den Hauptnebenfluß folgt, so erhält man noch weitere Beweise von den Verheerungen, welche auf der Oberfläche der anscheinend glatten Anhöhen des Landes angerichtet werden und größer sind, als man bei einem nur mehrere Stunden anhaltenden Regen anfänglich für möglich halten würde.

Die Zahl der sämmtlichen Rinder, welche sich in dem von Kavalli aus sichtbaren Districte befinden, kann meiner Schätzung nach nicht über 4000 betragen. Die Thiere sind ungefähr von der Größe der englischen Rinder und von einer buckellosen Rasse, ganz verschieden von den südlich und östlich vom Victoria-See anzutreffenden Thieren. Die Hörner sind von mittlerer Länge, doch sieht man auch etliche Rinder, die sich durch ungewöhnliche Länge der Hörner auszeichnen. Die Stiere sind dagegen im Buckel gut entwickelt. Die Rinder von Usongora und Unjoro gehören fast sämmtlich einer hörner- und buckellosen Rasse an und sind meist von falber Farbe, während diejenigen von Ankori ungeheuer lange Hörner und die verschiedensten Farben haben. Wie man mir erzählte, brennt man den Thieren mit Feuer die Hörner ab, damit sie besser ins Dickicht eindringen können. Die Eigenthümer bezeichnen ihre Thiere, indem sie an den Ohren derselben einen oder mehrere Einschnitte entweder mittels Durchbohrens oder Einkerbens an den Enden anbringen.

Wie Kavalli mir mittheilte, werden oft zahlreiche Thiere durch Pflanzen vergiftet, namentlich wenn man sie nach Weideplätzen treibt, die sie gewöhnlich nicht besuchen. Wiederholtes Abbrennen des Grases macht die Kräuter jedoch unschädlich. Auch die Ebenen in der Nähe des Sees sind sehr ungesund für das Vieh; innerhalb 15 Tagen entwickelt die Krankheit sich in der Weise, daß die Nasenlöcher zu laufen beginnen, die Milch eintrocknet und das Haar steif wird, worauf das Thier nicht mehr fressen will und stirbt.

Die alten Wahuma haben vielleicht wirksame gute thierärztliche Mittel, indessen würden manche derselben sich nicht gut wiedererzählen lassen. Ich wollte mir einmal aus meiner Milchration Butter machen lassen, borgte mir zum Buttern eine Kalebasse und befahl dann nach Beendigung der Arbeit meinen Dienern, das Gefäß auszuwaschen; doch

rief dies einen Sturm von Entrüstung hervor, da die Eingeborenen der Meinung waren, daß Wasser in dem Gefäß dem Rindvieh Schaden thun würde. Ebenso gestatten sie einem Menschen, der gekochte Nahrung ißt, nicht, Topf, Napf, Kalebasse oder sonstiges Gefäß, das in irgendwelcher Verbindung mit ihren Kühen steht, mit den Lippen zu berühren.

In einer in der Nähe meines Zeltes gelegenen Hütte hörte man den ganzen Tag das Geräusch des Butterns, das in ähnlicher Weise geschieht, wie das Schwenken eines indischen Fächers, wobei die mit Milch gefüllte Kalebasse an einem der Dachsparren des Hauses hängt.

Der Milchertrag der Rinder ist in Anbetracht der Größe der Thiere und der reichen Weideländereien ein sehr geringer. Die beste Milchkuh liefert täglich nicht mehr als eine halbe Gallone Milch. Die Knaben und jungen Leute Kavalli's pflegten unsere Kühe zu melken, wobei sie stets die Hinterbeine der Thiere zusammenbanden und das Kalb nach dem Kopf der Mutter brachten; mit einer Hand wurde das Holzgefäß gehalten, mit der andern gemolken, bis allem Anschein nach nur sehr wenig Milch für das hungerige Kalb übrig war. Oft gaben die Ziegen uns ebenso viel Milch wie eine gewöhnliche Kuh, doch habe ich nie beobachtet, daß die Eingeborenen sich um den ziemlich großen Milchvorrath bekümmerten, den sie von diesen nützlichen Thieren hätten haben können.

Obwol die Frauen in diesen Gegenden wie jeder andere Gegenstand im Besitze ihrer Herren und Gebieter zur Habe der Männer gerechnet werden und den Werth von 1—5 Rindern repräsentiren, werden sie doch geachtet und in Ehren gehalten und besitzen Rechte, die nicht ungestraft vernachlässigt werden dürfen. Mag auch die Brautgabe dem Vater der Frau ausgehändigt worden sein, so ist es ihr doch bei schlechter Behandlung leicht möglich, nach einiger Zeit zu den Aeltern zurückzukehren, worauf der Gatte sie nochmals kaufen muß, ehe er sie zurückerhält, und da das Vieh werthvoll ist, wird er wahrscheinlich seine böse Laune zügeln, ganz abgesehen davon, daß die Unbequemlichkeit des kalten Herdes und die Unbehaglichkeit des Haushalts ebenfalls dazu dienen, den Tyrannen unterwürfig zu machen.

Ich wurde gebeten, über einen auf die Heirathsgebräuche bezüglichen Streitfall zwischen Kavalli, als dem Eigenthümer einer jungen Sklavin, einer- und Katonsa, einem Wahuma-Häuptling, andererseits ein Urtheil abzugeben. Letzterer hatte das Mädchen zur Gattin verlangt und zwei von den als Preis festgesetzten drei Rindern bezahlt;

jedoch weigerte sich Kavalli, Katonsa die Braut auszuliefern, ehe nicht der volle Preis entrichtet sei. Das war die Ursache zum Streite. Katonsa bestritt den verabredeten Preis nicht, entschuldigte sich aber damit, er fürchte, daß er nach Bezahlung der dritten Kuh das Mädchen nicht erhalten würde. Ich forderte ihn infolge dessen auf, die Kuh dem Gerichte einzuliefern, worauf ihm die Braut übergeben wurde.

Alsdann legte Kavalli mir noch einen zweiten Fall zur Erwägung vor. Er war bereits fünfmal verheirathet und wollte jetzt die sechste Gattin nehmen, die er dem Stamme der Bugombi abgekauft hatte, jedoch verlangten die Aeltern derselben, die Ungünstiges über ihn gehört haben wollten, jetzt den doppelten Preis und verweigerten die Auslieferung des Mädchens. Ich machte Kavalli daher den Vorschlag, noch eine Kuh mit einem Kalbe herzugeben, womit die Sache erledigt wurde.

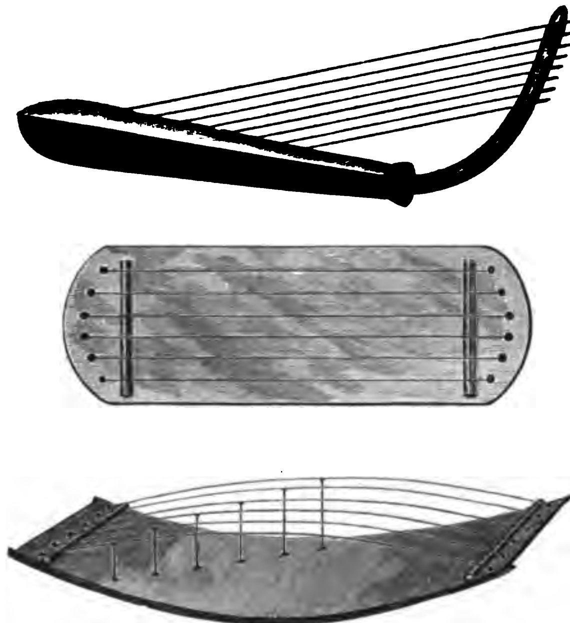
Der nächste Fall, den ich zu beurtheilen hatte, war ziemlich schwierig. Nachdem der Häuptling Mpigua im Barsah (Diwan) erschienen war, trat ein Mann vor und führte Klage gegen ihn, weil er zwei dem Stamme des Klägers gehörende Kühe zurückhalte. Mpigua klärte die Sache dahin auf, daß ein Mann ein zu seinem Stamme gehöriges Mädchen geheirathet und zwei Kühe dafür bezahlt habe; die Frau sei auch mit dem Gatten gegangen, im Laufe der Zeit Mutter geworden und habe ihm drei Kinder geboren. Dann sei der Mann aber gestorben und sein Stamm habe die Frau angeklagt, den Tod durch Zauberei herbeigeführt zu haben, und sie zu ihren Aeltern zurückgejagt, worauf Mpigua sie mit ihren Kindern bei seinem Stamme aufgenommen habe. Das Klageobject bildete nun die Rückgabe der beiden Kühe an den Stamm des Mannes.

„War es gerecht", fragte Mpigua, „nachdem die Frau Mutter von drei Kindern des Stammes geworden war, die Rückgabe der Rinder nach dem Tode des Mannes zu verlangen, als sie die Frau mit den Kindern schon aus eigenem Antriebe fortgeschickt hatten?" Meine Entscheidung bestärkte Mpigua in seinen Ansichten, da ein solches Verfahren nicht nur herzlos und gemein war, sondern auch dazu diente, die ehrwürdige Sitte der Ehecontracte verächtlich zu machen.

Die Frauen führen das Regiment im Hause und über die Producte der Milchwirthschaft und des Feldes. Dem Manne liegt die Pflicht ob, das Haus zu bauen, die Rinder zu hüten und zu melken, die Umzäunung auszubessern und für Kleidung zu sorgen, die selbstverständlich nur spärlich ist! Dagegen bebaut die Frau das Feld, bereitet die Butter und versieht das Marktgeschäft. Man muß Butter

und Milch, sowie Lebensmittel von ihr kaufen; das ist allgemein Brauch in Afrika.

Die Kleidung der Männer besteht meist nur aus einem Ziegenfell, das von der linken Schulter herabhängt, doch sieht man manchmal auch Antilopenhäute, von denen das Haar bis auf einen 8—10 cm breiten Streifen am Rande abgeschrapt ist. Die Frauen bekleiden sich mit Kuhhäuten, die sehr oft schön gegerbt und ganz weich sind. Sklavinnen tragen in Ermangelung eines Ziegenfells um den Leib



Musikinstrumente der Balegga.

einen Streifen Leder, von welchem vorn und hinten ein schmales Stück Birkenrinde oder eine sehr kleine Schürze herabhängt. Mädchen gehen bis zum heirathsfähigen Alter vollständig nackt umher, während man Knaben über zehn Jahren, in Nachahmung Erwachsener, selten ohne das Fell eines Ziegenlammes sieht. Bei freudigen Gelegenheiten trägt jede Frau rückwärts im Gürtel befestigt einen Büschel grüner Blätter, entweder Mais- oder Zuckerrohrblätter, oder auch ein Stück eines Bananenblatts.

Die Lieblingsfrauen der Häuptlinge und „Medicinweiber" oder

„Zauberinnen“ sind wie die großen Häuptlinge ebenfalls berechtigt, ein Leopardenfell oder in Ermangelung dessen Katzen- oder Affenfelle zu tragen. Die Idee, daß Leoparden- oder Löwenfelle Rang und Reichthum bedeuten, scheint ziemlich allgemein zu sein. Wenn ein Fremder Zweifel an dem hohen Range eines Häuptlings ausdrückt, zeigt dieser auf sein Leopardenfell und sagt: „Wie kann ich dieses sonst besitzen?“

Als ich neulich Wilkinson's „Ancient Egyptians“ durchblätterte, fiel mir der conservative Charakter der Afrikaner auf, da ich unter den Bildern der Tafel 459 die Kleidung wiedererkannte, welche bei den Wahuma, Watusi, Wanjambu, Wahha, Warundi und Wanjawingi sehr gebräuchlich ist und schon vor 35 Jahrhunderten bei den den Pharaonen Tribut zahlenden schwarzen Völkern Sitte war. Auch die Musikinstrumente, welche auf den Tafeln 135 und 136 abgebildet sind und von denen ein Exemplar sich im Britischen Museum befindet, entdeckten wir bei den Balegga und Wahuma und 1876 bei den Basoga. Aus den Messerheften, den Vertiefungen auf den Schwertern und deren Form, den dreieckigen Verzierungen auf den getünchten Wänden der Häuser und auf den Schilden, aus der Kleidung aus Birkenrinde, den Kästen, Kochgeräthen, ihren Waffen, Speeren, Bogen und Knitteln, ihren „Mundus“, welche in der Form Aehnlichkeit mit der Streitaxt der alten Aegypter haben, den gebogenen Kopfstützen, den Elfenbein- und Holzlöffeln, den mit Ohren versehenen Sandalen, ohne welche kein Mhuma marschiren würde, ihrer Vorliebe für gewisse Farben, wie Roth, Schwarz und Gelb, ihren Körben, in denen die Kinder getragen werden, den aus Rohr hergestellten Flöten, den langen Wanderstäben, aus der Art und Weise, wie sie durch Jammern, Schlagen auf die Brust und Geberden ihren untröstlichen Kummer ausdrücken, den traurigen, melancholischen Gesängen und hundert andern Sitten und Gebräuchen ersehe ich, daß die alten ägyptischen und äthiopischen Eigenthümlichkeiten von den Stämmen des Graslandes getreulich bewahrt werden.

Die Knaben haben ähnliche Spiele wie unser Marmel-, Ball- und Triktrakspiel. Wie die Alten ihre Töpfe zum Bewässern der Felder trugen, so tragen die Wahuma ihren Häuptlingen die Milch zu; Ricinusöl und Butter dienen dazu, die aus dem frühesten Alterthum stammende Sitte der Abwaschungen zu einer dauernden zu machen, und in der Achtung, welche die heutigen Jünglinge in Innerafrika den Häuptlingen und Aeltesten beweisen, kann man



Waffen der Balegga und Wahuma.

die Ehrfurcht wiedererkennen, welche der Jugend in alten Zeiten so tief eingeprägt war. Da die Eingeborenen keine Schriftsprache haben und von höherm Einflusse unberührt geblieben sind, haben sie nur das gelernt, was ihnen von den Aeltern mitgetheilt worden ist, die wieder von ihren Vorfahren die wenigen Functionen und Gebräuche überliefert erhalten haben, welche zur Existenz und Erhaltung ihrer besondern Stammesunterschiede erforderlich waren. Diese ungebildeten Stämme der so lange unbekannt gebliebenen Gegenden besitzen also, wie wir entdeckt haben, Sitten, Gebräuche und Vorschriften, durch welche die Vorfahren der Erbauer der Pyramiden in den dunkeln vorhistorischen Zeiten Aegyptens sich ausgezeichnet haben müssen.

Eine Spur von Religion findet sich unter den Wahuma nicht. Sie glauben sehr fest an die Existenz eines bösen Einflusses in der Gestalt eines Mannes, der an unbewohnten Orten, wie eine bewaldete dunkle Schlucht oder ein ausgedehnter mit Röhricht bewachsener Sumpf, lebt, aber durch Geschenke versöhnt werden kann; der glückliche Jäger überläßt ihm daher ein Stück Fleisch, das er jedoch fortschleudert, als ob er es einem Hunde zuwerfe, oder man legt ein Ei, eine kleine Banane, oder ein Ziegenlammfell vor die Thür der Miniaturwohnung, die man am Eingange einer jeden Seriba findet.

Jeder trägt ein Zaubermittel um den Hals, Arm oder Leib. Sie glauben an den „bösen Blick“ und Vorbedeutungen, sind aber nicht so abergläubisch wie die Waganda, wahrscheinlich weil sie so weit zerstreut sind. Sie fürchten die Bezauberung, und wer im Verdacht des Zauberns steht, wird rasch der Strafe unterworfen.

Der arme Gaddo, ein hübscher treuer junger Bursche, der Herrn Jephson bald nach seiner Rückkehr nach dem Dorfe Kavalli's bei der Fahrt nach der Station Mswa als Lootse begleitete, stand im Verdachte, seinen Häuptling verzaubern zu wollen, und kam zu mir, um mir seine Gefahr mitzutheilen, worauf ich ihm rieth, bis zu unserm Abmarsch in meinem Lager zu bleiben. Bald darauf begaben die Aeltesten sich mit einem Huhn einige hundert Meter hinter das Lager, wo sie dem Thiere die Brust öffneten und, wie wir bemerkten, über ihre Entdeckungen miteinander flüsterten. Später wurde bekannt, daß das Gericht Gaddo böswilliger Absichten gegen Kavalli schuldig erkannt habe, und damit war sein Verhängniß besiegelt. Da Gaddo aber so unschuldig wie ein neugeborenes Kind war, sandte ich einen Boten zu dem Häuptling und ließ ihm sagen, daß wenn jenem etwas zu Leide geschähe, ich ihn, Kavalli, verantwortlich machen würde. Nichtsdesto-

weniger fühlte Gaddo sich in der Nachbarschaft des Dorfes, dessen öffentliche Meinung ihn bereits verurtheilt hatte, so unbehaglich, daß er über den See zu Katonsa zu entfliehen suchte, jedoch erreichte das Schicksal ihn an dem Rande des Plateaus, wo er, wie mir umständlich erzählt wurde, von einem Felsen, auf dem er stand, herabgefallen sein und den Hals gebrochen haben soll. Es war sehr traurig, das junge Weib, die Kinder und Schwestern um den Verstorbenen klagen zu hören, und Kavalli war in diesen Tagen merkwürdig gut und liebenswürdig.

Die Kost der Wahuma besteht hauptsächlich aus Milch. Der Verkauf ihrer Butter und Ochsenhäute ermöglicht ihnen, hin und wieder süße Kartoffeln, Hirse und Bananen zu kaufen, doch erklären sie mit besonderm Stolze, daß sie keine „Hackenleute" seien. Das in der Umgegend wachsende Sorghum der Eingeborenen ist die rothe Abart, ihr indisches Korn oder Mais ist von geringer Qualität. Der Mais wird in der zweiten Hälfte des Februar zur selben Zeit wie die Bohnen gepflanzt; letztere können nach zwei Monaten gegessen werden, einen Monat später setzt der Mais Kolben an und im vierten Monat ist er reif. Die Hirse wird im September gesäet und ist im Februar zum Schneiden reif. Jedes Dorf hat ausgedehnte Felder mit süßen Kartoffeln und an den Rändern der Bananenhaine wachsen Colocasien oder Helmien, doch lieben Fremde die letztern nicht, weil sie das Kochen derselben nicht verstehen und deshalb beim Genuß Uebelkeit verspüren.

Das „Malwa" oder Bier wird aus gegorener Hirse und reifen Bananen hergestellt. Dasselbe erfreut sich großer Nachfrage und das Hauptgeschäft im Leben eines Häuptlings scheint der Besuch seiner Freunde in der Umgegend zu sein, um deren Malwakrüge zu leeren. Glücklicherweise ist es nicht sehr berauschend und kaum stark genug, um mehr als eine freundliche, gesellige Stimmung hervorzurufen.

Das Klima dieser Region ist angenehm. Man kann sogar außerhalb des Hauses täglich fünf Stunden arbeiten, ohne bei außergewöhnlicher Hitze Unbequemlichkeit zu verspüren, und von sieben Wochentagen gewiß drei Tage von früh morgens bis zur Dämmerung ungeschützt im Freien bleiben, weil der Himmel sehr häufig vollständig bewölkt ist. Ist letzterer aber klar, dann scheint die Sonne mit solch starker Glut, daß die Leute in ihren kühlen Hütten Schutz suchen. Die höhern Theile des Graslandes, wie Kavalli, die Balegga-Berge und der Scheitel der hohen Weideländereien von Ankori, liegen 1375—2000 m und große Strecken von Toro und dem südlichen Unjoro sogar etwa

3000 m über dem Meeresspiegel und versprechen angenehme Gegenden für europäische Ansiedler zu werden, wenn sich Mittel schaffen lassen, um sie hinzubringen. Wenn diese Zeit kommen sollte, würden sie liebenswürdige, ruhige, freundliche Nachbarn in jener hübschen Rasse finden, deren bester Typus die Wahuma sind; wir hatten niemals ärgerliche Zänkereien mit den Leuten, die lebhaft an die Charakterzüge jener untadelhaften Menschen erinnern, welche die Götter einst für würdig genug hielten, um sie einmal im Jahre zum Festmahl auf den Bergen von Aethiopien zu laden.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Nach der englischen Missionsstation am Südende des Victoria-Njansa.

Ankori und Karagwe zu zwei verschiedenen Zeiten gesehen. — Karagwe und der Alexandra-Nil. — Die heißen Quellen von Mtagata. — Ein von den Nubiern gefangenes junges Rhinoceros zeigt sich im Lager sehr streitsüchtig. — Verschwinden Wadi Asmani's. — Die Ansicht des Paschas über Kapitän Casati. — Dr. Parke und das Zwergenfräulein. — Benehmen des Zwergenknaben. — Kibbobora verliert bei den heißen Quellen seine Gattin. — Ankunft in Kafurro. — Die letzten Könige von Karagwe. — Kiengo und die Aehnlichkeit Nelson's mit Speke. — Der König von Uganda in Karagwe sehr gefürchtet. — Ndagara weigert sich, unsere Kranken in seinem Lande aufzunehmen. — Lager bei Utenga. — Verlust von Leuten infolge der Kälte. — Wir werfen die überflüssigen Dinge in den Urigi-See, um die Kranken befördern zu können. — Wir erreichen den District von Ihangiro und müssen von da ab unsere Lebensmittel kaufen. — Der Urigi-See. — Fathel Mulla wird im Dorfe Mutara wild gegen die Eingeborenen und wird ihnen ausgeliefert. — Das Plateau von Unjamatundu. — Halt in Ngoti; der Häuptling Muengi. — Das Gebiet Kadjumba's. — Wir erhalten einen guten Blick auf den Victoria-See. — Das Land um Kisaho. — Löwen und Menschenschädel in der Nachbarschaft unsers Lagers. — Die Ereignisse von 1888 haben uns einen friedlichen Marsch nach der Küste gebahnt. — Ankunft in Amranda und Buanga. — Die französischen Missionare und ihre Station in Usambiro. — Ankunft auf der englischen Missionsstation des Herrn Mackay. — Herr Mackay und seine Bücher. — Wir ruhen uns aus und ergänzen unsere Vorräthe u. s. w. — Die Herren Mackay und Deakes geben uns vor unserm Weitermarsche ein prachtvolles Banket. — Der letzte Brief des Herrn A. M. Mackay vom 5. Januar 1890.

Wer zum ersten mal in der trockenen Jahreszeit nach Ankori oder Karagwe kommt und bei einem oberflächlichen Blicke nur vom Feuer geschwärzte große Strecken, die Linien und einzelnen Massen des zu Tage stehenden grauen Gesteins, hintereinander aufsteigende hohe Gebirgsketten, alles anscheinend bis zur vollständigen Oede versengt und verbrannt, sieht, würde leicht geneigt sein, ungeduldig auszurufen: „Zeigt mir nur einen hübschen Fleck in der ganzen Gegend!" Wer das thut, ist ein alter Bekannter von mir, ein galliger, streitsüchtiger, freudloser,

dünnblütiger, leberleidender Mensch, der an den Kongo, nach Ostafrika oder Betschuana-Land geht und, auf einen Ameisenhügel sich stellend, höhnisch fragt: „Und das nennt ihr Afrika? Pah!“ Aber drei Wochen, nachdem das Feuer das dürre Gras zerstört und dem Lande ein so ödes Aussehen gegeben hat, schwankt schon wieder der junge Nachwuchs fröhlich im Winde und freut sich seiner Jugend, Berggipfel, Hügel und Thal sind mit hübschem Grün bekleidet und die beiden wegen ihrer Viehzucht berühmten Weideländer sehen wirklich schön aus. Ich habe sie jetzt unter zweierlei Verhältnissen kennen gelernt, gebe Ankori aber den Vorzug. Dort gibt es mächtige Ebenen, die sich wellenförmig bis in unbestimmte Fernen ausdehnen, hier und da von höckerigen, kuppenartigen Hügeln und zwerghaften Bergen unterbrochen, die durch Nebenflüsse des Alexandra-Nils, wie der Ruisi, und Zuflüsse des Albert-Edward-Sees, wie der Rusango, voneinander getrennt sind, große Flächen, welche sämmtlich innerhalb der gekrümmten Linien der großartigen mit Gras bewachsenen Gebirgsketten liegen, die das eine breite Flußbecken von dem andern scheiden. Die ganze Anordnung scheint so zu sein, als ob alles ausschließlich nach einem geschickten Plane angelegt wäre, um den Bedürfnissen der einzelnen Stämme zu genügen. Der Plan ist jedoch fehlgeschlagen, da Antari trotz der ungeheuern Gebirgsdämme über die Becken des Ruisi, des Namiandja, des Rusango und vieler anderer Flüsse herrscht, in den letzten Jahren auch das Land Mpororo erobert hat, und wenn seine Macht nur seinem Ehrgeiz gleichkäme, wahrscheinlich auch Karagwe, Koki und Uddu bis zum Victoria-See annectiren würde.

Wir befinden uns jetzt in Karagwe. Der Alexandra-Nil, dem das Wasser aus Ruanda und Mpororo im Westen, aus Uhha im Norden, Urundi und Kischakka im Nordosten zuströmt, fließt nordwärts der westlichen Grenze von Karagwe entlang und wendet sich, sobald er Ankori erreicht, scharf nach Osten, um sich in den Victoria-See zu ergießen. Nachdem wir das schmale Thal verlassen hatten, stiegen wir in einer der für diesen Theil von Afrika so charakteristischen abfallenden engen Schluchten allmählich aufwärts und lagerten uns dann bei Unjakatera unter einer Hügelkette gleichen Namens. Wie man die Landschaft vom Gipfel dieser Hügel sieht, ist in dutzendfacher Wiederholung ganz Karagwe, es ist ein System tiefer enger Thäler, die, so weit das Auge reicht, sich zwischen langen schmalen Hügelrücken hinziehen. Im Norden von Karagwe werden die Thäler durch kleine Flüsse entwässert, welche dem Alexandra-Nil zuströmen.



Das kampflustige junge Rhinoceros im Lager.

Unser zweiter Tagemarsch endete, als wir die heißen Quellen von Mtagata erreichten, die ich schon in meinem Werke „Durch den dunkeln Welttheil“ beschrieben habe.

Bald nachdem wir ins Lager gekommen waren, begaben unsere Nubier sich auf die Jagd, und da das Land wegen seiner Rhinocerosse einen Ruf hatte und sie gute Schützen waren, gelang es ihnen, vier



Heiße Quelle in Mtagata.

von diesen ungeheuern Thieren zu erlegen und ein Junges zu fangen und mit ins Lager zu bringen. Wir banden das Junge, das so groß war wie ein Zuchteber, an einen Baum, wo es uns einen Beweis davon gab, welch kampflustige Natur in ihm steckte. Bald hielt das Thier den Baum für einen Feind, stürmte zum Angriff heran und schlug mit seiner hornförmigen Nase eine Zeit lang auf ihn los, um dann, wenn es bemerkte, daß der Baum ihm zu viel Widerstand leistete, einen Augenblick aufzuhören, gleichsam um darüber nachzudenken,

auf welch andere Weise es ihn angreifen könne; dann pflegten die unartigen Sansibaritenknaben das Thier aber mit einem langen Rohr an den Hinterschenkeln zu kitzeln, worauf es mit fürchterlichem Wuthgebrüll sich bis zur Länge des Taues auf die Missethäter stürzte. Das Rhinoceros schien mir die dümmste, bösartigste und unbändigste kleine Bestie zu sein, die ich je gesehen habe. Wenn es sich von dem Tau aufgehalten fühlte, merkte es, daß der Baum daran schuld war, worauf es wieder mit solcher Gewalt gegen denselben anstürmte, daß es zurücktaumelte; von hinten gestachelt und gekitzelt, brüllte es wieder, flog mit wunderbarer Behendigkeit herum und stürzte davon, bis es von dem Tau auf den Rücken geworfen wurde. Da wir einsahen, daß es nur eine Quälerei für das Thier sein würde, wenn wir es mit nach der Küste schleppten, übergaben wir es dem Schlächter und seinen Gehülfen.

Während des Marsches nach Kirurumo am 31. Juli legte Wadi Asmani, einer der Sansibar-Anführer, Gewehr und Kiste am Wege nieder und verschwand, ohne irgendjemand ein Wort zu sagen und ohne irgendwelchen Grund, da er Lohn für fast 30 Monate guthatte, sich in bester Körperverfassung befand und mit der ganzen Welt in Frieden lebte.

Kapitän Casati mußte wegen zunehmender Krankheit in eine Hängematte gepackt und getragen werden. Als der Pascha zu mir kam, sprach er seine Meinung dahin aus, daß Casati ein seltsamer Mensch sei. „Ich kam", sagte er, „soeben von meinem Freunde Casati und fand ihn im Grase liegend, während die Sonne ihm mit solcher Glut auf den unbedeckten Kopf schien, daß sie mir sogar ungeachtet meines Toupet Unbehaglichkeit bereitete. Er hat vier Dienerinnen, außerdem zwei Manjema und seinen jungen Diener aus unserer Provinz, aber als ich ihn fragte, weshalb er sich nicht von seinen Leuten ein Schutzdach aus Bananenblättern herstellen ließe, die kaum 40 m von ihm entfernt waren, gab er mir zur Antwort: «Ich habe keine Diener.» Ich fragte ihn dann: «Weshalb schickten Sie nicht nach der Badewanne, die ich Ihnen versprochen hatte? Sie sollten die heißen Quellen hier benutzen.» «Allerdings», erwiderte er, «allein ich habe keine Leute.» «Sie haben doch, soviel ich weiß, die vier kräftigen Dienerinnen.» «Ja», entgegnete er, «aber ich mag sie nicht gern auffordern, etwas zu thun, damit sie nicht sagen können, ich ließe sie wie Sklaven arbeiten. Sie sind Witwen, wie Sie wissen, ihre Männer sind gestorben u. s. w.»"

Da das junge Zwergenfräulein, welches nun schon über ein Jahr bei uns gewesen war, Symptome chronischer Krankheit zu zeigen begann, mußten wir es bei dem Häuptling von Kirurumo zurücklassen. Das kleine Ding hatte Dr. Parke unterthänige Dienste geleistet, da er mit seiner sanften, milden Weise, in welcher er jedermann freundlich zulächelte, vollständig das Herz der Zwergin gewonnen hatte. Sie pflegte sein Zelt zu bewachen, und wenn er in seinen Dienstpflichten abwesend war, kauerte sie wie ein Hündchen am Eingange nieder und gestattete keinem Eindringlinge, demselben nahe zu kommen. Sie verrichtete ihre Arbeit in der bescheidensten Weise und war die einzige ihres Geschlechts, welche die Vorrechte, die wir den Frauen gewöhnlich im Lager gewährten, nicht misbrauchte. Auf dem Marsche trug sie die Büchertasche des Doctors, und bei der Ankunft am Halteplatze war sie fleißig wie eine Biene, um Brennmaterial zu sammeln und ihm eine Tasse stärkenden Thee zu bereiten, der ihm, wie sie nach geduldigem Lehren begriffen hatte, zu seinem Wohlbefinden nothwendig war. Ein anderer unserer Offiziere hatte ebenfalls einen ihrem Stamm angehörenden kleinen Burschen bei sich, der zu keinem sterblichen Menschen ein Wort sprach, ausgenommen zu seinem Herrn, und beinahe stets der erste war, der den Lagerplatz erreichte, Brennmaterial für den Herrn sammelte und Feuer anzündete. Obwol er auf dem Marsche beladen war, schien er doch nie müde oder ermattet zu sein, und machte uns niemals Schwierigkeiten. Manchmal, wenn er mit allem Fleiße einen Vorrath von Brennmaterial gesammelt hatte und einer der großen gefühllosen Grobiane letzteres dem Knaben fortnahm, gab dieser seine Noth durch Blicke kund, indessen faßte er gleich darauf wieder Muth, gab seinen ersten Vorrath auf und sammelte einen neuen Haufen, als ob die Zeit zu kostbar sei, um sie mit nutzlosen Reden über das Unvermeidliche zu vergeuden. Die Zwerge zeigten also durch ihr Benehmen, daß sie allem Besten und Edelsten in der menschlichen Natur verwandt waren.

Bei den heißen Quellen verlor Kibbobora, der Anführer der Manjema, sein Weib, worüber er in solchen Schmerz verfiel, daß wir ihn zurückhalten mußten, damit er keinen Selbstmord beging. Einsam in der Schlucht von Mtagata sitzend gab er seinen Klagen 24 Stunden lang durch Geheul Ausdruck, während seine Leute im Chor auf seine jammervollen Rufe antworteten, sodaß keiner von uns in der Nacht viel Schlaf bekam und wir alle unfreiwillige Theilnehmer an seinem Kummer wurden. Es dauerte mehrere Tage, ehe der arme Bursche sich von dem Schlage erholt hatte.

Unsern Marsch längs der grasbewachsenen Hügelrücken fortsetzend, welche parallel mit tiefen schmalen Thälern in der Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest laufen und fast ausnahmslos die ganze Breite von Karagwe und Ruanda nach Westen einnehmen, gelangten wir in drei Tagereisen nach der Niederlassung Kafurro, einst einem Lieblingsaufenthalt der arabischen Händler.

Wie in Uganda, so haben auch in Karagwe Veränderungen stattgefunden. Mtesa, der uns zuerst durch die Kapitäne Speke und Grant bekannt geworden ist, war zu seinen Vätern versammelt worden, und nach ihm hatten im Laufe von 14 Jahren Muanga, Kiwewa, Karema und wieder Muanga auf seinem Thron gesessen. Der sanfte heidnische Rumanika, ein charakteristischer Mhuma, war ebenfalls hingegangen, um nur wenig friedlicher zu schlafen, als er gelebt hatte. Nach ihm kam sein ältester Sohn Kjensi, der nur neun Monate regierte; darauf folgte Kakoko, ein anderer Sohn, der sich mit Gewalt auf den Thron setzte, drei Jahre an der Herrschaft war und während dieser Zeit 17 Brüder erschlug und seinem jüngsten Bruder Luadjumba die Augen ausstach. Dann trat Katschikondju auf, bis Kakoko ihm, als er voll von Malwa auf seinem Lager lag, zweimal den scharfen Speer ins Herz stieß und das Land von dem Tyrannen befreite. In demselben Monat wurde Hamed ben Ibrahim, der schon seit langen Jahren in Karagwe Elfenbeinhandel getrieben hatte, von seinem Sohne Seid ben Hamed ermordet. Der Nachfolger Kakoko's in den Rechten und Privilegien des Königs von Karagwe ist Ndagara oder Unjagumbwa, der zwei Namen besitzt. Er war jetzt im 16. Lebensjahre und als Sohn Kjensi's der rechtmäßige Thronfolger.

Das Willkommen, welches man der Expedition in ganz Ankori entgegengebracht hatte, wurde uns auch auf dem Marsche durch Karagwe zutheil. Auf dem Wege nach Kafurro war uns erlaubt worden, uns nach Belieben mit Bananen und Paradiesfeigen zu versorgen, und sobald Ndagara officiell von unserer Ankunft benachrichtigt worden war, sandte er uns eine genügende Menge Bananen, einen Ochsen, Hühner, Malwa, sowie einige Traglasten Bohnen, süße Kartoffeln und Getreide ins Lager. Als Gegengeschenk schickte ich ihm ein Winchestergewehr und ein paar Rollen Draht.

Kiengo, ein alter Führer Speke's und Grant's, die er von Unjanjembe nach Unjoro begleitet hat, sandte uns einen Ochsen, Bananen, Hühner und Milch und schenkte außerdem dem Kapitän Nelson, weil derselbe einige Aehnlichkeit mit „Speki“ hatte, ein Fettschwanz-

schaf. Die einzige Abgabe, welche wir dafür zu entrichten hatten, war die Geduld, mit welcher wir seine Erinnerungen an „Speki“ anhören mußten, die er nicht müde wurde zu wiederholen.

Der König von Uganda ist in Karagwe sehr gefürchtet. Ehe Muanga abgesetzt wurde, durfte kein Fremder das Land ohne seine Genehmigung passiren. Nach dem Tode Rumanika's hatten die Waganda ein so hochmüthiges Benehmen angenommen, daß sie auch die arabischen Gäste Ndagara's mit derselben Unverschämtheit mit Abgaben belegt hatten, mit der sie dieselben in Uganda erheben würden. Zwei Jahre vor unserer Ankunft waren die Waganda mit einer Truppenmacht in der Hauptstadt Ndagara's und in Kitangule erschienen, um die Fähren über den Alexander-Nil zu verlangen. In Kafurro fanden sie Bakari, einen Händler von der Küste, der den Platz Hamed ben Ibrahim's eingenommen hatte, und forderten von ihm 20 Gewehre und 20 Fäßchen Pulver; als er sie ihnen verweigerte unter dem Hinweise, daß er der Gast des Königs von Karagwe, aber nicht des Königs von Uganda sei, wurde er nebst seinen hervorragendsten Leuten auf der Stelle erschossen. In Anbetracht dieser Vorkommnisse ist es nicht wahrscheinlich, daß wir einen friedlichen Marsch durch Karagwe gehabt haben würden, wenn wir diese Route für die Befreiung Emin's gewählt hätten, da solche Mengen von Munition und Gewehren Uganda so widerspenstig gemacht haben würden, daß nur eine große militärische Macht den König zur Raison hätte bringen können.

Welche Gewalt Uganda in Karagwe ausübte, zeigte sich deutlich, als ich auf die Bitte von 26 Leuten des Paschas, ich möchte ihnen von Ndagara die Erlaubniß erwirken, bis zur Heilung ihrer Geschwüre im Lande zu bleiben, dem Könige die Mittheilung machte, daß wir mehrere Männer und Frauen bei uns hätten, die wegen zu schwerer Krankheit nicht weiter zu marschiren vermöchten. In seiner Antwort erklärte Ndagara, er könne den Leuten unter keiner Bedingung den Aufenthalt gestatten, da der König von Uganda, wenn es ihm zu Ohren käme, daß er, Ndagara, Fremden erlaube, in seinem Lande zu bleiben, böse werden und eine Truppenmacht schicken würde, um nicht nur die Fremden zu tödten, sondern auch Karagwe zu verwüsten. Ich übergab die Antwort dem Pascha, der mit seinen kranken, abgematteten Begleitern redete und ihnen die Sachlage auseinandersetzte; allein dieselben waren, wie er sagte, entschlossen zu bleiben, und da sie nur die Wahl über die Art des Todes hatten und wir schon so grausam überlastet waren, so konnten wir ihnen nicht weiter helfen.

Von Kafurro marschirten wir am 7. August nach Rosaka und am nächsten Tage zogen wir durch traurige Wüsten dürren Grases auf den Hügeln und in den Thälern. Schon am Morgen war die Luft sehr düster und regendrohend, und nachdem wir einem hohen Rücken entlang gegen den bitterkalten Wind gewandert waren, begann ein durchdringender feiner Regen zu fallen, der die Leute des Paschas vollständig lähmte. Die hinter der Hauptcolonne marschirende Nachhut sah, daß die Leute in vielen Fällen dem Zusammenbrechen nahe waren, Kapitän Nelson, der Befehlshaber derselben, ließ infolge dessen halt machen und durch seine Soldaten Feuer anzünden, allein manche von den frierenden Gestalten fielen um, ehe sie die Wärme erreichen konnten, und wurden starr und ohnmächtig, sodaß sie von den Sansibariten nach den Feuern getragen und geknetet werden mußten, worauf sie sich bald wieder erholten. Fünf Mann waren jedoch vor Kälte umgekommen, ehe die schwer in Anspruch genommene Nachhut sie zu erreichen vermochte. Die Spitze der Colonne war der letztern 8 km vorauf und vorwärts geeilt, um in den Bananenhainen des Beckens von Utenga Schutz zu suchen, sodaß es nicht möglich war sie zurückzurufen, da die Aegypter und ihre Begleiter die Gewohnheit hatten, unterwegs zu zaudern und 2—3 km hinter den Trägern zurückzubleiben, die aus langer Erfahrung wußten, daß es am besten war, möglichst rasch den Lagerplatz zu erreichen, um die Lasten los zu werden.

Am 10. August verließen wir Utenga, passirten zwei Bergketten und stiegen dann etwa 250 m nach dem schmalen Becken am obern Ende des Urigi-Sees hinab, wo wir nach Ueberschreiten des alten Seebettes einen gewundenen Pfad verfolgten, der der östlichen Uferlinie des Sees entlang lief. Nach der Ankunft im Lager gegenüber einer Stelle, wo der See die Breite von etwa $1^1/_2$ km erreichte, schlachteten wir 9 Rinder zu Fleischrationen und warfen zwei Kisten Remingtonmunition ins Wasser. Der afrikanischen Seltenheiten aus der Waldregion und aller sonstigen überflüssigen Dinge hatten wir uns schon früher entledigt; jetzt mußten wir auch anfangen, die Munition zu beseitigen, um die kranken Flüchtlinge aus der Aequatorialprovinz tragen zu können.

Am 11. August verließen wir das Gebiet von Karagwe und wurden infolge der empfehlenden Einführung durch Ndagara in Ihangiro willkommen geheißen, wo man uns von einem Dorfe bis zum andern geleitete, bis wir in Kavari halt machten. Hier war jedoch das freie Leben zu Ende, denn von nun ab mußte jedes Korn und

jede Banane gekauft werden. Vom Albert-Njansa bis zu diesem ersten wichtigen District in Ihangiro, eine Entfernung von über 900 km, war die Expedition umsonst und im Ueberfluß versorgt worden; von hier ab mußten wir an jedes Mitglied der Expedition, Mann, Frau und Kind, gewisse Mengen von Porzellan- und Glasperlen der verschiedensten Farben, rothe, weiße, blaue, braune und blaßrothe, als Landesmünze vertheilen, wofür die Leute sich, jeder vollständig nach seinem eigenen Belieben, Lebensmittel eintauschen konnten. Bei Leuten, welche fünftägige Rationen an einem Tage zu verzehren gewohnt waren, war es unklug, ihnen auf einmal einen Perlenvorrath für



Der Urigi-See.

mehr als vier oder fünf Tage zu geben. Hätten wir ihnen eine Monatsration austheilen können, so würden unsere überbürdeten Träger dadurch ungeheuer entlastet und das Leben einiger Kranken gerettet worden sein, weil wir mehr von ihnen hätten in Hängematten tragen können; allein neun Zehntel unserer Leute würden ihre Geldrationen dazu verwenden, um eine Kleinigkeit Getreide, aber ungeheuere Mengen Malwa, Hühner und Ziegen anzukaufen, und schon nach zehn Tagen weitere Perlen oder Stoffe gefordert haben, sodaß die Expedition völlig an den Bettelstab und zum Stillstand gebracht worden sein würde.

Der Urigi-See sieht von Useni oder Kavari sehr hübsch aus. Seine hügelige Umrahmung ist zu dieser Zeit in ein volles Braun getaucht, in welchem zerstreut kleine Strecken dunkelgrüner Büsche liegen;

das Wasser hat infolge des klaren blauen Himmels eine hellblaue Farbe. Die zurücktretenden Gewässer des Sees haben an beiden Seiten desselben und an den weit ins Innere der Thäler hinein sich erstreckenden Baien flache Ebenen zurückgelassen. Die Ufer und das Wasser bilden den Lieblingsaufenthalt vieler Vögel, wie Kraniche, Reiher, Pelikane, der kleinen schwarzen Parra africana, Silberreiher und Watvögel. Diese Vogelwelt findet vorzügliche Nahrung an den Enden und Ufern der zahlreichen Buchten, welche so dicht mit Pistia stratiotes bewachsen sind, daß sie aus einiger Entfernung wie grüne Rasenplätze aussehen. Flußpferde kommen hier sehr häufig vor und leider auch ganze Armeen von schwarzen Moskitos. Das östliche Ufer fanden wir mit Knochen erschlagener Thiere dicht bedeckt; wie es heißt, tödten Löwen und Hyänen sehr viel Wild. Im See findet man eine große Menge Fische, die jedoch mit Guineawürmern behaftet sind; wenigstens waren diejenigen, welche wir kauften, aus diesem Grunde vollständig ungenießbar. Der See mißt etwa 40 km in der Länge und $1^1/_2$—5 km in der Breite und liegt ungefähr 360 m unter dem Durchschnittsniveau der ihn umgebenden kahlen Grasberge.

Von Kavari marschirten wir dem Seeufer entlang nach Mutara, wo sofort nach unserer Ankunft die eingeborenen Männer, Frauen und Kinder sich einstellten, um uns ihren Ueberfluß an Getreide, Honig, Fischen, Malwa, Hühnern und Bananen zu verkaufen. Die hartköpfigen Sudanesen begaben sich nach dem anderthalb Kilometer entfernten Dorfe Mutara, das sie, den am Tage vorher bei der Vertheilung der Perlen ihnen ertheilten Befehl ungehörigerweise vollständig vergessend, zu plündern und namentlich nach Malwa und Bohnen zu durchsuchen begannen. In einem Lande, wo dem Reisenden nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt wird und wo man jegliches Product der Gegend für den entsprechenden baaren Werth kaufen kann, ist man selbstverständlich ebenso überrascht, wie man es in Kairo oder London sein würde, wenn man plötzlich eine Horde Männer die Läden und Marktstände plündern sähe; die Eingeborenen machten daher Einwendungen und verlangten zu wissen, was ein solches Verfahren zu bedeuten habe. Als Antwort darauf lud ein Sudanese, Fathel Mulla, sein Remingtongewehr, schoß einen Mann todt, einen andern in die Kinnbacken und einen dritten ins Bein, und da das den Eingeborenen vollständig unerklärlich war, sandten sie, anstatt sich auf der Stelle zu rächen, eine aus 50 der Ihrigen bestehende friedliche Deputation ins Lager, um mich um eine Erklärung

zu bitten. Die Geschichte erschien mir so unglaublich, daß ich erst einen Offizier mit ihnen schickte, um sich mit eigenen Augen den Todten und die Verwundeten anzusehen. Als der Offizier mir dann berichtete, daß die Schilderung wahr sei, ließ ich sämmtliche Leute der Expedition zur Musterung antreten, die Namen verlesen und alle Sansibariten, Sudanesen, Manjema und Aegypter nebst ihren Begleitern auf dem freien Platze Stellung nehmen, worauf ich die Eingeborenen aufforderte, herumzugehen und den Mann zu bezeichnen, der in ihrem Dorfe wie ein Wahnsinniger gewüthet hatte, während ihre Frauen zum Handeln im Lager waren. Nachdem sie eine Weile gesucht hatten, wiesen fünf von ihnen auf Fathel Mulla als den Schuldigen; aber da mir dies noch nicht als genügender Beweis galt, richtete ich an die Sudanesen die Frage wegen des Schuldigen, worauf sein Kamerad Sururu vortrat und den Vorfall schilderte. Ein Eingeborener hatte Fathel Mulla hindern wollen, einen Krug mit Malwa zu nehmen, worauf der Sudanese ihn „Abid" und „Kelb" (Sklave und Hund) gescholten, ihn erschossen und noch drei oder viermal, ohne einen Unterschied zu machen, auf andere gefeuert hatte.

„Der Mann gehört euch, ihr könnt ihn mitnehmen. Aber wenn ihr ihn für Rinder, Stoffe, Draht, Perlen oder sonst etwas verkaufen wollt, dann werde ich ihn kaufen."

„Nein, nein, nein, nein! Wir verkaufen unsere Leute nicht. Wir würden uns nicht für 100 Rinder von ihm trennen."

„Aber was wird sein Blut euch nützen? Ihr könnt ihn nicht essen und er wird nicht für euch arbeiten. Nehmt fünf Rinder für ihn."

„Nein, nein, nein, nein! Wir wollen ihn selbst, denn er hat einen vornehmen Mann in unserm Dorfe erschlagen und die andern werden vielleicht auch sterben. Wir wollen ihn mitnehmen."

„Gut, nehmt ihn denn hin; er gehört nicht mehr mir und hat kein Recht mehr, in meinem Lager zu sein."

Sie marschirten mit ihm fort und wir haben nie erfahren, was aus ihm geworden ist.

Am nächsten Tage zogen wir vom Urigi-See etwas mehr nach Osten durch ein rauhes, steiniges Gebiet, das unbewohnt, ohne Wasser war und zahlreiche mit verkrüppelten, zwerghaften Sträuchern bedeckte Ameisenhügel aufwies, während sich nach beiden Seiten ein dünner Wald aus traurigen, blätterlosen, verfallenden und abgestorbenen Akazien ausdehnte. Nach zwei Stunden erreichten wir den Fuß des Pla-

teaus von Unjamatundu, und da es noch früh am Morgen war, so stiegen wir nach dem etwa 360 m über dem Urigi-See liegenden Scheitel hinauf und marschirten eine Stunde über wellenförmiges Weideland durch blühende Felder und zerstreute Niederlassungen, bis wir nach im ganzen $4^{1}/_{2}$ stündigem Marsche in Ngoti halt machten.

Der dortige Häuptling Muengi war ein riesenhafter junger Mhuma, so lang wie ein Gardesoldat, aber ruhig und gesetzt, und seine Leute gehorchten ihm mit großer Schnelligkeit. Wir hielten deshalb hier einen Tag Rast, um Tauschgeschäfte zu treiben. Ein schöner Bananenbüschel wurde uns für 10 Kauris verkauft, und da die tägliche Ration der Leute 8 Kauris betrug, so konnte sich niemand über Mangel an Lebensmitteln beklagen.

Nach einstündigem Marsche von Ngoti begannen wir an der Ostseite des Plateaus hinabzusteigen, bis wir eine 270 m tiefer liegende, wellenförmige, mit blätterlosen verkrüppelten Akazien bedeckte Ebene erreichten und uns im Lande Usindja befanden.

Nachdem wir fünf Stunden marschirt waren, machten wir halt in Kimwani oder Kisinga, dem Gebiet des Häuptlings Kadjumba. Dieser war ebenfalls ein hochgewachsener Vertreter der Wahuma-Rasse, litt jedoch zur Zeit an einer Augenentzündung. Als die Waganda vor Jahresfrist in sein Gebiet eingedrungen waren, war er nach Unjaruwamba, dem Urigi-District von Ihangiro, geflohen und hatte sich auf einer im See liegenden Insel versteckt, von wo ihm, nachdem er an Uganda einen Tribut an Vieh bezahlt hatte, die Rückkehr in sein Land als Unterthan Muanga's gestattet worden war; aber bei der Rückkehr hatte er seine Bananenhaine umgehauen und sein Gebiet fast aller seiner Producte beraubt gefunden. Für den ihm in seiner Noth gewährten Schutz beanspruchte Ihangiro Kimwani als seinen District. Außerdem verlangt Kassasura, der König von Usui, der in Kimwani eingebrochen war, Kadjumba überrumpelt und zwei Monate gefangen gehalten hatte, Gehorsam von ihm.

Kadjumba war sehr freigebig gegen uns und schickte uns 81 Bananenbüschel, eine Ziege und zwei Krüge Malwa. Da er schon an der Schwelle des Greisenalters stand, schien er zum Despotismus und Zanken geneigt zu sein, sodaß eine kleine Karavane vermuthlich anders behandelt worden wäre.

In Begleitung von Führern aus Kimwani brachen wir nach Süden auf. Etwa 5 km von dem Dorfe Kadjumba's hatten wir einen entzückenden Blick auf den Victoria-See, die Inseln Ikuta,



Das südwestliche Ende des Victoria-Njansa.

Madjinga, Sosua, Rumondo und das ferne Mysome, und gegen Mittag lagerten wir uns bei Njamagodju am äußersten südwestlichen Ende eines Seearms, der den Lohugati, einen Ost-Usui entwässernden periodischen Fluß, aufnimmt.

Am nächsten Tage führte uns der Weg einer Ebene entlang, welche sich von Njamagodju bis zu einem andern Arme des Sees ausdehnte, an dessen Ende wir in einem Dorfe Kisaho das Lager aufschlugen. Der Marsch brachte uns jetzt jeden Tag über flache Ebenen, von denen das Wasser anscheinend erst während der letzten 25 Jahre zurückgetreten ist, und die mit niedrigem Gebüsch bestanden waren, das zu dieser Jahreszeit ohne Blätter ist. Der Erdboden ist trocken, ohne Wasser, hartgebacken und von Rissen durchzogen und zeigt an vielen Stellen salpeterartige Ausscheidungen. Zu unserer Rechten, wo das Land höher wird, erblickten wir auf dem etwa 15 m über den See aufsteigenden Rücken einen zwerghaften Wald, doch sieht man schon in 30 m Höhe respektable Bäume und auch das Gras wird dort nahrhafter.

Nachdem wir am 20. August quer über ein breites Vorgebirge des Landes gekommen und von der Bai von Kisaho nach einer andern Einbuchtung bei Itari marschirt waren, stellte ich in der Nähe des letztgenannten Ortes auf dem Scheitel eines hohen Rückens durch Sonnenbeobachtung und Kompaßpeilungen fest, daß wir uns sehr weit südlich von der südwestlichen Küstenlinie befanden, wie ich diese auf der Karte des Werkes „Durch den dunkeln Welttheil“ angegeben habe. Von diesem hohen Hügel war auch die lange Reihe der sich voreinander schiebenden Inseln zu sehen, die wir im Jahre 1875 auf unserer Flucht vor den wilden Eingeborenen von Bumbire nicht hatten erforschen können, weil wir keine Ruder besaßen, und die ich für festes Land gehalten hatte.

Wie wir fanden, nennen die Wasindja den Victoria-Njansa Muta-Nsige, während die Wanjoro dem Albert-See und die Wasongora und Wanjankori dem Albert-Edward-See denselben Namen geben.

Beim Abmarsch von Itari bemerkten wir an der Leiche eines Zebra, das kurz vorher getödtet worden war, daß Löwen der Nachbarschaft unsers Lagers einen Besuch abgestattet hatten. Wir wunderten uns auch über die große Zahl der umherliegenden Menschenschädel und erfuhren auf unsere Frage nach der Ursache von den Führern, daß die Wasindja bei Itari den Waganda bei der jüngsten Invasion derselben Widerstand zu leisten versucht hätten. Vielleicht haben die

Wasindja diese grausame Heimsuchung verdient. Man weiß sehr gut, daß Usui eine derartige Lection nöthig hat; die letzte Laune Kassasura's bestand darin, daß er eine mit 150 Gewehren bewaffnete Karavane anhielt.

Als wir über die verschiedenen Ereignisse nachdachten, welche seit 1887 in dieser Gegend eingetreten sind, das kühne, freche Einrücken der Waganda-Truppen in Karagwe, die Erschießung der arabischen Händler und die Invasion in Usindja, sowie die Verwandlung der Gebiete von Kischakka bis zum Victoria-See in einen einzigen Schauplatz hitzigen Streites und Blutvergießens, kam uns der Gedanke, daß die Vorfälle von 1888, die Absetzung Muanga's, die Revolution und Gegenrevolution, einfach nur dazu gedient hatten, um uns die Bahn für einen friedlichen Marsch nach der Seeküste zu ebnen.

Beim Wandern über diese trockenen, wasserlosen Ebenen, deren Nacktheit die zwerghaften Akazien und starren Euphorbien kaum zu verhüllen vermochten, gewannen wir den Eindruck, daß die Bewohner des Waldes vollständig ungeeignet sind, aus ihrer schattenreichen Heimat entfernt zu werden. Wir waren gezwungen gewesen, die Hälfte von denen, die uns begleitet hatten, zurückzulassen, obwol es ihnen an Nahrung und Wasser nicht gefehlt hatte. In derselben Weise wurden die Somali, Sudanesen, Madi und Bari bald niedergeschlagen und traurig, siechten dahin und starben, wenn wir sie in den Wald brachten. Und doch habe ich in angeblich gelehrten Büchern gelesen, daß Afrika sich nur für die Afrikaner eignet!

Zu meiner größten Ueberraschung und in der That auch Freude dehnte der See sich, wie wir am 21. August beim Eintreffen in Amranda feststellten, bis 2° 48′ südl. Br. aus. Der höchste Punkt, den wir nach dem Abmarsche von Njamagodju überschritten haben, lag nicht mehr als etwa 15 m über dem See, während durch die zurücktretenden Gewässer ungeheuere Strecken flachen Landes zu Tage getreten sind, die jetzt noch sehr armselig und vermuthlich noch viele Regenzeiten hindurch schlecht und unproductiv bleiben werden, ehe der Salpeter aus dem Boden vollständig fortgespült ist.

Bei dem allmählichen Aufstieg von Amranda südwärts verlassen wir nach einem Marsch von einigen Kilometern die unliebenswürdigen Ebenen und kommen zu älterm Lande hinauf, das eine bessere Qualität von Bäumen hervorbringt. Ehe wir die Höhe von 30 m über dem See erreichen, hat schon eine erhebliche Besserung stattgefunden, die Akazie ist verschwunden und überall gedeiht der „Miombo“, ein

Baum, dessen Rinde sich vorzüglich zur Anfertigung der Kleiderstoffe der Eingeborenen eignet und dessen Holz zu Kisten, sowie möglicherweise auch zur Herstellung von Kanoes brauchbar ist. In Buanga, dem nächsten Dorfe, hört die Sprache der Wahuma, die wir seit unserm Abmarsche vom Albert-Njansa beständig gehört haben, auf und wir müssen uns der Wanjamwesi-Dolmetscher bedienen, eine Thatsache, welche von den skeptischen Sansibariten als Beweis begrüßt wurde, daß wir uns „Pwani" (der Küste) näherten.

Nun mußten wir uns ostwärts wenden, gerade auf das Missionshaus los, das, wie wir hören, in Usambiro liegen soll. Von Buanga bis Ujombi ist ein Marsch von 6³/₄ Stunden; von dort nach Kamwaga sind 5, von da nach Mpeke wieder 5, und von dort nach der verlassenen französischen Missionsstation in Usambiro 6 Stunden Wegs. Im Mittelpunkt der runden Palissadenumzäunung befand sich eine nette Kirche, auf deren Dach ein einfaches Kreuz stand, das unsere Worte und Gedanken sofort auf Christus und die Civilisation lenkte, mit denen, wie ich fürchte, die meisten von uns sich schon seit Monaten nicht mehr beschäftigt hatten.

Man muß gestehen, daß die französischen Missionare unübertrefflich sind in der Kunst, Stationen zu erbauen und aus den das allerwenigste versprechenden Materialien etwas behaglich und sauber Aussehendes zu schaffen. Wer die letzten 400—600 km in unserer Gesellschaft gewandert ist, wird bemerkt haben, daß ich mich um den Anblick des Landes fast gar nicht mehr gekümmert habe. Wir hatten es während der trockenen Jahreszeit passirt, in welcher es schwer hält, aus einer Million Hektar nur einen einzigen herauszufinden, der des Ansehens werth ist, und doch war die alleranmuthloseste Stelle diejenige, welche von der hübschen Missionsstation eingenommen wurde. Letztere bestand aus drei Reihen niedriger, mit Erde bedeckter Bauwerke, welche drei Seiten eines geräumigen Hofes einnahmen und je vier oder fünf Zimmer besaßen, die an der Innen- und Außenseite nett mit grauem Thon übertüncht waren. Mitten zwischen den Häusern standen die Kirche, welche aus den von der Nachbarschaft gebotenen Materialien vorzüglich gebaut war, und eine runde innere Palissadenumzäunung, welche die Wohnungen der Civilisirten umgaben, während ein äußerer Kreis das von den Proselyten bewohnte Dorf schützte. In Anbetracht, daß der nahe Miombo-Wald und der Erdboden in der Nachbarschaft allein das Material lieferten, hätten Plan und Ausführung nicht besser sein können; man sah, mit welcher Geduld und

Liebe daran gearbeitet worden sein mußte. Der Platz hatte jedoch zwei Mängel, welche die Leute, wenn ihr Glaube nicht so groß gewesen wäre, jedenfalls vor Beginn des Baues erkannt haben würden: die Eingeborenen waren zanksüchtige, hartherzige, weltlich gesinnte Wanjamwesi, und es fehlte an Wasser, sodaß die Missionare, noch ehe sie die Station ganz vollendet hatten, die Ordre erhielten, sie aufzugeben und zu räumen.

Am nächsten Tage trafen wir, nachdem ich schon Boten vorausgeschickt hatte, damit wir Herrn Mackay, von der Kirchenmissionsgesellschaft, nicht überrumpelten, in Sicht der englischen Mission in Makolo ein. Dieselbe ist auf sanft ansteigendem Terrain im Mittelpunkte einer Gegend erbaut, die anscheinend nichts weiter als eine graue Wüste war, nach den seltsamen Haufen großer Steine und ungeheuerer Felsblöcke zu urtheilen, die in wirren Massen bis zu einem respectablen Hügel aufgethürmt liegen, sowie nach den sumpfartigen, flachen, grünen mit Papyrusdickicht bestandenen Stellen, hinter denen wir einen Wasserstreifen von einer Einbuchtung des Victoria-Njansa erblickten. Wir näherten uns der Station auf einer Wagenspur und trafen bald darauf auch den Wagen selbst, ein einfaches Ding auf hölzernen Rädern, das zum Transport des Bauholzes diente. Außer dem Sumpfe war nichts Grünes zu entdecken; das ganze Aussehen war trostlos und melancholisch, das Gras vollständig fort, die Bäume waren entweder verkrüppelt, vermodert oder abgestorben, nirgends zeigte sich die kleinste verheißende Knospe, doch war alles dies selbstverständlich eine Folge der trockenen Jahreszeit. Als wir noch etwa $^3/_4$ km von der Station entfernt waren, kam uns ein Herr in weißem Leinenanzuge und mit einem grauen Tirolerhut, von kleiner Statur und mit starkem braunen Bart und braunem Haar entgegen.

„Sie sind wol Herr Mackay? Muanga hat Sie diesmal also nicht bekommen? Was für Erfahrungen müssen Sie mit dem Mann gemacht haben! Aber Sie sehen so wohl aus, daß man sagen möchte, Sie seien vor kurzem erst in England gewesen.“

„Ach nein, ich bin jetzt im zwölften Jahre hier. Muanga hat mir gestattet mich zu entfernen, worauf Rev. Cyril Gordon meine Stelle einnahm, jedoch nicht lange, da sie alle bald nachher aus Uganda vertrieben worden sind.“

In eifriger Unterhaltung begriffen, betraten wir die aus hohen Pfählen gebaute runde Umzäunung, in welcher die Missionsstation erbaut ist. Ueberall erkannte man die Zeichen der Arbeit, der beständ-

digen, unablässigen Geduld, des Schwitzens in der heißen Sonne, den festen Entschluß, etwas zu thun, um den Geist beschäftigt zu erhalten, damit Müßiggang sie nie unthätig und mit gefalteten Händen über die Anmuthlosigkeit der Gegend brütend fände, Verzweiflung sie ergreife und sie veranlasse, sich des raschesten Mittels zu bedienen, um ihrem Elend ein Ende zu machen. Auf dem Hofe stand ein großer solider Arbeitsschuppen mit Maschinen und Geräthschaften, die Schmiede hatten den Kessel einer Barkasse in Arbeit, draußen wurde ein Kanoe ausgebessert; auch sahen wir Sägegruben, große Blöcke hartes Holz, hohe Haufen Palissadenpfähle, in einem Winkel des Außenhofes eine Rinderhürde und einen Schafstall, Dutzende von Hühnern, welche kleine Körnchen aufpickten; aus dem europäischen Viertel strömte eine Schar kleiner Knaben und Mädchen heraus, die ungewöhnlich blank und glücklich aussahen, und die Arbeiter kamen ruhig zu uns heran und boten uns mit abgezogenen Hüten einen Guten Morgen. Nun, wenn es auf Gottes Erde irgendetwas gibt, was mehr als Arbeit geeignet ist, den Menschen glücklich zu machen, so ist es, bei einigen besondern Naturen, das Bewußtsein, daß man sein Werk beendet hat. Als ich das Missionsgebäude betrat, war meine Seele von einem solchen Gefühl durchdrungen, denn jedenfalls versprach das Willkommen, welches wir hier erhalten hatten, wenn unsere Mission auch noch nicht beendet war, doch Ruhe und Erholung.

Ich wurde in ein Zimmer in einem festen Lehmgebäude geführt, dessen Wände etwa 60 cm dick, ganz glatt übertüncht und mit auf das Missionswesen bezüglichen Bildern und Plakaten geschmückt waren. Dort befanden sich vier verschiedene Borte mit je mehrern Bretern, die vollständig mit ausgewählten nützlichen Büchern gefüllt waren. „Allah ho Akbar“, sagte Hassan, der oberste seiner Sansibar-Leute zu mir, „Bücher! Mackay hat Tausende von Büchern, im Speisesaal, im Schlafzimmer, in der Kirche, überall Bücher! Ach, Lasten über Lasten davon!“ Aber während ich wirklichen Kaffee schlürfte und seit 30 Monaten zum ersten mal wieder nach heimischer Art gebackenes Brot und Butter aß, sympathisirte ich vollständig mit der Liebe Mackay's zu den Büchern, und es wurde mir ganz klar, weshalb er unter so vielen Büchern und Kindern und Arbeiten außer dem Hause keine Muße finden konnte, um verdrießlich zu werden, zu brüten und an „Langweiligkeit, Wildniß, Verzweiflung und Einsamkeit“ zu denken. Ein gescheiter Verfasser hat kürzlich über einen Mann, der lange Zeit in Afrika zugebracht hat, ein Werk geschrieben, das von Anfang bis zu Ende ein einziges in

die Länge gezogenes Wehklagen ist; der Verfasser wie der Held würden von allem ihren Jammer geheilt worden sein, wenn sie die Lebensweise Mackay's gesehen hätten. Er hat keine Zeit, um sich zu grämen, zu ächzen und zu klagen, obgleich weiß Gott kein Mensch mehr Ursache gehabt hätte, an „Gräber und Würmer und Vergessenheit" zu denken und sich kummervoll, einsam und traurig zu fühlen, als Mackay hatte, als Muanga seinen Tod bedeutenden Blick nach ihm richtete, nachdem er bereits seinen Bischof ermordet, seine Schüler verbrannt, seine Convertiten erdrosselt und seine dunkeln Freunde mit Knitteln zu Tode



Mackay's Missionsstation am Victoria-See.

geprügelt hatte. Und dennoch begegnete der kleine Mann jenem Blicke mit seinen ruhigen blauen Augen, ohne nur mit den Wimpern zu zucken. Um einen Mann seiner Art, der zwölf Jahre lang Tag für Tag wacker gearbeitet hat, ohne mit einer Silbe zu klagen oder zu stöhnen, zu sehen und zu hören, wie er seine kleine Heerde jeden Morgen hinausführt, um ihr Gottes Liebe zu zeigen, und jeden Abend, um sie auf seine Treue aufmerksam zu machen, lohnt es sich wol, eine lange Reise zu unternehmen wegen des moralischen Muthes und der Zufriedenheit, welche man bei einem solchen Besuche gewinnt.



Stanley, Emin Pascha und die Offiziere in Usambiro.

Wir blieben vom 28. August bis zum 17. September in der Missionsstation, und die Wirkung der regelmäßigen Lebensweise und gut zubereiteten Kost, sowie der liebenswürdigen Gesellschaft und vollständigen Ruhe auf die Europäer war eine wunderbare.

Wir waren reich an Gütern aller Art, da wir etwa 200 Lasten viel Raum einnehmender Landeswährung und 40 Lasten präservirter Lebensmittel besaßen, welche Herr Stokes im Jahre 1888 von der Küste mitgebracht hatte und die seitdem im Gewahrsam des Herrn Mackay verblieben waren. 30 Lasten Stoffe wurden sofort, zum Kostenpreis berechnet, unter die Leute vertheilt, damit dieselben sich während der Ruhezeit für die in letzter Zeit gehabten Entbehrungen schadlos halten konnten. Ferner hatten wir auch 14 Packesel, welche den Begleitern des Paschas gegeben wurden, während dieser, Casati und ich uns Reitesel von den französischen Missionaren in Bukumbi kaufen konnten, welche die Liebenswürdigkeit hatten, uns mit Geschenken an Gartenproducten zu besuchen. Aus ihren Vorräthen konnten die Offiziere mancherlei ihnen sehr nothwendige Ausrüstungsgegenstände, wie Stiefel, Pantoffel, Hemden und Hüte, sich anschaffen, sodaß sie endlich einmal wieder präsentabel wurden.

Ferner waren wir in der Lage, etwa 20 Träger zu engagiren, um bei der Beförderung der Waaren zu helfen, damit mehr Sansibariten für den Hängemattendienst verwendet werden konnten; aber dennoch hatten wir nach einem Aufenthalt von 19 Tagen mit so viel Lebensmitteln, wie jeder nur essen konnte, und von solcher Mannichfaltigkeit, wie das keineswegs schlecht versorgte Land sie zu bieten vermochte, bei der Musterung am Tage vor dem Abmarsch über 100 Leute, welche über Asthma, Brust-, Milz-, Leber- oder Lendenschmerzen klagten und nicht marschiren zu können erklärten.

Am Abend vor der Fortsetzung unserer Reise nach der Küste veranstalteten die Herren Mackay und Deakes — die beiden einzigen Mitglieder der Mission, welche in Makolo anwesend waren, da die Herren Gordon und Walker sich kurz vor unserer Ankunft nach Uganda begeben hatten — für uns ein prächtiges Mittagsmahl mit gebratenem und geschmortem Fleisch, gebratenen Hühnern, Reis mit Curry, Plumpudding und einer Flasche Medicinalwein. Und wie es in civilisirten Ländern Sitte ist, so fand auch hier das Festmahl mit Reden seinen Abschluß. Mir fiel es zu, das Hoch auf Emin Pascha auszubringen, Herr Mackay sprach einen Toast auf mich, und es befand sich kein Mitglied in unserer Gesellschaft, das nicht von allen übrigen die freund-

lichsten Wünsche erhielt, die, wie ich fest überzeugt bin, mit vollster Aufrichtigkeit ausgesprochen wurden.

Der letzte Brief des Herrn A. M. Mackay.

Usambiro, 5. Januar 1890.

Mein sehr geehrter Herr!

Ich habe nicht weniger als drei werthvolle Briefe von Ihnen erhalten, nämlich zwei aus Usongo und einen aus Ugogo datirt. Der letzte traf am 1. December hier ein.

Seitdem die französischen Priester hier vorbei passirt sind, um Ihre Expedition wieder einzuholen, habe ich keine Post nach der Küste gesandt.

Mit großem Vergnügen habe ich von Ihrem befriedigenden Vorwärtskommen gehört; ohne Zweifel sind Sie in diesem Augenblicke in civilisirtem Gebiet behaglich untergebracht und genießen nach den Strapazen und Entbehrungen des afrikanischen Marsches die mehr als wohlverdiente Ruhe. Wenn ein Mensch die Glückwünsche Europas verdient, verdienen Sie dieselben sicherlich. Sie werden aber wahrscheinlich bald des allgemeinen Gefeiertwerdens satt sein und sich voll Ueberdruß in irgendeinen entfernten Winkel zurückziehen, um den ausführlichen Bericht über Ihre merkwürdigen Abenteuer zu schreiben. Welch seltsame Einsamkeit, sowol in physischer wie in geistiger Beziehung, über diesem Platze schwebte, nachdem Sie fort waren, läßt sich nicht beschreiben. Die erwartete Post traf nicht ein, nur die Träger kehrten am 23. October von Kisokwe, aber ohne Briefe von der Küste, zurück. Obwol wir am 1. December ein Packet Briefe erhielten, bekamen wir doch keine Zeitungen und Zeitschriften. Dieselben werden später eintreffen.

Deakes ist ziemlich viel unwohl gewesen, jetzt aber vollständig wiederhergestellt, während bei Beginn der Regenzeit fast meine ganze Baganda-Colonie infolge anhaltenden starken Fiebers darniederlag. Ihr Mann Ali ben Said ist am 27. September, einer der Weißen des Paschas, Mohammed Arabi, am 20. October gestorben. Die übrigen, 8 an der Zahl, sind vollständig wiederhergestellt und befinden sich an der Arbeit.

Ich habe meine Dampfmaschine montirt und finde, daß die Pumpen vollständig sind; auch habe ich den Kessel, sowol an der äußern Wand wie am Heizkasten vernietet. Der Kessel hat uns ernstliche Arbeit gemacht, da nicht nur durch das Herumstoßen während 14 Jahren jede Platte außer Façon gerathen, sondern auch das Eisen, das ursprünglich von der besten Sorte war, so spröde und hart geworden war, daß es bei der ersten Berührung mit dem Hammer zu bersten pflegte. Mit Hülfe sorgfältigen Oelens des Ganzen gelang mir aber die Arbeit. Ich richte jetzt eine Dampfsägemühle ein, um die Planken für das neue Boot zu schneiden. Das roh gearbeitete Boot oder umgebaute Kanoe, welches Sie hier im Bau gesehen haben, ist jetzt fast vollendet und hätte schon vor einiger Zeit fertig sein sollen; ich war aber wegen Beschäftigung mit andern Arbeiten, darunter Drucksachen für Buganda, nicht im Stande, auf den Bau zu achten.

Sie werden gehört haben, daß die Christen nach heftigen Kämpfen Karema und seine Araberpartei geschlagen und Muanga wieder auf den Thron gehoben haben. Sie haben für sich selbst Besitz von allen hervorragenden Posten genommen

und dieselben unter den Römisch-Katholischen und Protestanten getheilt. Ein thätiger junger Bursche Namens Kagwa Apollo, einer meiner Schüler, ist jetzt der Katekiro.

Muanga befindet sich vollständig in den Händen der neuen christlichen Häuptlinge, die ihm fortan wahrscheinlich nicht mehr gestatten werden, seinen eigenen Weg zu gehen. Es befinden sich dort jetzt fünf von den Franzosen, einschließlich ihrer Bischöfe, während unsere Mission nur durch Walker und Gordon vertreten ist.

Von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft vermag ich nichts zu erfahren, außer dem alten Gerücht vom Februar aus Sansibar, wonach sie sich in Ulu befinden sollte. Sie scheint einen Mann von Entschlossenheit und Muth an der Spitze zu brauchen, und ich werde mich sehr freuen, wenn ich höre, daß Sie es unternehmen, ihren Angelegenheiten eine gesunde Grundlage zu geben. Mit Freuden vernehme ich, daß Herr Mackinnon zum Baron erhoben worden ist; er verdient diese Ehre durchaus. Ich habe an seine Agenten in Sansibar geschrieben und ihnen auseinandergesetzt, wie thöricht es sei, den Wunsch Deutschlands zu erfüllen und die Grenzlinie westlich von diesem See, dem Breitenparallel von 1° Süd entlang, zu verlegen, da dadurch das Königreich Buganda in zwei Hälften zerschnitten würde; denn Karagwe, Usui und Usindja südlich bis Seromba sind thatsächlich ein Theil von Buganda, da sie demselben tributpflichtig sind. Keine in Berlin oder London auf dem Papier vorgenommene Abgrenzung kann diese Staaten je von ihrer Abhängigkeit von Buganda befreien. Es ist daher wenig Grund zur Eifersucht in dieser Angelegenheit vorhanden. Die einzige richtige Grenzlinie würde nach meiner Meinung von diesem Ende des langen Baches (Smith Sund) diagonal nach Südwesten bis zum Schnittpunkte des 4. Breitenparallels mit dem Meridian von 32° östl. L. und dann gerade westlich nach Bikari am Tanganika führen.

Viele Häuptlinge im Südwesten haben persönlich hier einen Besuch abgestattet, andere haben Vertreter gesandt, und ich beabsichtige diese Briefe mit ihnen nach Ujui zu senden, da die elenden Nindo-Leute zu unbescheiden für meinen Geschmack sind.

Ich habe Stoffe u. s. w. nach Nindo geschickt, um das Ihrem Boten abgenommene Gewehr auszulösen, allein der schurkische Muanangua hat sowol das Lösegeld als auch das Gewehr behalten, unter dem Vorwande eines Streites mit Stokes; ich gehe dieser Bande daher weit aus dem Wege.

Aus guter Quelle vernehme ich, daß die Banjoro, mit denen Sie gekämpft haben, keine zufällige Bande von Beutezüglern, sondern die eigene Armee Kabba-Rega's war, die er ausdrücklich, um Ihr Vorwärtskommen zu hindern, ausgesandt hatte. Er war über die Niederlage seiner Truppen so erschrocken, daß er auf eine Insel im Albert-See flüchtete. Muanga hat einen Monat nach Ihrem Abmarsche eine Deputation hierher gesandt und um Ihren Beistand bitten lassen.

Die Araber scheinen jetzt vollständig geschlagen zu sein und sind aus Nagu geflohen. Muanga's Leute haben die Dhau Said ben Saif's (Kipanda), welche mit Gewehren und Pulverfäßchen beladen war, erobert und das Fahrzeug zerstört. Dasselbe ist mit Sunguru's Dhau geschehen. Stokes' Boot ist in diesem Augenblick das einzige auf dem See. Die „Eleanor" habe ich, weil sie für den weitern Gebrauch zu verfault war, aufgebrochen, doch hoffe ich bald das andere Boot vom Stapel zu lassen, welches bis zur Fertigstellung der Dampfbarkasse gute Dienste leisten wird.

Von der Küste habe ich keine bestimmten Nachrichten erhalten und nur von der Wiederfestsetzung der Deutschen in Mpuapua gehört. Sie werden mit der Zeit noch Klugheit lernen, doch haben sie bisjetzt noch einen bedauernswerthen Wirrwarr

aus den Angelegenheiten gemacht. Ich hoffe nur, daß sie und die Engländer das Schießpulver aus dem Lande fern halten. Auf keine andere Weise werden sie im Stande sein, irgendeine Controle über die Häuptlinge im Innern auszuüben.

„Sein oder nicht sein; das ist die Frage.“ Soll es einen Weg an den See geben oder nicht? Ich sehe in Ihnen die einzige Hoffnung für diese Gegend, in der Weise, daß Sie Sir W. Mackinnon veranlassen, die Sache im richtigen Lichte zu betrachten. Ich würde keinen Sechspence für alles das geben, was die Gesellschaft nach einem halben Jahrhundert thut, wenn sie den See nicht mit der Küste durch eine Linie verbindet, wie roh dieselbe anfänglich auch sein mag. Wenn das geschehen ist, wird sie der Streitsucht der Eingeborenen das Rückgrat gebrochen haben.

Vielen, vielen Dank für Ihren freundlichen Vorschlag, den Theodolit für mich in Kisokwe lassen zu wollen. Hoffentlich wird derselbe wohlbehalten hierher gelangen. Ich werde ihn als ein Erinnerungszeichen aus Ihren Händen doppelt werthhalten.

Betrachten Sie mich mit den allerbesten Wünschen, mein geehrter Herr,

als Ihren getreuen

A. M. Mackay.

Herrn H. M. Stanley.

Zu meinem großen Bedauern erfahre ich, daß Herr Mackay, der beste Missionar seit Livingstone, gegen Anfang Februar gestorben ist. Gleich Livingstone weigerte auch er sich zurückzukehren, obgleich ich ernstlich in ihn drang, uns nach der Küste zu begleiten.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Vom Victoria-Njansa nach Sansibar.

Missionswerk an den Ufern des Victoria-Njansa und den Ufern des Kongo. — Die Straße von der Missionsstation Mackay's. — Das Land bei Genge. — Große Schwierigkeiten, um in Kungu den Frieden zu bewahren. — Friedensbruch in Ikoma. — Gefangennahme und Freigebung des Monangua. — Die Wasukuma-Krieger greifen uns an, ziehen sich schließlich aber zurück. — Verrätherei. — Die Eingeborenen folgen uns von Nera nach Seke. — Ankunft im District Sinjanga, Freundschaft zwischen den Eingeborenen und unsern Leuten. — Fortdauernde Angriffslust der Eingeborenen. — Schwere Tribute. — Niedermetzelung einer Karavane. — Der District Usongo und sein Häuptling Mittinginja. — Seine Umgebungen und Nachbarn. — Zwei französische Missionare holen uns ein. — Menschenschädel in Ikungu. — Zusammentreffen mit einer von Sansibar kommenden Karavane Tippu-Tib's. — Ugogo in Unruhe. — Lieutenant Schmidt bewillkommnet uns auf der deutschen Station Mpuapua. — Emin Pascha besucht die französischen Patres vom Heiligen Geiste. — Der Ruf Emin's ist den Patres unbekannt. — Unsere Posten in Afrika sind beständig verloren gegangen. — Inhalt einiger Zeitungsausschnitte. — Baron von Gravenreuth und andere begegnen uns in Msua. — Ankunft einer Karavane mit europäischen Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Stiefeln für uns. — Major Wißmann. — Er und Schmidt begleiten Emin und mich nach Bagamoyo. — Festmahl und Gäste in der Messe der deutschen Offiziere. — Major Wißmann bringt das Wohl der Gäste aus; Emin's und meine Antwort darauf. — Emin's Unfall. — Ich besuche Emin im Hospital. — Bericht Dr. Parke's. — Die Stimmung in Bagamoyo. — Einschiffung nach Sansibar. — Abschiedsworte an Emin Pascha. — Krankheit Dr. Parke's. — Emin Pascha tritt in den Dienst der deutschen Regierung. — Emin Pascha's Brief an Sir John Kirk. — Plötzlicher Abbruch der Bekanntschaft Emin's mit mir. — Drei Gelegenheiten, bei denen ich Emin anscheinend beleidigt habe. — Emin's Befürchtungen, nicht beschäftigt zu werden. — Die Britische Ostafrikanische Gesellschaft und Emin. — Höflichkeit und Gastfreundschaft in Sansibar. — Die den Ueberlebenden der Entsatz-Expedition ausgezahlten Gelder. — Der Agent Tippu-Tib's in Sansibar, Djaffar Tarja. — Der Consularrichter genehmigt meinen Antrag gegen Djaffar Tarja. — In Kairo. — Schluß.

In diesem Monat sind es 15 Jahre, seitdem ich den Victoria-See zum ersten mal sah, dort mein Boot zu Wasser brachte und seinen Ufern entlang segelte, um in die Buchten und Bäche hineinzu-

blicken und das Gebiet auf der Karte zu skizziren. Sechs Monate später theilten die beiden Zeitungen „Daily Telegraph“ und „New York Herald“ jedem, der die kleine Summe von einem Penny dafür auszugeben vermochte, die Thatsache mit, daß der größte Binnensee von Afrika erforscht worden sei und am Nordende desselben ein afrikanischer König wohne, der 3 Millionen gewandter Unterthanen beherrsche und gerufen habe, er lebe in Dunkelheit und brauche Licht. Und einige gute Leute hörten den Ruf und antworteten in hochherziger Weise darauf. Sie schickten Missionare zu dem König, die ihn und seine Unterthanen jahrelang belehrten, anfänglich mit geringem Erfolge, doch fielen allmählich einige der Samenkörner auf guten Boden, schlugen Wurzel und gediehen, und trotz der Wicken und Disteln und geilen Gräser, welche auf der jungfräulichen Erde wuchsen, war die Ernte gut.

Als wir uns der See zuwandten, kam mir der Gedanke unwillkürlich in den Sinn, daß es mir an einer andern Stelle, am Kongo, über 2250 km vom Atlantischen Ocean entfernt, gestattet gewesen war, auf die Gewässer des Stromes Dampfer zu bringen, welche mir im Jahre 1887 bei der Beförderung meiner selbst und meiner Begleiter den Fluß hinauf von großem Nutzen sein, und an seinen Ufern Stationen zu erbauen, in denen wir Obdach und willkommene Gastfreundschaft finden sollten in derselben Weise, wie in dieser Missionsstation, die wir jetzt zu verlassen im Begriff standen. Ich fühlte mich in der That versucht, die Metapher aus dem Prediger anzuwenden und zuzugestehen, daß das Brot, welches ich auf das Wasser geworfen hatte, nach vielen Tagen in reicher Menge zu mir zurückgekehrt sei.

Ich beabsichtige nicht, mich bei den zwischen dem Victoria-See und Bagamoyo liegenden Ländern lange aufzuhalten; ich habe sie bereits geschildert, und es ist nutzlos, schon Geschriebenes nochmals zu wiederholen.

Von der Missionsstation Mackay's schlägt die Straße eine südöstliche Richtung ein, um einen kleinen Fluß zu überschreiten, der, sobald er sich einem im Südosten des Victoria-Sees fließenden Bache nähert, einen Sumpf von etwa 400 m Breite bildet, dann sich nordwärts wendet, eine kleine Strecke mit dem Bach parallel läuft und darauf östlich über eine niedrige Ebene geht, wo der Boden so armselig zu sein scheint, daß das dort wachsende Gras keine größere Höhe erreicht als Felsenmoos. Der 400 m breite Sumpf erinnerte mich daran, daß die französischen Missionare seit ihrer Niederlassung bei Bukumbi

in der Nähe des Sees beobachtet haben, daß dieser jetzt um etwa 90 cm niedriger ist als zur Zeit ihrer ersten Ansiedelung dort vor ungefähr elf Jahren, und daß Ukerewe keine Insel mehr ist, sondern eine Halbinsel. Wenn dies der Fall ist, und es ist kein Grund vorhanden daran zu zweifeln, und angenommen, daß die Abnahme des Sees eine gleichmäßige ist, so würden zu einem Sinken desselben um 50 Fuß (etwa 15 m) 183 Jahre erforderlich gewesen sein. Zur Zeit als Friedrich der Große zum König von Preußen gekrönt wurde, muß der Victoria-See eine Ausdehnung von über 103000 qkm gehabt haben; jetzt ist er, so genau wie ich ihn nach meiner letzten Entdeckung an seinem südwestlichen Ende zu messen vermag, etwa 70000 qkm groß.

Das Aussehen des Landes hatte sich stetig gebessert, seitdem wir die Nachbarschaft des Makolo-Einschnittes verlassen hatten; unsere Farbigen in Genge meinten daher auch, daß die Missionare keine weise Wahl getroffen hätten, als sie sich in Usambiro niederließen; sie bedachten aber nicht, daß ein District in Usukuma oder Unjamwesi, je volkreicher er ist, um so schwerer haltbar für arme Missionare wird, und daß die Abgaben, Besteuerungen und Forderungen des halsstarrigen anmaßenden Häuptlings bald so schwer werden würden, daß das Verhungern nahe bevorstände und die Unterdrückung eine unerträgliche würde.

Ein Beispiel hiervon hatten wir in Ikoma, das wir am 20. September erreichten. In Genge und in Kungu hatten wir erhebliche Schwierigkeiten gehabt, um den Frieden zu bewahren, da der Weg von heulenden Pöbelhaufen besetzt war, welche tanzend und Kriegsgeschrei ausstoßend herankamen. Das machte nicht sehr viel aus, allein ein Dämon von einem Jüngling war gottlos genug, um beide Parteien in einen Wortkampf zu verwickeln über die Frage, ob wir Menschenfresser seien oder nicht. Die Eingeborenen hatten die Narben in den Gesichtern der Sudanesen für einen Beweis angesehen, daß sie Menschenfresser seien, und Menschenfresser hätten in ihrem Lande nichts zu schaffen. Während wir dann etwas wie ein Lager bauten, obwol Gebüsch nur sehr spärlich und Gras nirgends zu entdecken war, kam einer der Begleiter der Aegypter, ein finsterblickendes Subject, mit einer Pfeilwunde durch den Arm und einer mit einer Axt ihm zugefügten tiefen Kopfwunde an; außerdem war er seiner Kleidungsstücke und seines Gewehrs beraubt worden. Es hätte nur zweier Worte bedurft, um den Fall ordentlich zu rächen, allein wir verschluckten sie und steckten an diesem Tage noch manche weitere Be-

leidigung ein, da wir am nächsten in Ikoma, dem District, in welchem der Häuptling wohnte und der als Sitz der Regierung noch um viermal volkreicher war, einrücken wollten.

Unser Geschäft in Ikoma war sehr einfach. Herr Mackay hatte uns mitgetheilt, daß der englische Elfenbeinhändler Stokes dort eine Station habe, ein Freund des ersten Häuptlings Malissa sei und in seinem dortigen Depot einen Vorrath von europäischem Proviant, Zwieback, Butter, Schinken, geräucherten Speck u. s. w. habe, den er gern los sein wollte. Nun waren wir unserer zehn Europäer, von denen jeder mit einem ungeheuern Appetit gesegnet war. Wir hatten daher beschlossen, über diesen Ort zu marschiren und die Lebensmittel zu jedem Preise zu kaufen, und Herr Mackay hatte uns zu diesem Zwecke zwei sansibaritische Führer mitgegeben. Deshalb hielten wir es, obwol die Eingeborenen von Kungu gefährlich frech waren, doch für besser, Malissa's, des Freundes von Stokes, wegen die Sache zu übersehen, da es sich doch nur um lärmende Aufwallungen einiger unbändiger Jünglinge handelte.

Vor uns erhob sich in der Mitte einer Ebene, welche vor drei oder vier Jahrhunderten vermuthlich noch von den Wassern des Victoria-Sees bedeckt war, eine Anhöhe, die früher eine hügelige Insel gewesen sein muß, von der jetzt aber, nachdem das Erdreich gründlich weggespült war, nur noch das Gerippe in Gestalt von grauen gneisartigen Felsen und wüsten Haufen von Monolithen, Steinen und großen Felsrücken stehen geblieben war. Im Schutze dieser Felsen und auf den schmalen Ebenen zwischen denselben hatte sich eine Bevölkerung von etwa 5000 Seelen angesiedelt, und innerhalb eines Bezirks, wo man den Knall einer Flinte, das Blasen eines Horns oder das Kriegsgeschrei vernehmen konnte, lagen um diese natürliche Festung herum in die Ebene hinaus Haufen von Weilern, von denen jeder einzelne von einer Euphorbienhecke umgeben war. Auf der westlich von dem isolirten Felshaufen befindlichen Ebene zählte ich 23 verschiedene Rinder-, sowie zahlreiche Schaf- und Ziegenheerden, woraus wir ersahen, daß Ikoma nicht nur eine blühende, sondern mit seiner starken Bevölkerung und uneinnehmbaren Felsenburg auch eine völlig sichere Niederlassung sei.

Als wir uns derselben näherten, kamen uns Dutzende von geputzten, fröhlichen Jünglingen und Mädchen entgegen, welche lachend und kichernd um uns herumstreiften und als gesunde, harmlose Geschöpfe sich des Lebens und der Jugend freuten. Wir marschirten zu einem ebenen und

bequemen Passe hinauf, der auf beiden Seiten von bis zu 60 m über uns ansteigenden Felshaufen eingefaßt war und sich etwas verengerte, als wir dem Dorfe des Häuptlings näher kamen. Hier erschien eine große Menge von Kriegern im Laufschritt, die mit ihren bunten Federn, glitzernden Speeren und fliegenden Gewändern einen ganz imposanten Anblick boten und vor der Colonne Aufstellung nahmen, um sie zurückzutreiben. Wir hörten ihr gellendes Geschrei, und vernahmen, wie sie



Felsenhügel in Usambiro.

Befehle an unsere Führer hervorsprudelten, die ihnen sagten, wir seien nur eine Karavane und die Freunde von Stokes und Malissa; allein die Wahnsinnigen erstickten jedes Wort mit einem Sturm von Geschrei und bedrohten die Führer und die Leute der Vorhut. Als ich mich dann hinbegab, um zu sehen, was los sei, wurde ich der Gegenstand der Beachtung einiger Burschen, die mit erhobenen Speeren auf mich los stürmten; einer derselben ergriff mein Gewehr, worauf zwei Sansibariten mir zu Hülfe sprangen und ihm das Gewehr wieder aus den Händen rissen. Die Bogen waren gespannt, die Speere erhoben, zwei

von unsern Leuten verwundet und wir in der nächsten Secunde beschäftigt, die Menge zu vertreiben. In diesem Handgemenge gingen zehn Leben verloren und wurde ein Monangua zum Gefangenen gemacht. Da nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten keine Aussicht mehr vorhanden war, daß wir Lebensmittel würden kaufen können, und auch bereits Gewehr- und Bogenschützen begannen, die Felsen zu besetzen, so mußten wir uns so rasch wie möglich aus dem Paß zurückziehen und irgendwo ein Lager bilden, ehe wir überwältigt würden.

Am Ende der unzusammenhängenden Felsenkette fanden wir einen Wassertümpel, neben welchem ein oder zwei Monolithe wie Druidensteine außerhalb der übrigen Felsen standen. Wir vervollständigten den Kreis mit Ballen, Kisten und Grashütten und lagerten uns dann, um den Ansturm zu erwarten.

Vom Lager aus bemerkten wir, daß das alte Bett des Sees sich viele Meilen weit ausdehnte. Je ungefähr 1 km entfernt lagen zahlreiche Weiler, durch Euphorbienhecken voneinander getrennt. Die zwischen den Weilergruppen liegende Ebene war gewöhnliches Weideland, das von den hungerigen Heerden so kurz wie Steinmoos abgegrast war. Auf dem Wege zum Lager hatten wir eine Rinderherde erobert, die wir jedoch wieder freigaben. Den in unsern Händen befindlichen Monangua fragten wir, was das alles zu bedeuten habe, allein der Mann konnte oder wollte nicht antworten. Dann bekleideten wir ihn mit schönen Stoffen und sandten ihn zu Malissa, um ihm zu sagen, wir seien weiße Männer und Freunde von Stokes, hätten zahlreiche Wasukuma-Träger bei unserer Karavane und hegten auch nicht die Absicht, mit irgendjemand zu kämpfen, sondern wollten nur so rasch wie möglich nach der Küste gelangen. Dann brachten wir den Mann bis einige hundert Meter von dem Dorfe und ließen ihn frei. Er kehrte nicht wieder zurück, wol aber wurde im Laufe des Tages mehrfach der Versuch gemacht uns zu belästigen, bis um 4 Uhr nachmittags im Norden, Osten und Süden drei verschiedene Trupps erschienen, um einen Hauptangriff zu unternehmen. Nunmehr machten wir das Schnellfeuergeschütz bereit.

Die Wasukuma kamen näher heran, aber vorsichtig und, wie es schien, zögernd. Vor dem von Süden her heranrückenden Haufen befanden sich mehrere Plänkler, die bis auf etwa 270 m heransprangen. Einer derselben wurde erschossen und dann gab das Schnellfeuergeschütz etwa 150 Schüsse in ihrer Richtung ab. Es wurde zwar keiner der Eingeborenen getroffen, allein die große Schußweite und der Hagel

von Kugeln genügten vollständig. Sie ergriffen die Flucht und ich sandte nun eine Compagnie gegen den Haufen im Osten und eine zweite gegen die Menge im Norden, worauf die Wasukuma nachgaben und sich schließlich zurückzogen. Bei diesem Angriff, an dem wahrscheinlich 2000 Krieger betheiligt waren, wurde nur ein Eingeborener getödtet.

Wir hatten aber Besseres zu thun, als mit den Wasukuma zu kämpfen und setzten daher am 21. September den Marsch nach der Küste fort. Es that uns sehr leid, daß wir die Schinken- und Speckvorräthe nicht bekommen hatten, während andererseits Malissa auch das Geschenk an Stoffen einbüßte, das wir bereits für ihn zurechtgemacht hatten.

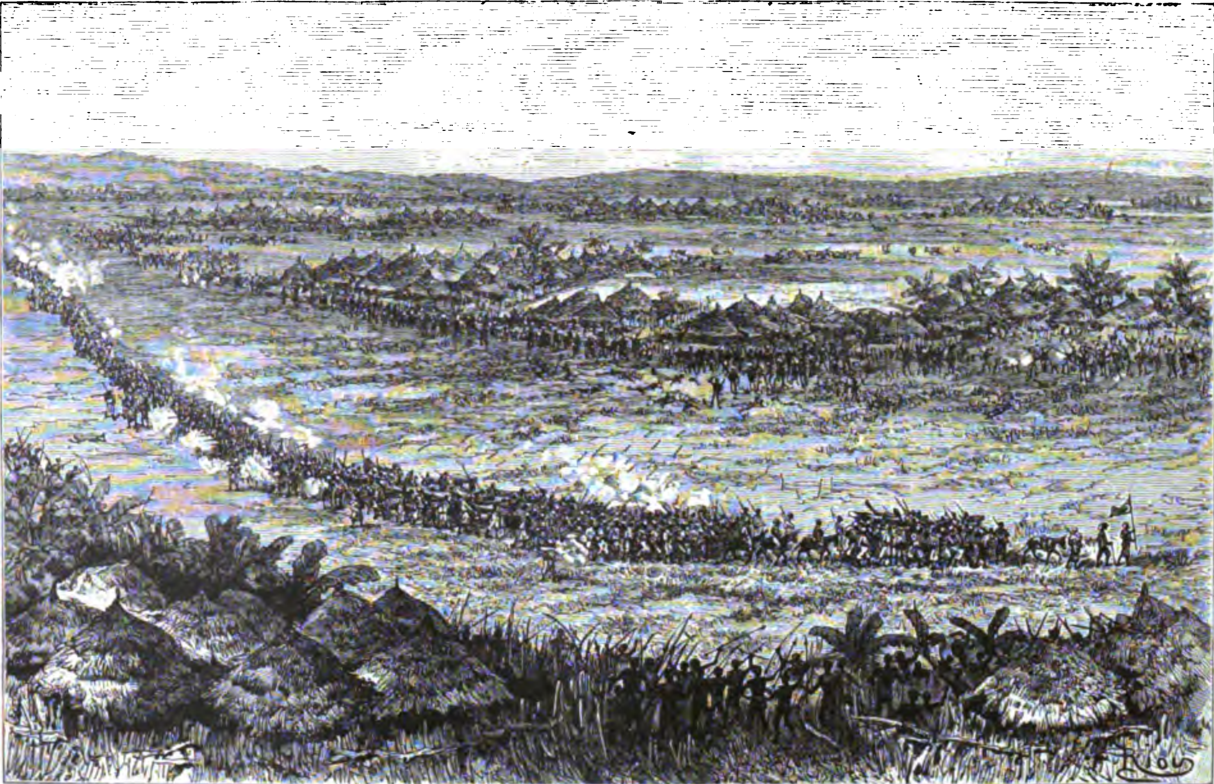
Wir waren noch nicht lange wieder auf dem Marsche, als schon die ganze Bevölkerung von Urima sich an unsern Flanken zu sammeln begann. Als um 8 Uhr vormittags ein Vorstoß gegen die Colonne unternommen wurde, hatten wir es nicht mehr nöthig, den Aegyptern und ihren Begleitern zu sagen, daß sie dicht zusammenbleiben sollten. Unsern Zwecken hätte nichts besser passen können, als ihr Verhalten, da sie sich in einen dichten Haufen zusammengedrängt hatten. Vor ihnen waren zwei Compagnien und hinter ihnen befand sich die aus den Sudanesen Bonny's bestehende Nachhut und die Compagnie Schukri Aga's. Die Wasukuma vermochten nichts bei unserer Colonne auszurichten, wenn sie auch noch dreimal so stark gewesen wären, doch schienen sie ganz sicher zu sein, daß sie uns in irgendeiner Weise etwas anhaben könnten. Wir setzten indeß, an den Flanken und im Rücken verfolgt, unsern Weg fort, bis wir um Mittag Muansa am Rande von Jordan's Nullah erreichten, einer gekrümmten Spalte in den alten Ablagerungen des Sees von etwa 35 m Breite und 9 m Tiefe, wo man Wasser aus den in den Sand gegrabenen Löchern erhielt.

Da die Eingeborenen noch immer um uns herumschwärmten, hielt ich es für angebracht, noch einen weitern Versuch zur Besänftigung ihres wüthenden Grolls zu machen, und schickte deshalb den Oberführer der Wasukuma Poli-Poli hin, um mit ihnen zu reden. Poli-Poli heißt, wörtlich übersetzt, „Geh leise, leise". Nachdem er ihnen eine Stunde lang aus der Ferne zugeschrien hatte, gelang es ihm, einen Monangua und vier seiner Leute zu veranlassen, sich zu nähern und ins Lager zu kommen, das von diesem Besuche und der Aussicht auf eine glückliche Beendigung des „Krieges" vollständig in Anspruch genommen war. Während wir Zeichen guten Willens und Friedens-

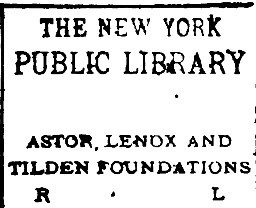
betheuerungen austauschten und mit dem Zerschneiden von Stoffen für die Gäste beschäftigt waren, um ihnen unsere ernstlichen Absichten zu beweisen, ließen wir die Wasukuma herankommen. Kaum fünf Minuten, nachdem der Monangwa mit seinen Freunden anscheinend vollständig befriedigt mein Zelt verlassen hatte, hörte ich etwa 50 in Salven abgegebene Schüsse, worauf ich sofort hinausstürzte und fand, daß der Feind mitten unter uns war. Einer unserer Leute lag infolge einer Speerwunde im Sterben, unsere Ziegen wurden in vollem Lauf davongetrieben und der Boden des Nullah war mit umherspringenden Gestalten gefüllt. Wir entgingen nur mit genauester Noth ernstlichen Verlusten; aber andererseits wurden sieben Eingeborene kaum 10 m vom Lager getödtet, der verrätherische Monangua erhielt eine Kugel in die Schulter; seine Stoffe verlor er auch wieder, und wir erhielten unsere Ziegen zurück.

Am nächsten Morgen traten wir zur gewöhnlichen Stunde den Marsch an; an beiden Seiten unsers Weges lagen die Dörfer in ununterbrochener Reihe und die Bevölkerung von Süd-Nera war in großen Scharen auf den Beinen. Die Eingeborenen beschränkten sich jedoch darauf, uns in einer dichtgedrängten, volle 3 km weit ausgedehnten Colonne zu folgen; dann und wann wurde auch aus schwergeladenen Gewehren auf uns geschossen. Wir setzten in dieser Weise drei Stunden den Marsch fort, bis wir im Begriffe standen, Nera zu verlassen und Mamara zu betreten, als sie eine Reihe von Kriegsrufen erschallen ließen und nochmals einen Angriff wagten. Wir warfen sofort die Lasten ab und stürmten auf sie ein, in der nächsten Minute waren sie auch schon in vollem Laufe auf dem Rückzuge; dann nahmen wir die Lasten wieder auf und marschirten weiter, worauf die Eingeborenen sich sofort von neuem sammelten und uns während des ermüdenden sechsstündigen Marsches bis nach Seke seitwärts folgten.

Auch auf unserm Zuge von Nord-Seke nach Seke-Kwikuru, d. i. Seke der Hauptstadt, am 23. September, hefteten sich wie vorher ungeheuere Mengen Eingeborener an unsere Flanken, aber da wir wußten, daß unbedeutende Gewaltacte, wie wir sie unternehmen konnten, auf vor außergewöhnlicher Aufregung und Kampfeslust zitternde Stämme selten einen Eindruck machen, so enthielten wir uns einer nutzlosen Vermehrung dieser unbegründeten Wuth gegen uns und machten nur ein paar Minuten halt, um einen Ansturm zurückzuschlagen.



Unsere Erfahrungen in Usukuma.



Wir litten alle schwer durch den Mangel an Wasser und Ruhe. Unsere Rinder und Reitthiere waren schon seit zwei Tagen nicht mehr getränkt worden und in Seke war das Wasser brackisch und knapp. Die Sonne schien so heiß wie möglich, unsere Gesichter waren verbrannt und die Haut geborsten. Das Gras war so kurz, daß die Rinder die Wurzeln fressen mußten, um sich am Leben zu erhalten.

Den folgenden Tag hielten wir Rast. Die Eingeborenen näherten sich dem Lager bis auf etwa 750 m, zerstreuten sich aber nach einigen Schüssen, worauf sie uns zufrieden ließen, sodaß wir uns nach siebentägigem ununterbrochenen Marsche und Kampfe zum ersten mal der Ruhe erfreuen konnten.

Als wir am 25. September in Sinjanga eintrafen, wurden wir von den Frauen mit Lu-lu-lus bewillkommnet, und die Aeltesten, welche bereits ausführlich von unserm „kleinen Kriege" mit Usukuma erfahren hatten, kamen zu uns und sprachen die Hoffnung aus, daß wir die bösen Männer verjagt haben möchten, die stets eine verfluchte Bande gewesen seien und Reisende und Fremde belästigt hätten.

Während wir durch einen Unterdistrict nach dem andern zogen, die sämmtlich unabhängig voneinander waren, von ihrem eigenen Häuptling und Rath der Aeltesten regiert wurden, ihre besondern Sitten, Gewohnheiten und Leidenschaften hatten und sich je nach dem Alter, der Intelligenz und den Neigungen des Häuptlings voneinander unterschieden, waren unsere Abgaben und die Regeln für unser Verhalten stets andere. Wir bewegten uns durch kleine Sphären, in denen die von uns zu bezahlenden Abgaben sich nach den uns gestellten Forderungen richteten. Hier befanden wir uns in dem kleinen District Sinjanga mit einer Bevölkerung von nicht über 2000 Seelen. Der Häuptling und seine Anführer waren so stolz auf ihren kleinen Staat, wie es nur der Monarch und der Senat eines großen Reiches sein konnten, und obwol sie ihre Schwäche kannten und wußten, daß unkluge Angriffslust sehr rasch zu ihrem Ruin führen mußte, forderten sie doch in üblicher Weise ihre Abgaben, die wir in reichlichem Maße und mit freundlichen Worten bezahlten. Der Häuptling erwiderte diese Freundlichkeit und sandte uns ein Geschenk, um uns seine Gnade zu beweisen, worauf seine Leute ins Lager strömten, um Getreide und sonstige Producte gegen Stoffe und Perlen auszutauschen, wobei manche Freundschaft und Verbrüderung zwischen den Eingeborenen und unsern Leuten geschlossen wurde.

Dagegen stürzten die Eingeborenen in Urima und Nera schon an den Grenzen wie die Wölfe mit Kriegsgeschrei und beleidigenden Geberden auf uns los. An den Seiten der Colonne drängten sich schreiende Krieger, höhnende Jünglinge und spottende Mädchen; sie ärgerten uns durch Gesten und verletzten unser Ohr mit unverschämten gellenden Geheul und wilden Drohungen. Alles dies kann mit Gleichmuth ertragen werden; die Worte verwunden uns nicht, machen uns aber umsichtiger und zurückhaltender. Bei der Ankunft im Lager vergrößern sich die Pöbelhaufen; eine Gruppe lärmender, langbeiniger Jünglinge heftet sich an unsere Zelte, schwingt die Waffen, bläst auf den schrillen Kriegsflöten und verfolgt ein schlaues verschlagenes System, um uns zu belästigen. Alles das ist eine Folge der Meinung, daß Langmuth gleichbedeutend mit Furcht ist. Sie blicken um sich und sehen, daß ihre Zahl viermal so groß ist wie die unserige; sie flüstern wie Dorflümmel und Raufbolde einander zu: „Wie schade, daß wir keinen Streit anfangen können; sonst würde ich mich bald zum Herrn jenes Stoffes, dieses Gewehrs oder der Sachen in der Kiste dort machen u. s. w." Der Häuptling wird von dem verzehrenden Wunsche fortgerissen und läßt sich im Vertrauen auf die Versicherungen, daß es leicht sein würde, Streit zu beginnen und einen Vorwand dafür zu finden, zu einem unklugen Plane verleiten und beklagt dann, wenn es zu spät ist, den Fehlschlag, aber nicht den Vorfall selbst. Die hiesigen Eingeborenen können nicht Unwissenheit vorschützen, wie die neuaufgefundenen Stämme. Als ich vor 15 Jahren durch Usukuma zog, bezahlte ich nicht mehr als 10—12 Stücke Stoff an die Häuptlinge und erhielt dafür einen guten Ochsen oder ein paar Ziegen; seitdem haben aber ein Missionar nach dem andern, Engländer wie Franzosen, und arabische Karavanen Usukuma zur Hochstraße nach dem Victoria-See gemacht, und der Tribut ist von den Häuptlingen auf 300 Doti = 90 Pfd. St. für jeden Unterdistrict erhöht worden. In drei solchen Districten haben die französischen Missionare 900 Doti Stoffe = 270 Pfd. St. bezahlen müssen, 270 Pfd. St. in drei Tagemärschen! Mit diesen Stoffen lassen sich Gewehre kaufen, welche die Eingeborenen noch gewaltthätiger gegen die Missionare machen, und die Folge wird sein, daß in wenigen Jahren die Häuptlinge kleiner Stämme jeden Streifen Zeug, der sich bei den Karavanen befindet, verlangen und letztere solange aufhalten werden, bis Zahlung geleistet ist, wie Usui eine Karavane von 150 Gewehrträgern aufgehalten hat.

Chambi Mbja — der Spitzname eines Arabers, der sich vor zwei Jahren in Nera gelagert hatte — war mit seinem Elfenbein auf der Heimreise von Uganda und hatte seinen Tribut bezahlt. Bald darauf entstand ein kleiner persönlicher Streit zwischen einer Frau aus dem Lager und einem Hirten über die Frage, wer zuerst Wasser aus einem Tümpel bekommen sollte, das Weib oder das Vieh. Der Hirte stieß das Kriegsgeschrei aus und die Folge davon war, daß die ganze Karavane, Männer, Frauen und Kinder, niedergemetzelt wurde.

Wie man mir ferner erzählte, sind die Missionare der Kirchenmissionsgesellschaft Ashe und Walker von einem dieser kleinen Häuptlinge ergriffen und festgehalten worden, bis Herr Mackay sie wieder ausgelöst hat. Herr Stokes, der durch seinen Elfenbeinhandel, wie so mancher Araber vor ihm, gezwungen ist, Geduld und Langmuth zu üben, muß viele unglückliche Stunden erlebt haben, als er sah, wie seine Träger die Ballen fortwarfen und vor einem Haufen lärmender Raufbolde die Flucht ergriffen. Die französischen Missionare haben die Station in Usambiro aufgegeben und ihren Wohnsitz in Bukumbi aufgeschlagen; Herr Mackay hat Msalala verlassen und eine Station in Makolo gebaut. Wenn diese Eingeborenen irgendwie Vernunft hätten oder nur etwas Schamgefühl besäßen, würden sie, nachdem sie von den Missionaren so edelmüthig und ehrenvoll behandelt worden sind, dieselben nicht durch Erpressungen und Unterdrückung forttreiben.

Am 4. October trafen wir in der Boma des Herrn Stokes im Lande seines Freundes Mittinginja ein. Die Hauptstadt des Königs liegt etwa $1^1/_4$ km nach Südosten und befindet sich in einer viereckigen Umzäunung aus Buschwerk und Schlick. Kugeln könnten wochenlang gegen die Wälle hageln, ohne den im Innern Befindlichen Schaden zu thun, und wenn die Vertheidiger nur mit genügend Brennmaterial, Lebensmitteln und Wasser ausgerüstet und wachsam sind, würden die fortartigen Bauwerke vollständig uneinnehmbar sein außer für Kanonen. Der District Usongo, der unter der Herrschaft Mittinginja's steht, ist ziemlich dicht mit diesen Bauwerken besäet, zwischen denen außer dem alten festen Affenbrotbaum weder Busch noch Pflanze den Blick behindert.

Der Häuptling besitzt entweder die Fähigkeit, mit seinen Nachbarn in Streit zu gerathen, oder diese müssen ungewöhnlich zanksüchtig sein oder beide an angeborener Ruhelosigkeit leiden, welche sie in Zorn versetzt und mit den Gewehren gegeneinander treibt. Nach Norden

hin lebt ein Häuptling Namens Simba; im Westen wohnen die Leute von Ujogu, hinter diesen hat er Kapera und die diesem verbündeten Watuta oder Wangoni, die Zulus des Aequators; im Süden befinden sich die räuberischen Wataturu, Abkömmlinge der Somali, und im Nordosten die Wandui; und zufällig geriethen wir mitten in dies Hornissennest bösartiger Stämme hinein, veranlaßt durch die Gerüchte von der Gutmüthigkeit Mittinginja's und die Hoffnung, hier etliche Träger für unsere ewig klagenden Aegypter erhalten zu können.

Um der hier offen zu Tage tretenden Unruhe noch mehr Nachdruck zu geben, hat der Häuptling eine Horde wilder Massai aus dem Lyteri-District westlich vom Kilima-Ndjaro zu sich eingeladen, damit sie ihm bei seinen ehrgeizigen Projecten Beistand leisten. Die Massai haben sich bereits gegen die Watuta-Zulus ausgezeichnet, den Wandui ist schon der Mund gestopft worden. Als die Massai sahen, daß wir ruhigen Fremden im Besitz von Eseln waren, machten sie sich ohne weiteres zu Herren von vier derselben, doch zwangen wir sie, die Thiere wieder herauszugeben, und nach achttägigem Halt konnten wir den Freund des Herrn Stokes nebst seine um ihn summenden Hornissen mit 20 neuen Trägern für den Transport der mit Geschwüren behafteten Aegypter verlassen, ohne in einen Kampf verwickelt worden zu sein.

Am 17. October gelangten wir nach Ikungu, wo wir von zwei französischen Missionaren, den Patres Girault und Schynse*, eingeholt wurden, die als Invaliden auf der Heimreise begriffen sein sollten und unsere Begleitung nach der Küste zu benutzen wünschten.

Um die das Dorf des Häuptlings umgebenden Euphorbienhecken lagen über hundert Menschenschädel, während die ganze

* Während der französische Priester Pater Girault öffentlich und privatim die ihm von uns erzeigten Gefälligkeiten anerkannte, hat Pater Schynse, wie ich zu meinem Bedauern sagen muß, einen feindseligen Ton gegen uns angeschlagen. Wir nahmen sie mit offenen Armen auf und versahen sie und ihre Leute bis zur Küste mit Fleischrationen. Wir bezahlten ihren Tribut an die Wagogo. Sie wurden zu jedem Festessen eingeladen, an welchem wir in Bagamoyo und Sansibar theilnahmen und der britische Generalconsul Oberst Euan Smith ehrte sie mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft. Inzwischen hat Pater Schynse, nach seiner eigenen Erzählung, etliche klagende Bemerkungen, welche der Pascha zu Zeiten der Ermüdung infolge der Strapazen geäußert hat, benutzt, um zwischen dem Pascha und uns einen Bruch herbeizuführen, indem er ihm gewisse kritische Bemerkungen übermittelte, die unsere Offiziere über den Charakter der Flüchtlinge gemacht haben sollten und durch welche Emin's außerordentlich empfindliche Natur sich verletzt fühlte. Der Eindruck, den ich von dieser Persönlichkeit erhielt, hat sich also vollkommen bestätigt.

Nachbarschaft mit unzählbaren Knochenfragmenten besäet war. Auf meine Frage, was für ein Unglück hier stattgefunden habe, erfuhr ich, daß die Schädel die Ueberreste eines mehr als 400 Personen zählenden Stammes der Wanjaturu seien, welcher von Ituru nach Ikungu geflohen sei, um dem Hungertode zu entgehen. Was die Leute mitgebracht hatten, war bald für Lebensmittel ausgegeben, und als diese verzehrt waren, mußten die Leute erst ihre Kinder und dann ihre Frauen verkaufen, und als gar nichts mehr übrig war, starben sie. Die Kinder hatten die Farbe der Mulatten und standen auf einer weit höhern Stufe als die schwarzen Buben der Wanjamwesi.

Wir begegneten hier einer von Sansibar kommenden, Tippu-Tib gehörenden Karavane; die dabei befindlichen Manjema erzählten uns, daß der Krieg zwischen den Deutschen und den Arabern der Küste noch fortdauere, doch wären die Deutschen schon mehrfach siegreich gewesen.

Am 26. October erreichten wir Muhalala und gegen den 8. November hatten wir Ugogo passirt. Es gibt in Afrika kein Land, welches mein Interesse so in Anspruch genommen hat wie dieses; es gärt dort von Schwierigkeiten und Aufruhr, die Gegend ist ein Wirrsal von kleinen Aergernissen, welche den Reisenden, solange er sich dort befindet, Tag für Tag quälen. Keine andern Eingeborenen verstehen es so gut, wie die Reisenden zu ärgern und zu belästigen sind; man sollte fast glauben, es müßte sich irgendwo in Ugogo eine Schule befinden, um die Häuptlinge, die von fuchsartiger Verschlagenheit sind, in gemeinen Schlichen und böswilliger Malice zu unterrichten. Vor 19 Jahren betrachtete ich dieses Land und seine Bevölkerung mit verlangenden Blicken und sah in ihm ein Feld, dessen Gewinnung einiger Anstrengungen werth sei. Ich war überzeugt, daß Ugogo in sechs Monaten zu einem anmuthigen, geordneten Lande und ohne große Kosten und Mühen zu einem Segen für die Bewohner und für Fremde gemacht werden könnte; ich hätte es gern zu einer angenehmen Hochstraße für den Verkehr der Menschen mit weit entfernten Völkern gemacht, zu einem Lande, das Reichthum für die Bewohner, Behaglichkeit für die Karavanen geboten hätte. Bei der Ankunft in Ugogo erfuhr ich, daß mir diese Hoffnung für immer abgeschnitten sei. Es wird die Bestimmung der Deutschen sein, dies alles auszuführen, und ich beneide sie darum; für mich ist es eine sehr schlimme Nachricht, daß ich nie in der Lage sein werde, diese Kloake lasterhafter Leidenschaften zu entleeren, die Frechheit der Wagogo-Häuptlinge zu unter-

drücken und das Land reinlich, gesund und sogar von Aussehen schön zu machen. Wenngleich meine besten Wünsche die Bestrebungen der Deutschen begleiten, beschleichen meine Seele doch Zweifel, ob Ugogo jenes schöne Land der Ruhe und freundlichen Aufnahme werden wird, zu welchem ich es in meinen Träumen gemacht hatte.

Zwei Tagemärsche hinter Ugogo erreichten wir die deutsche Station Mpuapua, wo wir von Lieutenant Rochus Schmidt willkommen geheißen wurden, der von Major Wißmann, dem kaiserlichen Kommissar von Deutsch-Ostafrika, zu unserer Begleitung gesandt worden und schon vor einem Monat eingetroffen war. Er hatte bereits eine steinerne Brustwehr um sein kleines Lager aufgeführt, das 100 Zulus beherbergte und auf einem dominirenden, aber dem Winde ausgesetzten Punkte erbaut war. Die Stelle muß nothwendigerweise manchem weißen Offizier, der das Unglück hat, zum Militärcommandanten von Mpuapua ernannt zu werden, zum Schaden gereichen.

Hier erhielten wir den Besuch des Rev. Price; dessen Gegenwart verschaffte uns mancherlei Vortheile, namentlich empfingen wir von ihm auch einen Jahrgang der Wochenausgabe der „Times". Als ich die Seiten der umfangreichen Geschichte des verflossenen Jahres durchblätterte, machte nichts größern Eindruck auf mich, als das glatte und ebene Geleise, in welchem die Ereignisse, ohne zu schwanken oder merkbar zu vibriren, sich bewegten. Das Summen ihrer Bewegung kam mir vor wie dasjenige, welches man an schläfrigen Sommertagen in einem fern vom Geräusch des Straßenverkehrs und dem donnernden Lärm der Eisenbahnzüge liegenden Landhause vernimmt. Der entfernte murmelnde Ton der auf den Schienen dahingleitenden Eisenbahnwagen erinnert das träge Ohr in der Zurückgezogenheit und Ruhe daran, daß die Welt ungestört und sicher weitergeht. England lag noch inmitten der silberfarbenen Meere vor Anker; das Indische Reich war, wo es sein sollte; Europa amusirte sich mit friedlichem Exerciren, und Amerika sammelte seine prachtvollen Ernten und füllte die Keller seines Schatzamts mit Gold- und Silberbarren.

Am 13. November marschirte die Expedition, begleitet von Lieutenant Schmidt, in der Stärke von etwa 700 Köpfen von Mpuapua nach der Küste ab und fünf Tage später vertauschte sie den Anblick der ausgedörrten Dornenwildniß mit demjenigen eines Landes, wo es nach Lilien duftete und anmuthiges Frühlingsgrün das Auge erfreute. Nach zweistündigem Marsche von Muini Usagara kamen wir aus dem Mukondokwa-Thal heraus und erreichten die Makata-Ebene, die mit

ihrem grünen Gras, ihren angenehm schattigen Bäumen und zahlreichen Gruppen von Dörfern nach dem viermonatlichen Anblick der Trockenheit bei allen unsern Offizieren Enthusiasmus hervorrief. Ein Pater der französischen Mission, die sich in der Nähe von Ferahani am Fuße der Berge niedergelassen hat, überbrachte uns hier einige willkommene Gegenstände mit den besten Grüßen und Wünschen der Mission.

In Viansi, zwei Tagemärsche weiter, erreichten uns die von Major Wißmann abgesandten Vorräthe, die aus einer Menge von Lebensmitteln bestanden, wie sie nur ein erfahrener Forscher, welcher weiß was am höchsten geschätzt wird, zusammenzustellen vermag, und zwar kam alles in solch reichem Ueberfluß, daß unsere Tafel von da ab bis zur Küste mit Luxusartikeln beladen war.

Am 23. November trafen wir in Simbamwenni ein, einer aus etwa 400 kegelförmigen Häusern bestehenden und von einer Lehmmauer umgebenen Stadt. Während unsers Halts am nächsten Tage begleitete Lieutenant Schmidt Emin Pascha auf einem Besuche zu den guten Patres der französischen Mission vom Heiligen Geiste, welche ihr Werk in Morogoro mit demselben gründlichen Ernst begonnen haben, der ihre Niederlassung in Bagamoyo so berühmt gemacht hat. Sie haben Orangen, Mangos, Bananen, Vanille, Zimmt, Kaffee und fast alle sonstigen in tropischen Gegenden gedeihenden Früchte gepflanzt und einen klaren, wasserreichen Fluß durch ihr kleines Gebiet geleitet.

Wie Lieutenant Schmidt mir erzählte, war er einigermaßen verwirrt worden durch die Thatsache, daß die Patres in ihrer außerordentlichen Hingabe an ihre Religionspflichten durchaus unbekannt mit der Geschichte seines berühmten Begleiters gewesen waren. Ein Pater hatte ihn, nachdem er den Pascha verwundert angeblickt hatte, flüsternd gefragt: „Spricht er nur Arabisch?" und war höchst verwundert gewesen, als ihm mit der die freimüthigen jungen deutschen Offiziere charakterisirenden Wärme gesagt wurde, Emin spreche nicht nur Arabisch, sondern mit derselben Geläufigkeit auch Französisch, Englisch, Deutsch, Türkisch, Italienisch und Griechisch, und sei ein Deutscher von Geburt.

„In der That! Ist seine Expedition denn eine kaufmännische, wissenschaftliche oder militärische?"

Darauf hatte Lieutenant Schmidt, ganz starr über die außerordentliche Abgeschlossenheit der frommen Klause, die ganze Geschichte erzählen müssen, aus welcher der Pater zum ersten mal erfuhr, was meinen dritten Besuch in dieser Gegend veranlaßt hatte.

Ich bat den Pascha, dem die Geschichte Vergnügen machte, sich zu trösten und erzählte ihm zu diesem Zwecke, wie ich von einem Kanonikus der Westminster-Abtei einem wohlbekannten Bischof als ein Mann vorgestellt worden sei, der einiges Gute am Kongo gethan habe. Der Bischof zögerte eine Minute und sagte dann milde: „Ach, wirklich, höchst interessant. Aber, bitte, sagen Sie mir, wo ist der Kongo?" Uebrigens finde man manchmal Laien, die bezüglich Afrikas ebenso unwissend seien, wie Bischöfe, wie z. B. der englische Cabinetsminister, der eine kaufmännische Deputation aus Manchester empfing, die sich über am Niger entstandene Schwierigkeiten beklagte, und, auf eine Karte von Afrika weisend, ruhig den Sprecher bat, er möge die Güte haben, ihm den Fluß zu zeigen, der ein solches Interesse für die große Stadt Manchester habe.

Am 27. November erreichten wir Ungerengeri, wo wir zum ersten mal einige Briefe erhielten. Noch nie ist die Postbeförderung in Afrika von so vielen Unfällen betroffen worden wie bei uns; drei verschiedene mal hatte ich unsere Freunde gebeten, unsere Briefe nach Msalala am südlichen Ende des Victoria-Sees zu schicken und mit der leserlichen Aufschrift zu versehen, daß sie „postlagernd" liegen bleiben sollten. Es sind uns auch scheffelweise Posten gesandt worden, aber bis auf ein drei Briefe enthaltendes Packet sind alle in Unjoro und Uganda verloren gegangen oder von Buschiri, einem Gegner des Majors Wißmann, weggenommen worden.

Unter den vielen Zeitungsausschnitten, welche ich erhielt, befand sich auch einer, der einen Schlüssel für die Verdrehung wahrer Thatsachen abgibt. Die Meldung scheint von Sansibar durch einen eingeborenen Beamten telegraphisch abgesandt zu sein und lautete folgendermaßen:

Sansibar, 12. Juni 1889.

Stanley soll in Ururi angekommen sein, wo er einige Tage Rast hält. Er ist nach dem Victoria-See zurückgekehrt und läßt 56 Kranke und 44 Gewehrträger zurück. Viele von den Kranken sind gestorben. Bald darauf traf Mitchell ein und nahm die Gewehre mit. Stanley soll schwere Verluste durch Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln erlitten haben. Später kam Stanley selbst. Emin Pascha soll in Unjara, 15 Tagemärsche Nordost vom Victoria-See sein. Stanley hat alle Zurückgelassenen aufgesucht und ist zu Emin zurückgekehrt, nachdem er dem Schreiber dieses einen Brief zur Beförderung an den Generalagenten der Gesellschaft übergeben hatte."

Da der Wortlaut der Mittheilung von einem Schreiber in Sansibar verbessert worden war, so war die Botschaft nur noch unver-

ständlicher geworden. Dieselbe war durch einen Agenten des Elfenbeinjägers Ugarrowwa in Sansibar eingetroffen und sollte wie folgt lauten:

Stanley ist am Ituri (Flusse) eingetroffen. Er hat, nachdem er 56 Kranke und 44 Gewehrträger bei mir zurückgelassen hatte, den Marsch nach dem Albert-See fortgesetzt. Die meisten Kranken sind bald nachher gestorben.

Masinga (Lieutenant Stairs) ist hierhergekommen und hat die Gewehrträger mitgenommen. Wie ich gehört habe, hat Stanley ernstliche Verluste durch Krankheit und Hungersnoth erlitten. Schließlich kam Stanley persönlich hierher.

Emin Pascha soll in Unjoro sein, 15 Tagemärsche von hier (der Station Ugarrowwa's) nach Nordosten. Nachdem Stanley alle Leute, welche (von der Nachhut) zurückgeblieben waren, aufgesucht hatte, ist er zu Emin zurückgekehrt, nachdem er mir einen Brief an den Generalconsul übergeben hatte. (Ugarrowwa wünschte dringend ein Empfehlungsschreiben an den Consul zu erhalten, da er in Sansibar zur Unterscheidung von den übrigen Uledis, die dort so häufig sind wie die Smith in England, als Uledi Baljus oder des Consuls Uledi bekannt ist.)

Hierzu die Greuel am Aruwimi, Stanley's Tod durch 17 Pfeilwunden, die Mittheilungen eines Beamten des Kongostaates, die Schreiben der Missionare und Maschinisten, der Bericht Osman Digna's über die Gefangennahme Emin Pascha's und eines andern Weißen, das Eindringen eines weißen Paschas in den Sudan u. s. w., es war wirklich Grund genug, um die englischen Redacteure nicht wenig zu verwirren. Indessen „Ende gut, Alles gut!“

Während wir in Msua halt machten, traf Baron von Gravenreuth mit 100 Soldaten ein. Der Baron ist ein kühner Soldat, der die Aufregung der Schlacht liebt und bei seinen Angriffen auf die Seriben der Küstenaraber große Geschicklichkeit bewiesen hat. Es war mir höchst interessant von ihm zu hören, daß er sich einmal an mich um Rath über die Ausrüstung und das Verhalten in Afrika gewendet und ich ihm väterlich gerathen habe, das Werk „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates“ zu lesen, „ein Rath, den ich, wie ich Ihnen jetzt sagen kann, zu meiner Freude befolgt habe“.

Bald darauf erschienen zwei Correspondenten amerikanischer Zeitungen, der eine Herr Thomas Stevens, der andere Herr Edmund Vizetelly, Vertreter des „New York Herald“. Der letztere Herr brachte uns eine Anzahl gut ausgewählter Artikel zu unserer persönlichen Bequemlichkeit, sowie verschiedene Lebensmittel mit und zwar auf Anweisung des Herrn James Gordon Bennett, des Besitzers der Zeitung, in dessen Auftrage ich zwei frühere Expeditionen nach Afrika unternommen und 1867 und 1868 Sir Robert Napier nach Abessinien und 1873 und 1874 Sir Garnet Wolseley nach Aschanti begleitet hatte.

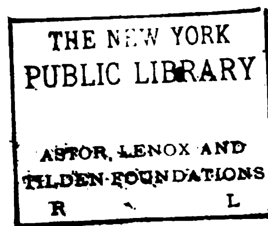
Zwei Tagemärsche vor Msua begegnete uns eine Expedition der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche uns für unsern Gebrauch 170 Trägerlasten Reis und 25 Kisten europäischen Proviant, Kleidungsstücke und Stiefeln sandte, sodaß jeder Mann von der Colonne 22 Pfund Reis, sowie Rationen Salz, Zucker, Fruchtconserven und Biscuits erhielt.

Als wir uns am Abend des 3. December beim Mondschein unterhielten, hörten wir einen Kanonenschuß. Es war der Schuß, der allabendlich in Sansibar abgegeben wird; er veranlaßte unsere Sansibariten zu ohrzerreißendem Freudengeschrei, da er ihnen verkündete, daß die lange Reise über den Continent ihrem Ende entgegengehe. Auch die Aegypter und ihre Begleiter stimmten in das Freudengeschrei mit ein, da die Ueberzeugung in ihnen aufdämmerte, daß sie innerhalb der nächsten 24 Stunden den Ocean sehen würden, auf dem sie in aller Bequemlichkeit und Muße nach dem Lande Aegypten und ihrer zukünftigen Heimat getragen werden sollten.

Bei der Ankunft an der Fähre über den Kingani-Fluß kam Major Wißmann herüber, um uns zu begrüßen, und ich hatte zum ersten mal die Ehre, einem Collegen vorgestellt zu werden, der sich zuerst im Dienste der Internationalen Association im Hauptquartier am Kassai-Flusse ausgezeichnet hatte, während ich mit der Anlage von Stationen am Hauptflusse beschäftigt war. Beim Eintreffen auf dem rechten Ufer des Kingani fanden wir gesattelte Pferde vor, worauf ich den Befehl über die Colonne an Lieutenant Stairs übergab, während Emin Pascha und ich von Major Wißmann und Lieutenant Schmidt nach Bagamoyo geleitet wurden. In dieser Küstenstadt, deren Straßen wir hübsch mit Palmzweigen decorirt fanden, wurden wir von den Glückwünschen der Banianen- und Hindu-Bevölkerung, sowie vieler tapfern deutschen Offiziere empfangen, welche die Strapazen und Gefahren des erbitterten Kampfes getheilt hatten, den Major Wißmann mit so wohlverdientem Erfolge gegen die unzufriedenen Araber von Deutsch-Ostafrika führte. Gleich darauf erreichten wir, um eine Ecke biegend, den vor dem Hauptquartier des Majors liegenden Batterieplatz, während sich zu unserer Linken, ganz in der Nähe, der von sanften Wellen bewegte Indische Ocean ausbreitete, eine einzige große klare, blaue Fläche. „Da, Pascha", sagte ich; „wir sind zu Hause!"

„Ja, Gott sei Dank!" erwiderte er. In demselben Augenblick donnerten die ihm zu Ehren abgegebenen Schüsse der Batterie und kündigten den vor Anker liegenden Kriegsschiffen an, daß

Banket in Mſua.



Emin, der Gouverneur der Aequatorialprovinz, in Bagamoyo angekommen sei.

Vor der Thür der deutschen Offiziersmesse stiegen wir ab, worauf wir nach oben auf eine etwa 14 m lange und $7\frac{1}{2}$ m breite Veranda geführt wurden, die zu einer Palmenlaube umgewandelt und hübsch mit Palmzweigen und deutschen Flaggen decorirt war. Es standen dort mehrere gedeckte runde Tafeln und auf einem breiten Buffet war ein prächtiges Frühstück bereitet, dem unser Appetit die höchste Ehre anthun ließ; da ich aber bezüglich der Wirkung des schönen Champagners nach so langer Abwesenheit Zweifel hegte, so verdünnte ich ihn stark mit Sauerbrunnen. Der Pascha war nie fröhlicher, als an diesem Nachmittage, als er, von seinen Freunden und Landsleuten umgeben, ihre tausend eifrigen Fragen beantwortete über das Leben, welches er während seiner langen Verbannung in Afrika geführt hatte.

Um 4 Uhr nachmittags marschirte die gut aussehende Colonne in die Stadt ein. Die Leute wurden nach in der Nähe des Strandes bereits aufgeschlagenen Hütten geführt, und als die Träger ihre Lasten auf den Boden warfen und die lange Reihe von Hängematten ihres traurigen Inhalts an kranken Männern und Frauen und schwächlichen Kindern zum letzten mal sich entleerte, müssen wol alle wie ich die größte Erleichterung gefühlt und vollkommen verstanden haben, was diese Ankunft an der Meeresküste bedeutete.

Um $7\frac{1}{2}$ Uhr abends sollte das Bankett stattfinden. Als wir die Treppe nach der breiten Veranda hinaufstiegen, begab der Pascha sich nach seinen Zimmern, um sich umzukleiden. Wir versammelten uns in der Palmenlaube, insgesammt 34 Personen: der englische Viceconsul, Herr Churchill, der deutsche und der italienische Consul, Kapitän Brackenbury vom englischen Kriegsschiffe „Turquoise" und Commandeur T. Mackenzie Fraser vom englischen Kriegsschiffe „Somali", der Consularrichter, die Kapitäne Voß und Hirschberg von den deutschen Kriegsschiffen „Sperber" und „Schwalbe", Offiziere vom Stabe des Kaiserlichen Kommissars, Emin Pascha, Kapitän Casati, Kapitän Nelson, Lieutenant Stairs, Dr. Parke, die Herren Jephson und Bonny, die Patres Etienne und Schmidt von der Mission in Bagamoyo, Girault und Schynse von der algerischen Mission, Beamte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Baron von St. Paul-Illaire, Herr W. H. W. Nicoll von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der Kapitän der Flotte des Reichskommissars u. s. w. Auch das Musikcorps der

„Schwalbe" war erschienen, um diese für Bagamoyo ganz wundervolle Affaire zu verherrlichen.

Nachdem die Gäste alle versammelt waren, führte Major Wißmann dieselben in den langen Speisesaal, in welchen das mittlere Zimmer des Gebäudes für diese Gelegenheit umgewandelt worden war. Während wir im Innern beim Bankett saßen, feierten die Sansibariten, die unermüdlichen Geschöpfe, draußen auf der Straße gerade unter der Veranda den Abschluß der beschwerlichen Zeit mit thierischer Energie durch lebhaftes Tanzen und lautes Singen. Das Festmahl wies die gewöhnliche Zahl von Gerichten auf, doch bin ich vollständig außer Stande, es zu beschreiben, mir schien es aber für Bagamoyo wundervoll zu sein und ich habe nur aus äußerstem Zartgefühl es unterlassen, Wißmann zu fragen, woher er seinen Küchenchef und wie er alles zu Stande gebracht habe. Das Mahl war ohne die leiseste Uebertreibung ein Triumph; die Weine waren vorzüglich, gut ausgewählt und schön gekühlt, aber wenn der Sauerbrunnen nicht in unbeschränkten Mengen zur Hand gewesen wäre, um sie durch Verdünnung unschädlich zu machen, würde ich nicht im Stande gewesen sein, ihre Verdienste zu besprechen. Ich hatte die Ceremonie, welche solchen Festmahlen zu folgen pflegt, fast vergessen; als aber die Uhr nahezu neun zeigte, die Musik verstummte und Major Wißmann sich erhob, kam mir die Vorahnung, daß er, unter wohlwollender Beurtheilung irgendwelcher mit unserer beendeten Mission verknüpfter Widrigkeiten, der Gesellschaft vorzuschlagen beabsichtigte, mit ihm auf die gute Gesundheit der Gäste, Emin Pascha, Kapitän Casati, des Herrn Stanley und der Offiziere der Expedition zu trinken, welche an diesem Tage mit ihrer Ankunft im Hafen von Deutsch-Ostafrika ihre Arbeit abgeschlossen haben. Der tapfere Major sprach, wie ich erwartet hatte, in wohlgemessenen Sätzen, mit echter Liebenswürdigkeit und unvergleichlicher Herzlichkeit, und die Gesellschaft erhob sich, um die Wünsche mit lauten Hurrahs zu bekräftigen.

Die einzelnen Punkte meiner Antwort waren, erstens, daß es mir unbekannt gewesen, daß Emin Pascha ein Deutscher sei, als ich meine Dienste angeboten hatte, um ihm Entsatz zu bringen; unsere Gedanken seien hauptsächlich nur auf einen in Schwierigkeiten befindlichen Gouverneur gerichtet gewesen, der seine Provinz mit Hartnäckigkeit, Muth und Klugheit gegen die Angriffe wilder Fanatiker beschützte, welche bereits jede Spur von Civilisation im Sudan ausgetilgt hatten. Zweitens, daß, da durch frühere Expeditionen der Beweis geliefert worden sei,



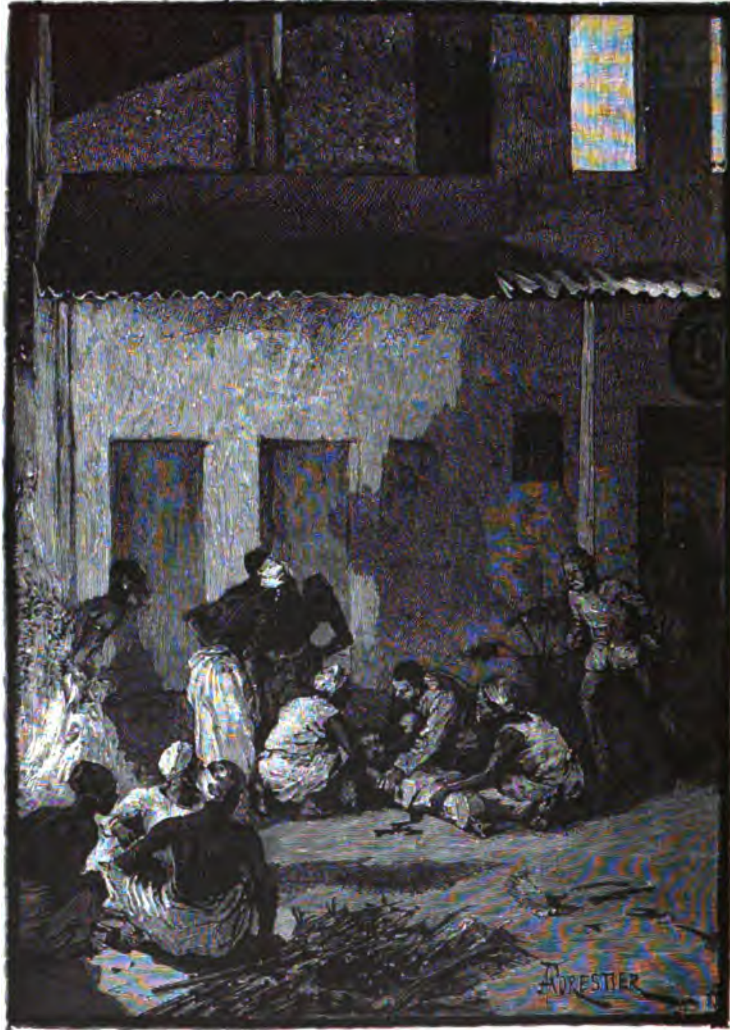
Unter Palmen in Bagamayo.

daß der Erfolg nur durch ernstlichen guten Willen, unermüdliche Anstrengungen und äußerstes Streben sich erzielen lasse, meine Gefährten und ich, wie von einem Geiste beseelte Männer, ohne Murren jede Fiber und unsere ganze moralische und physische Kraft eingesetzt hätten, um den Zweck zu erreichen, zu dem wir ausgezogen seien. Daß drittens, da die Welt die Menschen so erziehe, daß sie gleichgültig gegen ihr Lob oder ihren Tadel würden, da weder Vollkommenheit noch Hingebung ihre Gunst zu gewinnen vermöge, wie Unglück ihre Verachtung und Erfolg ihren Neid und Haß, und da der Einzelne durch Opfer gewonnen werden könne, aber nicht Verdienste genug besitze und nicht über Glück genug verfüge, um die Bewunderung aller zu erringen — es am sichersten sei, die Billigung des eigenen Gewissens zu suchen. Und viertens, daß, was wir auch gedacht hätten, es doch Gott gewesen, der die Ereignisse, wie er sie für gut hielt, gelenkt habe. „Emin ist hier, Casati ist hier; ich und meine Freunde sind sämmtlich hier, es ist uns daher, wie wir gestehen, eine vollkommene und heilsame Freude, zu wissen, daß vorläufig wenigstens die täglichen Märsche mit ihren Strapazen zu Ende sind."

Der Pascha hielt seine Rede mit vollendeter Beredsamkeit und tiefer sonorer Stimme; seine Worte, klar, deutlich und grammatisch, überraschten die Gesellschaft in angenehmer Weise und waren in der Hauptsache ein Ausdruck der Dankbarkeit gegen die hochherzigen Engländer, welche seiner gedacht hätten, seine deutschen Landsleute für den ihm zutheil gewordenen freundlichen Empfang und Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. für dessen gnädige Bewillkommnungs- und Glückwunsch-Depesche.

Es herrschte allgemeine Fröhlichkeit unter der Gesellschaft. Wenn bei den einen vor unverhüllter Freude bei dem Gedanken, daß mit dem Lichte des nächsten Morgens die Zeit des Ausruhens beginne, das Herz überfloß, so waren andere froh aus reiner, hochherziger Theilnahme. Vor allen war aber der Pascha fröhlich und glücklich. Er wanderte von einem Ende der Tafel zum andern, hier sich zu Pater Etienne hinabbeugend, dort unschuldige Scherzworte mit Dr. Parke und vielen andern wechselnd, während ich von dem mündlichen Berichte Wißmann's über die Kriegsereignisse an der Ostküste vollständig in Anspruch genommen war. Plötzlich flüsterte mein Zeltdiener Sali mir ins Ohr, der Pascha sei niedergefallen, was ich so verstand, als sei er über einen Stuhl gestolpert, worauf Sali, als er sah, daß ich den Unfall nicht ernst nähme, hinzufügte: „er ist über die Verandamauer auf die Straße gefallen und gefährlich verletzt."

Das Bankett war sofort vergessen. Sali führte mich die Treppe hinab auf die Straße, wo ich etwa 6 m von der Stelle, an welcher der Pascha herabgefallen war, zwei kleine Blutlachen bemerkte. Das



Unglücksfall Emin Pascha's

Unglück scheint kaum eine Viertelstunde nach der Beendigung seiner Rede geschehen zu sein und dann müssen noch mehrere Minuten verstrichen sein, ehe ich Mittheilung erhielt, da man den Pascha schon fortgeschafft,

ihm Wasser über den Kopf gegossen, um ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen, und ihn dann ins deutsche Hospital getragen hatte, während das Tanzen und Singen der Eingeborenen seinen ungestörten Fortgang nahm.

Meinem Führer nacheilend, vollständig niedergedrückt von diesem plötzlichen Uebergange von der Fröhlichkeit zur Trauer, von der Freude zum Kummer, von der hoch aufgerichteten, vor Vergnügen strahlenden und von Glück erregten Gestalt zum stillen Körper am Rande des Grabes, stürzte ich nach dem Hospital, wo ich vor der Thür einen deutschen Offizier traf, dessen erhobene Hände den Eindruck enthüllten, welchen er von dem unglücklichen Manne erhalten hatte. Oben wurde ich an ein Bett gewiesen, das von einer ängstlich blickenden Gruppe umstanden war. Als ich hinblickte, sah ich den Körper des Paschas halb entkleidet auf dem Bett liegen und die rechte Seite des Kopfes und das rechte Auge mit nassen Compressen bedeckt. Ich hob eine Ecke der angefeuchteten Charpie auf und bemerkte, daß das rechte Auge durch einen infolge der Schwellung der Gewebe entstandenen Klumpen geschlossen war und die Charpie sich durch das aus dem Ohr träufelnde Blut purpurn färbte. Kein Mensch schien einen genauen Bericht geben zu können, wie das Unglück geschehen war, doch ging die Ansicht allgemein dahin, daß der Pascha, der halb erblindet und schon seit den letzten beiden Jahren in diesem Zustande gewesen war, sich etwas zu lebhaft nach der Veranda oder Balkonmauer jener „Palmenlaube“, in welcher wir gefrühstückt hatten, bewegt, um die im Mondenschein tanzenden Eingeborenen zu betrachten, die Höhe falsch beurtheilt, sich plötzlich zu weit übergelehnt habe und, ehe er das Gleichgewicht wieder bekommen konnte, auf das Zinkdach über dem Seitenpfade und von dort auf die Straße gefallen sei, ein Sturz von etwa $4^1/_4$ m vom Rande des Daches. Lieutenant Rochus Schmidt war sofort benachrichtigt worden und auf die Straße geeilt, wo er den Pascha besinnungslos gefunden und ihm kaltes Wasser über den Kopf gegossen hatte, um ihn ins Bewußtsein zurückzurufen. Als ihm dies nicht gelang, hatte er ihn ins Hospital schaffen lassen.

Am nächsten Morgen meldete mir Dr. Parke, daß der Pascha bis gegen Tagesanbruch vollständig ohne Besinnung geblieben sei und der Unfall, wenn auch ohne Zweifel ein ernster, doch nicht nothwendigerweise als gefährlich angesehen werden müsse, da er den Pascha untersucht, aber keinen Schädelbruch habe entdecken können. Das aus dem Ohr träufelnde Blut rühre von verletzten Arterien her;

wenn keine Entzündung einträte, könne er bequem in zehn Tagen weiter befördert werden. Der Pascha sei an der rechten Seite und am Rücken stark wund geschlagen und litte große Schmerzen.

Zwei Aerzte von den deutschen Kriegsschiffen erklärten jedoch, sie seien nach sorgfältiger Untersuchung zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Zustand des Paschas ein höchst gefährlicher sei, da an der Basis des Schädels unverkennbar ein Bruch stattgefunden habe und von derartigen Fällen nur 20 Procent wiederhergestellt würden.

In Bagamoyo gab es nicht einen einzigen Europäer, der nicht aufs äußerste bekümmert war über das traurige Ereigniß, welches die allgemeine Freude gestört hatte. Das Gefühl ging viel tiefer, als Soldaten es zeigen mögen. Nach außen trat es nicht zu Tage, aber im Innern war man erschüttert darüber, daß der erste Tag, den Emin nach vierzehnjähriger Abwesenheit unter seinen Landsleuten und Freunden verlebte, so unglücklich enden mußte. Was dem Emir Keremallah und seinen Fanatikern, hundert barbarischen Negerstämmen, den Verschwörern und aufrührerischen Soldaten, sowie einem vierzehnjährigen Aufenthalte in der Aequatorhitze nicht gelungen war, das hätte eine unschuldige Gastfreundschaft beinahe zu Stande gebracht. Gerade in diesem Augenblicke hätte man mit Recht sagen können: Seele freue dich! Siehe, der Schatten des Grabes ist über ihr Gesicht gefallen. Die außerordentlich traurigen Aussichten und die rasche Zerstörung der Freude machten die Leute karg in der Sprache und feierlich verwundert über das geschehene Unglück.

Am 6. December wurden unsere Leute auf dem englischen Kriegsschiffe „Somali“ und drei Dampfern des Majors Wißmann eingeschifft und um 9 Uhr vormittags formirte sich die Flotte, bestehend aus dem englischen Kriegsschiffe „Turquoise“, Kapitän Brackenbury, mit Lieutenant Stairs, Major Wißmann und den Herren Jephson und Bonny an Bord; dem „Sperber“, Kapitän Voß, mit mir, Kapitän Nelson und vier algerischen Missionaren an Bord; der „Schwalbe“, Kapitän Hirschberg, dem englischen Kriegsschiffe „Somali“, Commander Fraser, und drei von Wißmann's Dampfern, nach Aufwindung der Anker in Linie und trat die Reise nach der Insel Sansibar an. Die klare blaue See, die auf den an unsern Seiten liegenden Riffen zu einem hellen Grün verblaßte, war wundervoll, und mit tiefen Zügen athmeten wir in der uns entgegenkommenden leichten Brise die von Krankheit und Miasmen freie Luft ein. Ach, welch große Erleichterung ich fühlte, daß es jetzt ein Ende hatte, jeden Morgen zwischen hundert ächzenden



Rückkehr der Expedition nach Sansibar

mit den englischen Kriegsschiffen „Turquoise“ und „Somali“, den deutschen Kriegsschiffen „Sperber“ und „Schwalbe“ und der Dampferflotille des Major Wißmann.

und verzweifelnden Invaliden sich zu erheben, die mir ihre Hülflosigkeit klagten und mich um Beistand anflehten, daß die täglichen Scenen von Krankheit, Leiden und nicht zu milderndem Elend, die beständigen Qualen aufhörten, denen die duldende Karavane während einer langen Zeit unterworfen gewesen war, einer Zeit, die uns jetzt wie ein Menschenalter der schrecklichsten Schwierigkeiten erschien, welche weit über diejenigen hinausgingen, die wir erwartet hatten, als wir leichten Herzens die Mission übernahmen, den Gouverneur der Aequatorialprovinz zu entsetzen.

Und nun möchte ich einen Augenblick stolz sprechen. In der Kenntniß dessen, was meine Gefährten und ich wissen, haben wir die sichere Ueberzeugung, daß, was die Menschen aus Neid, Böswilligkeit und Eifersucht auch sagen mögen, selbst das allerschärfste Kreuzverhör der Zeugen vor einem Gerichtshofe, soweit wir in Betracht kommen, nichts weiter herausbringen würde, als eine noch vollständigere Anerkennung und höhere Würdigung der Opfer und ernstlichen Bestrebungen, welche wir freiwillig und ohne Entgelt aufgewendet haben, um Emin Pascha, Kapitän Casati und ihren paar hundert Begleitern zu helfen. Geld, Zeit, Jahre, Kraft, Gesundheit, Leben, alles und jedes, freiwillig, freundlich und hingebend, ohne auch nur den Gedanken an eine Belohnung, die, wie dieselbe auch beschaffen sein mag, als Entschädigung vollständig unzureichend sein würde. Was sind für einen Mann wie ich Bankette? Eine Brotkruste, ein Stück Fleisch und eine Tasse Thee sind ein Festmahl für jemand, der während des größten Theils von 23 Jahren nicht soviel gehabt hat, um jeden Tag Speisen im Werthe von einem Schilling zu essen. Empfangsfeierlichkeiten? Das sind gerade die Ehren, vor denen ich fliehen möchte, da ich ein schlechter Redner zu sein glaube und die Natur mich nicht mit der Neigung, mich an Reden zu erfreuen, ausgestattet hat. Orden? Ich kann sie nicht tragen und selbst das Vergnügen, sie zu betrachten, ist mir wegen meiner beständigen Abwesenheit versagt. Was sonst? Nichts. Keine Ehre oder Belohnung, wie groß sie auch sein mag, kann jener zarten Befriedigung gleichkommen, welche der Mensch fühlt, der auf sein Werk zeigen und sagen kann: „Siehe, das Werk, welches ich mit aller Treue und Ehrlichkeit, mit Macht und Kraft, mit allen meinen Fähigkeiten und mit Gottes Willen ausführen wollte, ist heute beendet. Sage, ist es gut und richtig gemacht?" Und wenn der Arbeitgeber dann zugesteht, daß es gut und richtig gemacht ist, kann es dann eine noch größere Belohnung geben, als die des eigenen Innern?

Am Morgen hatte ich Emin Pascha einen Besuch gemacht und ihn in großer Unruhe und Schmerzen gefunden. „Nun, Pascha", sagte ich, „Sie wollen hoffentlich nicht die Möglichkeit zugeben, daß Sie hier sterben könnten, nicht wahr?" „O nein! So schlecht steht es nicht mit mir", erwiderte er und schüttelte den Kopf.

„Nach dem, was ich gesehen habe, Pascha, bin ich ganz derselben Ansicht. Ein Mensch mit einem gebrochenen Schädel würde in dieser Weise den Kopf nicht bewegen können.* Leben Sie wohl! Dr. Parke wird bei Ihnen bleiben, bis Sie ihn entlassen; ich hoffe jeden Tag gute Nachrichten von ihm zu erhalten." Dann schüttelten wir uns die Hände und ich entfernte mich.

Es mag seltsam sein, ist aber wahr. Emin Pascha, der solange er im Innern war, von kosmopolitischem Geiste beseelt war und freie Ansichten zu haben schien, wurde in einigen wenigen Tagen ganz anders. Noch am Morgen vor unserer Ankunft in Bagamoyo hatte ich zu ihm gesagt: „Binnen kurzer Zeit, Pascha, werden Sie unter Ihren Landsleuten sein; aber vergessen Sie nie, wenn Sie voll Stolz und Freude sind, wieder unter ihnen zu sein, daß es Engländer waren, die in der Zeit der Noth zuerst Ihre Rufe gehört haben, und englisches Geld diese jungen Engländer in den Stand gesetzt hat, Sie vor Chartum zu bewahren."

„Niemals, fürchten Sie das nicht", erwiderte der Pascha.

Dr. Parke hat, wie ich höre, viel Unannehmlichkeiten ertragen müssen. Als er aber schließlich selbst erkrankte, wurde er mit Gefahr seines Lebens nach dem französischen Hospital in Sansibar geschafft, wo er in fast ebenso hoffnungslosem Zustande darniederlag, wie Emin Pascha unmittelbar nach seinem Unfalle. Glücklicherweise erholte er sich wieder von der schweren Krankheit, die er sich während seiner Pflege am Lager des Paschas zugezogen hatte.

Als die Nachrichten aus Bagamoyo immer unbefriedigender lauteten, sandte ich schließlich meinen Zeltdiener Sali hin, der von einem Besuche bei dem Pascha mit der Erklärung zurückkehrte, man habe gedroht, mit ihm kurzen Proceß zu machen, wenn er je wieder nach Bagamoyo komme. Nie habe ich eine weitere Botschaft oder Notiz von Emin erhalten.

Während ich mit dem Schreiben des Schlußkapitels beschäftigt

---

* Der Pascha traf, vollständig wiederhergestellt, gegen Anfang März in Sansibar ein.

war, wurde es bekannt, daß Emin Pascha in den Dienst der deutschen Regierung in Ostafrika getreten sei. Die Ueberzeugung, daß er das thun würde, war es gewesen, welche mich am 4. December veranlaßt hatte, ihn daran zu erinnern, daß es englisches Geld gewesen sei, welches unserer Expedition es ermöglicht habe, zu seinem Entsatz und seiner Befreiung zu eilen. Daß er schließlich vorgezogen hat, lieber Deutschland als England zu dienen, erscheint vollkommen natürlich, und doch hat die Mittheilung sehr viele seiner wärmsten und uninteressirtesten Freunde, zu denen auch wir uns zählen können, überrascht.

Unter den mir vom britischen Auswärtigen Amte ausgehändigten Abschriften von Briefen, welche sich auf Emin Pascha und die Zwecke unserer Expedition beziehen, befindet sich nämlich die Copie eines Schreibens, besagend, daß es von Emin selbst an Sir John Kirk gerichtet ist und in welchem er sich erbietet, seine Provinz England zu überliefern, schon als er noch keine Befugniß vom Khedive hatte, sie aufzugeben. Die Veröffentlichung des Briefes im Druck hat ihn sehr geärgert, da das Schreiben ihn anzuklagen schien, daß er die Interessen seiner Regierung zu verrathen suche, der er angeblich so treu gedient hatte. Anstatt daß aber ein Agent Englands erschien, der die Befugniß hatte, mit ihm über die Auslieferung der Provinz an die britische Regierung zu verhandeln und ihn zum Gouverneur derselben unter britischer Oberhoheit zu ernennen, kam ich mit der Mittheilung, daß die ägyptische Regierung auf den Rath des britischen Geschäftsträgers in Kairo unsere Expedition nur benutzt habe, um ihm ihren Wunsch zu übermitteln, daß er sich mit denjenigen Truppen, die ihn zu begleiten bereit seien, aus der Aequatorialprovinz zurückziehen möge, andernfalls solle er auf seine eigene Verantwortung hin im Lande belassen werden. Wer sich für Motive interessirt, wird es daher nicht schwer finden, das anscheinende Zögern und die Unentschlossenheit zu begreifen, mit welcher er kämpfte, als ich ihn um seine Absichten befragte. Denn ihm konnte nichts unerwarteter und unwillkommener sein, als die officiellen Schreiben des Khedive und Nubar Pascha's, welche den Entschluß aussprachen, die Provinz zu räumen, es sei denn das absolute Stillschweigen der britischen Regierung, britischer Philanthropisten oder kaufmännischer Gesellschaften über die Zukunft des Landes, in welchem er so viele Jahre seines Lebens in Zufriedenheit, wenn nicht in Frieden zugebracht hatte. Statt dessen, was er erwartet, hatte ich ihm nur das Anerbieten des Königs der Belgier zu machen, an welches gewisse Bedingungen geknüpft waren, die ihm

die Offerte werthlos zu machen schienen. Er konnte Einkünfte nicht garantiren, möglicherweise weil er besser als irgendjemand sonst wußte, daß es in Aequatoria weder eine Regierung, noch eine Provinz gab und Einkünfte deshalb nicht gesammelt werden konnten. Dann erst schlug ich, einzig und allein auf meine Verantwortung hin, ihm vor, Dienste bei der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu nehmen, weil ich aus der Abschrift seines Briefes an Sir John Kirk wußte, daß mein Anerbieten seinem eigenen Vorschlage näher kam als die andern. Da ich, ohne dazu autorisirt zu sein, das Engagement ihm nicht garantiren, sondern nur versprechen konnte, daß ich mein Möglichstes thun würde, um meine Ideen zu verwirklichen, so konnte ich von ihm auch nur die Erklärung erhalten, daß er die zweite Offerte vorziehen würde, da sie ihm lieber sei, als nach Aegypten zurückzukehren oder dem Kongostaate zu dienen. Und dennoch vermochte er, wie wir wissen, keines der beiden Anerbieten definitiv anzunehmen, weil er nicht sagen konnte, ob seine rebellischen Offiziere einwilligen würden, die Provinz zu verlassen, um auch nur bis zum Victoria-Njansa zu gehen. Da meine Mission zu Emin einzig und allein darin bestand, ihm Munition zuzuführen oder ihm in irgendeiner ihm wünschenswerthen und zusagenden Weise zu helfen, stand es mir ebenso frei, ihm Anerbieten von Italien, Deutschland, Rußland, Portugal oder Griechenland wie von Belgien zu überbringen. Aber da Emin nicht geneigt war, nach Aegypten zurückzukehren, und das ihm seitens des Königs Leopold gemachte hochherzige Anerbieten einer Anstellung ablehnte, er es auch nicht wagte, sich zur Annahme von Diensten bei der englischen Gesellschaft zu verpflichten, bis er festgestellt hatte, ob irgendwelche von seinen Leuten ihn zu begleiten geneigt waren, so war er gezwungen, nach seiner Provinz zurückzukehren, um die Neigungen seiner Offiziere zu erforschen, und bei dieser Gelegenheit wurde er abgesetzt und zum Gefangenen gemacht. Als seine Offiziere ihm gestatteten, unser Lager zu besuchen, stellte er sich unter unsern Schutz und begleitete uns nach der Küste, nur mit denjenigen Anhängern, die wir zwangen, ihn auf der Reise zu bedienen.

Wir haben also, nachdem wir unsere Mission mit jeder Rücksicht und allem Respect, solange er als Gouverneur einer wichtigen Provinz handelte, und mit jeglicher Freundlichkeit und zarten Sorgfalt für ihn und seine Familie während der 2500 km langen Reise, bis er sich in den Armen seiner Landsleute befand, getreulich ausgeführt haben, einigen Grund, um mehr als überrascht davon zu sein, daß

der Unfall bei dem Bankett in Bagamoyo unsere Bekanntschaft so plötzlich und ohne die geringste Anerkennung seinerseits beendigt hat. Ich weiß, ich habe Emin dreimal gekränkt. Das erste mal war am 5. April, als meine Geduld nach 52tägiger Zurückhaltung riß, weil ich ihn vollständig unfähig fand, einen Entschluß zu fassen, einen Vorschlag zu machen oder einen solchen von mir anzunehmen. Noch jetzt regt mich schon der Gedanke daran auf. Hätte der Pascha einen Prügelknaben gehabt, der arme Bursche würde, wie ich fürchte, eine schwere Zeit gehabt haben. Zweitens war mein Urtheil in der Affaire mit der Frau Mohammed's nicht nach seinen Wünschen, und doch hätte ich, wäre er mein Bruder oder Wohlthäter gewesen, nicht anders können, als strengste Gerechtigkeit zu üben. Das dritte mal war in Mtsora, als Emin kam, um sich wegen gewisser von ihm gebrauchter heftiger Worte zu entschuldigen, und ich die Gelegenheit benutzte, ihm meine Meinung darüber zu sagen. „Ich acceptire Ihre Entschuldigung freimüthig, Pascha", sagte ich, „hoffe aber, daß Sie uns gestatten werden, Sie von hier bis nach der Küste noch als Gouverneur der Aequatorialprovinz anzusehen und nicht als ein verzogenes Kind. Wir sehen nur mit Bedauern, daß Sie solche Empfindlichkeit zeigen, während wir nicht vergessen wollen, daß Sie der sind, für den wir alle bereit waren, unser Leben jeden Augenblick hinzugeben. Die Art und Weise, wie Sie und Casati wegen eingebildeter Beleidigungen sich empfindlich zu zeigen pflegen, ist uns neu. Wir verstehen nicht, weshalb jedes kleine Misverständniß die Unterbrechung des Verkehrs zur Folge haben muß. Wir sind gewohnt gewesen, unsere Meinungen freimüthig auszusprechen, aber nie auch nur eine Minute Empfindlichkeit zu nähren oder über eingebildete Unbilden zu brüten. Wenn Sie dies vor Augen halten könnten, würden Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß Ihre unnatürliche Abschließung in Ihrem Zelte uns absurd erscheinen muß."

„Herr Stanley, es thut mir leid, daß ich überhaupt mit Ihnen gegangen bin, und ich werde Sie bitten, mir, wenn wir Herrn Mackay erreichen, zu gestatten, dort zu bleiben", erwiderte er.

„Aber weshalb denn, Pascha?" fragte ich. „Sagen Sie mir, weshalb und was Sie wünschen. Hat jemand Sie gekränkt? Ich weiß alles, was in diesem Lager geschieht, ich gestehe aber, daß es mir nicht bekannt ist, daß irgendjemand Sie absichtlich gekränkt hätte. Bis herunter zu dem kleinsten Sansibarknaben vermag ich nur den aufrichtigen Wunsch zu entdecken, Ihnen zu dienen. Lassen Sie mich nun, Pascha, Ihnen zum ersten mal in wenigen Worten sagen, wie seltsam Ihr Be-

nehmen uns erschienen ist. Als wir uns freiwillig erboten, Ihnen Entsatz zu bringen, waren Sie ein Held für uns; Sie waren Gordon's letzter Statthalter, der sich in Gefahr befand, von dem Schicksal überwältigt zu werden, das jeden, der mit dem Sudan in Verbindung stand, zu erfassen schien, und wir beschlossen daher, alle unsere Kräfte aufzuwenden, um Sie dem anscheinend allgemeinen Verhängniß zu entziehen. Wir fragten nicht, in welchem Lande Sie geboren seien, erkundigten uns nicht nach Ihrem Vorleben; Sie waren für uns Emin, der heldenmüthige Gouverneur der Aequatorialprovinz. Felkin, Junker und Allen, von der Antisklaverei-Gesellschaft, hatten durch Briefe und Reden in jedem Herzen große Sympathien für Emin, den letzten Statthalter Gordon's, hervorgerufen. Man sagte uns, alles, was Sie brauchten, sei Munition, und von dem Tage an, an welchem ich Neuyork verließ, um den Befehl über diese Expedition zu übernehmen, hatte ich nur den einzigen Gedanken, Sie zu erreichen, ehe es zu spät wäre. Ich schrieb Ihnen von Sansibar aus, wir beabsichtigten die Kongo-Route einzuschlagen, und würden nach Kavalli am Südwestende des Albert-Sees marschiren, und bat Sie, die Eingeborenen auf unser Kommen vorzubereiten, da Sie zwei Dampfer, Boote und Kanoes besaßen. Nun, wir erreichten Kavalli am 14. December 1887, Sie trafen nicht vor März 1888 dort ein. Dieses Unterlassen Ihrerseits kostete uns das Leben eines wackern jungen Engländers und verursachte uns einen Aufenthalt von vier Monaten. Wir mußten nach Fort Bodo zurückkehren und unser Boot holen, um Sie aufzusuchen. Während unsers 26tägigen Beisammenseins mit Ihnen waren Sie nicht einer einzigen Sache sicher, ausgenommen daß Sie auf die Ankunft des Majors und der Nachhut warten wollten. Wir eilten zurück, um diese aufzusuchen, und fanden, daß der Major todt und die Colonne ein Wrack war. Als wir im Januar 1889 zu Ihnen zurückkehrten, waren Sie abgesetzt, ein hülfloser Gefangener und in Gefahr, nach Chartum gebracht zu werden; und dennoch waren Sie, obwol Sie mir geschrieben hatten, Sie, Casati und viele Aegypter seien zur Abreise bereit, nach 56tägigem geduldigen Warten unsererseits noch immer unentschlossen, was Sie thun sollten. Meine Krankheit gab Ihnen einen Aufenthalt von weitern 28 Tagen, aber ich finde Sie noch immer sich nach etwas sehnend, das ich nicht zu errathen vermag und das Sie nicht nennen wollen. Bis zu diesem Augenblicke haben wir Major Barttelot und 300 Menschenleben verloren; wir sind hier, um selbst unser Leben einzusetzen, wenn es nöthig ist. Was

können wir noch mehr für Sie thun? Schreiben Sie uns in klaren Worten auf, was Sie brauchen, und Sie werden dann selbst beurtheilen können, ob unsere Betheuerungen nur leere Worte sind."

Von diesem Augenblicke bis zu der Stunde, als ich ihm am 6. December im Hospital Lebewohl sagte, ist nichts geschehen, was unsern angenehmen Verkehr hätte trüben können. Es war jedoch eine Schwierigkeit vorhanden, die mich bekümmerte, und die bestand darin, daß ich meine Briefe an das Emin-Entsatzcomité abfassen wollte, ohne mein Erstaunen über das außerordentliche Schwanken zu verrathen, durch das sich das Benehmen des Paschas kennzeichnete. Es wäre eine angenehmere Aufgabe für mich gewesen, hätte ich die Illusionen, mit denen wir von England aufgebrochen waren, aufrecht erhalten können; doch das war unmöglich. Was in Kavalli geschehen war, hatte jeder Offizier der Expedition gesehen, und in einem unbewachten Augenblicke würde sich sicherlich die Maske, unter welcher die Freundschaft vielleicht die Excentricitäten des Paschas zu verbergen versucht hätte, beiseitegeschoben haben. Es war daher nothwendig, die Wahrheit so wohlwollend wie möglich zu sagen, damit, was auch Kritiker daraus ableiten möchten, der schlimmste Vorwurf der wäre, daß sein anscheinendes Schwanken die Folge übertriebener Liebenswürdigkeit sei.

Allein das Benehmen des Paschas in Bagamoyo, von dem Augenblicke an, als er ins deutsche Hospital kam, läßt mir nicht das Vorrecht, ihn in so liebenswürdigem Lichte zu schildern. Die undankbare Behandlung, welche der arme Sali erfuhr, die Thatsache, daß er meine Briefe zur gemeinsamen Kenntniß der deutschen Offiziere brachte, die ihn sämmtlich baten, seinen eigenen guten Namen und Ruf zu bedenken, die seltsame Undankbarkeit, welche er Dr. Parke bewies, der in der ganzen weiten Welt keinen Feind hätte haben sollen, die plötzliche und unerklärliche Einstellung des Verkehrs mit allen Mitgliedern der Expedition zwingen mich, dies Buch nicht ohne Erwähnung dieser Dinge zu schließen.

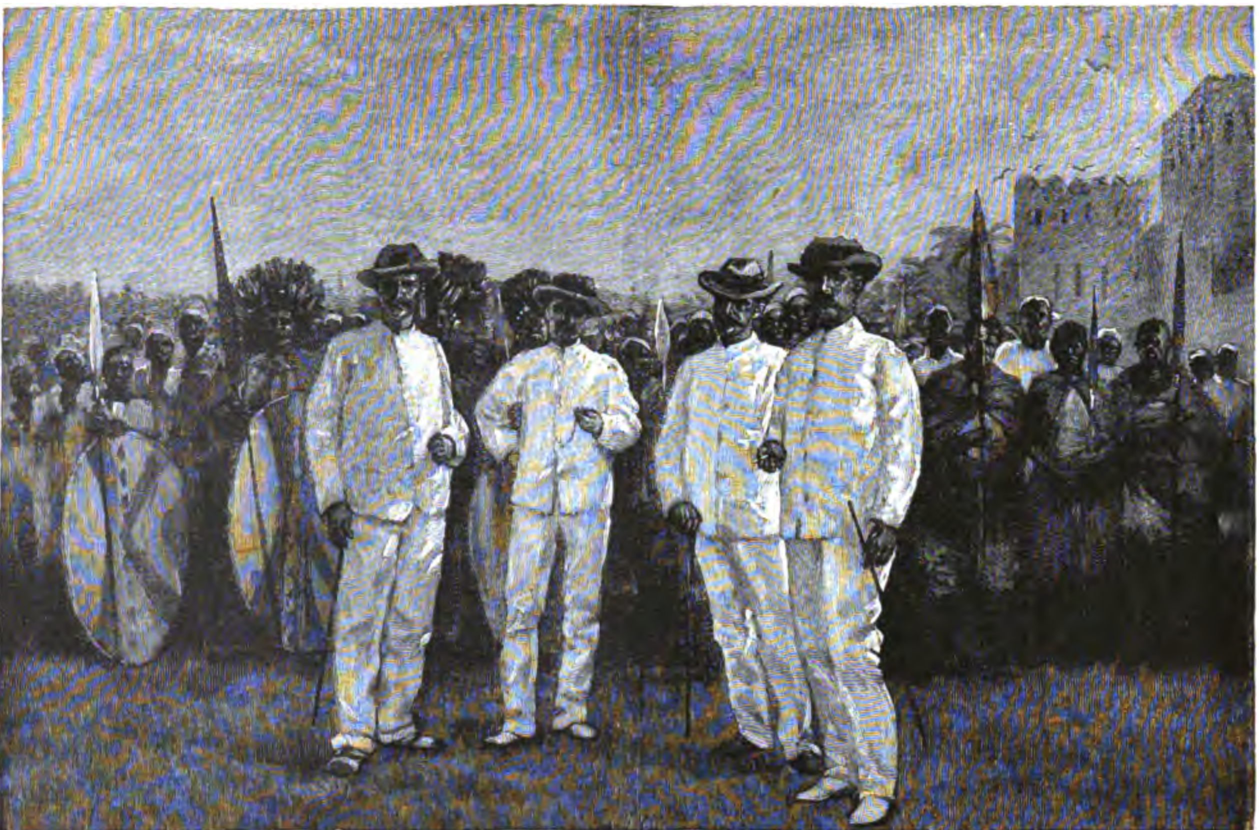
In Afrika drückte Emin Pascha die Befürchtung aus, daß er, wenn er nach Aegypten zurückkehrte, ohne Beschäftigung sein würde. Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft in Kairo nahm ich mir die Freiheit, in den Khedive zu dringen, er möge Emin Pascha sobald wie möglich darüber beruhigen, daß er sicher eine Anstellung erhalten werde. Der Khedive gab sofort seine Zustimmung, und nach 36 Stunden antwortete Emin: „Dank, mein gütiger Gebieter."

Vier Wochen später telegraphirte er an den Khedive und bat den-

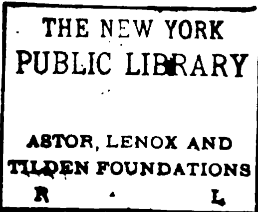
selben, ihm in Sansibar einen Credit von 400 Pfd. St. zu eröffnen, worauf die ägyptische Regierung Oberst Euan Smith in Sansibar ersuchte, er möge diese Summe an Emin auszahlen, der alsdann zurücktelegraphirte: „Da Sie mich nicht besser behandeln, übersende ich Ihnen mein Abschiedsgesuch."

Weil er England seine Dienste angeboten hatte, wurde die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft veranlaßt, seinen Anträgen näher zu treten, und während meines Aufenthalts in Kairo habe ich erfahren, daß ihm die Annahme eines sehr liberalen Anerbietens anheimgestellt war; plötzlich wurde indeß jedermann von der Nachricht überrascht, daß er Dienste bei den Deutschen in Ostafrika genommen habe, wo es selbstverständlich eine seiner ersten Pflichten sein würde, seine neuen Herren von dem hohen Werthe, welchen die Directoren der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft auf sein Verwaltungstalent gelegt hätten, in Kenntniß zu setzen.

Wie schon oben erwähnt, ist sein Wunsch, den Deutschen zu dienen, keine Ueberraschung für mich gewesen; allein die rücksichtslose Gleichgültigkeit gegen seinen eigenen Ruf und seine Nichtachtung der zartern menschlichen Gefühle sind sicherlich geeignet, die Bewunderung für ihn zu verringern. Während vielen Lesern dieses Buches seine Beschäftigung durch seinen Kaiser gleichgültig sein wird und sie es als vollständig natürlich und richtig ansehen werden, daß er seinem Geburtslande und seinen Landsleuten den Vorzug gibt, wird es ihnen doch weniger natürlich erscheinen, daß er die Flagge, der er nach seiner in Kavalli aufgestellten Behauptung über 20 Jahre gedient hat, so verächtlich beiseitewerfen, oder daß er von seinem „gütigen Gebieter", welcher 14000 Pfd. St. zu seiner Rettung hergegeben hatte, sich so ohne alle Umstände trennen konnte, oder daß Sir William Mackinnon und seine englischen Freunde, welche den Betrag von 16000 Pfd. St. gezeichnet hatten, um ihm die erbetene Hülfe zu senden, eine solch plötzliche Abkühlung ihrer freundlichen Sympathien erfahren mußten. Und ebenso erscheint es uns nicht so ganz natürlich, daß er „seine lieben Leute", für die er im Mai 1888 und im Februar und März 1889 so hochherzig sprach, so rasch vergessen mußte, daß er sie vier Monate ohne ein Wort der Nachricht ließ. Der Apotheker, Dr. Vita Hassan, sein ergebenster Anhänger, erhielt einige Tage bevor ich von Kairo abreiste einen Brief von ihm, in welchem der Pascha ihm mittheilte, daß er, Vita Hassan, und die andern jetzt für sich selbst sorgen müßten und er sich nicht mehr mit ihnen beschäftigen könne, da er seine Verbindungen



Die Getreuen in Sansibar.



mit Aegypten gelöst habe. Der arme Schukri Aga, getreu bis zum letzten Augenblicke, kam thränenden Auges zu mir und fragte, was das alles zu bedeuten habe, was er gethan habe, um mit solcher Vernachlässigung behandelt zu werden? Mit einem ihnen für acht Jahre zukommenden rückständigen Gehalt begreifen die Anhänger des Paschas nicht, weshalb ihr früherer Chef sie so vollständig beiseitegeschoben hat.

Man erwies uns in Sansibar so viel Höflichkeit und Gastfreundschaft, daß die bloße Aufzählung derselben ganze Seiten füllen würde. Herrn Major Wißmann bin ich für seine großartige, unbeschränkte Gastfreundschaft aufs höchste verpflichtet, und ich fühlte mich geehrt durch die Bekanntschaft dieses edlen, tapfern deutschen Heerführers. Den wackern Kapitänen Voß und Hirschberg sind wir für ihre unablässige Freundlichkeit große Dankbarkeit schuldig. Was den Generalconsul Oberst Euan Smith und seine reizende Gattin anlangt, denen ich für unzählige Gefälligkeiten, ebenso bereitwillige wie fürstliche und uninteressirte Gastfreundschaft und zahllose Artigkeiten und Ehren verpflichtet bin, so bin ich zu arm, um mehr zu thun, als einfach eine Güte zu registriren, die ich nicht zu vergelten vermag. Und in der That, es gab keinen Deutschen, Engländer, Italiener oder Inder in Sansibar, der nicht in der einen oder andern Form, sei es durch reiche Festmahle und ausgesuchte Weine oder auf andere Weise, mir und meinen Gefährten ihre, wie sie es nannten, Anerkennung zeigten für unsere Verdienste um Emin Pascha, Kapitän Casati und ihre Begleiter.

Nachdem der Agent der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Verein mit Lieutenant Stairs die Arbeit, die den Ueberlebenden zustehenden Gelder zu berechnen, beendet und den Leuten die entsprechenden Beträge ausgezahlt hatte, wurden sie durch eine Summe von 10000 Rupien, zu denen der Khedive von Aegypten 3000, der Emin-Entsatzfonds 3000, ich selbst 3000 und der Seyid Khalifa von Sansibar 1000 Rupien beigetragen hatten, in den Stand gesetzt, einem jeden der Ueberlebenden je nach seinen Verdiensten noch 40—60 Rupien extra auszuhändigen. General Lloyd Mathews gab ihnen auch ein großes Festmahl und bewies ihnen namens des gutherzigen Sultans in verschiedener Weise, wie das Verdienst zu belohnen ist. Unter die Witwen und Waisen derjenigen, welche im Lager bei Jambuja und bei der Vorhut umgekommen sind, wird eine vom Entsatzfonds ausgesetzte Summe von 10000 Rupien vertheilt werden.

Unter den Leuten, welche mich in Sansibar besuchten, befand sich

auch ein mohammedanischer Ostindier, Namens Djaffar Tarja, ein wohlhabender Kaufmann aus Bombay, der als Agent vieler arabischer und sansibaritischer Karavanen in Afrika fungirt. Unter anderm ist er auch Agent für Hamed ben Mohammed, alias Tippu-Tib. Wie er mir mittheilte, hatte er die Summe von 10600 Pfd. St. in Gold in seinem Besitz, die ihm von der Regierung des Kongostaates für Tippu-Tib ausgezahlt worden war für Elfenbein, das Lieutenant Becker im Namen des Staates von Tippu-Tib gekauft hatte. Djaffar Tarja hatte also, ohne es zu ahnen, mir das Mittel in die Hand gegeben, um Tippu-Tib eines Tages vor das Consulargericht in Sansibar zu bringen, um wegen gegen britische Unterthanen, die Mitglieder des Emin-Entsatzcomité, begangener Vergehen abgeurtheilt und zur Rückzahlung gewisser Unkosten verpflichtet zu werden, welche wir getragen hatten infolge seiner vor dem Generalconsul Holmwood abgegebenen Erklärung, daß er die Expedition zum Entsatze Emin Pascha's mit Trägern unterstützen würde. Wir hatten ihm daher auf Grund des von ihm unterzeichneten Uebereinkommens, wonach er der Expedition 600 Träger liefern wollte, freie Ueberfahrt und Beköstigung für ihn und 96 seiner Begleiter von Sansibar nach Banana-Point am Kongo gewährt = 1940 Pfd. St., und von Banana-Point nach den Stanley-Fällen = 1940 Pfd. St. Ferner hatte er in Jambuja 47 Ballen Stoffe, etwa 50 Kisten Schießpulver und ebenso viel fertige Munition, Remingtongewehre, Elefantenbüchsen, Revolver, sowie Vorräthe im Werthe von 128 Pfd. St. für seinen Unterhäuptling Muini Somai erhalten, gegen das Versprechen, Träger zur Begleitung des Majors zu liefern, bis dieser entweder mich oder Emin Pascha träfe; indessen hatte er dies nur auf eine Entfernung von etwa 145 km gethan und dadurch uns einen Aufenthalt von fast einem Jahre und weitere Unkosten für den Extralohn von etwa 250 Sansibariten für fast 12 Monate bereitet. Die Gesammtsumme unserer Forderungen, welche wir berechtigterweise stellen konnten, bezifferte sich auf 10000 Pfd. St., weshalb ich den Antrag stellte, es möge dem englischen Unterthan Djaffar Tarja aufgegeben werden, die in seinen Händen befindlichen Gelder nicht eher aus den Händen zu geben, als bis ein britischer Gerichtshof entschieden hätte, ob das Emin-Entsatzcomité nicht zum Zurückempfang dieser Unkosten und sonstigen Gelder berechtigt sei. Nachdem der Consularrichter die Zeugenaussagen gehört hatte, gab er meinem Antrage Folge. Es ist also, wenn dieser Erzbösewicht mit strenger Gerechtigkeit behandelt wird, kein Zweifel, daß das Emin-

Entsatzcomité in den Besitz von genügenden Mitteln gelangen wird, um jedem überlebenden Sansibariten ein Geschenk von etwa 300 Rupien zu machen und unsern Offizieren eine baare Summe von je 1000 Pfd. St. auszuzahlen, eine Anerkennung, die ihnen von Herzen zu wünschen wäre.

Nachdem ich bei der Ankunft in Kairo am 16. Januar 1890 den ägyptischen Behörden die 260 Flüchtlinge übergeben hatte, suchte ich mir ein stilles Haus, um diesen Bericht über die dreijährigen Erfahrungen „Im dunkelsten Afrika“ und die Schilderung unserer „Aufsuchung, Befreiung und Rettung Emin Pascha's, des Gouverneurs der Aequatorialprovinz“ zu schreiben. Ich entdeckte ein solches in der Villa Victoria und ergriff am 25. Januar die Feder, um mein Tagewerk zu vollenden. Allein ich wußte nicht, wie ich beginnen sollte. Wie Elihu hatte ich mein Gedächtniß voll von Stoff, ich wollte gern schreiben, um mich zu erleichtern, konnte mir aber keine Luft machen. Meine rechte Hand hatte die Geschicklichkeit verloren und die Kunst des Satzbaues war mir durch die lange Nichtübung abhanden gekommen. Ich ließ daher, mich wehrend gegen die Mengen von Erinnerungen, die Auslaß begehrten, nach peinlicher Ueberlegung eine nach der andern ans Tageslicht gleiten. Aber während meine Feder an einem Tage mit der Geschwindigkeit von neun Folioseiten in der Stunde über das Papier glitt, vermochte ich zu andern Zeiten kaum 100 Worte in der Stunde zu bilden. Endlich, nach 50tägiger eifriger Arbeit, bin ich jedoch, einem unwiderstehlichen Antriebe folgend, bei der letzten Seite angelangt und muß, da ich außerdem auch 400 Briefe und etwa 100 Telegramme geschrieben habe, aus Uebermüdung den Leser um Erlaubniß bitten, zu schließen.

Einige Scenen aus den wundervollen Gegenden im Innern Afrikas, welche wir zusammen durchwandert haben, müssen für alle Zeiten sich unserer Erinnerung einprägen; der Gedanke an manche der vielen Scenen in jenem großen Walde wird, wohin wir gehen, sich vor die Seele drängen. Der ewige Wald wird für immer in seiner fernen Einsamkeit stehen bleiben; wie in der Vergangenheit, so werden die Bäume auch in der Zukunft unzählige Menschenalter hindurch wachsen und fallen, in stummen, stillen Mengen, schattenhaft wie Geister in der Dämmerung, aber leise sich aufwärts und höher in die Luft und in

den Sonnenschein hineinstehlend. In der Phantasie werden wir oft den Donner krachen und mit rollendem Echo durch das Schweigen und die Dunkelheit hallen hören, die bleifarbenen Nebel am Morgen und das Glitzern des bethauten Grüns, den Glanz des feuchten Blattwerks sehen und den Duft der Blüten einathmen.

Und dann und wann — werden vor dem Gedächtniß Erscheinungen von Männern vorübergleiten, die in dem regnerischen Dunkel kauern, vor Kälte zittern, hohläugig und abgemagert vor Hunger sind und inmitten des Unbekannten verzweifeln; wir werden das Aechzen der Sterbenden hören, die starren Körper der Todten sehen und wieder vor der Hoffnungslosigkeit unserer Lage zurückschaudern. Dann aber wird wie der Abglanz eines schönen Morgens das Grasland vor unserm geistigen Auge aufsteigen, der Anblick der grünen kuppenartigen Hügel, des schwankenden, wogenden, im Sturmwind lustig tanzenden jungen Grases, der sanften Linien des die Thäler verdunkelnden Gebüsches, der bis in weite Ferne sich hebenden und senkenden Wellen des Landes bis dahin, wo die Berge in unbestimmten Umrissen durch das unendliche Blau auftauchen. Und oft wird der Gedanke, leichter beflügelt als die Schwalbe, über den weiten Ebenen, über dem blauen Wasser, über dem lebhaft grünen Lande und dem silberfarbigen See in luftige Höhen emporschweben, entlang der langen Linie der sich zum Semliki hinabwendenden kolossalen Bergmauern. Er wird um die in ihrer Glorie hoch über der afrikanischen Welt thronenden weißköpfigen Bergspitzen schweben, auf das Geräusch der gleich silbernen Pfeilen in den gewundenen Einschnitten des Ruwenzori herabstürzenden Wasser lauschen und die drohenden Regenwolken und die über unerforschten Abgründen schwebenden weißen Nebelschichten, den ewigen Dunst von Usongora durchdringen und mit freudigem Sprunge in die kühle Atmosphäre von Ankori und Karagwe und weiter über tausend Kilometer sich ausdehnende Weideebenen und dünnen Dornenwald wieder zurückeilen nach dem wunderbaren, prachtvollen Blau des Indischen Oceans.

Gute Nacht, Pascha, und auch Ihnen, Kapitän Casati! Wenn Sie diese Blätter gelesen haben, werden Sie verstehen, wie viel Menschenleben und Leiden Ihre Rettung gekostet hat. Ich habe nichts zu bedauern. Was ich gegeben habe, gab ich gern und mit herzlichstem guten Willen. So sprechen wir alle.

Gute Nacht Ihnen, meine Herren vom Comité! Drei Jahre sind verflossen, seitdem Ihre Güte uns beauftragte, die Nothleidenden zu unter-

stützen und den Schwachen zu helfen. Insgesammt sind 260 Personen in ihre Heimat zurückgekehrt; etwa 150 weitere befinden sich in Sicherheit.

Gute Nacht, meine Kameraden! Mögen Euch die Ehren zutheil werden, die Ihr verdient. Ich empfehle Euch den warmen Herzen Eurer Landsleute. Sollte auf diesen Blättern irgendein Zweifel auf Eure Mannhaftigkeit, Loyalität oder Ehre geworfen sein, so wird die Schilderung Eurer Treue während einer Zeit, die an Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit kaum je übertroffen werden wird, den Beweis liefern, mit welch edler Tapferkeit Ihr alles ertragen habt. Gute Nacht, Stairs, Jephson, Nelson, Parke, und auch Euch, Bonny, eine lange Gute Nacht!

Gott sei Dank für immer und ewig. Amen!

Anhang.

I.

In Sansibar erhaltene telegraphische Glückwünsche.

Berlin, 4. December 1889.

Stanley, Sansibar. Dank Ihrer zweckbewußten Beharrlichkeit und Ihrem unerschütterlichen Muthe haben Sie, nachdem Sie schon wiederholt den dunkeln Continent durchkreuzt, eine neue lange Reise voll fürchterlicher Gefahren und fast unerträglicher Strapazen vollendet; daß Sie alle bewältigt haben und Ihr Heimweg Sie durch unter Meine Flagge gestellte Gebiete geführt hat, gereicht Mir zur großen Befriedigung und Ich heiße Sie bei Ihrer Rückkehr zur Civilisation herzlich willkommen.

Wilhelm Imperator Rex.
Graf Bismarck.

Windsor, 10. December 1889.

Stanley, Sansibar. Meine Gedanken sind oft bei Ihnen und Ihren wackern Begleitern, deren Gefahren und Strapazen nun zu Ende sind. Nochmals beglückwünsche ich alle von Herzen, einschließlich der Ueberlebenden der braven Sansibariten, die während Ihrer wunderbaren Expedition solche Hingabe und Tapferkeit gezeigt haben. Hoffentlich schreitet die Genesung Emin's in günstiger Weise fort.

V. R. I.

Brüssel, 23. November 1889.

Stanley, Sansibar. Viele Grüße und die wärmsten Glückwünsche zu Ihrer wunderbaren und heldenmüthigen Expedition.

Leopold.

Washington, 15. December 1889.

Stanley, Sansibar. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat mich beauftragt, Ihnen seine Glückwünsche auszusprechen zu dem Erfolge,

welcher Ihre lange Entdeckungsreise durch Afrika begleitet hat, sowie zu den Vortheilen, die für die civilisirte Welt daraus entstehen mögen.

Blaine.

Kairo, 7. December 1889.

Herrn Stanley, Sansibar. Ich sende Ihnen Meine aufrichtigen und herzlichen Glückwünsche zu Ihrer Ankunft in Sansibar nach allen den Wechselfällen Ihrer wunderbaren Expedition, um Emin Pascha und seinen wackern Gefährten Hülfe zu bringen. Ich habe Ihnen eins Meiner Schiffe, den „Mansourah", geschickt, um Sie hierher zu bringen, und warte ungeduldig auf das Vergnügen, Sie alle zu empfangen.

Mehemet Tewfik, Khedive von Aegypten.

Kairo Abdin, 12. December 1889.

Stanley, Sansibar. Sie sind autorisirt, Ihren Sansibarleuten 200 Pfd. St. als Gratifikation für ihre Dienste auszuzahlen. Der britische Generalconsul ist ersucht worden, Ihnen diesen Betrag für Rechnung der ägyptischen Regierung auszuzahlen.

Mehemet Tewfik, Khedive.

London, 12. December 1889.

Stanley, Sansibar. Die Corporation von London ladet Sie zu einem Empfange in Guildhall ein.

Brand, Guildhall.

Brüssel, 11. December 1889.

Stanley, Sansibar. Die Geographische Gesellschaft in Brüssel gratulirt und ladet Sie ein.

Melbourne, 11. December 1889.

Stanley, Sansibar. Die Geographische Gesellschaft von Victoria wünscht Ihnen Glück. Uebermitteln Sie Emin Pascha unsere innige Theilnahme.

Macdonald, Secretär.

Brüssel, 8. December 1889.

Herrn Stanley, Sansibar. Die Conferenz in Brüssel, mit Recht bewegt über die Leiden und Gefahren, denen Sie mit Ihren Gefährten getrotzt, und die Energie bewundernd, welche Sie bei der Ausführung einer edlen Mission entwickelt haben, sendet Ihnen ihre auf-

richtigen Glückwünsche. Sie anerkennt und würdigt die neuen großen Dienste, welche Sie der Wissenschaft und der Humanität geleistet haben, und bittet Sie, Emin Pascha, der pflichtgetreu einen gefährlichen Posten so lange behauptet hat, ihre Sympathien auszusprechen und ihm namens der Conferenz deren Wünsche für seine vollständige Wiederherstellung mitzutheilen.

Der Präsident Baron Lambermont.

London, 11. December 1889.

Stanley, Sansibar. Sir Julian Goldsmid, Sir Edwin Arnold, Alfred Rothschild, Earl Wharncliffe, Fürst Gluca, Sir Arthur Sullivan, Beatty Kingston, Charles Wyndham, Oberst FitzGeorge, Lord Ronald Gower, Lord Ernest Hamilton, Sir James Linton, Graf Lützow, Sir Morell Mackenzie, General Sir Roger Palmer, D'Oyly Carte, Fred Cowen, Anderson, Critchett, Sutherland Edwards, John Pettie, Robson, Rowe, Frank Lockwood, Farjeon und Professor Herkomer, die Mitglieder des Vorstandes des Clubs für Kunst und Literatur, gratuliren Ihnen herzlich zu Ihrem glänzenden Erfolge und Ihrer glücklichen Rückkehr zur Civilisation und laden Sie zu einem Ehrenbanket ein.

London, 2. December 1889.

Stanley, Sansibar. Der Vorstand der Königl. Geographischen Gesellschaft gratulirt Ihnen herzlich zu Ihrem Reiseerfolge und Ihren großen Entdeckungen.

Grant Duff, Präsident.

Edinburg, 30. November 1889.

Stanley, Sansibar. Herzlichen Glückwunsch und Dank.

Schottische Geographische Gesellschaft.

Manchester, 5. December 1889.

Stanley, Sansibar. Die Geographische Gesellschaft in Manchester sendet Ihnen und Ihren wackern Gefährten herzliche Grüße und hofft, daß Ihre Gesundheit erhalten bleibt.

Greenwood, Steinthal und Sowerbutts.

Berlin, 5. December 1889.

Stanley, Emin, Sansibar. Die Geographische Gesellschaft sendet ein herzliches Willkommen.

London, 4. December 1889.

Stanley, Sansibar. Ich muß Ihnen vor allen Dingen meine wärmsten, herzlichsten Glückwünsche zur Vollendung Ihrer herculischen Aufgabe dar-

bringen. Theilen Sie mir sobald wie möglich Näheres über Ihre Märsche mit und telegraphiren Sie mir über den allgemeinen Gesundheitszustand Ihrer Offiziere. Ich gratulire ihnen zu ihrem Erfolg.

(Baron Sir William) Mackinnon.

London, 25. November 1889.

Stanley, Sansibar. Meine Frau und ich freuen uns dankerfüllten Herzens, von Ihrer Sicherheit und Ihrem Erfolge zu hören, und warten ungeduldig auf weitere Mittheilungen. Nehmen Sie unsere herzlichsten Glückwünsche entgegen. Wir sehnen uns danach, Sie zu sprechen. Uebermitteln Sie Emin Pascha und allen Ihren Gefährten unsere freundlichsten Sympathien. Die sämmtlichen Beamten der (Britisch-Ostafrikanischen) Compagnie sind angewiesen worden, alles zu thun was sie können, um Ihren Wünschen zu entsprechen.

(Baron Sir William) Mackinnon.

21. November 1889.

Das Comité für den Entsatz Emin Pascha's und die Directoren der Kais. Britisch-Ostafrikanischen Compagnie an die Herren H. M. Stanley und Emin Pascha — Die innigsten, herzlichsten Glückwünsche.

Aden, 24. November 1889.

Stanley, Sansibar. Ich und George Mackenzie hoffen einen geeigneten Empfang für Sie vorzubereiten, den ich für ebenso passend, wie nothwendig halte.

Oberst Euan Smith.

Aden, 24. November 1889.

Herzlichstes Willkommen und aufrichtigste Glückwünsche zu Ihrer glücklichen Rückkehr. Ich hoffe nach Bagamoyo zu kommen und Sie dort zu treffen, wenn Sie daselbst nicht vor dem 5. December anlangen. Ich werde erst am 2. December von England in Sansibar ankommen. Selbstverständlich werden Sie nach Ihrer Ankunft bei uns wohnen. Meine Frau schließt sich meinen herzlichsten guten Wünschen an.

George S. Mackenzie.

Stanley. Herzlichste Glückwünsche für Sie und Emin. Bin der Ueberbringer verschiedener Briefe von Freunden. Es ist absolut nothwendig, daß Sie vier Tage in Mombas bleiben. Muß mit größter Hast eilen, um Sie als besonderer Vertreter des Entsatzcomité zu begrüßen.

G. S. Mackenzie, Aden.

London, 25. December 1889.

Stanley, Sansibar. Balinakill sendet Ihnen die vereinigten freundlichsten, herzlichsten guten Wünsche für fröhliches Weihnachtsfest und ein glückliches Neujahr. Sie freuen sich, daß Sie gegenwärtig die wohlverdiente Ruhe nach Ihren Strapazen und Gefahren genießen.

Mackinnon.

Embekelweni, 3. December 1889.

Stanley, Sansibar. Wieder in Sicherheit, Gott sei Dank!

Oberst de Winton, Swazieland.

London, 3. December.

Stanley, Sansibar. Tausendmal willkommen! Ihr alter Freund

(J. R.) Robinson, „Daily News".

London, 14. December 1889.

Stanley, Sansibar. Die Corporation der Fischhändler sendet ihre Glückwünsche und bittet Herrn H. M. Stanley, ihm ihre Ehrenmitgliedschaft anbieten zu dürfen. Wenn Herr Stanley dieselbe anzunehmen geneigt ist, ersucht sie ihn, ihr im Laufe des Monats Februar oder zu einer ihm besser passenden Zeit das Vergnügen seiner Gesellschaft bei einem Festmahl zu schenken.

Brüssel, 7. December 1889.

Stanley, Sansibar. Der Bürgermeister von Brüssel sendet Henry Stanley namens der Gemeindevertretung die wärmsten Glückwünsche zu dem glücklichen Ausgange seines bewunderungswürdigen Unternehmens und hofft ihn im Rathhause zu bewillkommnen.

Buls.

London, 22. December 1889.

Stanley, Sansibar. Zollen dem Helden Beifall und bieten ihm Bewillkommnungsfestmahl an.

Savage-Club.

London, 13. December 1889.

Stanley, Sansibar. Der George-Club gratulirt.

London, 6. December 1889.

Stanley, Sansibar. Die Corporation der Drechsler gab dem Lord Mayor ein Festessen, bei dem viele alte Freunde zugegen waren. Nach dem Empfange eines freundlichen Telegramms von Sr. Majestät König

Leopold, einem Ehren-Drechsler, wurde Ihr Wohl mit lebhaftem Enthusiasmus getrunken. Die Gesellschaft sendet Ihnen innige Glückwünsche zu Ihren ausgezeichneten Erfolgen und bewillkommnet Sie herzlich in der Heimat.

Burdett Coutts, Vorsitzender.

London, 19. December 1889.

Stanley, Sansibar. Beste Wünsche zum Christfeste. Gratulationen von Allen.

Lawson, „Daily Telegraph".

London, 18. December 1889.

Stanley, Sansibar. Amerikaner in London zollen Ihren heldenmüthigen Thaten zum Besten der Humanität und Wissenschaft Beifall und laden Sie zum Festmahl ein. Der Gesandte Lincoln präsidirt; nennen Sie wahrscheinliches Datum.

Wellcome, Snowhill.

Paris, 6. December 1889.

Stanley, Sansibar. Lassen Sie mich zuerst Ihnen Glück wünschen zu Ihrem großen Erfolge und zweitens Ihnen danken für Ihren Brief und Ihre freundliche Behandlung meines Correspondenten. Hoffend, Sie bald zu sehen, verbleibe ich Ihr großer Bewunderer.

James Gordon Bennett, „New-York Herald".

Edinburg, 29. November 1889.

Stanley, Sansibar. Tausend Willkommen, Glückwünsche zu Ihrer Sicherheit und Ihren glänzenden Erfolgen.

Bruce (Schwiegersohn Livingstone's).

Sansibar, 7. December 1889.

Stanley, Sansibar. Pierce sagt, es seien mehrere Glückwünsche da von der Gesellschaft der Künste. Elliot sagt, er gehe morgen nach Kairo und hoffe, Sie dort am Neujahrstage zu bewirthen. Alles sagt, Sie seien ein phänomenal großer Mann; mir selbst ist Ihr Erfolg wahrhaft wunderbar, einen Roman noch übertreffend. Bedauere Emin, hoffe, Ihr tüchtiger Arzt wird ihn durchbringen; Ihretwegen sollte er wohlbehalten in der Heimat landen.

Leitender Director der Eastern Telegraph Company.

4. December 1889.

Stanley, Sansibar. Sie werden viele Glückwünsche zu der erfolgreichen Beendigung Ihres höchst heldenmüthigen Unternehmens erhalten,

doch können keine aufrichtiger und ernstlicher sein als diejenigen Ihres Freundes

(Sir) John Pender.

30. December 1889.

Stanley, Sansibar. Innige Glückwünsche von Ihrem ältesten Londoner Freunde zu der glücklichen Rückkehr und den herrlichen Erfolgen, die alles Frühere übertreffen. Ihr Name ist in Aller Munde. Am Sonntag, 22. December, waren Robinson, Sala, Irving, Toole, Yates, Lawson und Wingfield meine Gäste im Reform-Club, wo Ihre Gesundheit und glorreiche Laufbahn der einzige Toast des Abends waren.

(J. C.) Parkinson.

Wien, 28. November 1889.

Stanley, Sansibar. Willkommen wiederum nach Ihrer neuen gefahrvollen afrikanischen Expedition.

Douglas Gibbs.

Leipzig, 5. December 1889.

Stanley, Sansibar. Herzlichste Glückwünsche.

Brockhaus.

Brüssel, 4. December 1889.

Stanley, Sansibar. Warme Glückwünsche.

Indépendence Belge und Gerald Harry.

New-York, 5. December 1889.

Stanley, Sansibar. H. M. Stanley Africanus.

(J. B.) Pond.

London, 5. December 1889.

Stanley, Sansibar. Aufrichtigste Glückwünsche.

Glave, Ward.

London, 4. December 1889.

Stanley, Sansibar. Bravo! Willkommen in der Heimat.

Sheldon, May, Welcome.

New-York, 6. December 1889.

Stanley, Sansibar. Das „Century Magazine" sendet seine Glückwünsche.

2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c. 2c.

Briefliche Beglückwünschung.

Paris, 8. December 1889.

Geehrter Herr und theurer College! Die Geographische Gesellschaft von Paris beauftragt uns, Sie zu Ihrer Rückkehr zu beglückwünschen, Sie hat das lebhafteste Interesse an den gefahrvollen Reisen genommen. die Sie soeben vollendet haben, und namentlich an den geographischen Entdeckungen, welche das Resultat derselben gewesen sind.

Die Gesellschaft hofft, daß Sie sie in den Stand setzen werden, die ganze Wichtigkeit derselben würdigen zu können.

Genehmigen Sie, geehrter Herr und theurer College, mit unsern persönlichen Glückwünschen den Ausdruck unserer ausgezeichnetsten Hochachtung.

Der Generalsecretär
C. Maunoir.

Der Vorsitzende der Centralcommission, Mitglied des Instituts,
J. Milne-Edwards.

Der Vorsitzende der Gesellschaft, Mitglied des Instituts,
Graf von Lesseps.

Herrn Henry M. Stanley, Correspondirendes Mitglied
der Geographischen Gesellschaft in Paris.

II.

Erläuterungen.

Die Wambutti kannten einen Esel und nannten ihn „Atti". Wie sie behaupten, fangen sie die Esel zuweilen in Gruben. Es ist ein Wunder, daß die Thiere etwas zu fressen finden; sie fressen Blätter.

Bakiokwa ist die Sprache von Indekaru.

Die Wambutti nennen ihre Sprache Ku-mbutti oder Bakkwa, gesprochen Bakkvwa. Ich denke mir, daß Schweinfurth vielleicht nicht den feinen Klang von v-w herausgefunden und seine Zwerge deshalb Akka genannt hat.

Das Ku-mbutti oder Bakkwa, das Bakiokwa oder Bakumu und die Babira, zwischen Kinnena und Kibonge am Kongo, sind drei ähnliche Dialekte. Namentlich sind der erstere und letztere sehr ähnlich, obgleich mehrere hundert Kilometer Waldland zwischen ihnen liegen und sie durch die Flüsse Lindi, Lenda und Ituri getrennt werden.

Die Bavira und Babusesse, welche nur durch den Ituri voneinander geschieden werden und beide Grasland bewohnen, sprechen einen bemerkenswerth ähnlichen Dialekt. Früher waren beide Dialekte nur eine Sprache, doch ist diejenige der Bavira in zwei Generationen durch den täglichen Gebrauch des Rukobe, der Sprache der Wahuma, corrumpirt worden. Die Bavira sind von den Ufern des Ituri eingewandert, haben den Ruki überschritten und sich unter den Wahuma, einem exclusiven und stolzen Stamme, niedergelassen.

Das Rukobe besitzt kein Wort für Dank, doch bedeutet „yo simire-kurungi" buchstäblich „ich fasse es als gut von dir auf" oder „ich nehme es freundlich an".

Die Wahuma nennen als Kinder den Vater „Baba", wie unser Papa, als Erwachsene „Tata"; die Mutter als Kinder „Mama", als Erwachsene „Man".

Die Wahuma auf der andern Seite des Sees heißen Watschwesi.

Die Zahl 3 klingt bei allen Stämmen sehr ähnlich; von Sansibar an der Ostküste bis Banana an der Westküste und in der ganzen Waldregion bis zum Albert-See ist kein großer Unterschied in der Benennung derselben.

Wasser heißt überall ziemlich gleich, namentlich auf der westlichen Hälfte des Continents, und zwar riba, liba, libu, libo, ibo, rubu.

Huhn	=	kuku, kokko, ngokko, bukoko.	Diese Wörter sind quer durch Afrika ziemlich allgemein gebräuchlich.
Speer	=	ikunga, kunga.	
Ziege	=	me-me.	
Zehn	=	kumi.	
Hund	=	mbwa, mbua.	

Man sollte glauben, daß in Afrika eine vollständige Sprachenverwirrung herrschte nach folgenden Beispielen:

Hottentottisch	Babusesse	Ku-mbutti	Mandingo
Auge = mu	Kopf = mu	Kopf = mo	Mann = mo.

Wahuma	Galla
Milch = mata	Kopf = matta.
Danakil	Arabisch
Kuh = la	Nein = la.
Tuarik	Kikongo
Haar = sau	Elefant = Nsau.
Kijansi	Bakiokwa
Freund = koi	Auge = koi.
Kisuaheli	Ost-Manjema
Herr = bana oder bwana	Vier = bana.
Kisuaheli	Bavira
Flußpferd = kiboko	Kopf, Hand, Finger = kiboko.

Boro = der Berg in Somali, ein böses Schimpfwort im Kisuaheli und Land bei den Niamniam.

Semme = Himmel in Hurrur, gut im sudanesischen Arabisch.
Kuba = Himmel in Bavira, Hund in Adaiel, groß im Kisuaheli.
Barra = Frau in Adaiel, Continent im Kisuaheli.
Ina = vier in Kijansi, Feuer in Joruba.
Afi = Straße in Babira, Fluß in Ku-mbutti.
A-e = Hund in Somali, aber Mutter in Hurrur, sodaß der Sohn einer Hündin in Somali dasselbe heißen würde wie ein Muttersohn in Hurrur.
Ariho = bist du da in Wahuma, Himmel in Niamniam.
Happa = hier im Kisuaheli, ja in Monbuttu.

Das Ibuka des Waldes nähert sich dem Ebbugu der Monbuttu (Banane).

Die Niamniam haben keine Worte für Ziffern über fünf; sechs wird die zweite eins, battisa, sieben die zweite zwei, battiuwi, u. s. w.

Bei den Wabarukukaru ist es ebenso.

Posyo = Fleisch in Niamniam nähert sich dem poscho = Rationen in Suaheli und dem russischen podzio = Eile.

Rubu = der Regen in Adaiel, ist der allgemeine Name für fast zwanzig afrikanische Flüsse, lufu, ruvu, rufu.

Das Danakil-Wort für Regen, robe, steht in naher Verbindung zu dem libo, Wasser, der Monbuttu, ruba des Mbarukukaru, ibo der Babira und libo der Babusesse.

Ba, Vater, in Niamniam wird Mutter in Mandingo.

Während de bei den Niamniam Frau bedeutet, ist es im Westnordwesten dasselbe wie djalif, fern; dagegen ist de in Dinka vier.

Vergleichende Tabelle der Sprachen des

Deutsch.	Ku-mbutti oder Bakwa. Waldland.	Bakiokwa oder Bakumu. Waldland.	Sprache d. Zwerge. Bei Indekaru = Mbarukukaru. Waldland.	Babira, bei Kinenna. Waldland.	Balegga, am Albert-See.
Eins	Kadi	do.	Ujju	moti	anderré
Zwei	Ibari	do.	Ibari	Ibari	andrekwa
Drei	Saro	do.	ikaro	isaro	undichikwa
Vier	Zinna	do.	ikwanganya	—	goruchi
Fünf	itano	—	bumuti	itano	andekaro
Sechs	mutuba	do.	ijju	mutuba	zabandu
Sieben	Kitanai	do.	bumutti-na-ibali	—	karubaro
Acht	Kibbé	—	bumutti-na-iharo	—	kaibandu
Neun	ellalo	do.	bumutti-na-ikwanganya	—	bangewadu-una
Zehn	mukko	—	mabo	mukko	Boga od. zadichi
Zwanzig	mukko ibali	do.	mabo ibari	—	makibo za
Dreißig	mukko saro	do.	u. s. w.	—	—
Vierzig	—	—	—	—	—
Funfzig	—	—	—	—	—
Sechzig	—	—	—	—	—
Siebzig	—	—	—	—	—
Achtzig	—	-	—	—	—
Neunzig	—	—	—	—	—
Hundert	—	—	—	—	—
Mann	moku	mogo	mabo-mabo	mkwa	mbissa
Frau	kali	kali	muttu	—	—
Kuh	Banzari	ikuma	ukali	inki	adthé
Hund	ibu	ibu	mbua	mbo	atche
Esel	atti	makabo	—	—	—
Ziege	samanga	meme-apabay	mé-mé	mé-mé	ndiri
Fuß	itindi	itindi	maguru	itindi	jokoloro
Finger	Bukanzigu	kerro	iheu	njaga	nethagwa
Kopf	mo	mabongo	moru	mo	nejjo
Stuhl	mbata	mbata	pumburu	mbuta	—
Kanoe	kuku	kungi	bwato	—	achu
Baum	mi	buo	mpaho	mi	achugwaro
Haus	Indu	kurunbo	bangwari	Indu	adza
Pfeil	mukwari	appi	bahura	nsoh	mburr
Messer	ngwu	tambi	mbako	mbago	adyo
Speer	Ikunga	murupa	ikunga	ikunga	allé
Huhn	indumbi	kokko	Kokko	kokko	'a-o
Fluß	afi	afi	Faruba oder Ruba	ibo	adda
Wasser	libo	akko	Ruba	ibo	addchissi
Feuer	mosa	musa	ritta	nsa	kazi
Tabak	—	—	—	—	—

centralafrikanischen Wald- und Graslandes.

Bukobe oder Wahuma. Grasland.	Bavira. Grasland.	Babusesse. Grasland.	Dinka.	Monbuttu.	Niamniam.
Kimu	buigiri	ngilini	Tog	Ona	Sa
Kabili	bala	bali	Rog	Orwi	uwi
asato	isaro	isaro	ndiya	Otta	Biata
Kané	iné	aini	Dé	Oswa	Biama
Katano	bitano	five atano	duman	Zerna	Biswi
mitkaga	madya	kiboko-bari	ndoro	Tengwi Kanna	Batissa
musansa	lalodu	—	Bet	Tororwi	Batiwwi
mnani	lalo	—	Deyarku-man	Gwanda	Batti-biata
nuvenda	sobya	—	Hityaro	Tengirigi Kanna	Batti-biama
ikumi	kumi	ten-kumi	—	Tekkewé	Bauwé
ikumu nakimu	—	kumi bali	—	—	Bolologowi
„ nabili	—	—	—	—	—
„ navato	—	—	—	—	—
„ navine	—	—	—	—	—
„ navitano	—	—	—	—	—
namukaga	—	—	—	—	—
na musansu	—	—	—	—	—
na minami	—	—	—	—	—
na mvenda	—	—	—	—	—
igana	iganabingiri	—	—	nabêru	Borro
muntu	augirini	mbu	kyyakot	nandro	Dé
mkazi	mkali	mkali	aiinir	Eyti (eingeführter Name)	—
mbwa	nmbwa	ba-umbwa	edju	nessi	Ango
—	—	—	—	—	—
mbusi	me-me	me-me	etto	name-me	Vusende
kigeré	bata	subugwata	edjok	nekonso	Gwendwé
mkumo	kiboko	buki kiboko	ityin	netté	urribbé
kiganza	kiboko	mu	errano	nedru	li
kétebé	mbata	mbata	etotch	nebara	mbata
uwato	bwato	zabo	ichorya	nekoko	kurumba
viti	miri	apobau	ethim	nekirri	unguwa
enju	ndabo	ndabo	ichalotu	nejji	dima
engowé	mara	mara	—	nembangu	Gonza
muyo	mbako	mbago	ewelu	nsapé	Sappé
ichumu	kunga	kunga	ijultar	norru	bassa
ngoko	bukoko	bukokuki	ejjid	nalé	kondo
mgera	ntongoro	purupuru	—	nedda	di
mije-zi	libo	libu	aypu	eggu	immé
muro	musa	musa	icholmatch	nakagu	we
—	—	imbazi	—	—	—

Vergleichende Tabelle der Sprachen des

Deutsch.	Ku-mbutti.	Bakiokwa.	Mbarukukaru.	Babira.	Balegga.
Sonne	Kupa	mani	Hehwahi	mani	ajjé
Mond	Sungi	burugwurru	Timba	Sungi	apiro
Sterne	Bibi	Passi	Antongera	barerengwa	bibiro
Himmel	Iku	Iku	ligaliki	kupa	abiro
Regen	mbua	mbu	maneri	mbua	ajesi
Elefant	mbungu	uku	mbungu	mbungu	addy apesi
Leopard	mapiranga	mapilongo	Biukabui	mabianga	agoro [abbé
Hyäne	mdondate	—	kio	—	nyiahu
Fisch	nsu-mbungi	mbungi	Bahi	Su	abbé
Fleisch	nimbu	kupa	ngai	aboré	aza
Vogel	ndiya	mbabu	banori	mbu	aré
Land	Imbanda	—	—	—	ango
Hügel od. Berg	mambu	Ibiko	ligungu	mambu	abero
Nahrung	Ilyapa	Liari	matanja	pikisavia	gussa
Stock	mbembé	mbeketti	mbau	lenda	achu
Holz	kakala	—	—	—	akari
Zeug	nangombé	bongo	ngombe	bongo	abbo
Kartoffeln	mburebbo	—	—	—	lali
Bananen	masaba	Ibuki	bogu	ibuku	Setza
Salz	kua	mabwari	appa	kua	ako
Mehl	keké	amamatubi-	—	simbo	usaro-u
Straße	apende	nzi [tubi	hambi	afi	adzu
Wasserstraße	mbungu-a-	—	—	—	—
Stein	Itari [libo	mukuku	libuku	ité	achu
Auge	mbukesu	koi	liho	isu	ndenyo
Nase	Erro	mbemberro	hongo	erro	loro
Mund	medari	medari	uchi	afenogo	kangaroro
Zähne	minyo	minyo	minyo	mino	nekuro
Lippen	pasanioko	basanioko	mbuchuki	mututu	nécho
Ohren	kitu	kitoi	matewu	kitui	neppé
Zunge	idakka	iddakako	limi	iddaka	nechuro
Hand	ekkakan-	ekkaki	rabegi	njaga	nethora
Haut od. Fell	koko [zikka	kosso	eddippa	mbogo	kura
Laufen	mbango	—	mbangu	kutiya	akoro-lelé
Schlaf	toro	bulangi	toro	toro	mandugu- yigu
Dank	batori	—	hek-heh	—	—
Vater	aupa	aypa	Abba	abbé	abbu
Mutter	ioyma	eyma	amma	ammé	azha
Bruder	Baruku	aiyapa	Dadi-mwa- mi	manema	ja-jangwa
Todt	kukwa	ikussa	mutwapwa	kukwa	dorro
Nein	kimakari	—	agh-agh	—	—
Ja	Ruki	—	ibba	—	—
Guten Tag!	Kundana	—	ubalya	Kisa	apobangaro

centralafrikanischen Wald- und Graslandes.

Wahuma.	Bavira.	Wasamburu und Babusesse.	Dinka.	Monbuttu.	Niamniam.
usana	mwani	mwani	Echolokolo	Neggu	Uru
ukwezi	Sungi	Sungi	echolpé	Naugwé	diwi
nyezi	tanga-tanga	nzoga	gulpyatuil	Etturu	
iguru	Kuba	uguru	echolnyalit	Norro	ariho
njiro	mbura	mbula	eddun	Nekuma	mai
njoju	mbungu	mbongu	Hakkon	Nokko	mbana
engwe	ungwi	ungwi	ekkor	Nokondo	moma
mpissi	mpiti	usu	etchoretch		
enchu	bausu	nyama	etchorin	Neugeré	tiya
nyama	nyama	—		Neri	posyo
nyonyi	mburu	mburu	ter (arabisch)	Nari	zellé
ensi	nkungu	para	—	Nebba	Boro*
rusossi	bimba	bimba	Ekgur	Nouru	Gaugara
viakulya	leri	lissa	benekuu epichar	Anyo	Niya
mwigo	mwigo	miri	etchortim	Nekkirri	Negua
enku	kubuna mu-	bau	—	Ekkirré	Nyaké
rubuku	kibugu [sa	bongo	Ebwam	Noggi	Lokki
viyata	kiatta	kafetta	—	Namanzingi	Abaugwé
vitoke	didi	nderi	—	Ebbugu	Bu
kisura	mukwa	gokoi	—	Nagangu	Tikwo
nsano	mtubu	ntubu	etyolabib	Nekkim-	Ngunga
muhanda	siyo	sha,midendé	ekgwera	Neyi [bappu	Jiné
rubengu	tari	tari	makweguru	Nekoppi	Mbia
lisu	iso	isu	enyer	Nengo	Bunglisé
nindu	ruru	ruru	ewum	Namu	Omno
mkanwa	noko	daka	ketok	Nettiko	Ngwaiy
meno	minyo	mino	eyaless	Ekki	Lindiso
munwa	noko	gubono	ettok	Andwitiki	Ngwa
mato	kitoi	kitui	ayit	Ebbi	Turu
arimi	daka	daga	eleb	Nekkadr	Milalo
kiganza	kiboko	kibogo	etchini	Etté	Bebeyo
mbirri oder ruhu	mburu	ngufu	—	Nerikeppi	Kwotto
chuiruki	kite-tcha	—	—	Kurwengo	Moro
viamé	kisi-niyha	toro	—	Eyeyé	Lammi
vosimire, kurungi	kusimiya mali	mtagako	nyapoto	(Kein solches Wort vorhanden.)	
baba und Tata	baba	baba	etcha lûr	Papa	Ba
mana u. mau	ma-mó	mamaki	etcholmar	Iyangwé	Na
mwana-mau	mikima-mama	namako	—	Iyandegwa	Uriwemi
afwiri	atyaku	kukwa	kojjajitor	Nunsi	Kupi
nga	kari	atingani	—	Kai	Wotté
kiniha	kimasoni	apongi	—	Kappa	Sudu
kissississi	kuramichi	lala biuzoni	—	Ingasije	Muyekonno

* Schwer zu unterscheiden von borro = Mann.

III. Vom Atlantischen zum Indischen Ocean.

Tabellarische Uebersicht der in den Jahren 1887—89 ausgeführten Märsche.

Datum.	Name des Ortes oder Lagers.	Entfernung in Kilometer.	Entfernung in St.	Entfernung in Min.	Regen während des Monats.	Oestl. Länge.	Breite.	Erhebung über dem Meer.
1887.					Stunden			Meter
März 19., 20.	Vom Atlantischen Ocean den untern Kongo aufwärts bis Matadi	174	14					
März 24. bis April 21.	Marsch von Matadi bis Leopoldville am obern Kongo	378	74					
Mai 1. bis Juni 15.	Mit Dampfer den Kongo aufwärts von Leopoldville bis Jambuja	1690	—	—	—	25° 3′ 30″	N. 1° 17′ 24″	
Juni 28.	Von Jambuja bis Jankonde . . . . . . Wald	16	6	—	—	—	—	369
29.	Bahungi . . . . „	6½	2	—	—	25° 13′ 30″	N. 1° 20′	
30.	Verbranntes Dorf . . . . „	16	7	—	—	—	N. 1° 14′ 35″	
Juli 1.	Lager . . . . „	13	5	—	—	25° 27′	N. 1° 14′	
2.	„ . . . . „	5	1	45				
3.	„ . . . . „	9½	7	45				
4.	Lager am Aruwimi . . . . „	8	4	45				
5.	Bukanda . . . . „	10½	6	45	—	25° 33′	N. 1° 17′	
6.	Lager . . . . „	3	1	30				
7.	Bakuti-Dorf . . . . „	9½	5	30				
8.	Bakoka-Dorf . . . . „	9½	5	45				
9.	Dorf . . . . „	13	6	—	—	25° 37′ 45″	N. 1° 28′ 38″	
10.	„ . . . . „	11½	5	45	—	25° 42′ 30″	N. 1° 29′	
11.	Gwengwere . . . . „	8	4	30	—	—	N. 1° 28′ 30″	
12.	Unter-Banalja . . . . „	13	6	—	—	25° 51′ 45″	N. 1° 28′ 45″	
13.	Ober-Banalja . . . . „	13	6	—	—	25° 58′ 45″	N. 1° 31′	
15.	Bungangeta . . . . „	9½	4	30	—	26° 2′ 51″	N. 1° 33′	
16.	Unter-Mariri . . . . „	11½	5	30				
17.	Mittel-Mariri . . . . „	8	5	30				
18.	Lager . . . . „	13	5	30				

	19.	Ober-Mariri	Wald	3	2	—			
	20.	„	„	3	2	—	—	26° 10′ 45″	N. 1° 46′
	21.	S. Mupe	„	8	4	30			
	22.	N. Mupe	„	8	5	30	—	—	N. 1° 50′ 48″
	23.	Oberhalb Bumbwa	„	11½	5	30	—	26° 22′ 15″	N. 1° 56′
	24.	Elefanten-Tummelplatz	„	14½	6	30			
	25.	Bandeja (Wespen-Stromschnellen).	„	13	7	—			
	27.	Lager	„	9½	5	30	—	26° 37′	N. 1° 56′
	28.	Unterhalb Mukupi	„	11½	5	30	—	26° 45′	N. 1° 58′
	29.	Mijui gegenüber	„	9½	4	15	56½	26° 46′ 30″	N. 1° 58′ 30″
August	1.	Mambanga gegenüber	„	14½	6	—	—	26° 48′ 45″	N. 1° 57′
	2.	Dem Ngula-Fluß gegenüber	„	14½	6	30			
	3.	Unterhalb der Panga-Fälle	„	11½	5	30	—	26° 50′ 45″	N. 1° 54′
	4.	Panga-Fälle	„	6½	4	—	—	27° 1′ 30″	N. 1° 53′
	6.	Oberhalb der Fälle	„	2½	—	45			
	7.	Nedjambi-Stromschnellen	„	6½	4	30			
	8.	Oberhalb der Stromschnellen	„	1½	—	30			
	9.	Utiri	„	11½	4	—	—	27° 9′ 45″	N. 1° 51′
	11.	Engwedde	„	16	5	30			
	13.	Avisibba	„	11½	3	45	—	27° 16′	N. 1° 41′ 16″
	15.	Lager	„	5	2	45			
	16.	Untere Mabengu-Stromschnellen	„	9½	3	45			
	22.	Obere Mabengu-Stromschnellen	„	4	2	45	—	—	N. 1° 45′
	23.	Avugadu	„	10½	3	30	—	—	N. 1° 40′
	24.	Avugadu-Stromschnellen	„	6½	5	30			
	25.	Fischer-Lager	„	14½	5	30	—	27° 27′ 30″	N. 1° 40′
	26.	Avedjeli	„	13	4	30	—	27° 31′ 45″	N. 1° 37′
	28.	Kleines Dorf	„	7	5	30			
	29.	Lager	„	6½	5	30			
	30.	Unteres Ende des Basopo-Wasserfalls . . .	„	6½	4	—	—	27° 35′ 30″	N. 1° 40′
	31.	Basopo-Wasserfall	„	4	1	30	56		
September	1.	Unteres Ende der Stromschnellen	„	9½	4	30			
			Uebertrag:	2733½					

Datum.	Name des Ortes oder Lagers.	Entfernung in Kilometer.	Entfernung in St.	Entfernung in Min.	Regen während des Monats.	Oestl. Länge.	Breite.	Erhebung über dem Meer.
					Stunden			Meter
	Am Aruwimi. — Fortsetzung.							
1887.	Uebertrag:	2733½						
September 3.	Lager . . . . Wald	5	3	30				
4.	Oberes Ende des Wasserfalls . . . . „	6½	2	45				
5.	Lager bei der Flußpferdweitung . . . . . „	5	1	30	—	—	N. 1° 40′	584
6.	Anfang des Basaido Wasserfalls . . . . . „	13	5	—	—	—	—	599
8.	Avejabu . . . . „	14½	5	—	—	—	N. 1° 29′	
9.	Navaija Stromschnellen . . . . „	11½	4	30	—	27° 54′ 30″	N. 1° 30′	
10.	Navaija Wasserfall . . . . „	5½	3	30				
11.	Navabi-Dorf . . . . „	6½	3	30	—	27° 56′	N. 1° 26′	
12.	Lager . . . . „	9½	5					
13.	Amiri Fälle . . . . „	10½	4	—	—	—	N. 1° 24′	
15.	Stromschnellen . . . . „	9	5					
16.	Unterhalb Ugarrowwa's Station . . . . . „	9	5					
17.	Gegenüber Ugarrowwa's Station . . . . „	2½	1	—	—	28° 0′ 45″	N. 1° 23′	
19.	Lager unterhalb des Dorfes Bunda . . . „	11½	4	30				
20.	Nahe beim Lenda Fluß . . . . „	14½	6	—	—	28° 5′	N. 1° 20′	
21.	Oberhalb des Lenda-Flusses . . . . . . „	3	1	30				
22.	Umeni . . . . „	8	3	—	—	28° 18′	N. 1° 18′	
23.	Nahe beim Wasserfalle . . . . „	10½	4					
25.	Altes arabisches Lager . . . . „	5	4					
26.	Avatiko gegenüber . . . . „	5	5	—	—	28° 20′ 45″	N. 1° 16′	777
28.	Einer Insel gegenüber . . . . „	11½	5	—	—	28° 24′	N. 1° 13′	
30.	Eingeborenen Lager bei der Fähre . . . . „	13	6	—	65	28° 25′	N. 1° 11′	
October 3.	Stromengen . . . . „	6½	5					
4.	Uebergang auf das rechte Ufer . . . . . „	2½	1					
5.	Nelson's Hungerlager (wieder auf das linke Ufer übergesetzt) . . . . „	3	1	—	—	28° 30′	N. 1° 10′	
6.	Lager im Innern . . . . „	7	4	30				
7.	Lager auf der Insel . . . . „	11½	7					
8.	Lager gegenüber einer Insel . . . . . . „	3	2	—	—	28° 37′ 45″	N. 1° 10′	

	11.	Lager	Wald	11½	6					
	12.	Lager	„	7	3		—	—	N. 1° 4′ 26″	
	14.	Uebergang auf das Nordufer des Aruwimi	„	—	—	—	—	28° 43′ 30″	N. 1° 4′ 45″	713
	15.	Lager im Innern	„	7	4					
	16.	Lager	„	11½	5	—	—	28° 44′	N. 1° 9′	
	17.	Lager	„	11½	5	30				
	18.	Ipoto. Kilonga-Longa's Station	„	3	2	30	—	28° 51′	N. 1° 6′ 11″	895
	28.	Jumbu	„	8	3	30				
	29.	Busindi	„	9½	4	30	—	28° 54′ 45″	N. 1° 9′	881
	31.	Lager	„	13	5	15	51½			
November	1.	Mambungu's Dorf	„	14½	5	45	—	28° 58′ 45″	N. 1° 13′ 22″	780
	3.	Lager	„	13½	5	45				
	4.	Ndugubischa	„	8½	3	30	—	29° 10′ 45″	N. 1° 14′ 28″	1100
	5.	West-Indekaru	„	15½	5	45	—	29° 14′	N. 1° 19′	
	6.	Indekaru auf dem Berge	„	4	1	30	—	29° 15′	N. 1° 20′ 15″	1161
	8.	Lager	„	17½	7	—				
	9.	Lager	„	15½	6	15				
	10.	West-Ibwiri (Lage von Fort Bodo)	„	7	2	45	—	29° 25′	N. 1° 20′	1068
	24.	Lager	„	14½	5	15				
	25.	Indemwani	„	13½	4	30	—	—	—	1070
	26.	West-Indenduru	„	18	5	30	—	29° 39′ 15″	N. 1° 22′	1100
	27.	Ost-Indenduru	„	11½	3	15	—	29° 41′	N. 1° 22′ 23″	1058
	29.	Baburu	„	16	5	15	—	—	—	1145
	30.	Bakwuru (Berg Pisgah, 1402 m)	„	5	2	15	64¼	29° 46′	N. 1° 21′ 40″	1326
December	1.	Drei-Hütten-Dorf	„	17	6	15	—	—	N. 1° 26′	1162
	2.	Indesura	„	11½	4	15	—	29° 51′ 45″	N. 1° 24′	
		(Ende des Waldes.)								
	4.	Lager. Uebergang über den westl. Ituri (Das erste Lager im Grasland)		13½	5	—	—	—	—	899
	5.	Babusesse-Dörfer		11½	5	30	—	30° 0′	N. 1° 28′	
	6.	Uebergang über den Ituri oder Aruwimi-Fluß		—	—	—	—	—	—	1058
	7.	Uebergang über den Ost-Ituri-Fluß		6½	2	30				
	8.	Undussuma (Masamboni's Dörfer)		21	6	45	—	30° 10′ 45″	N. 1° 25′ 15″	1291
		Uebertrag:		3294½						

Datum.	Name des Ortes oder Lagers.	Entfernung in Kilometer.	Entfernung in St.	Entfernung in Min.	Regen während des Monats.	Oestl. Länge.	Breite.	Erhebung über dem Meer.
					Stunden			Meter
1887.	Inland. — Fortsetzung. Uebertrag:	3294½						
December 12.	Usansa oder Gavira's Dörfer	14½	5	—	—	—	—	1419
	(Höchster Punkt des Plateaus über dem See) .	—	—	—	—	—	—	1610
13.	See-Ebene	21	8					
14.	Ufer des Albert-Njansa	8	2	30	—	30° 29′	N. 1° 19′ 6″	732
	Höhe des Sees über dem Meere { Nach Aneroid Nr. 1 } . .	—	—	—	—	—	—	681
	Höhe des Sees über dem Meere { „ „ „ 2 } . .	—	—	—	—	—	—	732
	Höhe des Sees über dem Meere { „ „ „ 3 } . .	—	—	—	—	—	—	732
	Höhe des Sees über dem Meere { „ dem Hypsometer } . .	—	—	—	—	—	—	684
	Höhe der Balegga-Berge über dem See . . .	—	—	—	—	—	—	1632
	Rückkehr vom See.							
16.	Nach dem Fuße des Plateaus	14½	6					
17.	Usansa (Gavira's Dörfer)	16	4	45	—	—	—	1419
19.	Ost-Undussuma	19½	6	—	—	—	—	1291
20.	West-Urumangua	19½	6					
21.	Oestlicher Ituri-Fluß	9	2	30				
23.	Haupt-Ituri-Fluß	6½	2					
24.	Nach der Brücke über den Fluß	8	1					
28.	Dorf westlich von Mbiri	17½	5					
29.	Indesura . . . . Waldrand	13	4	30				
30.	Drei-Hütten-Dorf . . . . „	11½	5					
31.	Imburungu . . . . „	14½	5	45	31¾			
1888. Januar 1.	Indetongo . . . . „	9	3	30	—	29° 42′	N. 1° 29′	
2.	Indesedi . . . . „	8	3					
3.	Barikunga . . . . „	11½	5					
5.	Indemwani . . . . „	14½	4	45				
6.	Zwergenlager . . . . „	18½	5	5				
7.	Fort Bodo . . . . „	12	4	15	29¼	—	—	1068

Januar 16. bis April 26.	Marsch des Lieutenants Stairs nach Ipoto und zurück nach Fort Bodo während des Baues des letztern	253½	—	—	43½			
	Dann Marsch nach Ugarrowwa und zurück . . .	643½	—	—	60½			
	Zweiter Marsch nach dem Albert-Njansa.							
April 2.	Lager	6½	2	30				
3.	Zwergenlager am Kreuzweg . . . . . . Wald	13½	6	10				
4.	Indemwani . . . . "	9	3	20	—	—	—	1070
5.	Zwergenlager . . . . "	10½	4	20				
6.	West-Indenduru . . . . "	8	3	—	—	—	—	1100
7.	Ost-Indenduru . . . . "	11½	3	45	—	—	—	1058
8.	Baburu . . . . "	16	5	30	—	—	—	1145
9.	West-Mande . . . . "	14½	5					
10.	Ituri-Fähre . . . . "	5½	2	30	—	—	—	914
11.	Erstes Lager . . . . Grasland	12	4	30				
12.	Besse . . . . "	11½	3	30	—	—	—	1087
13.	Nahe Mukangi . . . . "	11½	4	30	—	—	—	1133
14.	Undussuma . . . . "	19½	6	—	—	—	—	1291
16.	Usansa (Gavira's Dörfer) . . . . . . "	14½	5	45	—	—	—	1419
18.	Kavalli . . . . "	14½	5	—	—	—	N. 1° 28′	1464
25.	Bundi . . . . "	9½	3	—	—	—	N. 1° 25′ 33″	
26.	Badsua. Njansa-Ebene . . . . "	5	2	45	—	30° 24′	N. 1° 25′	
29.	Albert-Njansa. Zusammentreffen mit Emin . . .	11½	3	30		—	—	732
30.	Nsabe; längs des Seeufers	8	3	—	48½	30° 33′ 45″	N. 1° 30′ 15″	
	Auf der Suche nach der Nachhut.							
Mai 24.	Badsua	16	4					
26.	Bundi	5	3					
27.	Usansa (Gavira's Dörfer)	13	3	30	—	—	—	1419
29.	Usiri	8	3					
30.	Undussuma	10½	3	—	29	—	—	1291
Juni 1.	Mukangi	19½	5	—	—	—	—	1133
2.	Ukuba, Besse	13	4	30	—	—	—	1087
	Uebertrag:	4745½						

Datum.	Name des Ortes oder Lagers.	Entfernung in Kilometer.	Entfernung in St.	Min.	Regen während des Monats.	Oestl. Länge.	Breite.	Erhebung über dem Meer.
					Stunden			Meter
1888.	Auf der Suche nach der Nachhut. — Fortsetzung.							
	Uebertrag:	4745½						
Juni 3.	Ituri-Fähre	23½	6	—	—	—	—	914
4.	West-Mande . . . . . Wald	5½	1	30				
5.	Ost-Indepessu "	21	6	30				
6.	West-Indenduru "	21	6	30	—	—	—	1100
7.	Zwergenlager am Kreuzweg "	21	7	20				
8.	Fort Bodo "	19½	7	—	—	—	—	1068
16.	Lager "	18½	7					
17.	Indekaru auf dem Berg "	20	8	—	—	—	—	1161
19.	Ndugubischa "	19½	7	15	—	—	—	1100
20.	Ndjalli's "	18½	5	45	—	—	—	780
21.	Lager vom 31. October 1887 "	19½	7	20				
22.	Busindi "	19½	7	20	—	—	—	881
23.	Ipoto (Arabische Niederlassung) "	11½	4	50	—	—	—	895
25.	Ituri-Fähre "	6½	2	15				
26.	Lager vom 14. October 1887 "	9	2	45				
27.	Lager "	17½	8					
28.	Nelson's Hungerlager "	16	6	55				
29.	Ijuku "	13½	7	20				
30.	Lager "	14½	7	45	'43			
Juli 1.	" "	6½	3	45				
2.	Lager am Lenda-Fluß "	14½	7	50				
3.	" " " "	9½	4	10				
5.	Uebergang über den Lenda-Fluß bis zum Lager "	11½	5	30				
6.	Dorf "	11½	5	30				
7.	Lager "	13	6	15				
8.	Bandeja "	13	6	15				
9.	Udjangwa "	4½	2	45				
10.	Lager "	9½	4	30				

Juli	11.	Jenseits Nujo	Wald	6	3	45				
	12.	Lager	„	6½	3	30				
	13.	Unterhalb Ugarrowwa's Lager	„	13	4					
	14.	Amiri-Fälle	„	17½	5	30				
	16.	Lager vom 12. September 1887	„	26½	7	30				
	17.	Navaija-Stromschnellen	„	17	3	45				
	20.	Avejabu (in der Nähe des Bafaido-Wasserfall)	„	21	7	30				
	21.	Bafaido-Wasserfall	„	6½	2	—	—	—	—	599
	22.	Fuß des Wasserfalls	„	24	8					
	23.	Basopo-Wasserfall	„	13½	6	15				
	25.	Lager bei den Stromschnellen	„	6½	4					
	26.	Avedjeli	„	13½	5	30				
	28.	In der Nähe der Avugadu-Stromschnellen	„	21	7	30				
	29.	Avugadu	„	9½	4	30				
	30.	Dorf Mabengu	„	17½	6	30				
	31.	Avisibba	„	13	7	30	61½			
August	2.	Lager unterhalb Engwedde	„	21	5	30				
	3.	Gegenüber der Bapaija-Insel	„	14½	7	30				
	4.	Panga-Fälle	„	13½	8	30				
	7.	Gegenüber der Ngula-Mündung	„	17½	8					
	8.	„ Mambanga	„	14½	6	30				
	9.	„ Mijui	„	14½	6	30				
	10.	Lager	„	16	8					
	11.	Bandeja	„	14½	7					
	12.	Batundu (mit Boot)	„	25½	6					
	13.	Süd-Mupe	„	17½	4	30				
	15.	Unterhalb der Mariri-Stromschnellen	„	14½	10					
	16.	Bungangeta-Insel	„	32	7					
	17.	Banalja. Auffindung der Nachhut	„	11½	1	30				
		Dritter Marsch nach dem Albert-Njansa.								
	21.	Bungangeta-Insel	„	11½	3					
	31.	Mittel-Mariri gegenüber	„	19½	6	—				
		Uebertrag:		5645						

Datum.	Name des Ortes oder Lagers.	Entfernung in Kilometer.	Entfernung in St.	Entfernung in Min.	Regen während des Monats.	Oestl. Länge.	Breite.	Erhebung über dem Meer.
					Stunden			Meter
1888.	Dritte Reise nach dem Albert-Njansa. — Fortsetzung.							
	Uebertrag:	5645						
September 1.	Mariri-Stromschnellen . . . . Wald	13	3					
2.	Ober-Mariri . . . . „	6½	4					
3.	Süd-Mupe . . . . „	8	3					
5.	Batundu . . . . „	17½	7					
8.	Elefanten-Tummelplatz . . . . „	16	6	30				
9.	Unterhalb Bandeja . . . . „	8	5	30				
10.	Bandeja . . . . „	5	3	45				
12.	Gegenüber Manginni . . . . „	16	6	30				
13.	„ Mijui . . . . „	14½	7					
14.	„ Mambanga . . . . „	14½	5					
17.	„ der Mündung des Ngula . . . . „	14½	5	30				
18.	„ einer Insel . . . . „	11½	4	45				
19.	Panga-Fälle . . . . „	6½	4	30				
20.	Lager oberhalb der Fälle . . . . „	2½	1					
21.	Nedjambi-Stromschnellen . . . . „	6½	4					
24.	Lager oberhalb Utiri . . . . „	14½	5	15				
25.	Engwedde . . . . „	14½	6	45				
26.	Avisibba . . . . „	11½	3	30				
27.	Fuß der Mabengu-Stromschnellen . . . . „	14½	6	30				
29.	Obere Stromschnellen von Mabengu . . . . „	4	4					
30.	Obere Stromschnellen von Avugadu . . . . „	17	10	—	10½			
October 1.	Avedjeli . . . . „	27½	7	30				
2.	Kleine Stromschnellen . . . . „	13½	5	30				
4.	Bavikai, N.-Ufer . . . . „	9½	4	—	—	27° 34′	N. 1° 38′	
7.	Basopo-Wasserfall, S.-Ufer . . . . . . „	6½	3					
8.	Fuß des Wasserfalls . . . . „	9½	4					
9.	Oberes Ende der Stromschnellen . . . . . „	6½	3	15	—	—	—	603
10.	Flußpferdweitung . . . . „	5	1	30	—	—	—	584

	11.	Basaido-Wasserfall	Wald	13	5	30	—	—	—	599
	13.	Avejabu	"	14½	5					
	14.	Navaija-Stromschnellen	"	11½	4	30				
	16.	Navabi-Wasserfall	"	5½	3	30				
	17.	Oberhalb Dorf Navabi	"	9½	4	30				
	18.	Unteres Ende der Amiri-Fälle	"	10½	5	30				
	19.	Oberes Ende der Amiri-Fälle	"	1½	—	30				
	22.	Stromschnellen	"	9	3					
	23.	Ugarrowwa, Nordufer	"	13	6					
	24.	Bunda	"	14½	6	30				
	25.	Gegenüber vom Lenda-Fluß	"	16	5					
	26.	Große Stromschnellen	"	12	5	30				
	27.	Oberhalb des Wasserfalls	"	13	4					
	28.	West-Avatiko	"	9	3	—	—	—	—	777
	30.	Lager im Innern	"	11½	5					
	31.	" beim Epeni-Fluß	"	9½	5	30	39	—	—	858
November	1.	Andaki	"	8	3	45	—	28° 25′	N. 1° 16′ 35″	886
	3.	Lager	"	11½	5					
	4.	"	"	13	5	45	—	—	N. 1° 16′ 38″	930
	5.	"	"	15	6	45	—	—	N. 1° 19′ 0″	
	6.	"	"	13	6	30				
	11.	"	"	5½	2	30	—	28° 42′ 15″	N. 1° 17′ 30″	
	12.	"	"	14½	6					
	13.	"	"	13½	6					
	14.	Andikumu	"	10½	4	—	—	28° 54′	N. 1° 29′ 15″	1041
	19.	Lager	"	7	3	45				
	20.	"	"	8	4					
	21.	"	"	12	5	30				
	22.	"	"	13½	6	—	—	29° 2′	N. 1° 44′	
	23.	"	"	5½	2	30				
	25.	Indemau	"	10	3	30	35¾	29° 7′ 45″	N. 1° 47′ 16″	1108
December	1.	Dui-Fluß	"	14½	5	30	—	—	—	1005
	2.	Andiuba	"	14½	5	30	—	—	—	1024
			Uebertrag:	6322½						

Datum.	Name des Ortes oder Lagers.		Entfernung in Kilometer.	Entfernung in St.	Entfernung in Min.	Regen während des Monats.	Oestl. Länge.	Breite.	Erhebung über dem Meer.
						Stunden			Meter
1888.	Dritte Reise nach dem Albert-Njansa. — Fortsetzung.								
	Uebertrag:		$6322^{1}/_{2}$						
December 3.	Abdiguhha	Wald	$9^{1}/_{2}$	3	—	—	29° 18′ 30″	N. 1° 39′	1055
4.	Ngwetsa	"	$12^{1}/_{2}$	4	30	—	—	—	1087
6.	Lager	"	12	6	30				
7.	"	"	$11^{1}/_{2}$	5	30	—	—	—	1097
8.	Hungerlager	"	$13^{1}/_{2}$	6	15	—	29° 21′ 30″	N. 1° 27′ 15″	1058
15.	Lager vom 7. December	"	$13^{1}/_{2}$	5	30				
16.	Hungerlager	"	$13^{1}/_{2}$	5	30				
17.	Ihuru-Fluß	"	8	3	30	—	—	—	1030
18.	Lager	"	8	3	45				
19.	Pflanzungen des Fort Bodo	"	$9^{1}/_{2}$	5					
20.	Fort Bodo	"	5	2	—	—	—	—	1068
23.	Zwergenlager am Kreuzweg	"	$14^{1}/_{2}$	5	30	—	—	—	1123
24.	Zwergenlager	"	8	2	30	—	—	—	1178
	Ein Theil der Truppe maschirt von Fort Bodo nach dem Ituri und von da nach dem Zwergenlager zurück		$171^{1}/_{2}$	52	—	$16^{1}/_{2}$			
1889.									
Januar 4.	Indemwani	"	8	3	—	—	—	—	1070
5.	Bei West-Indenduru	"	16	5	50	—	—	—	1100
6.	Jenseits Ost-Indenduru	"	13	3	55	—	—	—	1088
7.	Berg Pisgah	"	$15^{1}/_{2}$	4	40	—	—	—	1402
9.	Ituri-Fähre	"	—	7	—	$3^{3}/_{4}$	—	—	914
10.	Kandekore	"	1	—	15	—	—	—	1056
11.	Erstes Lager	Grasland	10	3	10	—	—	—	1133
12.	Besse	"	$9^{1}/_{2}$	2	50	—	—	—	1087
13.	Bei Mukangi	"	$15^{1}/_{2}$	4	50				
14.	Undussuma	"	13	3	50	—	—	—	1291
16.	Usansa (Gavira's Dörfer)	"	$14^{1}/_{2}$	4	30	-	—	—	1419

18.	Kavalli. Befreiung Emin Pascha's . . Grasland	13	4	10	9	—	—	1464
	Gipfel der Balegga-Hügel	—	—	—	—	—	—	1704
Februar März	Bis zum Njansa und zurück (41,8 km) zurückgelegt 19 verschiedene male	795	—	—	11 10½			
	Marsch nach dem Ituri-Fluß und zurück	151½	—	—				
	Marsch nach der Küste.							
April 10.	Von Kavalli nach Gavira	13	4	10	—	—	—	1419
12.	Undussuma	14½	4	30	43	—	—	1291
Mai 8.	Burjambiri	11½	3	45				
9.	Mittel-Udjungwa	10½	4	15	—	—	—	1250
10.	Utinda	11½	4	30				
11.	Uhobo	10½	4	15	—	30° 8′ 30″	N. 1° 11′	1514
12.	Mboga	8	3	—	—	30° 8′ 15″	N. 1° 3′	
14.	Kirjama	9½	3	45	—	30° 11′ 45″	N. 1° 0′ 30″	884
17.	Awamba-Fähre. Semliki-Fluß	16	4	45	—	30° 11′ 45″	N. 0° 53′ 45″	747
20.	Großes Dorf. Awamba . . . . Wald	4	1	30				
22.	Kleines Dorf . . . . „	13	6					
23.	Bakikundi . . . . „	6½	2	15	—	30° 11′ 45″	N. 0° 47′ 3″	
25.	Dorf . . . . „	6½	2	30				
26.	Ugarama. Waldrand . . . . „	8	3	—	—	30° 14′ 45″	N. 0° 45′ 49″	897
29.	Butama	6½	2	30	—	—	N. 0° 38′ 48″	
30.	Bukoko	11½	4	—	64¾	—	N. 0° 40′	1020
Juni 2.	Bansombe	13	5	—	—	—	N. 0° 38′	
3.	Bakokoro	5	3	—	—	—	N. 0° 37′	930
5.	Mtarega	6½	2	30	—	—	N. 0° 29′	1178
	Der höchste von Stairs erreichte Punkt unterhalb der Zwillingskegel	—	—	—	—	—	—	3254
9.	Lager im Walde	11½	4	45	—	—	—	975
10.	Ulegga. Ukondju	10	5	—	—	—	N. 0° 20′ 39″	1372
11.	Mtsora	11½	4	30	—	29° 46′ 45″	N. 0° 15′	1216
	Ebene, alter Seeboden unterhalb Mtsora . . .	—	—	—	—	—	—	1110
	Uebertrag:	7916						

Datum.	Name des Ortes oder Lagers.	Entfernung in Kilometer.	Entfernung in St.	Entfernung in Min.	Regen während des Monats.	Oestl. Länge.	Breite.	Erhebung über dem Meere.
					Stunden			Meter
	Marsch nach der Küste. — Fortsetzung.							
1889.	Uebertrag:	7916						
Juni 14.	Muhamba. Usongora	16	4	30				
	Dem oberen Semliki gegenüber	—	—	—	—	—	—	1037
15.	Karimi	13½	4	—	—	29° 49′	N. 0° 4′ 30″	1478
16.	Rusesse. Albert-Edward-See — Usongora	17½	4	45	—	29° 53′ 30″	N. 0° 2′ 30″	1131
17.	Katwe	19½	4	20	—	30° 1′ 30″	S. 0° 8′ 15″	1055
	Albert Edward-See	—	—	—	—	—	—	1008
	Salzsee	—	—	—	—	—	—	995
20.	Mukungu	30	6	45	—	30° 11′ 30″	S. 0° 1′ 30″	
21.	Muhokja	17½	4	—	—	30° 11′ 30″	N. 0° 8′	
22.	Buruli. Albert Edward-See — Toro	16½	4	15	—	30° 16′ 15″	N. 0° 13′	1012
25.	Njongi-Fluß	19½	5	45	—	30° 20′ 30″	N. 0° 19′	1012
26.	Kavandare	12	4	—	—	30° 24′ 45″	N. 0° 15′ 30″	1181
28.	Lager	10½	3	45	—	—	N. 0° 12′	
29.	Tschamlerikwa	10½	3	45	7½			
Juli 1.	Kasunga-Njansa	9½	3	—	—	30° 22′ 30″	N. 0° 0′ 45″	
3.	Katari. Ankori	14½	4	15				
4.	Kitete	13	4	45	—	30° 19′ 45″	S. 0° 11′ 45″	1320
5.	Kibwiga	8	3	—	—	—	—	1603
	Kinja magara-Kette	—	—	—	—	—	—	1878
6.	Busimba	8	2	30	—	30° 28′	S. 0° 10′	1525
9.	Kitega	14½	4	45	—	30° 31′ 30″	S. 0° 16′	1753
10.	Katara	9½	3	—	—	30° 31′	S. 0° 23′ 15″	1632
11.	Wamaganga	9	2	45	—	—	S. 0° 32′ 15″	1512
12.	Kasari	11½	3	30	—	—	—	1481
14.	Njamatoso	17	4	—	—	30° 42′ 30″	S. 0° 36′ 30″	1481
17.	Kasussu	16	1	45	—	—	S. 0° 41′	1615
21.	Namiandja	9½	3	15	—	30° 47′ 30″	S. 0° 43′	1190
22.	Wiaruha	9½	3	15	—	30° 51′	S. 0° 15′ 15″	1171

	24.	Mavona	13	4	15	—	30° 54′	S. 0° 46′ 45″	
	25.	Alexandra-Nil	17½	5					
	26.	Fähre über den Fluß	2½	—	45	—	30° 56′ 30″	S. 0° 57′ 45″	1265
	28.	Unja Katera. Karagwe	9½	2	50	—	30° 58′ 15″	S. 1° 5′ 45″	1359
	29.	Heiße Quellen bei Mtagata	17½	5	—	—	31° 0′	S. 1° 9′ 10″	
	31.	Kirurumo	14½	4	—	—	—	—	1490
August	1.	Butete	16	4	—	—	31° 7′ 15″	S. 1° 23′	
	2.	Kivona	17½	5	—	—	31° 11′	S. 1° 30′ 15″	
	3.	Kafurro	19½	6	—	—	—	S. 1° 39′ 45″	1439
	7.	Nosaka	16	5	—	—	—	—	1573
	8.	Utenga	11½	3	—	—	—	—	1524
	10.	Urigi-See	14½	4	30	—	31° 25′ 45″	S. 1° 55′ 15″	1198
	11.	Urigi-See, Kavari. Jhangiro	15½	4	45	—	31° 29′	S. 2° 0′	1198
	12.	Urigi-See, Mutara	11½	3	30	—	31° 31′ 45″	S. 2° 7′ 15″	
	13.	Ngoti	16	4	30	—	—	S. 2° 11′ 30″	
	15.	Kimwani, Victoria-Njansa. Usindja	16	5	—	—	31° 48′ 45″	S. 2° 17′ 30″	1286
	18.	Njamagodju, Victoria-Njansa	19½	4	45	—	31° 46′ 30″	S. 2° 19′ 30″	1189
	19.	Kisaho, Victoria-Njansa	21	4	45	—	31° 55′ 45″	S. 2° 30′	1189
	20.	Itari, Victoria-Njansa	21½	5	—	—	31° 14′	S. 2° 37′ 30″	
	21.	Amranda, Victoria-Njansa	20	4	30	—	31° 56′ 30″	S. 2° 48′	1176
	22.	Buanga	17½	4	—	—	31° 58′ 15″	S. 2° 56′	1207
	23.	Ujombi	29	6	45	—	32° 12′ 15″	S. 3° 0′	1277
	25.	Kamwaga	20	5	—	—	32° 22′ 15″	S. 3° 0′	1390
	26.	Umpeke	21	5	—	—	32° 30′ 45″	S. 3° 2′	1420
	27.	Französische Mission. Usambiro	24	6	—	—	32° 42′ 45″	S. 2° 59′ 15″	1344
	28.	Englische Mission, Victoria-Njansa (Makolo's)	21	4	45	15 Min.	32° 48′ 45″	S. 3° 1′ 45″	1222
Sept.	17.	Musimu, Victoria-Njansa	12	3					
	18.	Genge, nahe beim Victoria-Njansa	13½	3	30	—	32° 56′ 45″	S. 2° 53′ 45″	
	19.	Kungu, Urima. Usukuma	17	4					
	20.	Ikoma, Urima	13½	3	30	—	—	S. 3° 6′ 30″	
	21.	Muansa, Nera	14½	4	30	—	33° 16′ 15″	S. 3° 12′	
	22.	Seke, Nera	21	6	—	—	—	—	1268
	23.	Seke Kwikuru	10½	3	30	—	33° 28′ 30″	S. 3° 24′	1344
		Uebertrag:	8793½						

Datum.	Name des Ortes oder Lagers.	Entfernung in Kilometer.	Entfernung in St.	Entfernung in Min.	Regen während des Monats.	Oestl. Länge.	Breite.	Erhebung über dem Meere.
					Stunden			Meter
	Marsch nach der Küste. — Fortsetzung.							
1889.	Uebertrag:	8793½						
Sept. 25.	Sinjanga. Usukuma	19½	5	—	—	33° 25′ 45″	S. 3° 31′ 30″	1230
26.	Sinjanga Kwikuru	5	1	30				
27.	Kisumbu	18½	4	30				
28.	Masari's	16	4	—	—	33° 24′ 45″	S. 3° 32′ 54″	1162
29.	Nord-Usongo	35½	9	—	—	—	—	1420
October 1.	Mittel-Usongo	5	1	30	—	33° 26′	S. 4° 5′	
9.	Njawa	17½	4	15				
10.	Simgwisi	13	3					
11.	Mana Tombolo	18½	3	45	—	—	S. 4° 35′	
13.	Lager in der Wildniß . . . Wasser in Gruben	18½	3	45				
14.	" " " " . . . "	16	3	15	—	—	—	1253
15.	" " " " . . . "	25½	6	15	—	—	—	1161
16.	Nord-Ikungu . . . . . "	19½	4	30	—	33° 65′ 30″	S. 5° 14′ 30″	
17.	Ikungu Kwikuru . . . . "	6½	1	45				
20.	Lager in der Wildniß . . . "	29	7	10				
21.	" " " " . . . "	12	3	—	—	—	S. 5° 26′	
22.	" " " " . . . "	9½	2	10				
23.	Makomero (Utaturu)	25	6	15				
24.	Lager in der Wildniß	22½	5	30				
25.	Kapalata	5	1	10	—	34° 42′	S. 5° 40′ 30″	1340
26.	Muhalala. Ugogo	20	5	—	—	—	—	1149
28.	Mtiwi . . . . (Unjangwira)	17½	4	15	—	—	—	930
29.	Makenge's . . . . "	13	3	15	—	—	—	884
30.	Kitinku . . . . "	8	2					
31.	Lager in der Nähe von Wassergruben	10½	2	45				
November 1.	Magombja	21½	5	30				
2.	Lager in der Nähe von Wassergruben	24	6			—	—	1189
3.	Njassa	17	4	—	—	—	—	1097

November	4.	Ipala		12	2	45				
	5.	Massanga		16	3	45	—	—	—	1097
	8.	Lager in der Nähe der Wassergruben	Wüste	8	2					
	9.	Chambi	Usagara	29	6	50	—	—	—	884
	10.	Mpuapua. Deutsch-Ostafrika	"	$18\frac{1}{2}$	4	30				
	13.	Tubugwe	"	$17\frac{1}{2}$	4	15	—	—	—	1021
	14.	Mtoni	"	13	3	15				
	15.	Kibete	"	16	4	15	—	—	—	732
	16.	Kirassa	"	$14\frac{1}{2}$	3	45				
	17.	Muinji	"	$10\frac{1}{2}$	2	30	—	—	—	579
	19.	Ferahani	"	$22\frac{1}{2}$	5	45				
	20.	Wasiri	Useguhha	$11\frac{1}{2}$	2	30	—	—	—	434
	21.	Makata-Fluß	"	24	6					
	22.	Biansi	"	$14\frac{1}{2}$	3	45				
	23.	Simbamwenni	"	$18\frac{1}{2}$	4	30	—	—	—	533
	25.	Ost-Simbamwenni	"	$11\frac{1}{2}$	2	30				
	26.	Mikesse	"	21	5					
	27.	Ungerengeri-Fluß	"	$23\frac{1}{2}$	5	30	—	—	—	152
	28.	Msua	"	$27\frac{1}{2}$	6	45	—	—	—	107
December	1.	Mbiki		24	6	—	—	—	—	76
	2.	Mbujuni		$10\frac{1}{2}$	2	30				
	3.	Kibiro		20	5					
	4.	Bagamoyo		17	4	15				
	6.	Zu Wasser nach der Insel Sansibar		40						
		Total Kilometer:		$9703\frac{1}{2}$						

IV.

Abrechnung des Emin Pascha-Entsatzfonds.

Einnahmen von den Unterzeichnern des Fonds.

	£.	s.	d.
Aegyptische Regierung	14000	—	—
Baron Sir William Mackinnon	3000	—	—
Peter Mackinnon	1500	—	—
Peter Bonny in Dumbarton	1500	—	—
Baronin Burdett-Coutts	100	—	—
James Sligo Jameson	1000	—	—
Gräfin von Noailles	1000	—	—
Gray, Dawes & Co., London	1500	—	—
J. Mackinnon	450	—	—
H. T. Younger in Benmore	500	—	—
Duncan MacNeil	1050	—	—
Alexander L. Bruce, Edinburg	750	—	—
James F. Hutton, Manchester	250	—	—
Königl. Geographische Gesellschaft	1000	—	—
W. Burdett-Coutts	400	—	—
J. M. Hall	375	—	—
N. MacMichael	375	—	—
J. Silber	100	—	—
Sir Thomas Fowell Buxton	250	—	—
Oberst J. A. Grant	100	—	—
W. P. Alexander	250	—	—
A. F. Walter, von der „Times“	500	—	—
Von den Zeitungen für Briefe von H. M. Stanley:			
„Daily News“, London . . . 500 — —			
„Standard“, London . . . 250 — —			
„Daily Telegraph“, London . . . 200 — —			
„Manchester Guardian“ . . . 200 — —			
„Scotsman“, Edinburg . . . 200 — —	1350	—	—
H. M. Stanley, Rückzahlung von Beyts & Co., Suez	597	4	1
Eastern Telegraph Comp., Rückzahlung der halben Gebühren für Telegramme aus und nach Sansibar	167	4	6
Zinsen für deponirte Gelder, Ransome & Co.	171	6	4
Gray, Dawes & Co., Rückzahlung der Transportkosten	489	—	11
B. Edgington, Rückzahlung auf Rechnungen	5	6	10
S. Allnatt	3	—	—
Rev. S. Stevenson	2	2	—
African Trading Company (Verkauf von Vorräthen)	152	12	2
Gray, Dawes & Co., zurückgezahlt	30	15	2
Lord Kinnaird	100	—	—
Sampson Low, Marston, Searle & Rivington, Limited	250	—	—
	£ 33268	12	0

Ausgaben.

	£.	s.	d.
Transport- und Reisekosten	7202	3	5
Vorräthe	5046	8	4
Ausrüstung der Expedition	2307	15	7
Vorschüsse an die Träger	2027	15	4
Salaire und Provisionen	636	16	8
Telegramme	518	18	—
Versicherung	30	2	10
Aerztliches Honorar	96	4	9
Specialbote nach Chartum	65	—	—
Zwei in Afrika ausgestellte Wechsel für Waaren	225	—	—
Kleine Unkosten in London	97	14	10
Eastern Telegraph Company	35	4	1
Drucksachen	1	7	9
Kleine baare Auslagen	10	—	—
Löhne der Sudanesen (Wechsel auf Suez)	1200	—	—
Wechsel auf Edinburg	—	5	—
William Bonny's rückständiger Gehalt	242	—	—
Kapitän Nelson's Unkosten	30	9	4
Reisekosten für Stairs und Jephson	44	13	6
Unkosten auf den Dampfern „Katoria“ und „Rewa“	24	11	2
Smith, Mackenzie & Co.'s Wechsel zur Ablöhnung der Expedition	6066	18	10
Erstes Honorar an Lieutenant W. G. Stairs	400	—	—
„ A. Mounteney Jephson	400	—	—
„ Kapitän R. H. Nelson	400	—	—
„ Dr. T. H. Parke	400	—	—
„ William Bonny	200	—	—
	£ 27709	9	5

An Witwen und Waisen gestorbener Sansibariten zur Vertheilung gelangte Unterstützungen . . . . 10000 Rupien.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


in



